

**Göttingische**  
**gelehrte Anzeigen.**

Unter der Aufsicht  
der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

**Der erste Band**  
auf das Jahr 1844.



**Göttingen,**  
gedruckt in der Dieterichschen Univ.-Buchdruckerey.

# Göttingische Gelehrte Anzeigen

volume: 1844

by unknown author

Göttingen; 1844

---

## Terms and Conditions

The Goettingen State and University Library provides access to digitized documents strictly for noncommercial educational, research and private purposes and makes no warranty with regard to their use for other purposes. Some of our collections are protected by copyright.

Publication and/or broadcast in any form (including electronic) requires prior written permission from the Goettingen State- and University Library.

Each copy of any part of this document must contain there Terms and Conditions. With the usage of the library's online system to access or download a digitized document you accept there Terms and Conditions.

Reproductions of material on the web site may not be made for or donated to other repositories, nor may be further reproduced without written permission from the Goettingen State- and University Library

For reproduction requests and permissions, please contact us. If citing materials, please give proper attribution of the source.

Contact:

Niedersaechsische Staats- und Universitaetsbibliothek

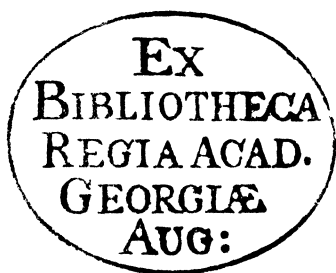
Digitalisierungszentrum

37070 Goettingen

Germany

Email: [gdz@sub.uni-goettingen.de](mailto:gdz@sub.uni-goettingen.de)





EX

BIBLIOTHECA

REGIA ACAD.

GEORGLÆ

AUG:

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

## 1. Stück.

Den 1. Januar 1844.

---

Frankfurt a. M.,

Druck und Verlag von H. L. Brönner. 1843.  
Die Entstehung der Quellen und die Bildung der Mineralquellen, nebst einem Berichte über die im Herzogthume Nassau im Sommer 1842 unterhalb Alsmannshausen neu aufgefundenene warme, und die bei Weilbach gefundene kalte Mineralquelle. Vorgetragen im geographischen Vereine in Frankfurt a. M. im December 1842, von F. Boegner, der Medicin und Chirurgie Doctor etc. 95 Seiten in Octav.

Das Geheimnis der Quellenbildung hat zwar durch die neueren, außerordentlichen Fortschritte der Geologie manche erwünschte Aufklärung gewonnen; es bleibt doch aber noch viel zu thun übrig, um den Schleier vollkommen zu lüften, der auf jenem wunderbaren Naturproceß ruhet. Eine vollständige Quellentheorie hat zuvörderst das Eindringen des atmosphärischen Wassers in das Innere der Erde, sodann die Veränderungen, welche es hier erleidet, und endlich die Art und Weise,

wie es in der Form von Quellen wieder an die Oberfläche gelangt, zu berücksichtigen. Um diese Hergänge zu erklären, ist nicht allein eine genaue Kunde von der Structur der Erdrinde, sondern auch Bekanntschaft mit den Bestandtheilen ihrer verschiedenen Lagen und den im Inneren der Erde vorgehenden Processen unentbehrlich. Ueber Manches können unmittelbare Erfahrungen gesammelt, Vieles kann aber nur durch Schlüsse ermittelt werden. Der Verfasser der vorliegenden Schrift hat den Umfang jener Aufgabe im Ganzen richtig erkannt und mit umfassender Sachkenntnis sie zu lösen sich bemühet. In einem anziehenden, geistreichen Vortrage hat er eine gedrängte Darstellung der Quellentheorie gegeben, die sich streng an die Erfahrung hält, und die aufgestellten allgemeinen Sätze durch treffend gewählte Beyspiele belegt und erläutert. Uebrigens enthält die Schrift mehr Andeutungen als specielle Ausführungen. Auch ist sie nicht in allen Theilen der Theorie in gleichem Grade vollständig. Der Verfasser geht von der Natur der Süßwasserquellen aus, handelt dann von dem Unterschiede zwischen ihnen und den eigentlichen Mineralquellen, und theilt diese in zwey Hauptclassen, in oberflächlich entstehende und solche, welche aus bedeutender Tiefe kommen. Er leitet die letzteren von dem vulcanischen Prozesse ab; er zeigt, daß sie da sich finden, wo bedeutende Zerreißen underspaltungen der Gebirgskzüge sich erkennen lassen, und entwickelt mit besonderer Genauigkeit den Gang ihrer Bildung. Es werden die Bestandtheile der Dämpfe betrachtet, welche den feuerspendenden Bergen entsteigen und in ihnen dieselben Salze und Gasarten nachgewiesen, welche in Mineralquellen enthalten sind. Der Vf. nennt die Thermen Wasservulcane, und sieht sie

als den Stamm an, der den Sauerlingen ihre Entstehung und höhere Temperatur gibt. Er zeigt, daß bey den meisten Mineralquellen ein periodisches Strömen, wie auch bey trockenen Gasquellen Statt findet. Er gibt an, welche Bestandtheile und in welcher Menge sie durch Mineralquellen auf die Oberfläche kommen, und thut dar, daß vulcanische Quellen bis zu ihrer Mündung einen langen Weg zurück legen, daher keine Besorgnis für die Umwohner solcher Gegenden begründet ist. Endlich wird angedeutet, daß vulcanische Quellen Schutzmittel gegen Erdbeben, Sicherheitsventile für die betreffenden Gegenden sind.

Nicht in gleichem Grade befriedigend sind die Mittheilungen des Verfassers über die Bildung der in geringerer Tiefe entstehenden Quellen. Doch hätten auch diese wohl eine genauere Betrachtung verdient, da sie die verbreitetsten und darum für den Menschen, wie für den ganzen Haushalt der Natur gerade die wichtigsten sind. Der Einfluß, den die Beschaffenheiten der Erdrindemassen, zumahl der verschiedenen Flözlagen, auf ihre Bestandtheile äußern, so wie die von den Lagerungs- und Structurverhältnissen der Gebirgsmassen abhängige Ansammlung, Fortleitung und Zutageförderung derselben, bieten manigfaltige Gegenstände der Forschung auf einem im Ganzen noch wenig bearbeiteten Felde dar. Zur Urbarmachung desselben sollte der Umstand besonders auffordern, daß hier weit mehr als bey Erforschung der vulcanischen Quellen, unmittelbare Beobachtungen möglich sind. Auch dürfte die Auffindung der Gesetze, nach welchen die Construction des Erdgezimmers die ruhige und stätige Bildung und Fortführung der aus geringerer Tiefe kommenden Quellen bewirkt, wenigstens ein nicht geringeres Interesse gewähren.

können, als die Ergründung des dem revolutionären Wesen des Vulkanismus entsprechenden, tumultuarischen Bildungsprocesses der tieferen Quellen, und ihres heftigeren aber mehr ungleichmäßigen, und von gewaltsamen Zerrüttungen des Erdgezimmers abhängigen Empordringens.

Die bey obiger Schrift befindlichen beiden Anlagen erstatten kurzen Bericht über die unterhalb Asmannshausen am Rhein und bey Weilbach im Sommer 1842 neu aufgefundenen Mineralquellen, wodurch der bewundernswürdige Reichthum des Herzogthumes Nassau an Mineralwässern der mannigfaltigsten Art sich noch vergrößert hat. Die Quellen von Asmannshausen gehören zu den warmen, aber an festen Bestandtheilen armen; wogegen das Mineralwasser von Weilbach zu den kalten alkalischen Quellen zu zählen ist.

### B e r l i n ,

Dehmigkes Buchhandlung (S. Bülow). 1843.  
Die abgestorbenen Wortformen der deutschen Sprache. Für Lehrer und Freunde der Muttersprache erläutert von F. Zinnow. VIII und 196 Seiten in Octav.

Unter diesem nicht ganz zweckmäßig gewählten Titel\*) gibt der Verf. eine etymologische Erklärung mehrerer ursprünglich deutscher und einiger Fremdwörter nach den Resultaten, welche auf dem Wege der historischen Sprachforschung namentlich durch Grimm und Graff sich heraus gestellt haben. Neues ist nicht hinzu gethan, sondern nur

\*) Abgestorbene Wortformen sind dem Vf. nach S. 3. alle diejenigen, von welchen gilt, daß die Wortform mit ihrer Bedeutung nicht mehr übereinstimmt.

eine Reihe von Einzelheiten zusammen gestellt, welche sich im althochdeutschen Sprachschätze und in Grimms Grammatik zerstreut finden, wie sie sich etwa ein Leser dieser Werke, welcher vorzüglich auf das Neuhochdeutsche Rücksicht nähme, besonders anmerken würde.

Der Verfasser behandelt in alphabetischer Folge zunächst Fremdwörter, dann deutsche Wörter, A mit entstellten Wortformen, B mit nicht entstellten Wortformen; wobey jedes Mahl noch die Wörter, deren Wurzel ausgestorben ist, von denjenigen geschieden werden, deren Wurzel noch fortlebt. Diese Anordnung mag für den Leser in so fern practischen Nutzen haben, als so manches Wort, dessen Erklärung gesucht wird, leicht aufzufinden ist; sie kann aber die wissenschaftliche Anordnung nach Wurzeln und Ableitungen, welche der Verf. S. 14 nicht hätte angreifen und für unzulänglich erklären sollen, nicht ersetzen. Da ferner die Kenntniß einzelner Etymologien an und für sich wenig Frucht bringt, namentlich nicht tiefer in die geschichtliche Entwicklung einer Sprache dringen läßt, wenn sie sich nicht mit der Einsicht in das Verhältniß der Laute und Flexionen verbindet, so müssen wir es gleichfalls tadelnswerth finden, daß die Lautlehre, die Basis aller etymologischen Forschungen, fast ganz unbeachtet gelassen, die Flexionslehre aber nur obenhin berührt ist. Besser wäre es jedenfalls gewesen, wenn beide Lehren gleichfalls berücksichtigt wären, und somit der erste Theil der Grammatik in einer zweckgemäßen kurzen Darstellung gegeben wäre. Desungeachtet mag ein Buch wie das vorliegende nicht ohne Nutzen gelesen werden, wenn es, was der Verf. auch nur beabsichtigte, zu einem tieferen gründlicheren Studium der Muttersprache anregt; sollte

daselbe aber (was freylich auch zu befürchten steht) gleichsam nur als Surrogat für wissenschaftlichere und ausführlichere Werke dienen, so wäre es besser gar nicht unternommen.

Einseitiges und Falsches tritt an manchen Stellen hervor, so bald der Verfasser selbst spricht. So z. B. wenn S. 9 gesagt wird: 'zum Ausdruck der einfachsten Beziehungen der Begriffe reichte ursprünglich der Ablaut und Umlaut aus, und erst um entferntere Beziehungen auszudrücken, wurden Flexionsendungen und Zusammensetzungen gebraucht' wornach gegen das Ergebnis der historischen Sprachforschung der Umlaut ursprünglicher als die Flexion erscheinen würde; ferner wenn S. 50 von dem Zeitworte mögen behauptet wird, es sey im Althochdeutschen noch ganz regelmäßig, woraus hervor geht, daß der Vf. die Conjugation der Verba der zweyten Anomalie nicht verstanden hat; eben so wenn nach S. 51 das Zeitwort werden im Althochdeutschen unregelmäßig seyn soll, weil das Präsens nach einem bekannten Lautgeseze *wirdu* lautet u. A. Auch werden zu häufig neuhochdeutsche Worte für entstellte erklärt, deren Verschiedenheit vom Althochdeutschen nur durch organische Lautveränderung hervor gebracht ist. Der Druckfehler sind nicht wenige.

### B e r l i n,

Typis et impensis G. Reimeri. 1842. Sextus Empiricus ex recensione Immanuelis Bekkeri. IV und 815 Seiten in gr. Octav.

Der letzte Herausgeber des Sextus, J. A. Fabricius, hatte drey Handschriften benutzt, einen codex Servilianus zu Orford, den Zeizer und Breslauer. Die beiden letzteren hat Bekker von Neuem

verglichen, die Lesarten des ersten aus Fabricius geschöpft. Die wichtige Königsberger Handschrift auf Pergament, welche aber nur die libri *ἀντιόχητικοί* enthält, war noch gar nicht benutzt. Auch die übrigen Hdschr. enthalten nicht alle Bücher zusammen.

Mit diesen Hilfsmitteln ausgerüstet hat Bekker eine neue Recension des Textes geliefert. Auch auf die werthvolle Uebersetzung der *ἀντιόχητικοί* von Gentianus Hervetus ist Rücksicht genommen. Die Benediger, Florentiner und Münchner Hdschr. hat Bekker eingesehen, allein als fehlerhaft und in den Lücken zusammenstimmend bey Seite gelassen. Indes bey schwierigen Stellen finden wir doch auch sie zu Rathe gezogen, wie p. 403 sqq. in der berühmten Stelle des Kritias oder des Euripideischen Sisyphos. Die *ἀντιόχητικοί* erscheinen hier nach ihrer richtigen schon von Fabricius erwiesenen Ordnung.

Der Text ist im Ganzen recht gut erhalten und die Abweichungen der Codd. sind nicht groß. Neben ihren Lesarten hat Bekker auch die beachtenswertheften Emendationen der Critiker namhaft gemacht u. Verweisungen auf neuere Fragmentsammlungen oder die vom Sertus zur Sprache gebrachten Lehren erörternde Werke, wie Ritters, Brandis, Krißches und ähnliche Schriften, dem Texte untergesetzt. Ein äußerst genauer Index von 762—815 ist für den Inhalt der Werke des Sertus wie für Lexikon u. Grammatik von besonderer Wichtigkeit. Die äußere Ausstattung ist ganz das Gegentheil von den 'Reimerschen Sudeldrucken' berücksichtigten Andenkens.  
F. W. G.

B o n n,

bei L. Habicht. 1843. Conrad von Hochstaden,



Erzbischof von Köln und Gründer des kölnner Doms. Von Jacob Burckhardt. VII und 157 Seiten in Octav.

Das Bekenntniß des Vfß im Vorwort, daß er sich bey dieser Schrift nur gedruckter Werke habe bedienen können, seine, von jedem Freunde der Geschichte getheilte, Klage über den Mangel eines Urkundenbuches von Cöln erklärt zur Genüge das Aphoristische der Erzählung, den Mangel an einer schrittweise fortschreitenden Entwicklung in diesem Werke, welches durchgängig die Spuren großer Belesenheit und einer gesunden Critik zeigt. Das Ringen der welfischen Partey in Deutschland gegen den gebannten Friedrich II., die Wahl Wilhelms von Holland, die zerrissene Zeit des Interregnums, während welcher Erzbischof Conrad zu einer so bedeutenden Rolle berufen war, bietet an und für sich ein reiches Feld für historische Darstellung. Kommt dazu die interessante Persönlichkeit des Erzbischofs, die Schilderung der Entwicklung des städtischen Lebens von Cöln, Erscheinungen wie die eines Albertus Magnus, welche, ob sie auch nicht unmittelbar in das Leben von Conrad eingreifen, hier an uns vorüberziehen, so wird man gestehen, daß der in fließender Sprache und keinesweges vom ultramontanen Standpunct aus behandelte Gegenstand, wohl geeignet ist, den Leser zu fesseln. Dagegen muß man freylich aus den obengenannten Gründen beklagen, daß die Darstellung, statt auf Urkunden zu beruhen und durch diese motiviert und erläutert zu werden, sich häufig sprungweise bewegt und vorzugsweise bey solchen Gegenständen verweilt, über welche die Mittheilungen gedruckter Quellen und Abhandlungen am reichlichsten fließen.

# G ö t t i n g e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

## 2. 3. Stück.

Den 4. Januar 1844.

---

### G ö t t i n g e n .

Der Königl. Societät der Wissenschaften wurde am 19. December von dem Prof. Wöhler eine von dem Studierenden W. Knop im academ. Laboratorium angestellte chemisch=physiologische Untersuchung über die Flechten vorgelegt, aus der wir den folgenden Auszug mittheilen.

Ueber die Flechten, sagt der Verf., sind schon früher manche Untersuchungen vorgenommen worden, die besonders auf die für technische oder medicinische Anwendungen merkwürdigen Arten dieser Familie, oder auf die aus ihnen dargestellten, als Farbmaterien benutzten Stoffe gerichtet waren. Von nicht geringerem Interesse scheint es zu seyn, eine möglichst große Anzahl von verschiedenen Flechten mit Rücksicht auf Pflanzenphysiologie zu untersuchen, indem man bey der Einfachheit der Organisation dieser Gewächse erwarten dürfte, weniger Schwierigkeiten anzutreffen, als bey höher organisierten, um dann aus den chemischen Eigenschaften der Vegetationsproducte und deren Um-

wandelungen auf die Bedeutung dieser für die Oeconomie der Gewächse Schlüsse ziehen zu können. Während der Vf. mit einer aus solchem Gesichtspuncte unternommenen Untersuchung beschäftigt war, wurde ihm bekannt, daß auch zwey andere Chemiker, die Herren Heldt und Kochleder, denselben Gegenstand aufgefaßt hatten, was Veranlassung gab, daß sich diese mit dem Verf. vereinigten und in den obnehin sich vielfach verzweigenden, ausgedehnten Gegenstand mit ihm theilten. Während jene Chemiker die Zersetzungsprouducte der Lecanorsäure, die Flechtenfaser und mehrere einzelne Flechtenspecies zum Gegenstande ihrer Untersuchung machten\*) beschäftigte sich der Verf. zunächst mit dem Studium eines von ihm entdeckten, in den Flechten sehr allgemein vorkommenden und für ihre Physiologie ohne Zweifel sehr bedeutungsvollen Stoffes, der Usninsäure, so benannt nach der Gattung *Usnea*, in deren Species er ihn zuerst aufgefunden hatte.

Zur Darstellung der Usninsäure wandte der Vf. bisher an: *Usnea florida* Hoffm. *U. hirta* Hoffm. *U. plicata* Fries., für welche Formen sich keine merklichen Verschiedenheiten in Beziehung auf die Quantität dieses Stoffes heraus stellten, wiewohl die Flechten zu verschiedenen Jahreszeiten und von verschiedenen Standorten gesammelt wurden. Die Flechten wurden geschnitten, mehrere Tage mit Aether bey gewöhnlicher Temperatur maceriert, der Aether abfiltriert, und bis auf einen geringen Rückstand abdestilliert, welcher mit etwas Alkohol versetzt bey dem Erkalten diesen Körper in feinen prismatischen Krystallen von schwefelgelber Farbe fallen läßt, die man durch Waschen mit heißem Alkohol rein erhalten kann.

\*) Annal. der Chemie und Pharm. B. 48. p. 1.

Auf diese Weise erhält man die Usninsäure in prismatischen Krystallen von einer rein schwefelgelben Farbe. Die Krystalle bilden bey dem Reiben ein etwas blaßeres Pulver, das sehr elektrisch ist, sie schmelzen bey 200° zu einer gelben durchsichtigen harzartigen Flüssigkeit, die bey dem Erstarren sich wiederum leicht zu Krystallen zusammen zieht. Bey erhöhter Temperatur zerseht sie sich unter Entwicklung eines, die Athmungsorgane heftig angreifenden Dampfes, der leicht entzündlich ist und einen eigenthümlichen Geruch besitzt. Der Dampf seht an kalte Körper unveränderte Krystalle von Usninsäure ab, die man bey zweckmäßiger Vorrichtung in größeren Krystallprismen und Blättern erhalten kann. Die Temperatur, wobey die Zersehung eintritt, liegt nahe über dem Schmelzpunkte und fällt mit der Temperatur, bey welcher der Körper sich zerseht, fast zusammen. Man erhält einen Rückstand einer sehr schwer verbrennlichen Kohle.

Gegen Wasser verhält sich die Usninsäure wie ein Harz, sie beneht sich damit nicht. Gewöhnlicher Alkohol löst kalt kaum etwas davon auf, siedend so wenig, daß man die Krystalle ohne merklichen Verlust damit waschen kann. Von Aether wird sie bey gewöhnlicher Temperatur nur sehr schwer und langsam aufgelöst, siedender Aether löst sie beträchtlich auf und seht sie in durchsichtigen schwefelgelben zerbrechlichen Krystallen bey dem Erkalten ab. Erhält man diesen Körper auf irgend eine Weise, wie z. B. durch Zersehung eines in Wasser löslichen Salzes desselben in sehr feiner Vertheilung, so kann seine Farbe oft ganz weiß erscheinen; unter allen diesen Umständen nimmt er die schwefelgelbe Farbe wieder an, wenn man ihn in größeren Krystallen durch Auflösen in Aether

und  $\text{A}$  bdestillieren desselben zu erhalten sucht. In siedendem Terpentinöl löst er sich eben so wie in heißen fetten Oelen und krystallisiert beym Erkalten mit derselben Farbe wieder heraus. Demnach muß man die gelbe Farbe als der  $\text{Usninsäure}$  eigenthümlich betrachten, wie es auch die weitere Untersuchung der Salze bestätigt.

In concentrirten Auflösungen der ährenden Alkalien löst sich die  $\text{Usninsäure}$  besonders leicht beym Erwärmen auf, und bildet damit die Salze, die weiter unten beschrieben sind; aber bey Ueberschuß von  $\text{Aekkali}$  haben diese Lösungen noch mehr, als die Salze an und für sich, die Neigung sich an der Luft in eigenthümliche gefärbte Stoffe zu verwandeln. Eine concentrirte  $\text{Aekkalilauge}$  verwandelt die  $\text{Usninsäure}$  bey Luftzutritt in einen Körper, der die Flüssigkeit tief carminroth färbt, und durch Säuren aus dieser Lösung mit goldgelber Farbe gefällt wird. Schmilzt man diesen Niederschlag, so entweicht Wasser und es bleibt ein carminrother Farbestoff zurück, welcher von conc. Schwefelsäure mit carminrother Farbe gelöst wird. Wasser fällt ihn wieder mit gelber Farbe. Löst man den gelben Körper in verdünnter Kalilauge, so färbt er die Flüssigkeit wieder roth, Schwefelwasserstoff verändert ihn in dieser Lösung nicht.

Weitere Einwirkung von Kali bey Luftzutritt verändert diesen Körper noch mehr, man erhält beym Neutralisiren braune Niederschläge, die immer mehr dunkel ausfallen, endlich erhält man eine theerartige Masse, die zu einem schwarzen, klebenden Körper eintrocknet.

Wendet man Ammoniak an, so erhält man einen ganz ähnlichen Verlauf der Verwandlungen, nur gehen sie viel langsamer vor sich und man hat in der Auflösung stäts Gemenge verschieden

oxydierter Körper. Die Lösung nimmt endlich eine weinrothe Farbe an, die durch Schwefelwasserstoff nicht merklich verändert wird.

Das Verhalten der Säure zu kohlensauren Alkalien wurde benutzt, um die Salze, die sie bildet, darzustellen, und in Verbindung mit den durch die Verbrennungsanalyse gefundenen Zahlen die Formel und das Atomgewicht der Säure festzustellen.

Das Kalisalz erhält man, wenn die Säure völlig von den sie in den Flechten begleitenden Harzen frey ist, durch Kochen einer Lösung von kohlensaurem Kali im Ueberschuß mit der Säure. Da dieses Salz schwer löslich ist, so scheidet es sich bey dem Erkalten in seidenglänzenden Schuppen aus und kann durch Umkrystallisiren leicht gereinigt werden. Die Darstellung dieses Salzes gelingt überaus leicht, wenn die Säure rein war; hängen aber nur höchst geringe Mengen der erwähnten Harze an, so krystallisirt es viel schwerer, und da sich das Salz in Auflösung leicht oxydirt, so verliert man leicht die angewandte Substanz, indem die entstandenen Zersetzungproducte die Krystallisation ebenfalls verhindern. Das so erhaltene Salz enthält Krystallwasser, verliert dieses sehr leicht bey gewöhnlicher Temperatur, und da es vermöge seiner schuppigen Beschaffenheit viel Wasser mechanisch einschließt, so konnte der Wassergehalt nicht mit Sicherheit bestimmt werden.

0,457 des bey 100° getrockneten Salzes gaben bey dem Glühen einen Rückstand von 0,074 kohlensaurem Kali = 0,0546 Kali = 11,05 Procent.

Das Natronsalz verhält sich dem Kalisalz sehr ähnlich, nur zersetzt es sich viel leichter, seine Auflösung setzt schon bey dem Sieden gelbe Flocken eines sauren Salzes ab.

Das Ammoniakſalz erhält man kryſtallifirt, wenn man in ein Gemenge von Uſninsäure und abſolutem Alkohol einen Strom Ammoniakgas leitet, durch freywillige Kryſtallifation. Es zerſetzt ſich bey dem Sieden mit Waſer, indem dieſes Ammoniak daraus aufnimmt. Uebergießt man gepulverte Uſninsäure mit einer Auflöſung von kohlenſaurem Ammoniak, ſo nimmt ſie Ammoniak daraus auf, die entſtandene Verbindung iſt in der Löſung von kohlenſ. Ammoniak unlöslich, aber ſie löſt ſich nach dem Auswaſchen deſſelben in Waſer auf. Bey dem Sieden in Waſer wird ſie wie das obige Salz zerlegt. Bringt man Uſninsäure unter ein Gefäß, unter welchem Ammoniak oder kohlenſaures Ammoniak verdampft, ſo nimmt ſie gleichfalls Ammoniak auf und verliert dabey ihre gelbe Farbe; aber ſie verändert ſich in dieſer trocknen Verbindung ſehr langſam.

Von allen Salzen der Uſninsäure iſt das Kalisalz das beſtändigſte, es eignet ſich am beſten um die Erd- und Metallorydſalze durch Wechſelzerſetzung darzuſtellen, indem man mit deren neutralen Salzlöſungen die Löſung des Kalisalzes fällt. Dieſe Salze ſind faſt alle in Waſer unlöslich, ſie ſcheiden ſich daher ſogleich in amorphem Flokken ab, die ſich bey dem Erhizen meiſtens in mikroſkopiſche Kryſtallkörner zuſammen ziehen. Alkohol löſt die waſerhaltigen leicht auf, Aether zieht einen Theil der Uſninsäure aus.

Das Barytsalz iſt unter dieſen das ausgezeichnete. Man erhält es durch Fällung einer Chlorbariumlöſung durch die Auflöſung des Kalisalzes. Das anfangs amorph ausgeſchiedene Salz verwandelt ſich bey dem Erhizen bis zum Sieden ſogleich in blendend weiße Kryſtallſchuppen.

Das auf dieſe Weiſe erhaltene Salz, enthält

Krystallwasser. Es verliert dieses eben so leicht wie das Kalisalz. Da man dieses Salz leicht rein erhalten kann, so wurden damit zwey Barytbestimmungen vorgenommen.

1. 0,296 dieses bey 100° getrockneten Salzes gaben bey'm Glühen und nachherigen Behandeln mit kohlen-saurem Ammoniak einen Rückstand von 0,066 kohlen-saurem Baryt = 17,32 Procent Baryt.

2. Auf dieselbe Weise bereitetes, aber noch ein Mahl aus Alkohol krystallisiertes Salz wurde bey 100° getrocknet.

0,329 des trocknen Salzes gaben einen Rückstand von 0,074 kohlen-saurem Baryt = 17,47 Procent.

Das getrocknete oder das aus starkem Alkohol ein Mahl krystallisierte Barytsalz löst sich nicht wieder in Alkohol, wenn man es nicht zuvor längere Zeit mit Wasser digeriert, während welcher Zeit es aber in der Regel schon verändert wird und eine unreine Farbe annimmt. Die übrigen Salze dieser Säure mit den Erden sind viel weniger deutlich krystallinisch.

Die Salze der Metalloxyde erhält man auf ähnliche Weise, sie scheiden sich als amorphe Flocken aus, wenn man durch ihre neutralen Salze das Kalisalz fällt. Mit einem Ueberschusse des Fällungsmittels geben die meisten in heißem Wasser lösliche Verbindungen, die bey'm Erkalten wiederum flockige Niederschläge fallen lassen.

Das Kupferoxydsalz hat eine constante Zusammensetzung, wenn man einen Ueberschuß des Fällungsmittels vermeidet. Es erscheint als ein grasgrünes Pulver, welches sehr elektrisch ist. Das zur Bestimmung des Kupferoxydes angewandte, wurde durch Fällung des Kalisalzes mit einer Auf-



lösung von neutralem salpetersauren Kupferoxyd erhalten.

0,461 des bey 100° getrockneten Salzes gaben 0,047 Kupferoxyd = 10,2 Procent.

Eine zweyte Bestimmung gab 10,28, eine dritte 10,43 Procent. Alle diese Salze werden leicht durch die starken und schwachen Säuren zersezt, mit Ausnahme der Kohlensäure.

Mit Hilfe dieser vier Bestimmungen der Salze, vereint mit den durch die Elementaranalyse erhaltenen Zahlen, läßt sich die Formel für die Säure, so wie das Atomgewicht derselben feststellen.

Bey der Elementaranalyse wurde gegen das Ende der Verbrennung Sauerstoffgas über das Kupferoxyd geleitet, indem mehrfach wiederholte Analysen, auf die gewöhnliche Weise mit Kupferoxyd allein angestellt, nicht zu genügender Uebereinstimmung gebracht werden konnten, was theils in der Schwerverbrennlichkeit der Kohle, die die Säure hinterläßt, theils in der Sublimierbarkeit derselben seinen Grund hat.

I. 0,32 der bey 100° getrockneten Säure gaben 0,14 Wasser und 0,748 Kohlensäure = 4,85 Procent Wasserstoff = 63,8 Kohle.

II. 0,358 auf dieselbe Weise getrocknete Substanz von einer zweyten Bereitung gaben 0,16 Wasser und 0,836 Kohlensäure = 4,95 Proc. Wasserstoff und 63,76 Kohle.

III. 0,397 bey 100° getrocknetes Kupferoxydsalz gab 0,832 Kohlensäure und 0,157 Wasser = 4,38 Procent Wasserstoff = 57,2 Procent Kohle. Aus diesen Zahlen berechnet sich die Formel der Säure

38 Atome Kohlenstoff = 2854,56

34 — Wasserstoff = 212,16

14 — Sauerstoff = 1400

und das Atom der Uninsäure = 4467

2. 3. St., den 4. Januar 1844. 17

Berechnet man aus diesem Atomgewichte die procentische Zusammensetzung der Säure und der Salze, so erhält man durch folgenden Vergleich Zahlen, die mit den gefundenen zur Genüge überein stimmen.

Für die Usninsäure

	berechn.	gesund.
1. 38 At. Kohlenstoff	63,9	63,8
2. . . . .	63,9	63,76
1. 34 At. Wasserstoff	4,75	4,85
2. . . . .	4,75	4,95

Für das Kupferoxydsalz

	berechn.	gef.
1 At. Kupferoxyd = 495,7	10,0	10,2
38 — Kohlenstoff = 2854,5	57,5	57,2
34 — Wasserstoff = 212,2	4,3	4,38
14 — Sauerstoff = 1400,0	28,2	
	<hr/>	
	4962	100,0

Für das Kalisalz

	berechn.	gef.
1 At. Kali = 589,9	= 11,66	11,01
1 At. Säure = 4467,0		
	<hr/>	
	5057	

Für das Barytsalz

	berechn.	gefunden
		I. II.
1 At. Barytsalz = 956,8	— 17,66	17,47 17,32
1 — der Säure = 4467,0		
	<hr/>	
	5424	

Hieraus geht also hervor, daß die Zusammensetzung der freien Usninsäure sowohl, als die der an Basen gebundenen durch die Formel  $C^{38}H^{34}O^{14}$  ausgedrückt werden muß, woben es allerdings ein auffallender und ungewöhnlicher Umstand ist, daß die krystallisierte Säure kein basisches, durch an-

dere Säuren abscheidbares Wasser zu enthalten scheint. Indessen ist es möglich, daß sie dieses Wasseratom unter Umständen wirklich aufnehmen kann, daß sie es aber bey ihrer schwach sauren Natur eben so leicht fahren läßt, wie die anderen Basen. Nimmt man in der krySTALLISIRTEN Säure einen Wassergehalt an, der bey der Vereinigung mit den oben genannten Basen abgeschieden würde, und berechnet man in dieser Voraussetzung die Procentmengen dieser Basen und den Kohlenstoff und Wasserstoff im Kupfersalz, so erhält man Baryterde = 18,0 Kupferoxyd = 10,22 Kali = 11,9 Kohlenstoff = 58,8 Wasserstoff = 4,6 Zahlen, die alle höher sind als die wirklich gefundenen Mengen und die also deutlich zeigen, daß bey der Vereinigung der Usninsäure mit den übrigen Basen kein Wasser ausgeschieden wird.

Nimmt man in der Usninsäure 1 Aequiv. Wasserstoff weniger an =  $C^{38}H^{32}O^{14}$ , so kann ihr Atom durch die halbe Atomenanzahl der Elemente ausgedrückt werden =  $C^{18}H^{16}O^7$ , wonach dann die oben genannten Salze zweifach saure Salze seyn würden =  $Ba + 2C^{18}H^{16}O^7$ .

Berechnet man dann hieraus die Procentmengen, so erhält man Kohlenstoff = 64,09 Wasserstoff = 4,48 Kupferoxyd = 10,0 Kali = 11,69 Baryt 17,6, welche Zahlen aber ebenfalls nicht so gut mit den gefundenen überein stimmen, als die Procentmengen der erst gesuchten Formel.

Die schwächeren Säuren wirken nicht auf die Usninsäure ein, eben so wenig Chlor. Rauchende Salpetersäure zerstört sie im Kochen. Conc. Schwefelsäure löst sie zunächst unverändert, und gibt bey dem Neutralisiren mit kohlen-saurem Baryt schwefel-sauren Baryt und das oben beschriebene Barytsalz, welches man mit Weingeist ausziehen kann.

In allen Flechten, in welchen der Vf. Usninsäure fand, wurde sie begleitet von gelben oder grünen Farzen, die mit der Usninsäure die Eigenschaft theilen von Ammoniak an der Luft in rothe Farbstoffe verwandelt zu werden, die sich aber von den aus der Usninsäure erzeugten schon durch ihr Verhalten zu Schwefelwasserstoff unterscheiden, indem sie dadurch entfärbt werden.

In Bezug auf die Physiologie der Flechten sind die oben erwähnten, aus dieser Säure gebildeten Farbstoffe von Interesse, indem sie über die Bedeutung dieser Säure für die Flechten, die sie enthalten, Aufschluß zu geben scheinen. Der Verf. hält es für unzweifelhaft, daß diese Säure das Material, sowohl zur Färbung des thallus als zu der der Fruchtscheiben darbietet. Es möchte indessen für den größten Theil der Flechten unmöglich seyn, eine hinreichende Menge dieser Farbstoffe für eine chemische Untersuchung aus den Fruchtscheiben zu gewinnen, dagegen schien es leichter ausführbar, die ausgezeichneten rothen Farbstoffe mancher Cladonien durch Auffindung eigenthümlicher Reactionen mit den aus der Usninsäure erhaltenen zu vergleichen. Zu dem Ende wurden die folgenden Species: *Cladonia digitata* Fries, *Cl. macilenta* Fries, *Cl. bellidiflora* Fries einer genaueren Prüfung unterworfen. Man sieht in diesen Flechten die fruchtbaren Schläuche begleitet von parallelen fadenförmig cylindrischen Zellen, die von der bläseren Basis aus, nach den Spitzen zu tiefer roth, durch einen körnigen Niederschlag gefärbt erscheinen. Ammoniak löst diesen Farbstoff leicht auf und färbt sich weinroth, Natrium zieht denselben ebenfalls aus und färbt sich ähnlich, Schwefelsäure löst ihn mit tief carminrother Farbe und läßt ihn bey Wasserzusatz mit goldgelber Farbe

fallen. Schwefelwasserstoff entfärbt die alkalischen Lösungen nicht. Man sieht, daß diese Reactionen mit denen des aus der Usninsäure bey Gegenwart von Kalkali erzeugten Drydationsproductes und denen des daraus durch Schmelzen erhaltenen rothen Farbestoffes überein stimmen. Es war oben gleichfalls bemerkt, daß die fortgesetzte Beförderung der Drydation der Usninsäure die Farben der beym Neutralisiren des dazu angewandten Kalkalis erhaltenen Niederschläge immer mehr braun ausfallen läßt. Beobachtet man die Fruchtscheiben der oben erwähnten Cladonien in der Natur, so findet man, daß ihre Farbe zuerst scharlachroth, dann carminroth und endlich braun bis schwarzbraun wird. Eben so wird man bey Vergleichung derjenigen Flechten, in welchen ich bisher Usninsäure fand und die weiter unten aufgezählt sind, finden, daß ihre Fruchtscheiben entweder mit dem thallus gleich gefärbt, oder sich durch braune, rothbraune, carminrothe und schwarze Farben auszeichnen. Eben diese Reihe verschiedener Farben erhält man, wie oben angeführt wurde, aus der Usninsäure, wenn man sie auf oben angeführte Weise in verschiedenen Graden zur Drydation veranlaßt. Da nun sowohl die fruchtbaren, als die noch unfruchtbaren Individuen Usninsäure enthalten, so scheint diese in der That in den Flechten eine ähnliche Umwandlung zu erleiden. Wollte man nun einen Versuch machen die obige chemische Untersuchung zu benutzen um die Art und Weise dieser Veränderung, so wie die Form, in welcher die Säure in den Flechten vorhanden ist, nachzuweisen, wobei man gewis berücksichtigen muß, daß abgesehen von der Lebensthätigkeit der Gewächse, auch nicht einmahl die mechanische Wirkung der Zellen als völlig unwesentlich betrachtet werden darf, so

wäre zunächst die Möglichkeit einer Auflösung dieser Säure aufzusuchen. Da die Usninsäure sich gegen Wasser wie ein Fett verhält, da sie ferner durch alle Säuren mit Ausnahme der Kohlensäure aus ihren Salzen ausgetrieben wird, so muß es zunächst unmöglich erscheinen, daß die Usninsäure mit den Basen pflanzensaurer Salze unmittelbar in Verbindung treten könne. Berücksichtigt man aber, daß die Flechten das Wasser mechanisch wie ein Fließpapier einsaugen, so würde sich zugleich ergeben, daß das kohlen saure Ammoniak des Regenwassers und des Bodens als solches in die Flechten gelange. Es ist nun oben bey den Eigenschaften der Usninsäure bemerkt, daß sie aus einer Auflösung von kohlen saurem Ammoniak das Alkali aufnehme und eine lösliche Verbindung damit an Wasser abgebe, wodurch zugleich die nöthigen Bedingungen gegeben sind, um mit den vorhandenen Salzen durch Wechselersetzung jene oben beschriebenen Verbindungen eingehen zu können, welche die Eigenschaft haben sich am Zutritte der Luft durch Oxydation in eigenthümlich gefärbte Stoffe zu verwandeln. Zugleich ergab sich bey Vergleichung der Quantität der Usninsäure mit der Masse der Flechte, daß so wie die gelbe Farbe des thallus zunahm, auch die Menge an Usninsäure größer war. Da nun die löslichen Salze der Usninsäure sich leicht oxydieren, die unlöslichen sich allerdings nur langsam bey gewöhnlicher Temperatur verändern, aber nie von schwefelgelber Farbe, sondern selbst in den Erdsalzen von weißer Farbe sind, so folgt hieraus, daß die Usninsäure, da zugleich die Farben, die sie während der Lebensdauer der Flechten bedingt, sehr constant sind, in den eigentlich schwefelgelben Flechten und denen, worin man diese Farbe noch als beygemischt

erkennen kann, als solche enthalten sey. Zugleich erscheint es wahrscheinlich, daß sie in denjenigen Flechten, die sich oft durch eine silberweiße Farbe auszeichnen, wie *Cladonia rangiferina*, als ein Erdsalz enthalten sey, womit der Umstand, daß diese Farben schon in früher Jugend theilweise in braune Farben übergehen, im Einklange steht.

Um den Ort der Ablagerung der Usninsäure nachzuweisen, schienen die zur Darstellung derselben angewandten Arten der Gattung *Usnea* besonders geeignet, weil man bey ihnen der dichten Beschaffenheit der Markschicht wegen, die sich leicht von den übrigen trennen läßt, diese für sich untersuchen konnte. Diese Schicht besteht aus feinen fadenförmigen Längszellen, die an ein Gemenge von Weingeist und Ammoniak nur ein gelbes Extract, aber keine Usninsäure abgeben. Nimmt man von wiederholt mit Aether behandelten Flechten einen Querschnitt unter das Mikroskop, so sieht man nur eine höchst geringe Zahl der kugelförmigen Keimzellen, die in den Winkeln größerer farbloser ästiger Zellen, welche die Markschicht mit der Rindenschicht verbinden, zerstreut liegen, entfärbt. Diese kugeligen Zellen schließen in einer größeren farblosen Membran eine zweyte kleinere kugelförmige, homogen grün gefärbte Zelle ein. Der Aether enthält nur ein Minimum dieses grünen Harzes, welches man nach Abdestillieren desselben mit heißem Alkohol aus der Usninsäure ausziehen kann. Zieht man nun diese so behandelten Flechten aufs Neue mit einem Gemenge von Alkohol und Ammoniak aus, so werden auch diese kugelförmigen Zellen entfärbt, die kleine eingeschlossene, früher grüne Zelle erscheint auf verschiedene Weise zusammen gefallen. Demnach scheint die Usninsäure in der Rindenschicht und das grüne Harz, wovon oben die Rede war, in den kugeligen Zellen enthalten zu seyn.

Im Verhältniß der Quantität an Usninsäure zur

Masse der Flechten sind besonders die eigentlich schwefelgelben Flechten merkwürdig, als deren Repräsentanten ich untersuchte.

*Parmelia Haematomma* Fries. Lich. 154. Vom Sandstein in der Umgegend von Göttingen. Ferner *Biatora lucida* Fries. Lich. 779 vom Thonschiefer in der Umgegend von Osterode und besonders *Lecidea geographica* vom Brocken.

*Parmelia sarmentosa* Ach. *Evernia sarment.* Fries. in der Nähe des Oderteiches am Harz gesammelt. Diese Flechte hat eine gelbgrüne Farbe, sie enthält eine große Menge Usninsäure und eignet sich, da sie selbst eine bedeutende Größe gewinnt, am besten zur Darstellung.

Vorzugsweise verbreitet ist die Säure in der Gattung *Cladonia*, alle Species dieser großen Gattung, die der Vf. untersuchte, enthielten sie. In nicht unbedeutender Menge kömmt sie vor in *Cl. digitata* Fries. *Cl. macilenta* Fries. *Cl. uncinata* etc. Als ein Beispiel des Vorkommens in der Gattung *Lecanora* ist noch *Lecanora cruenta* Ach. anzuführen, die sie, begleitet von einem zweyten krystallisierbaren Körper enthält, mit dessen Untersuchung der Verf. noch beschäftigt ist.

Es ist für sämmtliche Flechten, die Usninsäure enthalten, sehr bemerkenswerth, daß die Menge derselben stets so groß ist, daß man nothwendig auf die Auffuchung einer bestimmten Function derselben aufmerksam werden muß.

Endlich theilt der Verf. noch einige besondere Versuche mit, die er mit den Flechten angestellt hat.

Beobachtet man die vorhin erwähnte *Lecidea geographica* an für ihre Vegetation günstigen Orten, wie zum Beispiel am Brocken, wo diese Flechte oft in weiter Ausdehnung die Granitfelsen bedeckt, so findet man sie während ihrer Lebensdauer von rein schwefelgelber Farbe, in trockneren niederen Gegenden hat sie einen dünneren thallus von mehr gelbgrüner Farbe. Abgestorbene Exemplare erkennt man an einem ausgebleichten weißgrauen thallus. Wurden längere Zeit aufbewahrte, ganz lebhaft gelb gefärbte Exemplare in einem Becherglase, auf dessen Boden sich eine Lösung von kohlensaurem Ammoniak in Wasser befand, so aufgehängt, daß sie nur der feuchten Atmosphäre von kohlensaurem Ammoniak ausgesetzt waren,



nachdem sie zuvor aufgeweicht waren, so sah man schon nach wenigen Tagen die Flechte mit carminrothen Tröpfchen bedeckt, nach länger fortgesetzter Behandlung und öfterem Abspühlen verloren sie die Usninsäure und waren den in der Natur aufgenommenen abgestorbenen Exemplaren durchaus ähnlich.

☞ *Parmelia fraxinea* Ach. *P. farinacea* Ach., die nach der Untersuchung von Rochleder und Heldt diese Säure ebenfalls enthält, und die *Usnea*-Arten behalten lange eine lebhaft grüne Farbe, wo sie an schattigen und feuchten Orten wachsen; dunkel gefärbte braune und schwarze Oberflächen nehmen sie da an, wo sie sehr heftigen äußeren Einflüssen, namentlich dem Sonnenbrande ausgesetzt sind. Werden diese Flechten wiederholt mit Ammoniak auf obige Weise behandelt und dann scharf getrocknet, so gehen sie schnell in ähnliche Farben über.

Setzt man verschiedene Cladonien einer ähnlichen Behandlung aus, so nehmen die rothen Fruchtscheiben verschiedener Arten schnell eine braune bis dunkelbraune Farbe an. Die Farbe des thallus wird mit der Zeit ausgewaschen. Ganz ähnliche Verhältnisse, daß nämlich in der Rindenschicht der Flechten gewisse Substanzen abgelagert sind, die mit der dahinter liegenden Schicht der kugelligen Zellen, die stets grün oder gelbgrün gefärbt erscheinen, die Farbe der Flechten bedingen, scheinen sehr allgemein zu seyn; so scheint es z. B., daß überall, wo die Farbe des thallus weißgrau und blaugrau erscheint, farblose in fein vertheiltem Zustande, weiße Körper diese Schicht anfüllen, die alle in der Beziehung zu kohlensaurem Ammoniak stehen, daß sie dieses aufnehmen und damit in Wasser lösliche Verbindungen geben können, und welche die Eigenschaften schwacher Säuren haben, die an Basen gebunden sich an der Luft oxydieren und gefärbte Zersetzungsproducte liefern. Indessen scheint es unerläßlich, die Schlüsse auf die Färbungen nur auf eine voraus gegangene Untersuchung dieser Stoffe zu stützen, da es sich bey fortgesetzter Untersuchung verschiedener Flechten ergab, daß selbst die rothen Farben der Fruchtscheiben derjenigen Flechten, die Usninsäure enthalten, nicht alle dieselben sind, indem z. B. in *Lecanora cruenta* noch ein anderer farbloser Stoff vorhanden ist, der ebenfalls an der Farbenbildung Theil hat, so daß die Farben öfter Gemenge verschiedener Producte zu seyn scheinen.

---

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

## 4. Stück.

Den 6. Januar 1844.

---

### Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag 1843. Der weiche Hinterkopf. Ein Beitrag zur Physiologie und Pathologie der ersten Kindheit. Mit Untersuchungen über die Entwicklung des Säuglingschädels überhaupt, über die Rhachitis dieses Alters und über den Tetanus apnoicus periodicus infantum. Von Dr. C. L. Elsässer. Mit Abbildungen. XIV und 214 Seiten in Octav.

In vorstehender Schrift hat der Verf. ein bis jetzt noch nicht beobachtetes Knochenleiden des Säuglings beschrieben, welches er Craniotabes nennt, und das mit der Rhachitis in genauem Verhältnisse steht, ja als Rhachitis des Säuglingsalters selbst anzusehen ist. Die Arbeit dürfen wir aber um so willkommener heißen, da sie sich in einem so dunkeln Gebiete, wie das der Kinderkrankheiten ist, bewegt, wo jede Aufhellung den größten Dank verdient. — Die Schrift beginnt mit anatom.-physiol. Untersuchungen, welche nachzuweisen streben, daß der innere Bau und die

räumliche Stellung jedes einzelnen Organs bey dem Embryo von einer Idee beherrscht wird, welche eine entweder bereits wirklich gewordene Bestimmung oder aber einen Zweck involviert, der erst im späteren Lebensalter erfüllt wird. So sind unter den dem neugeborenen Menschen zugetheilten Eigenschaften und Einrichtungen solche, welche der besondern Stellung entsprechen, die dem Neugeborenen in der ersten Zeit seines Lebens, den Medien gegenüber, mit welchen er in Berührung kömmt, einzunehmen bestimmt ist. In dieser Beziehung ist der Bau des Schädels bemerkenswerth, wenn man ihn mit der Rolle zusammenhält, welche der Kopf des neugeborenen Menschen zu spielen hat, und die um so bemerkenswerther ist, je näher er der Geburt steht. Der Kopf kann nicht frey gehalten werden, sondern bedarf einer äußeren Unterlage; das Kind nimmt in der ersten Zeit immer die Rückenlage ein und schläft in ihr am ruhigsten. Wichtig ist ferner die Entwicklung des Gehirns: es wächst in den ersten Lebensjahren am stärksten, denn während es bey der Geburt über  $\frac{3}{4}$  bürgerl. Pfund wiegt, kömmt es im zweyten Jahre auf  $1\frac{1}{2}$  Pf., ja es erreicht nach Sommering und den Gebrüdern Wenzel in der Kindheit (bis zum 7. Jahre) absolut die Grenzen seines Wachsthums. Mit dem bedeutenden Wachsthum des Gehirns nach der Geburt geht natürlich eine verhältnismäßige Vergrößerung des Schädels parallel: die feste Knochenkapsel setzt dem Wachsthum des Gehirns eine Schranke, während dieses auf jene durch Druck stätig ausdehnend wirkt. Kinder, bey welchen die Schädelknochen ungewöhnlich weich sind, bekommen häufig große Köpfe durch Hypertrophie des Gehirns, während die Knochenwände durch den Druck des letzteren

zugleich in einen Zustand von Tabes verfallen. Die längere Zeit bleibende Verschiebbarkeit der Näthe und das Fortbestehen der Fontanelle erleichtert nun die Ausdehnung des Schädels, so weit sie durch das Wachsthum des Gehirns veranlaßt wird. Vor allem wichtig ist die große Fontanelle, welche in den ersten 9 Monaten beständig an Größe zunimmt; erst dann beginnt sie sich zu verkleinern, wenn an den übrigen Schädelstellen die Knochenränder Zackig verwachsen. Genaue Messungen der großen Fontanelle, welche der Verf. bey verschiedenen Kindern zu verschiedenen Zeiten angestellt hat, bestätigen das von ihm Behauptete. Die Schließung erfolgt nicht leicht vor dem 15. Lebensmonat. Der Verf. zieht dabey noch folgende Schlüsse: 1. Eine für das Alter ungewöhnlich kleine Fontanelle läßt auf einen ungewöhnlich vorgeschrittenen Verknöcherungsproceß des Schädels schließen. 2. Wo in Folge angeborener schwächlicher Constitution die Verknöcherung des Schädels und namentlich die Zackige Schließung der Näthe verlangsamt wird, erscheint die Fontanelle für das Alter noch ungewöhnlich groß. 3. Daher ist häufig eine ungewöhnlich große und zu lange offen bleibende Fontanelle mit einem ungewöhnlich großen Kopfe verbunden, wenn man nämlich diesen mit den Dimensionen des übrigen Körpers vergleicht. Was die Knochen anbetrifft, so sind diese in der Regel bey kleinen Kindern, auch wenn die Näthe noch offen und verschiebbar sind, consistent, daß sie sich bey mäßiger Gewalt mit dem Finger nicht eindrücken lassen. Nur die Umgebung der kleinen Fontanelle macht in den ersten Wochen und auch später zuweilen eine Ausnahme. Indessen fanden sich doch auch bey mehreren der untersuchten Kinder verdünnte und eindrückbare Kno-

chenstellen, und zwar nur am Hinterkopfe. Der Verf. sucht den Grund in der Lage des Säuglings in den ersten Lebensmonaten auf dem Hinterkopfe, wodurch das Gehirn durch Druck die Resorption der Knochensubstanz bewirkt. Eben so erklären sich hieraus die Gruben (*impressions digitatae*), welche den gyris des Gehirns entsprechen. Das Hirn wirkt hier nach Art des Wassertropfens, welcher durch häufiges Auftröpfeln allmählich den harten Stein durchbohrt. Noch hat der Verf. interessante Beobachtungen über den Haarwuchs bey Säuglingen so wie über den Einfluß der Ernährung durch Muttermilch auf die Schädelentwicklung beygefügt. In letzterer Beziehung stellt er nach seinen Untersuchungen die Sätze auf: 1. im Verlaufe des ersten Lebensjahres ist das Säugen der Beschleunigung des Verknocherungsprocesses am Schädel und der damit zusammenhängenden früheren Verkleinerung der großen Fontanelle, im Allgemeinen aber der besseren und rascheren Entwicklung des kindlichen Organismus überhaupt günstig; 2. wird das Säugen noch im Verlaufe des zweyten Lebensjahres fortgesetzt, so ist es im Allgemeinen dem genannten Proceß hinderlich, verlangsamet ihn und die Entwicklung des Kindes überhaupt. Ein Hauptergebnis der Untersuchungen des Vfs über die Entwicklungsdifferenzen, die man bey Kindern gleichen Alters findet, war, daß im Allgemeinen längeres Offenbleiben der Näthe, abnorme Größe und später Schluß der vorderen Fontanelle, abnorme Größe des Kopfs, Verdünnung und Biegsamwerden gewisser Knochentheile, namentlich der an die Lambdanath stoßenden Knochenränder, spätes Zahnen, schwacher Haarwuchs gewissermaßen einander bedingen, indem mehrere oder alle diese Erscheinun-

gen nicht selten mit einander vorkommen. Umgekehrt gilt dasselbe von den gegentheiligen Erscheinungen, die gleichfalls größtentheils parallel gehen. Wichtig sind endlich noch die besonderen Einrichtungen, durch welche die Natur die Gefahr, welche in Folge des beständigen Liegens entsteht, abzuwenden gestrebt hat, nämlich die Bildung von drey harten Vorsprüngen, welche am Kinderschädel das Hinterhauptbein und jedes Scheitelbein bilden. Diese schützen diejenigen Stellen am Hinter Schädel, welche offen, weich und verschiebbar sind, also dem Drucke bey dem Liegen am gefährlichsten ausgesetzt werden, nämlich die kleine Fontanelle und die Lambdanath. Diese drey Schutzhügel sind übereinstimmend mit den drey Kopflagen, welche das Kind einzunehmen pflegt, nämlich auf dem Rücken, auf der rechten und der linken Seite. Der hintere Hügel ist der am stärksten hervor ragende, was wohl mit dem Umstande in Verbindung gebracht werden muß, daß die Rückenlage die häufigste ist. — Unter der Ueberschrift 'Pathologisch-anatomischer Zhatbestand' gibt der Verf. die Beschaffenheit der Schädelknochensubstanz bey der Craniotabes an: sie ist weicher, succulenter, blutreicher, biegsamer; das sonst glatte Aussehen der Oberfläche ist an vielen Stellen rauher, poröser geworden; es findet eine Verminderung der erdigen Bestandtheile des Knochens und eine Auflockerung des Gewebes Statt (Aehnlichkeit mit Rhabditiis). Dabey ist der Knochen oft so dünn, daß an vielen Stellen Löcher entstehen; das Periosteum ist um so dicker, blutreicher, undurchsichtiger und hängt um so fester an den Knochen an, je jünger, je spongiöser oder weicher dieselben sind. Die dura mater als eine fast ganz sehnige, weniger blutreiche Haut, liegt an der inneren Fläche des

Schädels viel lockerer an und läßt sich bey Craniotabes überall leicht abziehen, selbst an solchen Stellen, wo ein starker Substanzverlust stattgefunden hat oder ein Wiederersatz des Verlorenen einzutreten beginnt. Es finden sich hier an der inneren Fläche des Hirnschädels und am meisten an seinem hintersten Theile Eindrückte, Gruben in den Knochen, welche alle Aehnlichkeit mit denen haben, die in späteren Jahren an der inneren Schädeloberfläche überhaupt vorkommen. Auf dem Grunde jeder Grube ist die Knochenmasse mehr oder weniger dünn, was an einzelnen Stellen so weit geht, daß wirklicher Substanzmangel, eine Lücke im Knochen vorhanden ist. Die Verdünnung trifft man am meisten in den ohnedies weicheren und spongioseren Knochentheilen, welche längst der Lambdanath, in den Scheitelbeinen und dem Hinterhaupte liegen. Die Zahl der wirklichen Löcher ist nach dem Grade des Uebels verschieden. Der Verf. besitzt einen Schädel mit 30 Löchern am Hinterschädel. Es gibt natürlich auch leichtere Fälle, wo die Verdünnung sich nicht bis zur Durchlöcherung steigert. Die Größe des Kopfes bietet so wenig als die der vordern Fontanelle constante Verhältnisse; dagegen zeigte sich der Kopfsaarwuchs unter 15 Fällen von Craniotabes äußerst fein, kurz und dünn stehend. Die Schuppen, welche bey Kindern von schwachem Haare stärker und ausgebreiteter sind, finden sich daher bey craniotabischen Kindern von beträchtlicher Menge und Dicke. — Der Verf. gibt hierauf die Erscheinungen während des Lebens an und schickt hier die 31 Krankheitsfälle von verschiedenen Graden des Leidens voraus, von welchen er 29, sein Bruder 2 beobachtet haben. Die aus diesen Krankheitsgeschichten gezogenen Resultate sind folgende: die Kinder,

welche von Craniotabes befallen werden, sind größtentheils von Geburt aus schwächlich; sie haben eine Disposition zu langsamer Entwicklung des Körpers; die Knochensubstanz besitzt eine größere Weichheit. Manche sind von Anfang an unruhig, schlafen sehr unterbrochen, schreyen viel und äußeren überhaupt häufige schmerzliche Störungen des Gemeingefühls, ohne daß die Ursache immer deutlich wäre. Häufig sind übrigens Störungen der Darmfunction, Blähungen, Grimmen, Diarrhoe, Verstopfung; die Kinder sind schreckhaft, zu convulsivischen Bewegungen der Gesichtsmuskeln und der Augen geneigt. Manche schwitzen viel und bekommen einen Frieselausschlag. Dagegen befällt die Krankheit auch Kinder, welche in den ersten Monaten derb, groß und kräftig waren; mit Recht sucht der Verf. hier den Grund in der mit der Fettigkeit gegebenen größeren Succulenz und Auflockerung des Schädels. Ein Theil der Symptome bey craniotabischen Kindern kömmt auf Rechnung der Gesamt-Dyskrasie, ein anderer auf Rechnung des örtlichen Schädelgebrechens; so gehört zu den ersteren das ungewöhnliche Schwitzen, der unterbrochene Schlaf, die Kopfunruhe; zu den letzteren die Empfindlichkeit des Kopfes, die nächtliche Unruhe, die Schmerzhaftigkeit und die bey vielen Kindern eintretenden Krämpfe schwererer Art. Die Functionen des Kreislaufes, der Respiration, der Verdauung sind nicht wesentlich gestört, namentlich der Appetit erwünscht. Der Bauch ist nicht aufgetrieben, das Kind leidet nicht an scrophulösen Drüsenanschwellungen oder Hautefflorescenzen, dagegen häufig an einem frieselartigen Ausschlage, der mit dem vielen Schwitzen zusammenhängt und oft Monate lang besteht. Bey den meisten Kindern war die Weichheit des übrigen



Skelets nicht so bedeutend, daß sie zu Difformitäten Anlaß gegeben hätte. Bey einigen war dies aber der Fall, und hier fanden auch constante Erkrankungen innerer Organe Statt, was theils der mechanischen Einwirkung der difformen Knochen, theils der allgemeineren Theilnahme der Organe an der Dyskrasie zuzuschreiben war. Namentlich galt letzteres von der Leber, indem, wie gewöhnlich bey allgemeiner Rhachitis, die Gallensecretion alteriert, die Stühle mehr oder weniger weiß, hart waren, mit oder ohne abwechselnde gallichte Diarrhoeen. Die Difformitäten des übrigen Skelets äußern sich zuerst am Thorax. Er wird von der Seite zusammen gedrückt, das Brustbein wölbt sich nach vorn, der hintere Theil der unteren Rippen wölbt sich auswärts nach hinten, so daß sie das Niveau der Wirbel bedeutend überragen. Entweder gleichzeitig oder später traten einige Rippen hervor, und zwar die untersten Rücken- und obersten Lendenwirbel. Meistens erst später kommt eine merkliche Anschwellung der Epiphysen der Gliederknochen hinzu. Als besondere Zufälle, welche bey einem Theil der Kranken beobachtet wurden, müssen Krampfanfälle, bald klonischer, bald tonischer Art genannt werden, welche dadurch, daß sie häufig ein tödtliches Ende nahmen, oder wenigstens dem Tode vorangingen, der Krankheit einen gefährlichen Charakter ertheilten. Man kann als Regel feststellen, daß fast die Hälfte der craniotabischen Kinder im dritten Trimester von schweren Krampfanfällen betroffen wird. Die tetanisch-apnoischen Anfälle, welche der Verf. bey 4 Kindern beobachtete, kamen plötzlich und ohne Vorboten. Es tritt, so wie bey den einfach tetanischen, starre Contraction der Muskeln des Rückens, der Augen, des Gesichtes, der Glieder ein; zugleich stockt das

Athmen. Der ganze Körper wird kalt, leichen-  
 ähnlich, das Gesicht livid, mit kaltem Schweiß  
 bedeckt. Noch vor Rückkehr des Athems tritt zu-  
 weilen allgemeine Erschlaffung der Muskeln ein,  
 so daß das Kind Kopf und Arme sinken läßt und  
 noch mehr den Eindruck einer Leiche macht. Da  
 es scheint Anfälle zu geben, wo paralytische Er-  
 schlaffung der Muskeln mit Apnoe gleich von An-  
 fang oder nach einem kaum merklich voraus gegangenen  
 Steifwerden Statt findet. Beym Beginn des  
 Anfalles hört man zuweilen einen kirschenden Ton,  
 den Schluß desselben bezeichnen hastige, mit kämpfender  
 Anstrengung erfolgende Expirationen mit  
 verhältnismäßig gedehnten Inspirationen. Ist das  
 Athmen wieder im Gange, so sinkt das Kind er-  
 mattet zusammen und schläft meistens ein. Den  
 Beginn der Craniotabes betreffend, so kann sie  
 sich schon in den ersten drey Monaten ausbilden,  
 auch vielleicht bald nach der Geburt entstehen, in  
 der Regel zwischen dem 3. und 6. Monat und  
 dauert bis zum Ende des ersten Lebensjahres.  
 Nach des Verfs Beobachtungen ist die Hälfte der  
 Erkrankten gestorben. — Das Wesen der Krank-  
 heit betreffend, so läßt sich nicht verkennen, daß  
 die Craniotabes derjenigen Dyskrasie angehört,  
 welche unter dem Namen Rhachitis längst bekannt  
 ist. Die meisten der Kranken, deren Leichen der  
 Verf. öffnete, zeigten eine ungewöhnliche Weichheit  
 auch des übrigen Skelets. Außerdem gab sich bey  
 mehreren derselben durch Difformation des letzteren  
 namentlich der Brust, der Wirbel, der langen Glied-  
 erknocken, eine vorhandene rhachitische Dyskrasie  
 entschieden zu erkennen. Auch blieb häufig die der  
 Rhachitis zukommende krankhafte Thätigkeit in-  
 nerer Organe, namentlich der Leber, nicht aus.  
 Endlich entsprach die spongiöse, succulente, biege-

same, bald verdünnte, bald verdickte Beschaffenheit der Schädelknochen ganz dem bekannten Charakter der durch Rhachitis verbildeten Skelettheile. Der Verf. spricht somit den Satz aus: die Craniotabes ist die Rhachitis des Säuglingsalters. Freylich bleibt die Rhachitis häufig auf die Schädelknochen beschränkt. Eine scrophulose Grundlage kann der Vf. seiner Craniotabes nicht zugestehen. Die durch das Leiden hervor gerufenen Symptome, Unruhe, große Empfindlichkeit, die Krampfanfälle, rühren von dem Drucke her, welchen das einer festen Knochenhülle entbehrende Gehirn erleidet; eine krankhafte Reizbarkeit des letzteren bildet sich aus und veranlaßt jene Leiden. Der Verf. führt hier schon früher von anderen Autoren beobachtete Fälle an, welche zugleich eine Affection der Kopfknochen beschrieben haben, und es scheint ihm, daß in vielen Fällen Craniotabes gefunden worden wäre, wenn man darnach gesucht hätte. — Als disponierende Ursachen gelten dem Verf. eine angeborene, schwächliche, langsame Entwicklung des ganzen Körpers und namentlich des Knochensystemes; ferner kann auch eine ungewöhnliche Fettigkeit mit Schlaffheit des Fettes und der Muskeln ein dispon. Moment abgeben. Die Zahnungsperiode steht dagegen mit der Krankheit in keiner Verbindung, da das Leiden schon mehrere Monate vor dem Erscheinen der Zähne sich ausbildet. Knaben werden häufiger als Mädchen von der Craniotabes befallen. Als Gelegenheitsursache steht oben an zufälliges Erkranken an irgend einem acuten oder länger dauernden Leiden des übrigen Körpers, welches nach seiner Intensität oder Dertlichkeit auf die Vegetation des zarten kindlichen Organismus verderbend einwirken kann am häufigsten Katarrhe oder Entzündungen

der Respirationsorgane, aber auch Leiden des Verdauungsapparates; ferner unreine Luft, Unreinlichkeit des ganzen Körpers und die Art der Nahrung; bey Kindern, die keine Muttermilch oder diese nur kurze Zeit erhalten, verlief die Krankheit häufiger tödtlich und war viel gefährlicher. — Die ärztliche Behandlung des Leidens betreffend, so ist die diätetische Behandlung zu Verhütung der Krankheit oder ihres Ueberganges in höhere, gefährliche Grade so wichtig, als die eigentlich therapeutische; in dieser Hinsicht sorge man für reine Luft, gehörige Wärme (zu starke Hitze des Zimmers ist schädlicher als das Gegentheil), Waschungen und Bäder; der kranke Kopf muß nicht zu warm gehalten und allmählich an kühle Waschungen gewöhnt werden; eine zweckmäßige Unterlage, weich, elastisch, kühl, ist unentbehrlich. Der Verfasser läßt in ein Kopshaarkissen ein birnförmiges Loch ausschneiden mit nach unten gerichteter Spitze, in welches das Hinterhaupt so zu liegen kommt, daß die weichen Stellen darin schweben, und auf keiner Unterlage ruhen. Das Kind darf ferner nicht rasch bewegt werden, nicht durch Schaukeln u. s. w. aufgeregt werden; die beste Lage in der Wiege ist die Seitenlage. Als Nahrung hat die Muttermilch auch hier den Vorzug, als Zusatz zu der Milch des Getränkes, wo das Kind nicht, oder nicht mehr gestillt wird, Sichelkaffee; Regulierung des Stuhlgangs, wo dieser fehlt, ist bey craniotabischen Kindern von großer Wichtigkeit: Klystiere von bloß lauem Wasser oder wenn das nicht ausreicht, mit einem Zusatz von etwas Salz und Del, auch von Chamilleninfusum; Seisenzäpfchen sind den Laxiermitteln vorzuziehen. Der Heilplan im engeren Sinne hat eine doppelte Aufgabe, nämlich Bekämpfung der Dyskrasie selbst

mit ihren allgemeinen Erscheinungen und Entfernung der schweren secundären Zufälle, wo sie eingetreten sind. Als Hauptmittel rühmt der Verf. das Eisen, und zwar das Ferrum oxydulat. nigr. und das ferr. oxydat. fuscum. Diese Präparate wurden in allmählich steigender und nach dem Alter modificirter Dosis zu einem bis fünf Gran p. d. zwey bis drey mal täglich gegeben. Die Kinder ertragen das Mittel sehr gut und nehmen es in der Regel nicht ungern. Der Vf. hat es bloß mit Zucker, oder mit einem absorbierenden Mittel verbunden gegeben. In Fällen von Hartleibigkeit, und namentlich wenn das rhachitische Leberleiden sich kund zu geben anfing, fand der Verf. in der Aloe ein zweckmäßiges Medicament, was man mit Unrecht in der Kinderpraxis vermeidet: er gab das Extr. Al. zu Gr.  $\frac{1}{8}$  bis  $\frac{1}{5}$  p. d. Die Cur wird wesentlich unterstützt durch stärkende Bäder, besonders Lohbäder. In mehreren Fällen erschienen kleine Gaben von Opium zweckmäßig, entweder für sich oder als Zusatz zu den Eisenmitteln; letzteres dann, wenn das Kind an Diarrhoe litt und es angezeigt schien, diese nebst den damit verbundenen Bauchschmerzen zu beschwichtigen. Nur da muß der Gebrauch des Opiums höchst vorsichtig gehandhabt werden, wenn das Kind an periodischen auf Congestionen zum Gehirn beruhenden Krampfanfällen leidet. Gegen diese muß im Allgemeinen die ableitend antiphlogistische Methode eintreten. Blutegel hinter die Ohren an den Hals, Calomel in leicht abführenden Gaben mit oder ohne Rhabarber oder Salappenwurzel, zuweilen mit Zinkblumen. Auch hat der Verf. Hautreize angebracht und längere Zeit unterhalten, und zwar hinter den Ohren, im Genick oder auf der Brust, durch Ung. canthar. oder eine Verbindung

desselben mit Ung. tartar. emet. Ist ein anhaltend meningitischer Zustand eingetreten, so ist der ihm entsprechende Heilapparat ohne Verzug einzuleiten, namentlich sind stärkere örtliche Blutentziehungen, Umschläge von kaltem Wasser oder Eis, Calomel in häufigen Dosen anzuwenden. — Zum Schluß reiht der Verf. noch einige Bemerkungen zur gerichtlichen Medicin an, in so fern das Kind bey Craniotabes durch die Entblößung des Gehirnes von seinem natürlichen Knochenschutz äußeren Gewaltthätigkeiten überhaupt viel zugänglicher ist. Zwey lithographierte Abbildungen stellen zwey Schädel mit den Wirkungen des Leidens dar.

v. S.

### G o t h a,

1843. Urkundliche Geschichte des Klosters Reinhardtsbrunn. — Reinhardtsbrunn als Amt und Lustschloß vom Archivrathe und Bibliothecar Dr. J. H. Möller. Mit einer Ansicht des jetzigen Schlosses Reinhardtsbrunn. In Octav.

Die neue Zeit, worauf der Titel hinweist, ist mit 7 Seiten abgefunden, mit 7 Seiten von 240. Die Hinweisung war aber nöthig, um das Bild des Lustschlosses, wie es jetzt ist, beygeben zu können, und dies Bild war nöthig, wahrscheinlich um die fremden Gäste, die der Sommer in großer Zahl nach Reinhardtsbrunn zieht, zum Kaufen anzulocken. Die Geschichte hat hier sich in den Dienst einer Buchhändlerspeculation begeben, welche Schriftchen der Art, womit man auch an anderen schönen Puncten Deutschlands das aufgeregte Interesse der Wallfahrenden anspricht, zum Muster genommen hat. Nahe lag besonders das Beyspiel des bekannten Wartburgbüchleins, worin sich mit der Beschreibung die Geschichte dieser al-

ten Landgrafenburg verbindet. Wie viel mehr aber ist dieser Gegenstand, zumahl bevor er in neuester Zeit zum Ueberdruß durchgeknetet worden, zu einer solchen Verbindung, um den nicht gelehrten Leser anzuziehen und zu befriedigen, geeignet gewesen. Der Romantik der Natur gesellten sich die Erinnerungen an Reisen kühner ritterlicher Fürsten, an hohe, wunderthätige Frauen, an Wagnisse mit Schwert und Leyer harmonisch bey. Den soll man suchen, der im Park von Reinhardtsbrunn, wo alles einer neuen verschönernden Zeit angehört, Sonne und Luft eines schönen Sommertages in sich aufgenommen und an den verwelkten Blättern aus der Mönchszeit, die man ihm zum Andenken aufgedrungen, seine Freude fände. Die Geschichte ist wahrlich zu gut, wenn sie gut ist, sich zu solchem Unternehmen herzugeben.

Doch lassen wir den Buchhändlerzweck fallen, um die Geschichte anzusehen, wie sie an sich selbst ist. Damit schneiden wir selbstredend nicht bloß die letzten 7 Blätter, sondern auch einen guten Theil des Anfanges ab, wo auch hier die nun endlich zur Genüge bekannte und mit keinen neuen Thatsachen bereicherte Landgrafengeschichte behufs der Romantik hat herhalten müssen. Es bleibt für uns die eigentliche Klostergeschichte von Reinhardtsbrunn, ehe es ein weltliches Amt wurde, zur Beurtheilung übrig. In diesem Verlaufe ist die Romantik so in Archivstaub aus einander gefahren, daß kein romantisches Stäubchen mehr übrig ist. Der größte Theil des Buches besteht in streng nach der Zeitfolge ohne Rücksicht auf den Gegenstand zusammen gehängten Urkunden=Auszügen, die mit solcher trockner Treue gesammelt sind, daß selbst die Nachrichten, wie viel das Kloster auf diesen oder jenen Hof an Geld, Hühnern, Lamm-

bäuchen u. s. w. zinsweise gegeben oder empfangen, nicht fehlen. Ich hätte nichts gegen das Buch, wenn auf dem Titel zugesetzt wäre, daß es zu einem Handbuche für den Reinhardtsbrunner Amtmann oder Amtsschreiber, um verdunkelte Zinsen auszumitteln, bestimmt sey. Im Allgemeinen will ich es zugeben, daß die Mägde der Geschichte, die in den Vorhöfen das Material auflesen und zusammen tragen, welches die Herrin in ihrem Heiligthume sortieren und zum Geschichtsfaden verspinnen will, sich selbst den Namen der Herrin beylegen. Urkunden sammeln ist von großem Nutzen. Aber entweder sind Urkunden bereits gedruckt, wozu dann nochmahls solche Massen trockener Auszüge ohne alle Berichtigung, ohne irgend einen Fingerzeig zu besserem Verständnis? Oder sie waren bis dahin unbekannt; sind sie dann der Bekanntmachung werth, dann mag man sie, nicht wie es hier geschehen ist, im Auszuge, sondern in extenso geben, wie es Schultes in seinem ober-sächsischen Directorium sachgemäß gethan hat. Für den, dessen Aufgabe in neuerer Zeit Durchforschung der alten Geschichte ist, ist es eine große Qual, daß auf die guten Geschichtskörner der Urkunden fort und fort von allen Seiten Spreu aufgeschüttet wird. Gott behüte uns, daß sich nicht etwa auch in Deutschland ein Herculanium oder Pompeji entdecken läßt, wo sich ein Haus voll unversehrteter alter Zollzettel fände. Es würden kaum Drucker genug zu haben seyn. Doch zeigt sich an dem vorliegenden Buche, wie auch nicht weniger an den fortlaufenden Hefen der neuen Alterthumsgesellschaften, daß man auch ohne solchen Fund um Druckmaterial nicht verlegen ist.

Mit dem Buche selbst glauben wir fertig zu seyn, bis auf die Vorrede, wo der Herr Verfasser



anzeigt, wie er damit umgeht oder vielmehr daran ist, eine Geschichte der Thüringischen Klöster zu schreiben. Wir wollen hoffen, daß es nicht in gleicher Art geschieht; für einen verhältnißmäßigen Umfang wird ohnedies wohl der Verleger die Scheere haben. Mag sich der Herr Verfasser vergegenwärtigen, wozu heute eine Geschichte der Thüringischen Klöster noch dienen kann. Gott sey Dank, trotz manigfacher dahin zielender Bestrebungen sind wir doch bis heute in Thüringen noch nicht so weit, daß ein jedes längst abgestorbene, vielleicht längst abgetragene Kloster bloß darum, weil es ein Kloster war, für uns einer Geschichte werth zu seyn schien. Gerade in alten Geschichten muß sich eine Idee durchgreifend ausarbeiten, wenn sie dem Interesse der lebendigen Gegenwart begegnen wollen. Das ist, wie wir gesehen haben, bey der vorliegenden Probe der Arbeit nicht der Fall. Will und kann sich der Verfasser für die weitere Ausführung auf einen höheren Standpunct stellen, wohlan, so mag er uns zeigen, wie die Thüringischen Klöster in ihrem Ursprunge und ferneren Bestehen zu Fürsten und Volk sich verhalten, wie sie dem Lande in Bezug auf geistige und religiöse Ausbildung, auf materielle Wohlfahrt genützt und geschadet haben. Ein solcher Zweck schließt von selbst fortlaufende, dürre Geschichten einzelner Klöster aus. Wenn er uns eine solche Zeichnung in wahren und kräftigen Zügen, in nicht allzu großem Rahmen liefert und dazu als Belege, wie er nach seiner Stellung wohl können mag, unbekannte Urkunden beyfügt, dann wird Referent nicht der letzte seyn, der ihm für einen so nützlichen Geschichtsbeitrag seinen aufrichtigen Dank abstatten wird.

---

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

**K. Stück.**

Den 8. Januar 1844.

---

G ö t t i n g e n.

In der Sitzung der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften am 9. December 1843 hielt der Hofr. Conradi die Vorlesung: über die in des Hippokrates Büchern von epidemischen Krankheiten geschilderten Fieber mit besonderer Rücksicht auf die von Littré geäußerte Meinung von denselben, woraus wir hier Folgendes mittheilen.

Berühmte Herausgeber und Commentatoren der echten Bücher des Hippokrates von epidemischen Krankheiten und andere große neuere Aerzte, als Freund, Cope, Wintringham, Huxham &c., sind der Meinung gewesen, daß die von jenem geschilderten Fieber von in unseren Gegenden beobachteten nicht so sehr verschieden seyen. Dieselbe Ansicht hat Zimmermann in seiner berühmten Schrift von der Erfahrung in der Arzneykunst (Th. I. Bd. 2. S. 79 ff.) ausgesprochen, indem er unter anderen bemerkte, daß fast in allen Ländern von Europa die meisten hitzigen Krankheiten und

folglich zwey Drittheile aller Krankheiten die gleichen Zufälle, den gleichen Ausgang, die gleichen Zeichen wie bey dem Hippokrates hätten, daß die Fieber des Hippokrates in seinen Büchern von den epidemischen Krankheiten in allen Zeiten entstanden seyen und in allen Zeiten entstehen werden, welches aus den Schriften aller Aerzte, die der Natur getreu die Krankheiten mit dem Pinsel der Natur beschrieben, und besonders aus den Schriften des Sydenham erhelle; daß, so sehr Thasus durch die Lage des Ortes und den Zustand der Luft von den Ländern, wo wir leben, verschieden, so unbeträchtlich der Unterschied zwischen den Fiebern des Hippokrates und unseren sey u. s. w.

Eine sehr abweichende Ansicht ist dagegen neuerlichst von G. Littré, dem neuesten Herausgeber und Uebersetzer der Hippokratishen Schriften, geäußert worden. Dieser behauptet, daß die von Hippokrates in den libr. Epidem. mitgetheilten Beobachtungen über die Fieber auf keine Krankheit zu beziehen seyen, die man in Paris zu beobachten Gelegenheit habe, sondern daß sie sich auf die remittierenden und anhaltenden Fieber heißer Länder bezögen. Um diese Behauptung näher zu begründen, hat er zuerst eine einzelne Beobachtung aus den Büchern von epidemischen Krankheiten ausgeschrieben, und zwar die erste des ersten Buches, welche die Krankheitsgeschichte des Philiskus enthält. Er fügt dann der Mittheilung derselben die Bemerkung hinzu, daß, wenn man die Identität dieser besönderen Beobachtung mit irgend einer der Affectionen, die man in Paris täglich sehe, nachweisen wolle, man nicht seinen Zweck erreichen werde. Es verstehe sich, daß man alle Entzündungen, Pneumonie, Pleuresie, Peritonitis zc.

auszuschließen müsse, indem in der von Hippokrates gemachten Schilderung kein Zug sich finde, der uns berechtige darin eine Entzündung zu sehen. Man müsse sich also auf das Gebiet der Fieber einschränken und auch hier Pocken, Masern, Scharlachfieber ausschließen, da in der Krankheitsgeschichte des Philiskus sich nichts auf ein Ausschlagfieber beziehen lasse. Es bleibe also, die Wahrheit zu sagen, nur die fièvre typhoïde von Paris (die von Manchen so genannte dothiënenterie, der Abdominaltyphus der Deutschen) übrig, da das Gallenfieber in Paris so selten sey, sich daselbst (und zwar nur in gewissen heißen Sommern) mit so wenig abstechenden Charakteren zeige, daß es rathsam sey das wahre Bild desselben in Gegenden von höherer Temperatur zu suchen. Aber bey der fièvre typhoïde zeigten sich, außerdem daß sie sich selten am sechsten Tage endige, Durchfall, Kopfschmerz über den Augenhöhlen, Zerschlagenheit, Betäubung und ein linsenförmiger Ausschlag, überhaupt Zufälle, von welchen in der Beobachtung des Hippokrates nicht die Rede sey. In Vergleichung mit diesen negativen Charakteren seyen aber die positiven noch beweisender. In der That stelle diese Beobachtung dar Verdoppelung der Anfälle um den dritten Tag, kalte anhaltende Schweisse, Trockenheit der Zunge von dem dritten Tage an, Kälte und bläuliche Farbe der Gliedmaßen; also Zufälle, welche der fièvre typhoïde fremd seyen.

Sodann hat er, um zu beweisen, daß die von Hippokrates beschriebenen Fieber zu denen der heißen Länder gehörten, eine von Maillet in Afrika gemachte Beobachtung mit der Krankheitsgeschichte des Philiskus verglichen, auch sich auf

ähnliche von J. Clark und Twining in heißen Ländern gemachte Beobachtungen bezogen, und glaubt hier eine allgemeine Aehnlichkeit in Ansehung charakteristischer Symptome, wie der Verbindung mit intermittierenden Fiebern gefunden zu haben. Dabey berührt er dann auch das Erstaunen, was Maillet wiederholt geäußert, daß er in Algier nicht mehr dieselben Krankheiten gefunden habe, die er (nämlich die *sièvre typhoïde*) gewohnt war in Frankreich zu beobachten, und fügt selbst hinzu, daß, da Aerzte, die aus dem Clima von Frankreich plötzlich in das von Algier versetzt seyen, nicht mehr die ihnen bekannten pathologischen Erscheinungen erkannten und vor Allem über die außerordentliche Verschiedenheit der Fieber in beiden Ländern erstaunten, man sich nicht verwundern müsse, wenn Aerzte, die in unseren Städten practicierten und in unseren Schulen lehrten, zum Studium der Epidemien des Hippokrates schreitend sich, so zu sagen, in ein fremdes Land versetzt fänden, daß plötzlich aus Frankreich zu gehen und die Medicin in einem heißen Lande auszuüben, oder die Beobachtungen des Hippokrates zu lesen, ganz dasselbe, der Eindruck derselbe, die Veränderung der Scene eben so groß sey. Außerdem bemerkt er noch, daß die Bücher von epidemischen Krankheiten durch einen besondern Umstand jetzt wirklich ein Interesse und einen Nutzen hätten, wie er einem modernen Buche zukommen könne. Sie bezögen sich in der That auf einen noch wenig bekannten, noch unvollkommen studierten Gegenstand, die Fieber heißer Länder, worüber sie schätzbare Belehrungen lieferten. In unseren Tagen hätten die vorzüglichsten medicinischen Schulen ihren Sitz in gemäßigten und

selbst kalten Gegenden, dagegen sie in alten Zeiten ihn in viel wärmeren gehabt hätten. Daher sey es gekommen, daß die Pyretologie der heißen Länder, die in den Unterricht der ersten nur auf eine sehr unvollkommene Weise und durch die reisenden Aerzte eingegangen, selbst die Grundlage der Lehre der zweiten ausgemacht habe. Das Buch des Hippokrates werde immer einen hohen Rang in der medicinischen Literatur behaupten wegen des höheren Geistes, womit dieser Schriftsteller beobachtet und geschrieben; aber die Dürftigkeit der Neueren in Ansehung dieses Gegenstandes mache dasselbe um so mehr zu einem Buche, das denen unmittelbar nützlich sey, welche die Medicin in heißen Ländern auszuüben haben. Die libri Epidem. müßten noch zur Zahl der Werke gerechnet werden, durch welche man sich am besten vertraut machen könne mit dem Gange, den vorzüglichsten Zufällen und der Prognose dieser so häufigen und oft so schnell verlaufenden und gefährlichen Fieber.

In dem Vorberichte zu dem dritten Bande seiner Ausgabe des Hippokrates hat Littré diesen Gegenstand nochmahls vorgenommen und seine Ansicht gegen die von Fuster gemachten Einwendungen zu vertheidigen gesucht. Er bezieht sich hier erstens auf die öffentlich heraus gegebenen Schriften über die Clinik, besonders die von Andral, und sagt, daß er alle Fälle von Fiebern aufmerksam wieder gelesen und sie wesentlich verschieden von denen des Hippokrates gefunden habe. Er gesteht indessen jetzt doch, daß man in der Clinique von Andral einige Fälle finde, die durch ihre Symptome den Schilderungen des Hippokrates nahe kämen; und daß man dagegen

auch in dem Hippokrates einige Fälle finde, welche, für sich allein genommen, es schwer seyn würde von gewissen Fällen Andral's zu unterscheiden. Da er fügt selbst hinzu, daß das, was er von einigen Fällen der Clinik von Andral sage, auch anzuwenden sey auf verschiedene Epidemien, welche hier und da in jährlich mehr oder weniger von intermittierenden Fiebern befallenen Orten beobachtet wurden, wo man unter dem Einflusse sehr wenig bekannter Ursachen sehen könne und in der That sehe, daß Gallensieber entstünden, die eine große Aehnlichkeit mit denen des Hippokrates hätten (!). Zweitens hat er, um näher darzuthun, daß in den Beobachtungen des Hippokrates, wie in den Fiebern heißer Länder, ein intermittierendes Element enthalten sey, besonders auch die in den Büchern von epidemischen Krankheiten enthaltenen allgemeinen Beschreibungen der Krankheits-Constitutionen, die er in dem von Fuster bestrittenen Argument vernachlässigt hatte, zu Hilfe gezogen und bemerkt, daß nach denselben das intermittierende Element sich offenbare: in den vier Constitutionen durch das Nachlassen des am häufigsten dreytägigen Typus, im hohen Grade auch durch den böartigen Charakter einiger von diesen remittierenden Fiebern; endlich: auch durch das Gefolge von intermittierenden Fiebern, das Hippokrates in zwey Constitutionen erwähne.

Je mehr sich aber der Verf. dieser Vorlesung freut und es mit gebürendem Danke anerkennt, daß Littre in einer Zeit, wo das Studium der alten Aerzte von den Meisten vernachlässigt wird, seine eifrigen und immer lobenswerthen Studien dem Hippokrates und einer neuen Ausgabe und Uebersetzung der Hippokratischen Schriften

überhaupt gewidmet hat, um so mehr bedauert er ihm in Ansehung seiner medicinischen Beurtheilung der von Hippokrates geschilderten Fieber nicht beystimmen zu können. Auch nach seiner Ueberzeugung sind das erste und dritte Buch von epidemischen Krankheiten, welche von den besten alten und neueren Critikern und auch von Litré zu den echten Schriften des Hippokrates gerechnet worden, wegen des hohen Geistes der Beobachtung, der sich darin ausspricht, der sorgfältigen Rücksicht auf die Jahresconstitution, der trefflichen Schilderung der allgemeinen Krankheitsconstitutionen, wie wegen der meisterhaft abgefaßten einzelnen Krankheitsgeschichten und wegen der bedeutenden Beziehung zu den Vorhersagungen in Krankheiten so wichtig, daß ihr gegenwärtiger Nutzen nicht etwa mit Litré vorzüglich auf die darin zu findenden Belehrungen über die Fieber heißer Länder zu beziehen ist, sondern sie auch zur Beurtheilung der Krankheiten in unseren Gegenden und zur liberaleren Bildung der Aerzte überhaupt benutzt zu werden verdienen. (Außer Berends und anderen älteren Aerzten, denen manche Neuere wohl zu große Anhänglichkeit an den Hippokrates zuschreiben möchten, hat selbst Link [Ueber die Theorien in den Hippokratishen Schriften, in den Abh. der königl. Akad. d. Wissensch. in Berlin a. d. Jahren 1814—15. S. 223 ff.], obgleich er so großen Zweifel über den Verf. dieser wie anderer Hippokratishen Schriften geäußert und ihm diese Bücher mehr von einem bloß beobachtenden Naturforscher als von einem Aerzte zu seyn schien, doch die darin enthaltene vortreffliche Beobachtung und Schilderung der Constitutionen wie einzelner Krankheiten anerkannt, indem er S. 233



sagt: 'Wortrefflich werden die Constitutionen mehrerer Jahre in diesen Büchern geschildert, und es folgen darauf Krankengeschichten, mit einer Genauigkeit erzählt, die noch Muster ist. Die scharfe, treffliche Beobachtung erhebt diese beiden Bücher zu dem ersten Range der medicinischen Schriften, nicht des Alterthumes allein, sondern auch der neueren Zeit.'). Und diese Ueberzeugung von der Wichtigkeit des Gegenstandes hat ihn auch besonders bestimmt, seine Bemerkungen über Littre's Ansicht bey aller Verehrung desselben offen mitzutheilen.

Bey der Beurtheilung dieser Ansicht ist hier ebenfalls besonders auf die Beschreibungen der allgemeinen Constitutionen (aus denen nach dem Obigen auch Littre später Stellen zu seiner Vertheidigung gegen Fuster benützt hat) Rücksicht genommen worden. Ohnehin gehören, wie schon Galenus bemerkt hat, nicht alle besonderen Krankheitsgeschichten zu den hier beschriebenen allgemeinen Constitutionen, sondern entweder zu anderen Constitutionen, oder auch zu sporadischen Krankheiten, und beziehen sich zum Theil auch auf ganz andere Krankheiten als die hier in Betracht kommenden Fieber. In Bezug auf diese wird, da Hauptarten unter den Benennungen *καύσος*, *πυρεστος* *καυώδης*, *φρενίτις* hier vorkommen, Einiges über die Bedeutung derselben voraus geschickt, zumahl da der Verf. das von Littre wie von Fuster darüber Gesagte weder für hinreichend noch für durchaus richtig halten kann.

(Schluß folgt.)

---

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

6. 7. Stück.

Den 11. Januar 1844.

---

G ö t t i n g e n.

Fortsetzung der Anzeige der Vorlesung des Hofraths Conradi: über die in des Hippokrates Büchern von epidemischen Krankheiten geschilderten Fieber mit besonderer Rücksicht auf die von Littré geäußerte Meinung von denselben.

In Bezug auf den Causus sagt Littré, er könnte wohl durch eine neue Vergleichung der Symptome zeigen, daß jener nichts anderes als ein remittierendes oder nicht anhaltendes Fieber der heißen Länder sey, ziehe es aber vor zu zeigen, daß in den besondern von Hippokrates erzählten Krankheitsgeschichten Fälle von Causus vorkämen, indem dadurch bewiesen werde, daß der Causus eine Varietät der remittierenden oder nicht recht anhaltenden Fieber heißer Länder sey, in so fern er nämlich vorher bewiesen habe, daß die Geschichten in den libr. Epidem. zu dieser Kategorie der Fieber gehörten. Er führt dann eine Stelle aus der Beschreibung der dritten Constitution an,

worin auch des Philiskus gedacht wird, macht bemerklich, daß der Philiskus, dessen besondere Krankheitsgeschichte von Hippokrates erzählt worden, wohl derselbe sey, wovon er in den allgemeineren Bemerkungen über die Krankheiten der dritten Constitution rede, daß dessen Krankheit, nach Hippokrates selbst, ein Causus gewesen sey. Und so bleibe es ausgemacht, daß der Causus eine Varietät der nachlassenden und anhaltenden Fieber sey, wovon Hippokrates Beyspiele in seinen Büchern von den Epidemien angeführt habe. Wenn aber die Krankheitsgeschichte des Philiskus auch wirklich hierher gehört, und wenn dem Hippokrates in Griechenland noch so viel andere Fälle, die unter dem Namen καύσος begriffen wurden, vorgekommen sind, kann man wohl daraus mit Recht schließen, daß der Causus nur eine Varietät der den heißen Ländern eigenthümlichen Fieber sey, nicht auch anderswo vorkommen könne? — Außerdem sagt Littré, die Definition des Causus sey nach den Alten: 'Fieber begleitet von großer Hitze, das dem Körper keine Ruhe lasse, die Zunge trocken und schwarz mache, und das Verlangen nach Kaltem erzeuge.' Diese Definition ist aus den unter den Galenischen Schriften befindlichen Definit. med., die von den Meisten zu den unechten gerechnet werden, genommen. Sie paßt nur auf den echten Causus, und Galenus selbst (In libr. Hippocr. de vict. rat. in morb. acut. Comment. IV. S. 13.) hat noch eine andere Art von Causus angenommen. Man hat nämlich unter dem Brennfieber (Causus, febris ardens) im engeren Sinne ein anhaltend dreytägiges oder um den anderen Tag Exacerbationen machendes Fieber mit brennender Hitze und unauslöschlichem Durste, gewöhn-

lich auch trockener, rauher und schwarzer Zunge, oft auch gallichten Ausleerungen, verstanden, von dem echten (*Causus exquisitus, legitimus*) aber einen falschen (*Causus nothus*), wobey die Hitze und der Durst nicht so heftig, auch die Zunge nicht schwarz sey, auch nicht gallichte sondern mehr schleimige zc. Ausleerungen Statt fänden, unterschieden. Man hat indessen diese Benennung überhaupt auch durch große und anhaltende Hitze und Durst sich auszeichnenden Fiebern beygelegt. Auch kommen in des Hippokratēs Büchern von den Volkskrankheiten gar manche Geschichten von Brennfiebern vor, die sich nicht durch die dem echten *Causus* zugeschriebenen Symptome auszeichneten und es ist zu seiner Zeit wohl das Wort *καύσος* nicht in dem strengen Sinne wie von späteren Aerzten genommen worden.

Ueber die *Phrenitis* sagt Littré, man könnte, indem man bemerke, daß Hippokratēs beständig dieselbe neben dem *Causus* nenne, erkennen, daß diese beiden Affectionen zu derselben pathologischen Kategorie gehört haben müßten. Aber das Argument, was er für den *Causus* gebraucht habe, werde hier noch die Frage auf eine sicherere Weise entscheiden. Der vierte Kranke der zweyten Serie des dritten Buches sey von Hippokratēs als mit einer *Phrenitis* behaftet bezeichnet worden. Nun seyen aber die besonderen Krankheitsgeschichten in den Büchern von den Epidemien Geschichten von remittierenden und anhaltenden Fiebern heißer Länder. Also sey die *Phrenitis* eine Varietät dieser Fieber. — So wie aber der Bordersatz keinesweges für ausgemacht gehalten werden kann, so kann man deshalb auch den daraus gezogenen Schluß nicht ohne Weiteres gelten lassen.

— Uebrigens sey die Definition der Phrenitis nach den Alten heftiges Delirium mit starkem Fieber, Flockenlesen, und kleinem und zusammen gezogenem Pulse (Caelii Aureliani acut. morb. Lib. I. c. I). Allein das Wort Phrenitis ist (wie in dieser Vorlesung näher nachgewiesen worden) schon von den Alten in verschiedenem Sinne genommen, insbesondere auch ein anhaltendes mit Fieber verbundenes Delirium, nicht immer ein heftiges und wildes, darunter verstanden worden. So hat insbesondere auch Brendel, welcher in der Abhandlung de cognatione paraphrenitid. et febr. malign. so schön die Verwandtschaft der so genannten Paraphrenitis mit bössartigen Fiebern nachgewiesen und die Krankheit so meisterhaft geschildert hat, bemerkt, daß die Hippokratischen Schriftsteller unter der Phrenitis im weitesten Umfange auch die Paraphrenitis begriffen haben. Uebrigens ist die Phrenitis, zumahl in dem engeren Sinne, in welchem sie von Litré genommen worden, weder bey dem Causus beständig, noch hängt der phrenitische Zustand überhaupt durchaus nothwendig mit dem echten Causus zusammen, sondern er kommt besonders auch in bössartigen Fiebern vor, wie sie unseren Gegenden nicht fehlen.

Hierauf wird in dieser Vorlesung das Verhältniß des Causus und der Phrenitis in den vier von Hippokrates beschriebenen Constitutionen näher betrachtet. Wir würden indessen die Grenzen dieser Anzeigen sehr überschreiten, wenn wir das über diesen Gegenstand Bemerkte hier umständlicher mittheilen wollten. Wir führen nur als ein Resultat der Untersuchung an, daß Hippokrates in diesen Constitutionen nicht bloß Brennfieber, sondern auch andere anhaltende Fieber, wie

gutartige Wechselfieber vor sich gehabt hat, und daß auch unter denen Fiebern, welche von ihm als *καύσοι* oder *πυρετοὶ καυσώδεες* angeführt werden, gar manche vorgekommen sind, die nicht die dem von späteren Aerzten unterschiedenen echten Causus zugeschriebenen Merkmale hatten.

Ferner wird das von Littré über den Typus der von Hippokrates beobachteten Fieber Gesagte und das diesen zugeschriebene intermittierende Element berücksichtigt.

So wie Littré meint, daß der Name des anhaltenden Fiebers (*ξυνεχής*) in der Pyretologie des Hippokrates oder der ältesten griechischen überhaupt dem großen remittierenden oder anhaltenden Fieber gegeben worden, das in heißen Ländern endemisch sey, so hält er besonders für charakteristisch, was von in der zweyten Constitution vorgekommenen Fiebern gesagt worden, daß sie nämlich ganz anhaltend und gar nicht aussehend, aber bey allen auf dreytägige Art heftiger, an einem Tage leichter, an dem anderen schlimmer gewesen seyen. Daß aber anhaltende Fieber um den dritten Tag stärkere Exacerbationen haben, wird nicht bloß in Griechenland und heißeren Ländern, sondern auch in anderen gemäßigten bemerkt.

Eben so bezieht sich Littré auf eine andere Stelle aus dem ersten Buche der Epidem., worin von anhaltenden Fiebern die Rede seyn soll, von denen manche ihre Anfälle am Tage und Intermissionen in der Nacht, manche dagegen die Anfälle in der Nacht und die Intermissionen am Tage hätten, *πυρετοὶ ξυνεχέες, οἱ μὲν ἡμέραν ἔχουσι, νύκτα διαλείπουσι. οἱ δὲ νύκτα ἔχουσι, ἡμέραν διαλείπουσιν* etc. Im dritten Bande, wo die ganze Stelle noch besonders hervor gehoben wird, heißt es von ihr, sie beweise, daß Hippo-

Krates aus den anhaltenden, remittierenden und intermittierenden Fiebern nur eine Classe mache; sie könne selbst classisch genannt werden, wenn man sich auf die Fieber beschränke, welche entweder heißen oder sumpfigen Ländern eigen seyen u. s. w. Es ist indessen hierbey zu bemerken, daß nach der gewöhnlichen, auch von Litré in dem Texte behaltene[n], Lesart zwischen den Worten *πυρετοι συνεχεις* die: *οι μὲν* stehen, und daß es hiernach hieße: ‘Manche Fieber sind anhaltend, manche befallen am Tage, setzen die Nacht aus u. s. w.’ Welches aber auch die wahre Lesart seyn mag, und wenn auch Hippokrates in dieser Stelle eine Analogie der anhaltenden Fieber mit intermittierenden ausgedrückt haben sollte, so sind doch sonst die meisten von ihm in den libr. Epidem. geschilderten Fieber wirklich anhaltend nachlassende, die gar nicht aussetzten, gewesen. Allerdings hat Hippokrates auch von Wechselfiebern, die er vor sich gehabt, gesprochen, und zwar besonders in der zweyten Constitution, wo gerade nur wenige und leichtere Brennfieber, um so mehr aber dreytägige Fieber, die indessen regelmäßig verliefen und mit dem siebenten Anfalle entschieden wurden, wie auch viertägige und andere sich zeigten, desgleichen in der vierten oder so genannten *κατάστασις λοιμώδης*, wo sie schwerer waren. Eigentlich bössartige Wechselfieber gesteht aber der Verfasser dieser Vorlesung in den in diesen echten Büchern von epidemischen Krankheiten gegebenen Schilderungen von den Brennfiebern nicht finden zu können. Wären sie aber dem Hippokrates auch vorgekommen, so würde das wieder nichts für die Meinung von Litré beweisen. Daß überhaupt anhaltende Fieber zugleich mit Wechselfiebern herrschen können, auch in diese übergehen

und umgekehrt, ist ja ebenfalls nicht bloß in Griechenland und in heißen Ländern, sondern auch in anderen gemäßigteren bemerkt und die Verwandtschaft der remittierenden und intermittierenden Fieber in Bezug auf Ursachen und Charakter wohl anerkannt worden. Wenn nach Littré die anhaltenden gastrischen, gallichten zc. Fieber in dem Klima von Paris sich nicht mit Wechselfiebern verbinden, die Wechselfieber daselbst jetzt wenig gemein seyen und selten ernstliche Complicationen haben, und deshalb auch die remittierenden und anhaltenden Fieber, welche sich daran schließen, seltener seyn sollen, so ist überhaupt zu bemerken, daß es bey diesem Gegenstande auf das Verhältniß von Paris allein gar nicht ankommen kann. Er hält es indessen für möglich, daß in den vergangenen Jahrhunderten Paris viel mehr als jetzt intermittierenden und damit in Verbindung stehenden Fiebern ausgesetzt gewesen sey, und setzt hinzu, daß nach Billaermé ehemahls zu Paris Epidemien von Wechselfiebern fast alle Jahre Statt gefunden, daß sie aber aufgehört hätten, so wie das Pflaster der Straßen und der Abfluß des Wassers aus den Häusern in die Seine der Gegenstand einer besonderen Sorgfalt geworden sey. Ähnliches ist aber an vielen anderen Orten und auch hier in Göttingen bemerkt worden. Aber deshalb fehlen doch auch hier nicht anhaltend remittierende gastrische, gallichte und andere Fieber, die ja überhaupt ohne alle Verbindung mit Wechselfiebern vorkommen können.

Es kommen aber allerdings, wie längst anerkannt worden, die so genannten Brennfiieber öfter und heftiger in heißen Klimaten vor. Jedoch werden sie auch in unseren Gegenden bemerkt. Schon Forestus, Fr. Hoffmann u. A. haben



außer den von Fuster angeführten französischen Aerzten interessante Beobachtungen darüber mitgetheilt. Aus diesen ist insbesondere auch zu ersehen, daß sie auch in unseren Gegenden schnell mit sehr heftigen und beunruhigenden Zufällen eintreten können, daß die Zunge schon in den ersten Tagen schwarz seyn kann, daß auch um den andern Tag heftigere Anfälle eintreten u. s. w. — Die von Littré auch zu den charakteristischen Umständen der Fieber heißer Gegenden gerechnete Affection der Hypochondrien, die Spannung, Wölle, der Druck, Schmerz in denselben, kommt besonders in Fiebern mit gastrischer Affection in unseren Gegenden so häufig vor, daß ihre angebliche Seltenheit in Paris sehr auffallen muß; und in denselben Fiebern ist auch der von Littré der *fièvre typhoïde* zugeschriebene Kopfschmerz über den Augenhöhlen ganz gemein. Der ebenfalls zu den charakteristischen Umständen der Fieber heißer Gegenden gerechnete Schmerz im Nacken fehlt eben so wenig in unseren nervösen zc. Fiebern, und wenn er auch wirklich nicht Statt fände, so würde es doch einer umfassenden Ansicht von den Fiebern eben nicht entsprechen oder an die schon von Hippokrates und Galenus getadelten Spitzfindigkeiten der Knidier erinnern, wenn man auf eine solche Modification wie auf manche graduelle Verhältnisse einen wesentlichen Unterschied jener Fieber gründen wollte. So ist auch zwischen den Gallenfiebern heißer Länder und den heftigeren gallichten gemäßigerer Gegenden kein wesentlicher Unterschied anzunehmen. Daß aber auch in Paris Gallenfieber nicht so selten, wie Littré behauptet, sondern gar manigmal, und (wenn sie auch im Allgemeinen gelinder oder weniger heftig als die in heißen Ländern waren) darunter auch heftige

vorgekommen sind, ist nach den von Pinel und anderen älteren, schon von Fuster angeführten, Aerzten mitgetheilten Beobachtungen nicht zu leugnen, und noch neuerlich ist eine Schilderung der Epidemie derselben im Jahre 1839 von G e n d r i n (Traité philosoph. de Médec. prat.) mitgetheilt worden, worin derselbe übrigens auch nicht bloß den dreytägigen oder doppelt dreytägigen Typus, sondern auch in acht Fällen die Umwandlung des remittierenden Fiebers in ein intermittierendes bemerkt hat. Wenn Littré behauptet, daß sie sich nur in manchen heißen Sommern zu Paris gezeigt hätten, so ist zu bemerken, daß sie auch von Hippokrates in Griechenland wie von anderen großen Aerzten anderer Länder besonders für Krankheiten heißer Jahreszeiten, des Sommers und zum Theil auch des Herbstes, erklärt worden sind. Uebrigens kommen auch in heißen Ländern nicht bloß jene heftigen Fieber, sondern oft auch sehr gelinde gallichte und andere vor.

Daß man aber auch in gemäßigteren und nördlicheren Ländern in derselben epidemischen Constitution schwere Wechselfieber und anhaltende, die selbst den Brennfiebern ähnlich waren, beobachtet und auch längst eine Verwandtschaft derselben anerkannt hat, davon können wohl schon Sydenhams classische Schriften einen überzeugenden Beweis abgeben. Uehnliche Bemerkungen, als hier aus diesen angeführt werden, hat ein anderer trefflicher englischer Arzt, Pringle in seinen Beobachtungen über die Krankheiten der Armee, in Bezug auf sumpfige und zwar auch nördlich gelegene Länder gemacht, und solche Beobachtungen sind nicht bloß damahls von Pringle, sondern in den Niederlanden wie anderen sumpfigen oder Ueber-

schwemmungen ausgefekten Gegenden oft und von vielen Anderen gemacht worden. Wenn also jene Fieber auch in heißen Ländern beständiger und in den tropischen wohl zu jeder Jahreszeit vorkommen, so sind sie doch in gemäßigteren und kälteren eben nicht so zufällig, wie Littré behauptet, und wenigstens den Aerzten oft genug näher bekannt geworden. Und wenn deshalb die nach Algier versetzten französischen Aerzte nur nicht bloß die Gedanken an ihre *fièvre typhoïde* im Kopfe haben, sondern auch andere Fieber gehörig berücksichtigen und wenigstens mit den classischen Schilderungen derselben von anderen großen Aerzten bekannt geworden sind, so werden sie wohl nicht durch die dortigen Fieber ferner in das oben angeführte große Erstaunen gesetzt werden. Nach den noch neuerlich selbst von französischen Aerzten, Gibert und Cayol in der *Revue méd.* 1842. III. p. 144 ff. unter bitterem Spotte gemachten Bemerkungen scheinen indessen viele Aerzte zu Paris in der Annahme der *fièvre typhoïde* sehr weit zu gehen. (Darauf ist wohl auch zu beziehen eine Bemerkung und Warnung von Gendrin in der oben angeführten Schrift T. III. p. 147: ‘*Nous ne pouvons d’ailleurs signaler trop tôt et avec trop d’insistance les différences de maladies que beaucoup de médecins confondent comme les degrés d’une même affection, sous les noms de fièvres typhoïdes et d’entérites folliculeuses. On ne peut assez prémunir les jeunes médecins contre ces déplorables erreurs, qui leur réservent de si cruels mécomptes dans la pratique. Au point de vue de la science, la confusion que nous signalons montre où conduit une doctrine exclusivement fondée sur la considération des lésions locales qui ne sont dans la plupart des*

cas que des phénomènes secondaires des maladies.'). Dort hat man ja auch die Fieber aus dem Systeme der Pathologie verbannen wollen, oder ihnen eine andere Stelle gegeben, sie unter anderen Namen begriffen. Nach Manchen soll es auch dort keine entzündlichen, gallichten, nervösen Fieber außer der *fièvre typhoïde* geben. Aber sowohl die von Hippokrates geschilderten Brennfieber, als die in unseren Gegenden vorkommenden einfachen Reizfieber, entzündlichen, gallichten und viele nervöse sind eben so wenig bloß aus örtlicher Entzündung (die auch Littré bey den Fiebern des Hippokrates nicht annimmt), der Gastroentérite oder der *lésion des plaques elliptiques*, oder den Darmgeschwüren, als aus bloßer Spinal-Irritation, Dyspepsie u. s. w. abzuleiten, sondern es sind dabey außer den allgemeineren so genannten dynamischen Veränderungen des Nerven- und Blutgefäßsystemes auch wichtige quantitative und qualitative Fehler der Säfte, des Blutes selbst, der Galle u. s. w. zu berücksichtigen, und sie werden bey gehöriger Würdigung dieser Verhältnisse nicht bloß für symptomatisch zu erklären (oder wie das Fieber überhaupt nach der übrigens ganz alten, schon von Dioskles, von Karystus und Erasistratus vorgetragenen Meinung für ein *ἐπιγενήμια* zu halten), sondern ferner mit vollem Rechte als besondere wesentliche, theils einfache, theils zusammen gesetzte Hauptarten der Fieber zu betrachten seyn. Gegen die auch in Deutschland von Manchen vorgenommene, einseitige Ableitung der Fieber aus bloßer Entzündung u. s. w. hat sich der Verf. dieser Vorlesung längst umständlicher erklärt sowohl in der Critik von Broussais Lehre S. 23 ff., als in der Recension von Meuths Schrift über das Fieber in den Heidelb. Jahrb.

d. Literatur, 1823. H. 7. S. 657 ff., der Commentat. de febris, praesertim nervosae, ad inflammationes et ulcera intestinorum relatione u. s. w. So wie früher schon Selle und besonders Borsieri das verschiedene Verhältnis der Entzündung zu dem Fieber gründlich nachgewiesen hatten, so haben sich später auch Hufeland in der vortrefflichen Abhandlung über die Lehre von den Heilungsobjecten S. 48 ff. wie a. a. D.) und Andere gegen jene einseitige Ableitung des Fiebers aus Entzündung erklärt. Besonders verdient aber bemerkt zu werden, was van der Hoeven (de arte medica, L. I. P. I. p. 1 sq. und p. 315 sq.) darüber und über die von manchen Neueren beabsichtigte Verbannung der Fieber aus dem Systeme der Krankheiten geäußert hat. Neuerlich hat sich auch von Walther (Fragmente üb. das Fieber, in der allg. Zeit. f. Chirurg., inn. Heilk. u. s. w. von Kobaksch, 1843. H. 1.) stark gegen jene Verbannung ausgesprochen, sie selbst für eine destructive Arbeit erklärt, zu den destructiven Tendenzen gerechnet, und hat er wohl auch nach meiner früher schon ausgesprochenen Ueberzeugung wenigstens in diesem Hauptpunkte Recht, wenn auch sonst Manches gegen einzelne Sätze dieser Abhandlung zu erinnern seyn mag. Nach ihm ist auch Frank's Ausspruch: *Febris certorum potius morborum umbra, quam ipse morbus est,* der zum Lösungsworte bey dieser destructiven Arbeit gedient hat, nicht so ernsthaft wenigstens nicht so folgewichtig gemeint; und es kann, wie der Verf. dieser Vorlesung früher schon bemerkt hat, derselbe doch wenigstens noch auf verschiedene, dem Fieber zu Grunde liegende Affectionen (nicht bloß auf Entzündung) bezogen werden. Uebrigens hat Frank deshalb selbst das

einfache entzündliche Fieber nicht ausgeschlossen, dasselbe auch keinesweges bloß von der nur in einzelnen, äußerst heftigen Fällen beobachteten Entzündung der Arterien und Venen abgeleitet, sondern in seiner trefflichen Epitome (Lib. I. §. 117.) den Unterschied des einfachen und des mit örtlicher Entzündung verbundenen inflammatorischen Fiebers wohl anerkannt, und jenes (§. 118 und Lib. II. §. 125) von allgemeinen über das Blutgefäßsystem verbreiteten oder im Blute enthaltenen Reizen, die örtliche Entzündung von anhaltenderer Wirkung der Reize auf einen Theil abgeleitet.

Es waren aber auch in den Gegenden von Griechenland, wo Hippokrates seine Beobachtungen machte, nicht beständig Brennfieber, manigmahl auch nur leichte oder unechte, vorhanden, wie schon aus dem oben aus den Büchern von epidemischen Krankheiten Angeführten erhellet, so wie sie auch in anderen Stellen der Hippokratishen Schriften besonders heißer Jahreszeit, langen Reisen, dem Misbrauche erhitender Getränke u. s. w. zugeschrieben werden. Auch sind jene nördlichen Gegenden Griechenlands (die auch von der ungesunden Ebene von Cleusis wie der um den Kopaischen See u. s. w. zu unterscheiden sind), wenn sie auch südlicher als unsere liegen, doch eben nicht den heißeren von Africa, Asien u. a. gleich zu stellen. Galenus (Comment. in Hippocrat. Aph. Sect. III. nr. XIV) äußerte selbst, daß alle von Hippokrates beschriebenen Constitutionen in gemäßigten Gegenden der Welt gewesen seyen, mit Ausnahme der vom Meere entfernteren Orte von Thracien, welche übermäßig feucht und kalt seyen. Insbesondere wird auch von ihm (Comment. I. in libr. Epidem. I. nr. I.) Tha-

soß, wo von Hippokrates die drey ersten Constitutionen und vielleicht auch die vierte beobachtet wurden, als Thracien gegenüber liegend und den kalten Nordwinden ausgesetzt, von Anderen aber die Insel als sehr bergig und waldig, sehr cultiviert, Goldbergwerke enthaltend, schönen Marmor und vortrefflichen Wein liefernd bezeichnet. Von Sümpfen ist hier nicht die Rede. Grimm (Uebersetzung des Hippokrates, Bd. 1. S. 450), meinte, daß die Insel Thasos, welche unter dem  $40\frac{3}{4}$ . Grade der Breite und dem 42. und 43. Grade der Länge liege, folglich mit Neapel gleiche Polhöhe und mit Riga einerley Meridian habe, der ersteren Gegend durch ihre gemäßigte Luft nahe komme. Nach Raymond (Mémoires sur les Epidémies in Hist. de la Soc. royale de Médec. Ann. 1780—1781. p. 51) aber soll das Klima derselben dem von Marseille ähnlich seyn, doch mehr Regen, Schnee und Kälte haben. Die Witterung war aber dort, wie auf mehreren Inseln des Archipelagus, sehr veränderlich, was auch neuere Reisebeschreiber bemerkt haben, und von Hippokrates selbst ist, was schon Huxham hervor gehoben hat, in der Beschreibung der Krankheits-Constitutionen angeführt worden: häufiger Regen, Dürre, starker Winter, viel Schnee, stürmischer, wolkiger Himmel u. s. w. (*ὕδατα πολλά, ἀνέμοι, χειμῶνες μεγάλοι, χιόνες μεγάλαι, οὐρανὸς λαίλαπώδης, ἐπινέφελος* etc.). In der ersten Constitution war im Herbst häufiger, anhaltender, aber milder Regen wie bey Südwind; der Winter hatte mehr Südwind, nur schwachen Nordwind, auch mehr Trockenheit, und war im Ganzen dem Frühlinge ähnlich; der Frühling hatte Südwind, war kühl, hatte wenig Regen; der

Sommer war meistens wolfig, doch ohne starken Regen, die Passatwinde wehten schwach und unterbrochen. In der zweyten Constitution fing schon vor dem Herbste kalte und nasse Witterung unter vielen Nord- und Südwinden an und dauerte in demselben fort, der Winter aber war kalt, hatte vielen, reichlichen, starken Regen und Schnee, dazwischen meistens heitere Tage; nach der Winter-Sonnenwende und wo der Westwind zu wehen anfängt, kam starker Nachwinter mit vielen Nordwinden, Schnee und anhaltend häufigem Regen, der Himmel war stürmisch und wolfig, und so hielt es bis zur Nachtgleiche an; der Frühling war kalt mit Nordwind, regnerisch, wolfig, der Sommer nicht sehr heiß; die Passatwinde wehten ununterbrochen; es kam aber schnell gegen den Aufgang des Arkturus unter Nordwind wieder viel Regen; das ganze Jahr war feucht, kalt und reich an Nordwind. In der dritten Constitution war kurz vor dem Aufgange des Arkturus und während des Standes desselben am Horizonte häufiger und starker Regen mit Nordwind eingetreten, um die Nachtgleiche aber und bis zum Untergange des Siebengestirnes gab es bey Südwind wenig Regen; der Winter hatte Nordwind, Trockenheit, kalte starke Winde und Schnee; um die Nachtgleiche aber war die stärkste Kälte; der Frühling hatte Nordwind, Trockenheit, wenigen und kalten Regen; um die Sonnenwende des Sommers war auch wenig Regen da, aber große Kälte bis zu den Hundstagen; nach den Hundstagen aber bis zum Aufgange des Arkturus heißer Sommer, große, nicht unterbrochene, sondern anhaltende und heftige Hitze, es erfolgte kein Regen und die Passatwinde wehten. Um den Auf-



gang des Arkturus aber kam Regen mit Südwind bis zur Nachtgleiche. In der vierten Constitution, bey welcher indessen der Ort, wo sie beobachtet worden, nicht ausdrücklich bemerkt ist) war das Jahr bey Südluft voll Regen, im Ganzen ohne Wind; da aber größere Trockenheit in den etwas vorher gehenden Jahreszeiten Statt gefunden, kam mit dem Südwinde gegen den Aufgang des Arkturus viel Regen; der Herbst war trübe, wolkig, voll Regen; der Winter bey Südluft naß, gelind, lange nach der Sonnenwende und fast gegen die Nachtgleiche kam Nachwinter und um die Nachtgleiche selbst Nordwind und Schnee, doch nicht auf lange Zeit; der Frühling hatte wieder Südluft ohne Wind, vielen Regen bis zu den Hundstagen; der Sommer war heiter, heiß, die Hitze erstickend; die Passatwinde wehten schwach und unterbrochen; es erfolgte aber wieder gegen den Aufgang des Arkturus mit Nordwind viel Regen. — Nach diesen von Hippokrates selbst über die Bitterung verschiedener Jahre in jener Gegend mitgetheilten Bemerkungen war also das Verhältnis derselben wohl ein ganz anderes, als es in der heißen und sumpfigen Ebene der Mitidja oder in anderen heißen Ländern, wo man keinen Frühling und Herbst kennt, oder wo selbst die Jahreszeiten nicht sowohl in Sommer und Winter als in die trockenen und regnichten sich theilen lassen, oder man nicht die gewöhnliche Abwechselung von Sommer und Winter bemerkt, Statt findet.

(Schluß folgt.)

---

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

8. Stück.

Den 13. Januar 1844.

---

G ö t t i n g e n.

Schluß der Anzeige der Vorlesung des Hofraths Conradi: über die in des Hippokrates Büchern von epidemischen Krankheiten geschilderten Fieber mit besonderer Rücksicht auf die von Littré geäußerte Meinung von denselben.

Hippokrates selbst hat aber die einzelnen dort beobachteten Constitutionen aus den Verhältnissen der Witterung in den verschiedenen Jahreszeiten vortrefflich abzuleiten gewußt; er kann auch in der Hinsicht als ein herrliches Muster für unsere und andere Klimate, mögen sie auch von dem seiner Gegenden verschieden seyn, gelten und das von ihm darüber Gesagte allerdings auch hier angewendet werden. Er hat auch in den Aphorismen (Sect. III.) und an anderen Orten die Veränderungen der Krankheiten in den Jahreszeiten und die in einzelnen Jahreszeiten bey regelmäßigem Gange derselben herrschenden Krankheiten so bestimmt, wie

es durch die Erfahrung der größten Aerzte anderer Gegenden, und zwar, wie Huxham bemerkte, in locis a Graecia longe longaeque remotis, inter — *et penitus toto divisos orbe Britannos*, bestätigt worden ist, und es kann im Allgemeinen das von ihm in dieser Hinsicht in Griechenland Bemerkte auf unsere Gegenden ebenfalls wohl angewendet werden. Daß er auch auf andere Climate Rücksicht genommen und die Verhältnisse derselben ebenfalls wohl zu würdigen gewußt hat, davon hat er den schönsten Beweis in der classischen Schrift *de aëre, aquis et locis* gegeben. Und so war er denn auch um so mehr berechtigt zu äußern (Praenot. 41.), daß die von ihm angegebenen Zeichen sowohl in Lybien, als in Delos und Scythien (also in heißen, gemäßigten und kalten Gegenden) wahr befunden würden.

### B r ü s s e l ,

bey M. Hayez, imprimeur de l'Acad. Royale, 1842: *Memoire pour servir à expliquer les peintures d'une coupe de Vulci, représentant des exercices gymnastiques*; par J.-E.-G. Roulez, professeur d'archéologie à l'université de Gand etc. (Extrait du T. XVI des *Mém. de l'Acad. royale de Bruxelles*). 29 Seiten und 3 Kupfertafeln in Quart.

Auch ohne ihren wissenschaftlichen Werth würde vorliegende Abhandlung des wackern belgischen Archäologen schon darum eine ehrenvolle Erwähnung in diesen Blättern verdienen, weil sie mit zarter Pietät dem Andenken unseres unvergeßlichen K. D. Müller gewidmet ist, dessen ancien élève sich der Verf. nennt, und mit dem derselbe auch auf seiner letzten Reise beim Besuche des großen Grabfeldes von Bulei zusammen traf, aus welchem ge-

rade auch die hier erläuterte Schule herstammt; doch auch abgesehen von dieser ihrer Bestimmung verdient sie sowohl um ihres Gegenstandes als um der gelehrten Behandlung desselben willen der Aufmerksamkeit eines jeden Freundes antiken Lebens empfohlen zu werden; und wenn auch der Gegenstand selbst im Wesentlichen bereits durch Krause's Gymnastik und Agonistik der Hellenen eine umfassende Behandlung erhalten hat, so ist doch auch jeder Nachtrag zu diesem großen Werke um so willkommener, je mehr er, wie dies namentlich von unserem Verf. gilt, durch Kritik und Klarheit der Darstellung den von Hrn Krause mitunter noch in chaotischem Zustande hinterlassenen Stoff lichtet und sichtet. Daß Hr. R. den Vortheil hatte, zugleich den von Kayser heraus gegebenen Philostratus de Gymnastica zu benutzen, auf welchen jener nur noch in der Vorrede nachträgliche Rücksicht nehmen konnte, ist auch nicht zu übersehen; auch außerdem aber hat er seinen Vorgänger mehrfach scharfsinnig bestritten und berichtigt, in welcher Beziehung wir z. B. auf die richtigere Erklärung der *σφαιρομαχία* S. 19 f. aufmerksam machen. Hr Krause hält die Kugeln, die in der Uebung zum Faustkampfe gebraucht wurden, für eine Verstärkung des Gäßtus, und deutet daher auch Plut. rep. ger. c. 32 so, als ob man in den Palästreis über diese Kugeln, um die Gefahr zu mindern, *ἐπίσφαιρα* als eine Art von Futteralen gezogen habe; dagegen aber bemerkt Hr R. richtig, daß es dann ja besser gewesen seyn würde, von vorn herein weichere Kugeln zu nehmen, und fast vielmehr *ἐπίσφαιρον* selbst nach Polyb. X, 20 identisch mit *σφαίρα* in dem Sinne, wie diese Kugel auch an den Uebungswurfspiessen in ähnlicher Art wie bei unseren Stoßrapieren angebracht war. Ueberhaupt

steht es fest, daß Sphäromachie stets nur als Vorübung, nie als ernster Kampf vorkommt, und wenn Plato Legg. VIII, p. 830 von der praktischen Vorübung des künftigen Kämpfers verlangt: *ὡς ἐγγύτατα τοῦ ὁμοίου ἰόντες ἀντὶ ἱμάντων σφαιρας ἂν περιεδοῦμεθα*, so kann das zwar im Gegensatz mit den gewöhnlichen jugendlichen Uebungen des Pugilats in den griechischen Palästen gesagt seyn, wird aber gleichwohl die *σφαῖρα* nur als symbolisches Surrogat der Buckeln und Nägel betrachten lassen, mit welchen die wirklichen Athleten ihre Cästus versahen. Daß auch mit solchen Surrogaten wie mit unseren Rapieren durch Unvorsichtigkeit oder Zufall ein Unglück geschehen konnte, ist nicht zu leugnen, und darauf gehen Plato's Worte im Folgenden p. 831: *καὶ δὴ καὶ τινος ἀποθανόντος οὕτως κ. τ. λ.*; für lebensgefährlich aber wird man darum an sich diese eben so wenig wie jene erklären dürfen.

Auch S. 23 hat Hr R. bei der Uebung im Sprunge das *σκάμμα* oder die *ἐσκαμμένα* sachgemäßer als Krause S. 393 ausgelegt; doch thut er diesem wenigstens insofern Unrecht als er ihm vorwirft, *κανὼν* bei Pollux III, 151 als la distance franchie par chaque individu genommen zu haben, woraus folgen würde, qu'il y aurait eu autant de *canons* que de sauteurs, und hat selbst das erstere Wort enger aufgefaßt, als es jedenfalls seiner etymologischen Bedeutung gemäß ist. Was *κανὼν* betrifft, so erklärt es Krause einfach 'das Maß des Sprunges', das man ganz wohl auch für das Fußmaß nehmen kann, wornach die Weite eines jeden Sprungs gemessen ward, und dies wird gewiß dem griechischen: *τὰ μέτρα τοῦ πηδήματος*, mehr entsprechen, als Hrn Roulez Erklärung: le minimum exige de rigueur, wovon

bey geübten und geprüften Athleten wohl eben so wenig die Rede seyn konnte, als wir bei einem Scheibenschießen ausdrücklich das Gesetz machen werden, daß der Sieger mindestens die Scheibe getroffen haben müsse; hinsichtlich der *εσκαμμένα* aber hätte er wenigstens die Erklärung von Dissen nicht so geradezu verwerfen sollen, wie er es N. 7 thut. Daß *σκάμια* und *εσκαμμένα* nicht scharf geschieden worden, sieht man schon aus der identischen Fassung des bekannten Sprichwortes *ὑπὲρ τὸ σκάμια* oder *ὑπὲρ τὰ εσκαμμένα πηδᾶν*, und eben so richtig widerlegt Hr Roulez Krausen, der erst nachdem Einer gesprungen, dessen Sprungweite als Ziel für den Zweyten u. s. f. markiert denkt, wogegen schon Eustath. ad Odyss. VIII 197 spricht: *ὅς πεντήκοντα ποδῶν ὄντων πρότερον τῶν σκαμμάτων αὐτὸς ὑπερέβαλε ταῦτα πηδήσας*: wenn derselbe nun aber beide Ausdrücke durchgehends identificiert und lediglich auf das von Krause S. 105 behandelte ausdrücklich so genannte *σκάμια* oder den aufgelockerten Boden in den Gymnasien und Palästren bezieht, so scheint schon der Pindarische Ausdruck Nem. V, 20: *μακρὰ δὴ αὐτόθεν ἄλμαθ' ὑποσκάπτει τις*, zu zeigen, daß auch abgesehen von diesem das Ziel des Sprunges durch einen Graben oder Furchen bezeichnet werden konnte. In der Regel mochte wohl der erwähnte Raum neben den Ringern auch für die Springer bestimmt seyn, welchen nach Hesychius ausdrücklicher Angabe T. I. p. 705 der Rand desselben als Absprung (*βατήρο*) diente; und wir können es uns selbst gefallen lassen, wenn Hr R. annimmt, daß die Breite dieses Raumes zugleich der durchschnittlich größten Sprungweite entsprochen habe, so daß ein weiterer Sprung selbst sprichwörtlich als etwas Uebermäßiges gelten konnte;

damit ist inzwischen doch nicht gesagt, daß nicht auch außerdem ein ausgegrabener Erdaufwurf habe als Sprungziel dienen und dieses auch in so fern schon als *εοκαμμένα* bezeichnet werden können, was zu natürlich ist, als daß wir mit Hrn Roulez sprechen sollten: nous ne trouvons pas, qu'un pareil fossé aurait pu servir à autre chose qu'à devenir un casse-cou!

Endlich hat derselbe auch den Aufsehern und Beamten der gymnastischen Uebungen eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet, die mitunter mit wenigen Worten mehr Klarheit verbreitet, als es seinem gelehrten Vorgänger auf vielen Seiten gelungen ist. Namentlich zeichnen wir die eben so einfache als einleuchtende Bemerkung S. 7 aus, daß das sicherste Kennzeichen, um die Aufsichtsbearbeiter oder Gymnastarchen auf den palästrischen Vasengemälden von den eigentlichen Lehrern zu unterscheiden, das sey, daß erstere sitzen, während letztere stehend dargestellt sind: *le siège constitue l'insigne de l'autorité supérieure, et c'est aussi la marque distinctive, qui sur les vases panathénaiques caractérise les agonothètes.* Nur rücksichtlich des Unterschiedes der beiden Gattungen von Lehrern selbst, der Gymnasten und Pädotriben, befriedigt uns Hr Roulez noch weniger als Krause, dem wenigstens das Richtige vorgeschwebt hat, wenn es sich ihm auch, wie so häufig, durch die vielen Wenn und Aber, die ihm seine Gelehrsamkeit vorgaukelt, zu keinem festen Bilde gestaltet. Die Regel, um welche es dem Verf. zunächst zu thun ist, um auf den Vasengemälden zu bestimmen, welcher von beiden in jedem einzelnen Falle anzunehmen sey, erkennen wir zwar ihrer ersten Hälfte nach gern an: *d'adopter le nom de pédotribe toutes les fois que les jeunes gens sou-*

mis à la surveillance paraîtront appartenir au premier âge; wenn er aber den ganzen Unterschied in das Alter der Jüglinge setzt und demgemäß fortfährt: dans le cas contraire de se servir de celui de gymnaste dont on a été jusqu'ici trop avare, tout en prodiguant trop l'autre, so hat schon Krause S. 216 sehr richtig bemerkt, daß auf den zahlreichen Inschriften, die sich gerade auf gymnastische Uebungen der Epheben, also der höheren Alterstufe beziehen, nur der Name des Pädotriben, nie des Gymnasten vorkommt, und je gewisser es scheint, daß auf den Gemälden, von welchen hier die Rede ist, palästrische Scenen dargestellt sind, desto räthlicher scheint es uns die Lehrer auf solchen zunächst durchgehends als Pädotriben zu fassen. Denn der Pädotribe ist wesentlich der Vorsteher einer Palästra, die deshalb auch gewöhnlich mit seinem Namen bezeichnet wird, und wenn bey Antiphon Tetral. II. 3, §. 6 ein solcher in einem Gymnasion vorkommt, so müssen wir, wenn die Lesart richtig ist — denn man könnte auch παιδαγωγῶν vermuthen — annehmen daß er mit seinen Schülern dorthin gegangen sey, um sie dort im Freyen die Uebungen vornehmen zu lassen, zu welchen der geschlossene Raum der Palästra nicht ausreichte; der Gymnastes dagegen ist, wie Krause S. 227 richtig sagt, der Lehrer derjenigen, welche sich zur agonistischen Laufbahn vorbereiteten, d. h. welche Athleten vom Fache werden wollten; und in so fern daher selbst Knaben bereits in dieser Eigenschaft auftraten, werden wir auch für sie schon den Unterricht des Gymnasten voraus sehen müssen, während dagegen für die bey Weitem größere Mehrzahl, welche die gymnastischen Uebungen nur um der allgemeinen Bildung willen trieb, auch in späteren Jahren der



Pädotribe ausreichte. Daß dabey allerdings mitunter auch Pädotriben als Lehrer von Athleten genannt werden, darf eben so wenig auffallen, wie wenn bey uns ein ausgezeichnete Virtuose oder Mahler die Grundlagen seiner Kunst einem gewöhnlichen Musikmeister oder Zeichenlehrer verdankt, und andererseits liegt es in der Natur der Sache, daß wo von den diätetischen Vortheilen der Körperübungen und den darauf bezüglichen Kenntnissen die Rede ist, Pädotribe und Gymnast nicht selten gleichbedeutend erwähnt werden; hinsichtlich der Kunstübung selbst aber stehen sie doch in demselben Verhältnis zu einander, wie ein gewöhnlicher Clavierunterricht zu der Lehre vom Contrapuncte oder eine Zeichenstunde zu einer Akademie, und darauf beziehen sich auch die von Hrn Roulez selbst angezogenen Stellen bey Aristoteles und Galen, die derselbe nicht hätte den keinen genaueren Unterschied bezweckenden Platonischen nachsetzen sollen. Sey auch Galens Vergleichung des Pädotriben mit einem Roche im Gegensatze des rationalen Arztes, dem der Gymnast entspreche, eben so schief wie die Platonische vom Redner im Gorgias, der sie offenbar nachgeahmt ist, so sagt doch auch Aristoteles Polit. VIII, 3 von jenem, daß er nur die mechanischen Handgriffe lehre, während der Gymnast dem ganzen Körper eine bestimmte Beschaffenheit (*ποιῶν τινα ἔξω*, habitudinem) aufpräge; und ohne daraus mit Hrn Roulez zu folgern, daß jeder Pädotribe demnach nichts weiter als une espèce d'homme-machine faisant exécuter les instructions du gymnaste hätte seyn müssen, werden wir doch diesen Namen mehr als Ausdruck der Profession und des Berufszweiges, *γυμναστικής* mehr als Bezeichnung der künstlerischen Bildung und Wissenschaft betrachten dürfen, die

allerdings auch der Pädotribe besitzen konnte, ohne daß jedoch sein Geschäft als solches unmittelbaren Gebrauch davon machte. Nur in diesem Sinne ist es daher auch zu nehmen, wenn Sokrates de permut. §. 181 die *γυμναστικὴ* ein *μέρος τῆς παιδοτριβικῆς* nennt, wie wenn wir voraussetzen, daß der Jugendlehrer philologisch oder mathematisch gebildet sey, ohne deshalb seine Schüler, gleich dem Lehrer auf der Universität, zu Philologen oder Mathematikern bilden zu sollen; dieses ist ganz das nämliche Verhältniß, das ja auch Niemand nur auf den Unterschied des Alters der Zöglinge begründen wird; und wenn auch einzelne Beispiele wie das des Herodikos von Selymbria bey Plato Republ. III, p. 400 A vorliegen, daß ein denkender Pädotribe sich auch als Gymnast und selbst als Arzt verdient gemacht hat, so darf man darum doch die Sphären beider Fächer nicht verwechseln.

Doch genug dieser Bemerkungen, die den Werth dieser Abhandlung nicht herunter setzen, sondern nur darauf hindeuten sollen, welche interessante Fragen sowohl für die Geschichte der alten Pädagogik auf der einen als für die Auslegung einer zahlreichen Classe alter Denkmähler auf der andern Seite hier zur Sprache kommen; in Beziehung auf den Verfasser aber können wir nur den Wunsch aussprechen, daß er seiner schönen Aufgabe, sein Vaterland auch rücksichtlich der classischen Studien auf der Höhe der Zeit zu erhalten, fortwährend mit gewohnter Rüstigkeit obliegen und damit zugleich der deutschen Wissenschaft das Capital seiner Bildung auch ferner so reichlich wie bisher verzinsen möge.

K. Fr. H.

## P a r i s ,

bey Zoubert. 1841. Rapports au ministre de l'instruction publique sur les bibliothèques des départements de l'Ouest, suivis de pièces inédites par Félix Ravaisson. XIII uud 418 Seiten in Octav.

Im April 1840 erhielt der Vf. von dem Minister des öffentlichen Unterrichts die Anweisung, mit dem 1. May eine Inspectionsreise nach den Bibliotheken der westlichen Departements anzutreten, auf welche bis dahin die Blicke der höheren Behörden und reisender Gelehrten weniger gerichtet gewesen waren. Der Vf. soll, so lautet die ihm ertheilte Instruction, über Umfang, Localität und Beamte der Bibliotheken, über die Art und Weise, wie letztere vom Publicum benutzt werden und welche Wünsche in dieser Beziehung laut werden, sodann über die Geschichte der Entstehung der Bibliotheken, über die zu ihrer Erhaltung und Vermehrung ausgesetzten Mittel und die hinsichtlich der Benutzung derselben geltenden Bestimmungen Bericht abstaten. Es soll derselbe, heißt es ferner, die vorhandenen Cataloge einer sorgsamten Durchsicht unterziehen, um sich von der Zweckmäßigkeit der Abfassung derselben, besonders von der Richtigkeit des angegebenen Inhalts der eingetragenen Handschriften zu überzeugen. Zeigt sich in Bezug hierauf Mangelhaftigkeit, so soll der Vf. für die Abhülfe derselben Sorge tragen, dem Bibliothekar hülfreiche Hand leisten, und ist die Zahl der Handschriften von Bedeutung, zum Druck des Verzeichnisses — wie Rennes mit einem solchen Beispiele vorangegangen sei — auffordern und dafür die Unterstützung der Regierung zusagen. Er soll ferner darauf achten, daß nicht, den Gesetzen zuwi-

der, Dubletten verkauft, sondern zur Verfügung des Ministeriums gestellt werden, und andererseits solche Bibliotheken namhaft machen, für welche die anderswo gefundenen Dubletten wünschenswerth sein würden.

Der Bf. verwandte die Monate May, Junius, Julius auf die Reise. Die während dieser Zeit, dem erhaltenen Befehle gemäß, an den Minister übersandten Berichte sind es, welche, der Hauptsache nach, uns hier vorliegen.

Diese Berichte beginnen mit Tours. Die früher ausgezeichnete, aus den Bücherschätzen von St. Martin, der Abtey Marmoutiers und des Domcapitels zusammengesetzte Bibliothek dieser Stadt hat besonders dadurch gelitten, daß sie von der Zeit der Revolution bis 1812 in feuchten Sälen aufgeschichtet lag und überdies während dieser Zeit mancher werthvollen Werke beraubt wurde. Sie besteht jetzt aus 35,000 Bänden (darunter 12,000 auf die Geschichte Frankreichs bezügliche Werke, so wie die Polyglotte des Cardinal Ximenes und eine Mainzer Bibel von 1462,) und gegen 1100 Manuscripten. Letztere sind im Verhältnisse zu der Zeit, in welcher sie von Montfaucon revidiert wurden, beträchtlich zusammengeschmolzen; doch ist ihnen der prächtige, dem achten Jahrhundert angehörige Codex der Evangelien (Uncialen in Gold) und eine Bibel aus derselben Zeit, so wie ein Terenz aus dem 13. Jahrhundert geblieben. In Ungers, welches vor der Revolution mit seinen 17 Kirchspielen und 18 Klöstern fast nur das Leben einer geistlichen Stadt abspiegelte, fand der Bf. 24,000 Bände und nur 500 Handschriften; so weit waren letztere entwendet, oder im Drange der Zeit der Vernichtung preis gegeben. Eine ähnliche Bemerkung ist fast allen nachfolgenden Be-

richten beygefügt. Die Bibliothek würde doppelt so stark sein, wenn nicht die Departemental-Regierung die Dubletten zum Theil verschenkt, zum Theil für einen festen, nach Umfang und Format der Bücher bestimmten, Preis verkauft hätte. Die Stadt hat für die in einem unwürdigen Local aufgestellte Bibliothek jährlich 1300, für zwei Beamte derselben 2400 Frcs. ausgeworfen. Wie in dem früheren Berichte, so werden auch in diesem und den nachfolgenden einige der werthvollsten Codices genauer bezeichnet.

Die 1588 gegründete, seit 1753 dem Publicum geöffnete Bibliothek zu N a n t e s zählt etwa 35,000 Druckwerke und nur 60 Handschriften, erhält von der Stadt jährlich 5000 Frcs. und wird durch zwei, mit 1800 und 800 Frcs. besoldete, Beamte verwaltet. Die eben so starke Sammlung zu K e n n e s, auf deren Vermehrung jährlich 2500 Frcs. verwendet werden, fand der Verf. in musterhafter Ordnung. Die Klage über zahlreich sich kundgebende Lücken in den einzelnen Fächern hätte, nachdem die Zahl der Bände angegeben war, gespart werden können. Vornehmlich vermissste der Verf. die Sammlungen der Scriptt. rer. germanicar., Niebuhrs römische Geschichte, Boeckhs Inscripti-  
onen, und in der Medicin die Werke von Meckel, Liedemann, Burdach und Carus. Ueber die 220 Handschriften daselbst ist bereits ein mit Sorgfalt angefertigter Catalog veröffentlicht. — In dem Städtchen Vitré fand der Reisende einige Tausend aus Klöstern zusammengebrachte Werke und zwey dem 13 Jahrhundert angehörende Manuscripte, von denen das eine eine Glosse des Evangeliums Johannis enthält, im hohen Staube eines Kornbodens, in B a n n e s nur wenige literarische Schätze, in Quimper 9000 Bände und verschiedene Co-

dices. In Brest stößt man nur auf eine Marine-Bibliothek; eine öffentliche, welche im dritten Jahre der Republik 25,000 Bände zählte, ist spurlos verschwunden. Dasselbe gilt von den 10,000 Bänden, die sich früher in der Kirche Saint-Michel zu Lesneven vorfanden und der doppelt so starken Bibliothek zu Morlair. In Saint-Brieux fand der Verf. eine geordnete Sammlung von 18,000 Werken, welche von einem greisen, mit 800 Frcs. besoldeten, Beamten, dem die Tochter in diesem Geschäft zur Seite steht, verwaltet wird. In Dole zeigten sich etwa 4000, dem Publicum nicht zugängliche, in Staub vergrabene Bücher. In Avranches durfte der Reisende mit Recht größere Schätze erwarten, weil hierher während der Revolution die Bücher und Handschriften der Abtey Mont-Saint-Michel gebracht waren. Er zählte 10,000 Druckwerke, für deren Vermehrung die Stadt eine jährliche Summe von 1000 Frcs. und 600 Frcs. für einen Bibliothekar ausgeworfen hatte. Acht Tage verwandte er hier auf eine genaue Durchsicht der zahlreichen Handschriften, welche mit großer Nachlässigkeit, zum Theil in den seltsamsten Entstellungen, in den Catalog eingetragen waren. Die vom Verf. bey dieser Gelegenheit auf 80 Seiten gegebene Uebersicht der werthvollsten Codices beginnt mit einer dem 10 Jahrhundert zugeschriebenen Handschrift von Cicero de oratore.

Coutances erfreut sich einer viel benutzten Bibliothek von nicht viel über 6000 Bänden; noch geringer ist die zu Cherbourg, während die zu Valognes doppelt so stark ist, die zu Saint-Lo dagegen nur etwa 3000 Bände umfaßt. Die erst 1834 angelegte Bibliothek zu Bayeux begreift bereits über 5000 Bände und

der mit 1200 Frsch. besoldete Beamte verfügt über eine von der Gemeinde ausgeworfene Summe von jährlichen 1800 Frsch. Dagegen datirt die Bibliothek zu Caen seit 1431; sie gewann bei der Aufhebung des Ordens der Jesuiten die Werke des dortigen Convictoriums und während der Revolution die Bücherschätze verschiedener Abteyen, so daß sie jetzt fast 30,000 Bände zählt, von denen mehr als ein Drittheil dem Gebiete der Geschichte angehören. Zu ihrer Vermehrung dient eine Summe von jährlichen 2000 Frsch.; vier Beamte erfreuen sich eines Gehaltes von 3200 Frsch. Unter den 174 Handschriften daselbst befinden sich 25 arabische. — Die Bibliothek zu Bire zählte vor dem Ausbruche der Revolution weit über 30,000 Bände, und als sie 1811 dem Publicum wieder geöffnet wurde, kaum 2000; jetzt ist die Zahl auf 5000 gestiegen. In der nicht bedeutenden und wenig benutzten Büchersammlung zu Falaise befinden sich unter andern 24 noch nicht gedruckte Briefe Voltaires an Turgot und eine deutsch abgefaßte Urkunde Karls V zu Gunsten des Bischofs von Metz. — Alençon ist an Handschriften fast so reich wie Avranches. Unter den hier namhaft gemachten befindet sich auch ein Paulus Diaconus aus dem 10. Jahrhundert. — Evreux besitzt 8500 Drucke und 140 Manuscripte, darunter eine Sammlung von Briefen aus den Jahren 1647 und 1648 von Mazarin, Servien, d'Alvaur, und eine zweyte, aus zwey Foliobänden bestehende, diplomatische Correspondenz zwischen d'Alvaur, Servien und der Königin=Mutter Anna. In Louviers stieß der Verf. auf die Zahl von 6000, in Dieppe von 7000 Bänden, in Havre auf eine doppelt so starke, für deren Vermehrung die Stadt jährlich 4000 Frsch. bestimmt hat. Die aus 50,000 Bän-

den und 1200 Handschriften bestehende Bibliothek zu Rouen wird jährlich durch Werke zum Belaufe von 4000 Frchs. vergrößert, steht unter der Aufsicht von zwey Beamten und wird täglich geöffnet.

Ueber die in einem Appendix dem Werke beigegebene Collation des oben bezeichneten Codex von Cicero de oratore sich hier weiter auszulassen, möchte um so überflüssiger sein, als zwey bekannte Gelehrte der hiesigen Hochschule im vergangenen Jahre zu Avranches eine sorgfältige Collation des Codex vornahmen, deren Ergebnisse hoffentlich in Kürze der philologischen Welt vorgelegt werden.

Hav.

### S e i l b r o n n ,

bey A. F. Ruoff. 1843. Chr. Eberh. Finckhii in Zenobii proverbia annotationes. 21 S. in Quart.

Der glücklichste und bedeutendste der in diesem Gelegenheitschriftchen mitgetheilten Verbesserungsvorschläge zu der Göttinger Ausgabe des Zenobios scheint uns der zu IV, 35. gemachte zu seyn. Denn die übrigen betreffen größten Theils kleine Verschreibungen in den Erklärungen des Grammatikers, die selbst ein geübtes Auge leicht übersieht. Senes Sprichwort lautet: *Θᾶπτον ὁ τόκος Ἡρακλείω Περιναίω τρέχει.* Zur Erklärung fügt unser Text nur hinzu, was sich von selbst versteht, Herakleitos sei ein berühmter Läufer gewesen: *ἐξήλλακται μέντοι Δωρικῶς*, was wegen des streng dorischen Genitives bemerkt ist. Ein Ort *Περίνη* ist nicht bekannt. Sehr treffend verbessert Herr F. *Τεριναίω*: Versus hic esse videtur tetrameter trochaicus ex comici alicuius poetae Siculi fabula deperdita petitus, et hunc in modum restituendus:

*Θᾶπτον ὁ τόκος Ἡρακλείω τῷ Τεριναίω τρέχει.*



Herr F. bemerkt ferner, die Colonisten der Krotoniaten möchten wohl gleich diesen in athletischen Künsten gewandt gewesen seyn. Die Emendation scheint sicher. Ref. fügt zur Bestätigung hinzu, daß das Sprichwort aus dem Werke des Apollonides von Nikäa *περὶ παροιμιῶν* geflossen zu seyn scheint. Es heißt nämlich bei Steph. Byz. s. v. *Τέρινα πόλις Ἰταλίας καὶ ποταμὸς ὁμώνυμος, ὡς Φλέγων· ἐκαλεῖτο δὲ καὶ μεγάλη Ἑλλάς, ὡς Ἀπολλωνίδης ὁ Νικαεὺς ἐν τῷ περὶ παροιμιῶν.* Gewiß hatte der ursprüngliche Stephanos sich nicht wegen Unteritaliens Benennung *Μεγάλη Ἑλλάς* auf ein gelehrtes Werk über Sprichwörter berufen. (Denn *μεγάλη Ἑλλάς* geht auf *Ἰταλίας*, wie sich aus Scymn. Ch. 305 sqq. klar ergibt, was Ref. Prolegg. Paroem. p. XI. entgangen war.) Terina, wovon Apollonides gesprochen haben muß, kommt sonst nicht in unseren Parömiographen vor. Es liegt nahe zu denken, Stephanos habe, wie er sonst pflegt, etwa bemerkt: *ἐνθεν ἦν Ἡράκλειτος ὁ περιβόητος δρομεύς*, über den er sich auf Apollonides Ausföhrung zu unserem Sprichworte bezogen habe. Wirklich war Terina Kampfspielen ergeben und daß sie Siege ihrer Bürger aufzuweisen hatte, dafür bürgen Münzen, welche die Nike mit den Insignien der Kampfspiele zeigen, s. Heyne Opuscc. Acad. II, p. 203.

Gern würde Ref. den schönen Spruch für Epicharmos in Anspruch nehmen, wosern der strengere Dorismus der Genitive auf *ω* es gestattete. So muß man auf einen der Tarentinischen Komiker Skiras, Blaisos, oder auch Rhinthon, rathen. Uebrigens fordert der Dialect folgende Fassung:

*Θάσσον ὁ τόκος Ἡρακλήτω τῷ Τεριναιῷ τράχει.*

F. W. G.

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

## 9. Stück.

Den 15. Januar 1844.

---

### L o n d o n.

1842. The slave states of America by F. S. Buckingham. 2 Vols. In Octav.

1842. The eastern and western states of America by F. S. Buckingham. 3 Vols. 8.

Zwey neue Werke von dem bekannten englischen Vielschreiber Buckingham, beide nicht ohne manigfaches Verdienst und wohl geeignet Kenntnisse und Belehrung in den zahlreichen Kreisen eines gebildeten Ieselustigen, aber strenger geistiger Beschäftigung abholden Publicums zu verbreiten. Seyen sie deshalb willkommen!

Der Verf. gibt seine Erfahrungen, Beobachtungen und Ansichten in dem zwanglosen Gewande eines nur mit leiser Feder vor dem Druck überarbeiteten Tagebuches. Daher durchgehends die große Unmittelbarkeit in der Darstellung des Erlebten, daher der bequeme Ton, der löcker gefügte, leicht bewegte Stil. Neben diesen unzweifelhaften Vortheilen der vom Verf. gewählten Form, läßt es sich doch nicht leugnen, daß sie für eine geständi-

germaßen hauptsächlich didactischen Zwecken gewidmetes Buch die allerunpassendste ist. Denn wir erhalten eine große Menge von localen Eindrücken des Verfs, aber keinen Ueberblick im Großen; man läßt uns gleichsam die einzelnen Figuren eines Gemählde's alle einzeln und besonders eingerahmt sehen, aber nirgend gelangen wir zur Anschauung des Ganzen. So entgehen uns eine Menge Bezüge der Erscheinungen zu einander, die doch auf keinen selbständigen Werth Anspruch machen dürfen, sondern nur in dem Ganzen Geltung haben, das sie zusammen sehen. Die einzelnen Erscheinungen aber fallen dem Verf. aus einander, treten dadurch oft in ein falsches Licht und widersprechen sich häufig dermaßen, daß der unbefangene Leser vielleicht die Richtigkeit der Auffassung bezweifeln, jedenfalls die Art der Gruppierung verwerfen muß.

Belege hierzu finden sich zwar auf jeder Seite viele, doch sey es verstattet ein recht auffallendes und durch alle fünf Bände beider Werke hindurch gehendes Beyspiel anzuführen. Je nachdem es in den Zweck und die Gedankenrichtung des Verfs paßt, stellt er uns den sittlichen Zustand des Volkes im Allgemeinen bald als höchst vortrefflich dar, bald als unter Allem stehend, was man von öffentlicher Immoralität in Europa kennt. Diese Urtheile gründet er theils auf eigene Anschauung, und wo das ist, da mögen wir immerhin dem würdigen Manne beystimmen, theils aber auf die Aussprüche der täglichen Presse in Amerika, deren Meinung er häufig ohne hinlängliche Critik zu der seinigen macht. Es würde aber nicht schwer seyn, in der ganz freyen, häufig zügellosen und ausschließlich Parteyzwecken gewidmeten Presse der vereinigten Staaten, Belege zu den allerentgegen-

gesetztesten Behauptungen aufzufinden. Wir haben zum Beispiel schon in dem Titel des Blattes, in welchem folgende Tabelle erschien, hinlängliche Be-  
rechtigung, ihre Richtigkeit anzuzweifeln.

Im Jahre 1839 nämlich fand nach der New York temperance Union für April 1840 folgen-  
der Parallelismus zwischen London und New York  
Statt.

	in London	New-York
Gestorben . . .	16,685	7,953
Morde . . .	1	17
Bergiftet . . .	6	14
Erstickt . . .	0	28
Ertrunken . . .	76	86
Verbrannt . . .	0	53
Selbstmorde . . .	29	45
Todtgefunden . . .	12	179
Findelkinder . . .	432	591
In Trunkenheit verstorben . . .	13	33

und für je einen Grogladen in London waren  
fünf in New York.

Eine ähnliche sittliche Entartung in den südli-  
chen Staaten, deren Belege der Verf. wiederum  
aus dortigen Zeitungen entnimmt, ist er bemüht  
aus der Einwirkung der in jenen Strichen herr-  
schenden Sklaverey abzuleiten. Wenn er aber eine  
Menge schrecklicher Mittheilungen aus den Spal-  
ten jener Blätter heraus sucht, so möchte er sie  
immerhin in seinem Reiseberichte abdrucken lassen,  
nur nicht als unzweifelhafte Thatsachen ausgeben.  
Das dient nur dazu, um denjenigen das Urtheil  
über die amerikanischen Zustände zu trüben, die  
keinesweges im Stande sind, Angaben der dortigen  
concurrierenden Zeitungen zu würdigen, die im  
heftigen Ringen theils jedes Mittel der Verleum-

dung erlaubt halten, um den Gegnern zu schaden, dann auch zur Anlockung von Lesern nach pican- ten Zugaben eifrig haschen.

So führt Mr Buckingham zum Beyspiel an, daß er in einem einzelnen Zeitungsblatte folgende Dinge gemeldet fände: 2 Duelle, 2 schreckliche Mordthaten, 1 Versuch zu Mord, 3 neue Versuche in Natchez die Stadt in Brand zu stecken, ein schmeichelhaftes Gemählde von Washington, wo etwa 1000 der dortigen freyen Neger durch kleine Diebstähle ihren Lebensunterhalt erwerben, Arkansas improvements, wo im circuit court von little rock zwey der angesehensten Beysitzer des Gerichtshofes sich im Streite die schweren bleyernen Tintenfäßer an die Köpfe werfen, bis alle Umstehenden und die Acten von Blut und Tinte besudelt waren.

Der Beweis für die Behauptung, daß dieser schreckliche sittliche und gesellige Zustand im Süden hauptsächlich eine Folge der dort herrschenden Sklaverey sey, ist nirgend geführt, ja wir sehen in dieser Entartung nicht einmahl ein besonderes Eigenthum des Südens, da Mr Buckingham auch aus den freyen nördlichen Staaten ähnliche entseßliche Zusammenstellungen macht, freylich eben- falls aus keinen besseren Quellen als den Zeitun- gen. So behauptet der New York Observer, daß in Philadelphia in einem Monate 13 Feuers- brünste, 4 Unfälle auf der Eisenbahn, 6 Erdol- chungen, 2 Versuche zu erstechen, 1 Mord, 3 Selbst- morde, 7 coroners inquests, 2 Mordversuche, 4 plöbliche Todesfälle Statt gefunden hätten und 5 Leute ertrunken wären. Alles dieses ist doch noch nichts gegen eine Stelle aus dem 3th Annual Report of the city temperance society of Pro- vidence, die Mr Buckingham wörtlich mittheilt:

'not long since a valued resident in one of our largest and flourishing States candidly remarked, that in the State in which he dwelt, the man who aspired to an office of trust and power, considered it an indispensable pre-requisite to success, to form and proceed publicly to some act which proved his destitution of moral principle!

Dagegen führt der Verf. beiläufig viele Einzelheiten an, die auf den rechten Platz gestellt ein ganz anderes Licht auf den sittlichen und geselligen Zustand der Staaten werfen. In allen neuenglischen Staaten sieht der Verf. sich gezwungen die große Mäßigkeit des Volkes anzuerkennen, er rühmt die besondere Moralität der Fabrikbevölkerung Lowell's, die einzige, die er Gelegenheit hatte genauer kennen zu lernen; über den trefflichen Zustand des Volksunterrichtes in den meisten Staaten ist nur eine Stimme, und daß auch der erwachsene Geschäftsmann noch ein anerkennungswerthes Streben nach Kenntnissen besitzt, dafür spricht die Einrichtung der vielen Lyceen, in which every member is to learn something from everybody.

Nach den obigen Angaben der New York Observer sollte man Philadelphia nicht für einen Wohnsitz gebildeter Menschen, sondern für die Behausung mordsüchtiger Barbaren halten; gleichwohl bezeichnet der Verf. an einer anderen Stelle seines Werkes den Charakter der Stadt mit den Worten quiet ease and elegance. Und wenn er endlich in den meisten Raisonnements dem Sklavenhaltenden Süden eine gänzliche Entfesselung aller thierischen Leidenschaften, eine durchgreifende Verwilderung der Sitten, seinen Zeitschriften eine scham-

lose libellose Sprache, seinen Herzen gänzlichen Mangel an Mitgefühl für fremde Leiden zuschiebt; so erwähnt er doch bey fast jeder Stadt des Südens, die er besuchte, das ausgesucht feine und doch natürliche Wesen der Gesellschaft, das männlich offene Benehmen der Männer, die Holdseligkeit der Frauen; er rühmt an einer Stelle den gentlemanly and courteous tone der Zeitungen des Südens, und hätte nach dem trefflichen Erfolge seiner Bemühungen in den südlichen Häfen sailor homes zu stiften, aus der großen Bereitwilligkeit der dortigen Kaufleute und Bürger Geldopfer für diesen Zweck zu bringen sein Urtheil, daß der Süden unempfindlich sey für fremde Leiden, als eben so lieblos wie ungerecht zurück halten sollen.

Dies mag genügen um auf die Vorsicht hinzuweisen, mit der man sich aus Reisewerken, wie die vorliegenden des Mr Buckingham, Urtheile über ein Land und Volk zu bilden hat.

Berger.

### B o n n.

Venditur apud A. Marcum bibliop. Bonnens.

امثال العرب Arabum proverbialia vocalibus instruxit, latine vertit, commentario illustravit et sumptibus suis edidit G. W. Freytag. Tom. I. Inest a Meidanio collectorum proverbiorum pars prior. 1838. VIII und 752 Seiten in Octav.

Tom. II. Inest a Meidanio collectorum proverbiorum pars posterior. 1839. 952 Seiten.

Tom. III. pars prior. Insunt 1) Proverbia sententiaeque proverbiales. 2) Dies inter Ara-

bes pugnīs celebres. 3) Facete ingenioseque dicta. 1843. XXV und 655 Seiten.

Tom. III. pars posterior. Insunt 1) Commentatio de proverbiiis Arabicis a Meidano collectis et explicatis. 2) Indices tres. 3) Addenda et corrigenda. 1843. VIII und 520 Seiten in Octav.

Es hat wohl nicht leicht ein Volk eine solche Menge von Sprichwörtern aufzuweisen, als die Araber, denn die vorliegende, jetzt geschlossene Sammlung umfaßt deren über 9400. Die Grundlage des Ganzen bildet das große Werk des Meidani im ersten und zweyten Bande, und die erste Abtheilung des dritten Bandes enthält eine Nachlese aus anderen Sammlungen, besonders aus sieben Schriften verschiedener Verfasser, von denen sich die Handschriften zu Leyden, Wolfenbüttel, Berlin, Paris und Göttingen befinden, und welche hier nach dem Anfangsworte alphabetisch zusammen geordnet sind.

Die Wichtigkeit der arabischen Sprichwörter ist seit den ersten Zeiten, daß in Europa die arabische Literatur ernstlich betrieben wurde, erkannt, und die berühmtesten Orientalisten der Vorzeit, Erpenius, Golius, Pococke, Schultens, Reiske u. A. haben Auszüge aus Meidani ediert; die Nachweisungen, welche hierüber die Vorrede zum ersten Bande enthält, hätten aus Schnurrers *Bibl. arab.* vervollständigt werden können, und aus der neueren Zeit sind noch zu nennen: *Specimen proverbiorum Meidanii ex versione Pocockiana, communicata a D. Macbride, in den Fundgruben des Orients* Bd. 1. 3 und 4 und *Meidanii aliquot proverbia arabica ed. Chr. Max. Habicht. Vratisl. 1826*, wodurch zugleich das *longum tem-*



poris spatium intercedens, Praefat. p. III, von 1796 bis 1830 etwas verringert wird. Die von Hn Fr. ebenfalls nicht erwähnten Apophthegms of Alee, the son of Aboo Talib, by William Yule. Edimburgh 1832 sind dem Ref. nicht zu Gesichte gekommen, sondern nur dem Titel nach bekannt, werden aber schwerlich etwas Neues enthalten. Dagegen sind noch die ältesten gedruckten arabischen Sprüche merkwürdig, welche durch Form und Inhalt ihren orientalischen Ursprung als echt beurfunden, wenn auch das arabische Original nicht mehr erhalten, sondern nur eine hebräische Uebersetzung und die aus dieser geflossene lateinische vorhanden ist, nämlich das פפר מבחר הפנינים oder liber selectarum margaritarum, zuerst hebräisch gedruckt 1484 und dann mehrmahls wieder aufgelegt, und lateinisch in Apophthegmata Ebraeorum ac Arabum, per J. Drusium, Franeker. 1591 und 1612. Vgl. Wolf. Biblioth. hebr. Vol. I. p. 403. III. p. 288. IV. p. 1023.

Die Anführung alter Sprüche und Sprichwörter ist bey den arabischen Schriftstellern sehr häufig; bey Ibn Challikan mögen wohl gegen dreißig vorkommen und darunter noch einige, welche in dieser Sammlung nicht enthalten sind, wie von einem guten Schachspieler gesagt wird: 'er spielt Schach wie el=Suli', da Abu Bekr Muhammed Ben Sahja el=Suli als solcher berühmt gewesen war. Vgl. Ibn Challik. vit. Nr. 659. Fasc. VII. p. 52.

(Schluß folgt.)

---

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

10. 11. Stück.

Den 18. Januar 1844.

B o n n.

Schluß der Anzeige: امثال العرب Arabum pro-  
verbia vocalibus instruxit, latine vertit, com-  
mentario illustravit et sumtibus suis edidit G.  
W. Freytag. T. I—III.

So bemerkt auch el-Sojuti in seiner Be-  
schreibung und Geschichte von Aegypten und Ca-  
hira, daß die Schönheit des Dihja Ben Chalifa  
el-Kelbi zum Sprichworte geworden sey; vergleiche  
el-Nawawi, biograph. Diction. p. 240. Eben-  
so finden sich in el-Cazwini's 'Merkwürdigkei-  
ten der Länder' die Angaben, daß man 'die Hitze  
von Oman', 'die Trauben von el-Lais', 'die  
schönen Frauen von Caschmir', 'Berca'idischer Räu-  
ber' u. s. w. als sprichwörtliche Vergleiche zu ge-  
brauchen pflegte, mit der stehenden Formel **يضرب**  
**كأهل**; die letztere Redensart kommt von Ber-  
ca'id, einem Städtchen zwischen Mosul und Nisibi-  
bin, dessen Einwohner durch Räubereyen berüch-  
tigt waren.

So wie in diesem letzten Beispiele, so haben alle diejenigen Sprichwörter ihre besonderen Schwierigkeiten in der Erklärung, welche ursprünglich von historischen Personen hergenommen sind, oder eine bestimmte Veranlassung gehabt haben; el-Meidani hat daher seiner Sammlung einen ausführlichen Commentar beygefügt, von welchem Hr. Fr. eine lateinische Uebersetzung gegeben hat, worin sich über dergleichen meistens genügende Auskunft findet; hin und wieder läßt sich die Erklärung aus anderen Schriftstellern noch vervollständigen, z. B. Tom. II. p. 675. Nr. 296 von dem Sprichworte: 'wer nach Dhafar kommt, muß himjaritisieren', gibt el-Meidani die Veranlassung an; über den Ortsnamen, welcher in den Corrigendis richtig in Dhafar verbessert ist, findet sich in der zweyten vermehrten Ausgabe von Jacuts homonymisch-geographischem Lexicon Folgendes: Es gibt drey Derter des Namens Dhafari, der auf i gebildet wird: es ist eine bekannte Stadt an der äußersten Grenze von el-Jemen zwischen 'Dman und Mirbat am Ufer des Meeres von Indien; dies hat mir Jemand erzählt, der selbst dort war, sie ist volkreich und hat Ueberfluß an Erzeugnissen und liegt nahe bey el-Schihr. Dhafari Zeid ist eine Burg in el-Jemen im Gebiete von Habb. Dhafar ist auch eine Stadt bey San'a, nach welcher der Dhafarische Dnyr benannt wird; hier war der Sitz der himjaritischen Könige und davon sagt man: wer nach Dhafar kommt, muß himjaritisieren, d. h.  $\text{دھافار}$   $\text{أهلها}$  muß die himjaritische Sprache verstehen; dazu gehört eine Geschichte, [welche el-Meidani erzählt]; man sagt auch, daß San'a selbst Dhafar sey.

Aber auch in solchen Sätzen, welche dergleichen

Beziehungen nicht haben, ist es wegen der Kürze des Ausdruckes oft schwer, sogleich den richtigen Sinn zu treffen, zumahl wenn die arabischen Worte mit verschiedenen Vocalen eine verschiedene Aussprache und Uebersetzung zulassen. So ist z. B. T. II. p. 109 Nr. 83 *Iter initio suo edocuit* gegen die wahre Bedeutung des Verb. <sup>جاء</sup> in der VIII. Conj., und Pococke in den Fundgr. des Or. Bd. 4. S. 154 las das Verbum im Imperativ und übersetzt richtiger *Considera iter ad initium ejus*. Die oben erwähnte Bearbeitung von 31 Sprichwörtern durch Habicht zeigt auch hin und wieder eine Abweichung und enthält aus einem arabischen Commentare einige Anmerkungen, welche hier vermisst werden. Eine wiederholte Durchsicht der Meidanischen Spruchsammlung, der Gebrauch neuer handschriftlicher Hilfsmittel und die Bemerkungen des Herrn Prof. Fleischer haben dem Hrn Herausgeber eine ziemliche Anzahl von verschiedenen Auffassungen an die Hand gegeben, welche die am Schlusse hinzu gefügten *Addenda et Corrigenda* enthalten.

Es ist bekannt, daß die Araber häufig auch auf ihre Schlachttage anspielen, und deshalb hat Hr Prof. Fr. hier ein Verzeichniß von 228 derselben mit aufgenommen, wiewohl ihre Zahl weit größer ist, und z. B. *Abul-Faradsch Ali el-Isfahani* gest. 355 d. H., in einem besonderen Werke Nachricht von 1700 berühmten Schlachten der Araber gegeben hat. Um nur eine hier nicht erwähnte nachzutragen: der Tag von *el-Kolab*; hier wurden zwey Treffen geliefert, das eine kurz vor *Muhammeds* Auftreten als Prophet, denn sein nachheriger Anhänger *Arpadscha Ben Usad el-Temimi* verlor in demselben seine Nase und ersetzte sie

durch eine goldene, worüber eine besondere Ueberslieferung in den Traditionssammlungen erhalten ist; vergl. el-Nawawi, biograph. Diction. pag. 419. el-Kolâb ist ein Gewässer zwischen Basra und Kufa, sieben Stationen von el-Zemama, nach anderen zwischen den Bergen Dschabala und Schamâm.

Noch müssen wir aber einer anderen Zugabe erwähnen, wodurch die ganze Bearbeitung dieser Sprüche ihre Abrundung erhält, nämlich die Abhandlung, welche die zweyte Abtheilung des dritten Bandes bildet. Hier handelt der Verf. über den Ursprung der arabischen Sprichwörter, über den Sinn und Gebrauch derselben, über die Art und Form, in welcher sie überliefert sind, gibt dann eine höchst interessante Zusammenstellung, wie die Denk- und Handlungsweise der Araber sich in ihren Sprichwörtern ausdrückt und schließt mit der Literatur der arabischen Sprichwörter, über die Sammlungen und Commentare, besonders des Meidani und über die Quellen, aus denen dieser schöpfte. Dann folgen noch drey Register, das erste S. 221—323 über die vorkommenden Personen und Ortsnamen, mit kurzen historischen, literarischen und geographischen Bemerkungen, das zweyte S. 324—363 für die im dritten Bande enthaltene Sammlung nach dem Hauptworte der lateinischen Uebersetzung, und das dritte arabisch über die Meidanischen Sprichwörter im ersten und zweyten Bande nach dem ersten arabischen Worte.

F. W.

B e r l i n.

In Commission bey W. Besser. 1842. Phros  
ros der Herold. Zweites Programm zum Ber-

liner Winkelmannsfest von Eduard Gerhard. Nebst einer Abbildung. 10 Seiten in Quart und eine Tafel.

Diese kleine Schrift des berühmten Berliner Archäologen bietet sowohl in Betreff der Gelegenheit, durch welche dieselbe hervor gerufen wurde, als auch durch das Kunstwerk, welches in ihr zuerst heraus gegeben und genauer erläutert wird, so wie durch die in der Erklärung selbst dargelegten Ansichten über den Hermes, den Mythus des Athamas im Allgemeinen und den Phrixos insbesondere, für den Archäologen und Mythologen ein namhaftes Interesse. Wenn es dem Unterzeichneten versagt ist, in diesen gel. Anz. auf den mythologischen Theil der Abhandlung mit der Eindringlichkeit und Ausführlichkeit einzugehen, die ihm von seinem Standpuncte aus zur Besprechung desselben erforderlich erscheint, so kann er doch nicht umhin, die behandelte Kunstdarstellung und ihre archäologische Deutung mit einigen Bemerkungen zu berücksichtigen, um so weniger, als er aus drey ihm bis jetzt bekannt gewordenen kurzen Beurtheilungen der oben erwähnten Schrift ersehen hat, wie die im Allgemeinen unzweifelhaft richtige Deutung des Vorgestellten durch Hrn Gerhard die ihr gebührende Anerkennung nicht gefunden hat, und wir im Stande zu seyn glauben, die Wahrheit derselben noch mehr zu erweisen.

Das abbildlich mitgetheilte Kunstwerk, welches den Anlaß zu der Abhandlung gab, ist das 'mit palästrischem Außenbilde verknüpfte innere Bild einer bemahlten Schale von Thon, deren gefällige Zeichnung den seltenen Beyspielen großgriechischen Vasenstiles auf Werken etruskischer Abkunft sich anreicht. Der flüchtige Phrixos ist ohne Nebenfiguren, selbst ohne Beyseyn der Schwester,

wie anderemahle ohne ihn Helle in einer Weise uns dargestellt, deren schmucklose Grazie an und für sich nicht genügen könnte, aus der Masse der Vasenbilder und aus den mancherley Darstellungen des kolchischen Widders das hier uns vorliegende Rundbild zum Gegenstande auserwählter Beschauung hervor zu ziehen. Zwar verweilt unser Auge behaglich bey dem Anblicke des schlanken, krauslockigen Heldenjünglings, der, mit einem Stirnbande geschmückt, mit flatterndem Hute und einem leichten Gewandstück versehen, das wolliche Thier, das er reitet, über die fischreichen Wogen des Meeres hinweg treibt —. Aber auch eine längere Betrachtung bleibt diesem bescheidenen Kunstwerke gesichert, wenn ein anscheinend geringer Nebenumstand uns etwas länger beschäftigen darf. Wir meinen den Heroldsstab, den Phrixos, mit seiner Linken den Widder fassend, in seiner Rechten umgewandt und gezückt hält.'

An der in den eben wieder gegebenen Worten enthaltenen Deutung des auf dem Vasenbilde Vorgestellten hat man im Einzelnen Weniges auszusetzen gefunden, wohl aber, wie gesagt, sie im Ganzen in Zweifel gezogen. Was Herr Gerhard für den Hut des Phrixos hält, will Jemand vielmehr für an der Mitte des Heroldsstabes angebrachte Flügel angesehen wissen. Aber das Band unten um den Hals des Jünglings deutet auf einen Hut, und ein Hut ist das in Frage stehende Ding allerdings, ganz ähnliche Hüte kommen auch sonst auf Vasenbildern vor; nur flattert der Hut, nicht mehr von dem Bande gehalten, frey in der Luft, wohl nicht in Folge der Flüchtigkeit des Malers, sondern um die Schnelligkeit des Lufttrittes deutlicher hervor zu heben. Was nun die

gegen die Richtigkeit der Gerhardschen Deutung im Allgemeinen erhobenen Zweifel anbelangt, so basieren dieselben wohl hauptsächlich darauf, einmal, daß die Helle neben ihm nicht ist, dann, daß der Widderreiter einen Heroldsstab trägt. Aus diesem Grunde hat man vielmehr gemeint, in demselben den Hermes erkennen zu müssen, der allerdings, aber nur selten, in Bezug auf Meer und Wogen vorkommt, obwohl doch ein auf dem Widder über das Meer hineilender Hermes mindestens etwas eben so Singuläres ist, als ein Phrixos mit dem Heroldsstabe. Inzwischen hat weder Hr Gerhard noch einer seiner Beurtheiler gemerkt, daß dem Phrixos zur Rechten gerade vor dem Beschauer Land gebildet ist, daß Phrixos also dem Lande unmittelbar nahe ist; ein Umstand, durch welchen die Abwesenheit der Helle vollständigst motiviert und erklärt wird. Auch hat sich, wie es scheint, Niemand des unserem Vasenbilde äußerst ähnlichen Wandgemählde in dem Museo Borbonico II, 19, erinnert, das vor Allem geeignet ist, die Deutung des ersteren auf den Phrixos zu sichern. Auf demselben steht der Widder, ebenfalls den Phrixos allein auf seinem Rücken tragend, gerade ans Land. Freylich führt hier Phrixos keinen Heroldsstab; aber wen wird es Wunder nehmen, wenn entweder die Sage und dieser folgend der Vasenmähler oder sein etwaiger Vorgänger, oder ein Künstler ganz für sich allein, dem Phrixos durch denselben Gott, von welchem der Widder kam, zudem noch den Heroldsstab zukommen ließ? Ähnliches kommt doch mehrfach vor. Es fragt sich nur, in welcher Absicht der Heroldsstab dem Phrixos gegeben wurde. Wenn das hierher Einschlagende, von Hr Gerhard auf S. 7 scharfsinnig Bemerkte, minder



zusagen sollte, der wird vielleicht geneigt seyn, an eine von folgenden beiden Beziehungen des Heroldsstabes oder an beide zugleich zu denken. Der Stab des Hermes gilt auch als Hirtenstab. So konnte dieser Stab mit dämonischer Kraft sehr wohl als deshalb zu dem Widder gegeben gedacht werden, damit dieses ebenfalls nicht gewöhnliche Thier, welches bis dahin nur an die Leitung des Gottes gewöhnt war, nun auch der des Phrixos folgte. Ferner: des Phrixos Reise ging in ein fernes, fremdes Land, wo ihm, dem Unbekannten, Ausheimischen, schon allein aus diesem Grunde Gefahr drohte. Nun verleiht aber der Caduceus denen, welche ihn tragen, persönliche Sicherheit. Beide Beziehungen passen gewis zu. Wie sehr das von der ersteren gilt, wird sich gleich noch mehr heraus stellen. Denn eben dieser Heroldsstab bedarf noch der weiteren Besprechung. Hr Gerhard sagt in dem Obigen von ihm, er sey 'gezückt', und gleich darauf, der Widder werde durch ihn 'stachelnd bedroht'; eine Ansicht, auf welche dann weiter Schlüsse über die Bedeutung des Phrixos gebaut werden. Nun, mit dem Stacheln hätte es denn doch seine eigene Bewandnis, der Stiel des Heroldsstabes hat ja auf seiner Spitze, wenigstens nach der beygegebenen Abbildung, deutlich einen Knopf. Ref. gesteht, nachdem er, bey dem ersten Anblicke des Bildes, in dem von Phrixos gehaltenen Geräthe den Heroldsstab erkannt hatte, darauf eine Weile Anstand genommen zu haben, ob nicht doch darin etwas Anderes zu suchen sey, bis er denn endlich im Wesentlichen zu der erst gehegten Ansicht zurück kehrte. Der Heroldsstab hat, als solcher betrachtet, etwas Absonderliches, den verhältnismäßig sehr breiten Rand um das obere Ende des Stieles, welcher

fast, wie der sonst an Stielen von Fackeln befindliche ausfieht, die in zwey nicht sich zugekehrte Haken auslaufenden Schlangenwindungen oberhalb, oder wie Phrixos den Heroldsstab gerade hält, unterhalb dieses Randes. Bedenkt man nun die Situation des Phrixos, und überzeugt man sich durch den Anblick des Bildes, daß Phrixos das Sträth gerade so hält, als wolle er es schütteln, damit die Schlangenwindungen gegen den Rand geschlagen ein den Widder antreibendes Geräusch geben möchten, so dürfte die Vermuthung gewiß nicht unwahrscheinlich erscheinen, daß es zunächst zu demselben Behufe dienen solle, wie das an Gestalt zwar verschiedene, welches der Wagenlenker auf der Burgonschen Preisvase in der linken Hand hält und unser seliger Müller in dem Handbuche der Archäologie der Kunst, §. 424. Anm. 1, *μάστιξ* nennt, wenn nicht vielmehr dieses Geräthes hauptsächliche Bestimmung die des Lenkens der Kasse ist. Ja die oben erwähnte Hakenbildung könnte zu der Meinung führen, daß dasselbe Geräth unter Umständen und je nach Belieben auch gewissermaßen die Stelle des von jenem Wagenlenker mit der rechten Hand zugleich gebrauchten *κέντρον* vertreten solle, in so fern es allerdings passender war, das dickwollige Thier durch ein Reißinstrument, denn durch eines, womit gestochen wird, antreiben zu lassen, da doch letzteres schwerlich bey der Dicke des Bließes von Nutzen gewesen seyn würde. Hierdurch wird aber keinesweges bedingt, daß das Geräth ein Heroldsstab nicht seyn könne, wofür man es denn doch der Form nach wird halten wollen; nur — und dieser Umstand spricht sehr für unsere Meinung — das wird erklärt, warum eben dem Heroldsstab die in jenen Punkten etwas abweichende Form gegeben ist. Dem aufmerkamen

Beschauer alter Bildwerke wird nicht entgangen seyn, daß nicht gar selten, wo Götter fahrend oder reitend vorstellig gemacht sind, Attribute, die ihnen eignen, in ihren Händen oder in denen ihrer untergeordneten Begleiter in ganz ähnlicher Weise verwendet werden. So dient der Dreyack als *κέντρον*, so die Fackel als eben dasselbe oder als *μάστιξ*; und ganz etwas Aehnliches, ganz aus der Mitte dieses Verfahrens alter Künstler heraus genommen ist es, wenn bey Aeschylos in den Eumeniden, Vs 382, die Athena ihre Legis schwirren läßt, um durch das Gebrause derselben die Rosse anzutreiben.

Friedrich Wieseler.

### B o u n.

1842. Betrachtungen über die Veräußerlichkeit und Theilbarkeit des Grundbesitzes von Dr. W. Rossegarten.

Fast in jeder staatswirthschaftlichen Arbeit lassen sich zwey Hauptbestandtheile unterscheiden, ein factischer, wie ich ihn nennen möchte, und ein präceptiver. Dort fragt es sich, wie die Dinge sind, hier, wie sie seyn sollen; dort werden Erscheinungen erklärt, hier werden sie gefordert oder verworfen. Es ist der Unterschied, welchen Rau mit den Worten Volkswirtschaftslehre und Volkswirtschaftspflege bezeichnet. Da leuchtet es denn von selbst ein, daß jene factischen Lehrsätze entweder schlechtthin wahr, oder schlechtthin falsch seyn müssen; eben so aber auch, daß eine präceptive Behauptung von tausend Umständen abhängt, an dem einen Orte, auf der einen Culturstufe heilsam, auf der anderen verderblich seyn kann. Also dort absolute, hier selbst im besten Falle nur zeit- und ortsgemäße Wahrheit.

Adam Smith ist in beiden Richtungen groß gewesen. Seine Untersuchungen über die Theilung der menschlichen Arbeit, über die Höhe des Arbeitslohnes u. andere mehr zeichnen sich nicht allein durch die einleuchtende Sicherheit der Resultate, sondern zugleich auch durch die Neuheit und Wirksamkeit der Methode in dem Grade aus, daß A. Smith zuversichtlich für alle künftigen Entwicklungen der Nationalöconomie eine ähnliche Stellung prophezeit werden kann, wie etwa dem Aristoteles für die Logik oder dem Baco für die Naturwissenschaften. Was die präceptive Seite Ad. Smiths betrifft, so haben die neueren Bemühungen um freye Disponibilität der Grundstücke, freyen Gewerbsbetrieb, freyen Handel, Emancipation der Colonien zc. in ihm bekanntlich ihren einflußreichsten Vertreter gefunden. Niemand wird verkennen, daß diese Theorie den revolutionären Bedürfnissen des vorigen Jahrhunderts, wenn auch durchaus nur auf legalem und friedlichem Wege, vielfach die Hand bietet.

Die Theorie ist von jeher eben so wohl die Schülerin, wie die Lehrerin der Praxis, immer aber ihr getreues Abbild gewesen. Wie sich heut zu Tage auf dem Felde der eigentlich s. g. Politik eine conservative und reactionäre Partey dem Strome der Revolution entgegen wirft, ihm einen Fußbreit Landes nach dem anderen wieder abzugewinnen sucht, so ist auch unter den Staatswirthschaftslehrern gar manigfach das Bestreben sichtbar, aus den Einseitigkeiten und Extremen der Smithschen Theorie entweder zu einer entgegen gesetzten Einseitigkeit, oder zu einer höheren, aus verschiedenen Elementen gemischten Wahrheit zu gelangen. Man denke an Lists oft fanatische Bekämpfung der Smithschen Handelsfreyheit, oder,

um Gediegeneres zu erwähnen, an die weise, nur von Idioten gemisbilligte, Vorsicht, mit welcher Rau alle Umstände erwägt, und selbst die getadelten Einrichtungen selten schlechthin und gänzlich verwirft. Wenn Hermann den Gemeinfinn als einen eben so gut berechtigten Factor der Volkswirtschaft, wie den Eigennutz, darstellt, so ist das gleichfalls eine Umkehr von der älteren Schule. Malthus' Schriften lesen sich häufig ganz so, als wenn sie für die conservative Parthey seines Vaterlandes, und gegen die industriellen Wortführer aus Ricardos Anhang gerichtet wären. Eine eben so entschiedene Opposition gegen die herrschende Theorie spricht sich in den neueren Schriften von Sismondi aus, so wie in mehreren Arbeiten des trefflichen Mohl. Am meisten sind übrigens die den Grundbesitz angehenden Fragen auf diese Weise erörtert worden, und der Verfasser der vorliegenden Schrift reiht sich den Harthausen u. A. würdig an. Auch er ist der Meinung, daß alles blinde Trachten nach dem Neuen verderblich ist\*); daß der Freyheit des Grundbesitzes eine große Gefahr drohet, in Zügellosigkeit überzugehen; und daß, um den Staat in dauernder Kraft zu erhalten, nichts mehr Noth thut, als die liebevolle Bewahrung alles desjenigen; was noch lebensfähig erscheint. Ich begrüße die Arbeit dieses hoffnungsvollen jungen Schriftstellers um so freudiger, je mehr ich selbst überzeugt bin, daß auf einer weisen Mischung der progressiven und conservativen Bestrebungen alles Heil unserer Zukunft ruhet. Die Ansichten des Herrn R. verhalten sich zu denen von Haller oder Ad. Müller (man denke an des Letzteren agronomische Briefe in den ersten Bänden von Fr.

\*) Freylich nur eben so verderblich, wie alles blinde Hangen am Alten!

Schlegels deutschem Museum!) ungefähr eben so, wie die jetzt in Preußen herrschende Staatskunst zu der eines Ferdinand VII von Spanien.

Der Verf. beginnt seine Arbeit mit einer geschichtlichen Uebersicht des Gegenstandes. Er spricht von den Dispositionsbeschränkungen des Grundes und Bodens bey den Aegyptiern, Indiern, Juden, bey den Griechen, Römern und neueren Völkern. So lehrreich er den letzten Punct behandelt, so wenig genügen mir die ersteren. Wie es bey Nichthistorikern gewöhnlich geht, so ist von den ferner liegenden, weniger bekannten Völkern nur als von etwas ein für alle Mahl Gegebenem die Rede. Ob nicht in den verschiedenen Lebensperioden z. B. des jüdischen Volkes sehr verschiedene wirthschaftliche Geseze Statt gefunden haben, ob nicht in der Entwicklung derselben ein ähnlicher Gang zu bemerken ist, wie bey uns Neuern, bleibt unerörtert. Und doch würde nur hierdurch, was sonst bloße Einzelheit, bloße Curiosität ist, unserer Wissenschaft wirklich angeeignet werden können. Ich werde am Schlusse dieses Aufsazes einige Fingerzeige darüber mittheilen. Hier nur die statistischen Resultate unserer Schrift.

Am übertriebensten ist die Bodenzerstückelung im nördlichen Italien und in Ireland. Von dem ersteren Lande hat bekanntlich unser Niebuhr das schwere Wort gesprochen: 'In den Städten Pfuscher und Krämer; auf dem Lande zeitpachtendes und tagelöhnerndes Lumpengesindel.' Während die Campagna von Rom im Mittelalter zu den fruchtbarsten Landschaften gehörte, ist sie jetzt, nach Beseitigung des Bauernstandes, eine öde Weidefläche geworden, von 40 großen Pächtern verwaltet und von armseligen Feldarbeitern aus dem Sabinergebirge angebaut. Wo an den Grenzen

der Campagna reichere Vegetation herrscht, wie in Albano, Frascati u., da hat das System der Erbpacht den Bauern conservirt. In Toscana, der Lombardey, dem venetianischen Festlande haben, schon nach Rumohrs Berichte, ganz dieselben emancipatorischen Ideen, welche heut zu Tage bey uns wirken, bereits im zwölften und dreyzehnten Jahrhunderte von den liberalen Städten aus das platte Land 'entfesselt.' Der Bauer wurde persönlich frey, seiner gutherrlichen Lasten entledigt, und unbeschränkter Eigenthümer seines Hofes. Allein wenig Generationen verstrichen, so waren durch Uebervölkerung, Ueberschuldung, allzu große Parcellirung die meisten kleinen Besitzer nicht mehr im Stande, die Concurrnz der größeren auszuhalten. Ganze Dörfer wurden ausgekauft; natürlich von Seiten städtischer Capitalbesitzer, und der elende Bauer mußte froh seyn, wenn er als Zeitpächter oder Tagelöhner auf dem Erbe seiner Väter ein Unterkommen behielt. Auf der venetianischen Terraferma, wie Martens angibt, ist nicht der tausendste Bauer mehr Eigenthümer. Allenthalben herrscht der Theilbau, die s. g. *mezzeria* vor. (In einigen Gegenden, wie um Lucca z. B., liefert der Theilbauer sogar zwey Drittel seines Rohertrages dem Grundherrschaft ab. Welch eine Pacht! Ich füge hinzu, da der wirthschaftliche Charakter der Sklaverey vornehmlich darin besteht, daß der Arbeitsherr einen Theil vom Lohne des Arbeiters mitbeziehet, so ist ein solches Verhältniß kaum viel besser, als die Leibeigenschaft, zumahl in jedem hochbevölkerten Lande nach allgemeinen wirthschaftlichen Grundsätzen der Arbeiter von seinem Lohnherrschaft viel dringender abhängig ist, als umgekehrt. Diese ganze Schilderung, muß ich übrigens ausdrücklich bemerken, paßt nur für Norditalien. Im

südlichen Theile der Halbinsel steht sich der Bauer zwar auch sehr schlecht, so daß ihn der Laie mit dem Norditaliäner wohl verwechseln könnte; allein dem Staatswirth machen sich doch die erheblichsten Unterschiede bemerkbar. Hier walten noch ganz oder beynähe ganz die mittelalterlichen Verhältnisse ob; eine Emancipation, weise beschränkt, würde Heilung gewähren, wogegen die Verhältnisse des Nordens, die der Emancipation eben nachgefolgt sind, wie jede Alterschwäche, unheilbar scheinen). — Der trostlose Zustand des irischen cottager ist allgemein bekannt; und eben so bekannt, daß er von übergroßer Parcellierung des Grundbesitzes herrührt. So lange diese nicht aufhört, und sie ist eine nothwendige Folge der Uebervölkerung und der fast thierischen Bedürfnislosigkeit des Irländers, würde selbst die Befriedigung des extremsten Radicalismus, selbst die Verjagung aller Grundherren höchstens der lebenden Generation Erleichterung verschaffen.

In Frankreich ist die Zersplitterung des Grundeigentumes, die schon H. Young so energisch tadelte, durch die Revolution noch ungemein erhöht worden. Das Journal des Débats gesteht offen ein: le territoire français semble tomber en poussière. Es ist nichts Seltenes, dort Grundstücke zu 6 bis 10 Franken feil geboten zu sehen. Die Wiederzusammenbringung solcher Parcellen hält sehr schwer, weil die Notariats-, Registrierungs- gebühren u. so außerordentlich hoch sind. Während Moreau de Jonnès im Jahre 1825 die Zahl der Grundeigentümer auf 4832000 schätzte, gibt sie Blanqui im J. 1839 auf beynähe 10 Millionen an\*).

\*) Die letztere Angabe ohne Zweifel unrichtig, vermuthlich eine Verwechslung mit der Anzahl der Parcellen.



Gar oft kommt es vor, daß mehrere solche Duodezeigenthümer zusammen treten, ihre Spanne Land an einen gemeinsamen Pächter vermietthen, und nun von diesem als Arbeiter beschäftigt werden. Wenn wir eine Menge von Klagen hören, daß alle größeren Privatunternehmungen, Bewässerungscannäle zc. jetzt verfallen, und nichts Gemeinnütziges der Art, außer von Staatswegen, unternommen werden kann, so wird jeder Nationalöconom das bgreiflich finden.

Deutschland ist im Ganzen von diesem Extreme noch ziemlich verschont geblieben; nur Württemberg und das Rheinthal sind nicht allzu weit davon entfernt. In dem ersteren Lande, wo seit fast einem Jahrhunderte größtentheils freye Disponibilität des Grundbesitzes herrscht, versichert der Augenzeuge Mohl geradezu: 'Sie ist ein Krebschaden, der mit den schrecklichsten Verheerungen droht, wenn nicht durch eine heroische Cur geholfen wird. Die Ueberzeugung von der Wahrheit dieses Satzes darf als allgemein herrschend bezeichnet werden.' Mohl scheint in dieser Beziehung eine um so glaubwürdigere Autorität, als er im Allgemeinen durchaus zur liberalen Seite zu rechnen ist. In den Neckar- und Remsgegenden hat die Pflugcultur schon beynahе ganz dem Spaten weichen müssen; obwohl es hier keine Fabriken zur Aushilfe gibt. Rheinpreußen besitzt auf einem katastrierten Flächenraume von 5942000 Morgen mehr als 6 Millionen Parcellen, so daß im Durchschnitte nur 170 Quadratruthen auf jede einzelne kommen.

(Schluß folgt.)

---

# G ö t t i n g e gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

12. Stück.

Den 20. Januar 1844.

---

B o n n.

Schluß der Anzeige: 'Betrachtungen über die Veräußerlichkeit und Theilbarkeit des Grundbesitzes von Dr. W. Rosgarten.

Im Coblenzischen und Trierischen beträgt die Grundsteuer mancher Parcellen nur einen Pfennig; und an der Uhr namentlich gibt es Besitzungen, wo die Ackerfurche bis 5 Procent ausmacht. Und zwar ist diese Zersplitterung keinesweges auf das Weinland beschränkt, obwohl sie hier am weitesten geht, so daß z. B. die Rheinweinberge zwischen Cöln und Coblenz meistens schon den Bürgern dieser beiden Städte gehören. Unter den übrigen Provinzen der preussischen Monarchie sehen wir namentlich auch in Ostpreußen die Zerstückerung des Grundbesitzes auf eine bedenkliche Höhe getrieben. Es hat sich seitdem, nach den trefflichen Beobachtungen von Harthausen, der Bau der Cerealien keinesweges gehoben, die Hornviehzucht nur wenig, die übrige Viehzucht allerdings der Qualität nach sehr bedeutend, der Obstbau ist zurück

gegangen, nur der Kartoffelbau hat enorme Fortschritte gemacht. Jedermann weiß, in welcher traurigen Verbindung der Kartoffelbau mit der Proletarierbevölkerung steht. — Der westphälische Bauernstand hat selbst auf Beschränkung der Theilbarkeit angetragen, und demgemäß das Erbfolgesetz von 1836 erhalten.

Im zweyten Abschnitte unseres Buches wird das Princip der schrankenlosen Theilbarkeit und Veräußerlichkeit, wie es die Smithsche Schule aufstellt, vom volkswirtschaftlichen Standpunkte aus angefochten. Ad. Smith lehrt bekanntlich, daß jeder Einzelne seinen Privatvortheil im Durchschnitte selbst am besten verstehe, und daß der Vortheil der Individuen zuletzt immer mit dem des Ganzen zusammen treffe. Hiergegen erinnert K., und es ist von Vielen neuerdings erinnert worden, daß man keinesweges immer eine richtige Verfolgung des Privatvortheilens von der Mehrzahl erwarten dürfe. Am allerwenigsten da, wo um großen, dauernden Gewinnes in der Zukunft willen kleine Vorthelle des Augenblickes geopfert werden sollen. Dies hat man bey den leichtsinnigen Heirathen der Ireländer zu spät eingesehen; bey dem leichtsinnigen Meisterwerden in den Ländern der Gewerbefreyheit zeigen sich ähnliche Gefahren; ganz derselbe Fall ist es mit der leichtsinnigen Zersplitterung des Grundbesitzes, einem Werke unbesonnener Elternliebe\*). — Noch größere Beschränkung erfordert der andere Satz, den K.

\*) Schon Justus Möser vergleicht mit Recht den Bauern, der sein Gut verschuldet oder übertrieben parcellirt, um alle seine Kinder gleichmäßig zu bedenken, mit einem Soldaten, der Flinte und Säbel verkauft, den Erlös davon unter die Seinigen vertheilt, und mit einem Knittel zu Felde zieht.

mit Recht als einen atomistischen bezeichnet, daß nämlich das individuelle Interesse, wie es sich bey freyer Concurrenz gestaltet, immer auch dem Gesamtinteresse gleich sey. Vielmehr, wo die unbeschränkte Concurrenz nicht durch Gemeinsinn gemildert wird, da herrscht statt der Freyheit die Anarchie, der Despotismus des großen Capitalbesitzes, da wird der Bauer eben so unausbleiblich von dem großen Gutsbesitzer erdrückt, wie der Handwerker vom Fabrikanten, der Arbeiter vom Lohnherrn. *La libre concurrence*, wie Chevalier sehr richtig bemerkt, *est un champ de bataille, où les grands dévorent les petits*. In Bezug auf Forst- und Bergbau ist es jetzt allgemein anerkannt, daß die für den Einzelnen vortheilhafteste Betriebsart absolut, also für das Ganze keinesweges so vortheilhaft ist. Ganz dasselbe gilt aber wenigstens insofern auch vom Landbau, als jeder bloß momentane Besitzer sein Grundstück möglichst auszubeuten und dem Nachfolger erschöpft zu hinterlassen sucht. Für den Ertrag im Allgemeinen sicher kein sehr nütliches Bestreben. Da der Staat eine dauernde Gesellschaft ist, so liegt es in seinem höchsten Interesse, daß sich auch dauernde Elemente in seinem Schoße befinden. Der Einzelne hat ein solches Interesse nicht.

Wer in unseren Tagen den Grundbesitz zu mobilisieren wünscht, der geht dabey von der Ansicht aus, meint Herr K., Grund und Boden sey ökonomisch von ganz ähnlicher Beschaffenheit, wie das bewegliche Capital, und müsse deshalb auch der Flüssigkeit und augenblicklichen Energie des Geldes möglichst nahe gebracht werden. Allein schon die Unbeweglichkeit der Grundstücke macht sie zu Handelsgegenständen schlecht geeignet, indem weder von Ort zu Ort, noch von Jahr zu Jahr Ueberfluß

und Mangel dieser Waare durch den Transport einander ausgleichen können. Hierzu kommt, daß eine eigentliche Consumtion des Bodens gar nicht möglich ist. Dies sind allerdings Eigenthümlichkeiten, welche die völlige Gleichstellung mit dem Gelde zum mindesten bedenklich machen. Wenn Hr. K. nun fortfährt, die Bewegung der Volkswirthschaft könne nur auf dem Grunde von etwas Unbeweglichem gedeihen, so möchte ich das, trotz der Auctorität des Herrn Ringseis, nur für ein Epigramm, nicht aber für einen Beweisgrund halten. Desto gediegener ist seine fernere Ausführung. Mit ansprechender Gemüthlichkeit wird der bäuerliche Sinn \*) geschildert, die Liebe zum väterlichen Erbe, die von Kindheit an gewonnene Vertrautheit mit dem Locale, die liebevolle Benützung jedes geringfügigen Umstandes, ohne welchen der Landbau im Kleinen schlechterdings nicht wahrhaft gedeihen kann. Beharrlicher Fleiß und langjährige Erfahrung ist in der Landwirthschaft doch noch bedeutender, als Wissenschaft und Capital. Das hat schon M ö s e r in seinem köstlichen Aufsatz: 'Es bleibt bey'm Alten,' gezeigt. Gibt man nun völlige Mobilisierung der Ländereyen zu, so kann es nicht fehlen, daß statt der wahren Landleute die Geldleute in den Besitz des Bodens kommen, die in der Regel noch dazu alle Augenblicke das Grundstück wechseln wollen. Schon die bloße Erbtheilung muß dies allmählich herbey führen, mag sie nun real, oder durch Hinauszahlung der Miterben vorgenommen werden. Bey einem an sich schon verschuldeten Hofe, bemerkt

\*) Ich erinnere an die herrlichen Worte Göthes darüber zu Anfange des fünften Gesanges von Hermann und Dorothea.

von Lavergne = Peguilhen, pflegt die Subhastation bereits der ersten Erbtheilung auf dem Fuße zu folgen; und wo eine Wirthschaft diese erste Erbregulierung auch glücklich übersteht, da wird sie mit seltenen Ausnahmen der zweyten um desto sicherer unterliegen. Wie kann es auch anders seyn? In Westphalen schätzt man den Reinertrag der Bauergüter durchschnittlich auf  $2\frac{1}{2}$  bis 3 Proc. des Ankaufspreises, und selten kann der Landmann unter  $4\frac{1}{2}$  bis 5 Proc. Zinsen etwas geborgt erhalten.

Wenn der Verf. im weiteren Verlaufe seiner Arbeit gegen die Geldwirthschaft im Allgemeinen eifert, wenn er die Naturalabgaben, die Frohndienste, die aliquoten Lieferungen im rothigen Lichte darstellt, so hätte ich aus dem eigenen Interesse seines Zweckes diesen Abschnitt lieber weggewünscht. Ich gebe vollkommen zu, daß auf den niederen Wirthschaftsstufen Naturalleistungen für alle Theile angenehmer sind, als Geldprästationen, wie mir z. B. noch aus dem 16. Jahrh. mehrere Fälle bekannt sind, wo der deutsche Bauer eine Erhöhung der Frohnden lieber sah, als eine neue Steuer. Ich bin deshalb entschieden dagegen, wenn man in einer großen Monarchie mit starken provinziellen Verschiedenheiten, wie Preußen oder Frankreich, allgemeine Ablösungs- oder Gemeintheilungsordnungen erlassen wollte. In Westfrankreich oder Sologne und in Posen können noch eine Menge von Einrichtungen Vernunft und Wohlthat seyn, die im Norddepartement oder Garonnethale und in der Rheinprovinz lange schon Unsinn und Plage geworden sind. Allein Herr K., ich will nicht sagen verkennt, allein er läßt doch viel zu sehr in den Hintergrund treten, daß und warum auf den höheren Wirthschaftsstufen viele Institute der mittelalterlichen Ackerverfassung veraltet sind. Daß

z. B. jede aliquote Leistung mit der steigenden Künstlichkeit des Landbaues einen immer größeren, zulezt ganz unerschwinglichen Theil des Reinertrages verzehrt; daß die Gemeinweiden und Weideservituten, sobald man zur Koppel- oder gar Wechselwirthschaft übergeht, die schwerste Fessel werden zc. Es würde um die Theilungs- und Veräußerungshindernisse, deren fortdauernde Heilsamkeit ich aus voller Seele anerkenne, schlimm, sehr schlimm stehen, wenn sie mit den Zehntrechten, Gemeinheiten, Frohnden unauslösllich zusammen hingen. Der Verf. wird durch diese Vermischung eine Menge gemäßigter Liberalen mißtrauisch machen, die sonst, wie Ref. aus eigner Erfahrung weiß, für die zur Erhaltung des Bauernstandes nothwendigen Schritte gar leicht zu gewinnen wären. Leider kein geringes Versehen, und heut zu Tage nur allzu häufig! Die gesund Liberalen und die gesund und wahrhaft Conservativen liegen gar nicht so sehr weit aus einander; wie man den ersteren keinen schlimmeren Dienst erzeigen kann, als wenn man sie mit den Revolutionären verwechselt, so den letzteren, als wenn man irgend wie dem Verdachte Nahrung gibt, daß sie Reactionen im Sinne hätten, und das Todte, ja schon Begrabene galvanisch wieder beleben wollten. Diese Rücksicht hätte der Verf., gerade im Interesse der guten Sache selbst, fester ins Auge fassen sollen.

In der Beantwortung der Frage, welche Größe der Landbesitzungen als die wünschenswertheste zu fixieren sey, stellt unser Verf. den gewiß durchaus richtigen Satz auf, daß die großen sowie die kleinen Güter ihre eigenthümlichen Vortheile haben, und eine zweckmäßige Vermischung daher das heilsamste ist. (Es ist in so fern mit dem Landbau, mein' ich, eben so wie mit dem Staate, der ja

auch zu seinem wahren und dauerhaften Gedeihen eine Mischung fester aristokratischer und freyer volksthümlicher Elemente fordert. Die mittelalterliche Agrarverfassung hatte für eine solche Mischung Sorge getragen, indem sowohl die Bauerhöfe, als die Rittergüter mehr oder weniger geschlossen waren. Mit der freyen Concurrenz hört das auf; es tritt zunächst in der Regel ein Uebermaß der kleinen Grundstücke ein, und auf dieses folgt alsdann ein eben so schädliches Uebermaß der großen Güter. Von einer Verbindung pflegt da keine Rede zu seyn. Mit dem entschiedenen Vorherrschen der Latifundien und der Proletarier auf dem Lande muß natürlich die Bevölkerung und der Gesammtreichthum des Landes wieder abnehmen, ein Verfall, der auch die Städte zulezt mit ereilen wird).

Herr K. sucht im dritten Abschnitte die eben erörterte Ansicht auch vom Standpuncte der Rechtsphilosophie zu unterstützen. Ich meines Theils hätte ihm diese Mühe gern erspart; auch ohne dies scheint mir die Hauptsache in seinem Werke vollständig sicher zu stehen. Und es ist anderer Seits nur zu bekannt, daß sich aus dem großen Magazine, welches man Rechtsphilosophie zu nennen pflegt, ziemlich für jeden Zustand der Praxis gleich treffende Beweisgründe entlehnen lassen. Sonst ist die Deduction, welche der Verf. aus dem Begriffe des Eigenthumes vornimmt, eben so scharfsinnig, wie ansprechend. Wenn der Code Napoléon das Eigenthum als absolutes Dispositionsrecht bezeichnet, dabey aber doch ein eben so absolutes Recht des Staates gegenüber dem Privateigenthume annimmt, so macht Hr K. mit Grund auf diesen schroffen Widerspruch aufmerksam. Gerade in Bezug auf den Eigenthümer selbst ist der



Grund und Boden von andern Eigenthumsobjecten wesentlich verschieden. Während diese ihrer Substanz nach verzehrt werden können, sind bei den Grundstücken nur die Früchte consumierbar. Während dort die Sache selbst in der Regel Erzeugniß menschlicher Arbeit ist, sind es hier ebenfalls nur die Früchte. Am allerwenigsten liegt es im Begriffe des Eigenthums, daß es nothwendig Individuen zustehen müsse. Ein Familieneigenthum ist aber nur dann möglich, wenn eines der Familienglieder, natürlich mit Vorbehalt gewisser Pflichten gegen die ganze Familie, den Besitz des Grundstückes allein erbt. Alle Arten der Erbtheilung nämlich, wie Lavergne-Pequilhen\*) treffend gezeigt hat, der öffentliche Verkauf mit Theilung des Erlöses, die Naturtheilung und die Uebergabe an einen Erben mit der Verpflichtung, die andern Erbportionen zu verzinsen und demnächst abzuführen, müssen die Landmannsfamilien in kurzer Zeit nothwendig ruinieren. Selbst der häusliche Frieden wird durch die Gleichstellung aller Kinder erfahrungsmäßig nichts weniger als gefördert: indem durch die dauernden Schuldverhältnisse, die Kündigungen u. gar leicht zu Processen und zu den gehässigsten Zwistigkeiten der Same gestreut wird.

Was endlich die Anwendung seiner Grundsätze in der Praxis betrifft, so ist Herr K. von lobenswerther Mäßigung beseelt, die freylich allein im Stande ist, ihre Wünsche dauerhaft zu erreichen. Er will zunächst autonomische Bestimmungen der großen Grundbesitzer, etwa durch Majorate ihre Güter sicher zu stellen, auf alle

\*) Auf diesen echt practischen Schriftsteller muß ich ganz besonders aufmerksam machen.

Weise begünstigt wissen. Die gesetzliche Bestimmung eines Minimums für den Bauerhof scheint ihm mit Recht sehr schwierig zu seyn. Nach dem Flächenraume geht natürlich gar nicht an, weil ein Gut, das auf fruchtbarem Boden und in der Nähe großer Städte übermäßig erscheint, unter den entgegengesetzten Verhältnissen viel zu klein seyn kann. Der Verf. denkt an den Maßstab des Gespannes\*); allein der wird an den großen Transitstraßen durch das Nebengewerbe des Frachtfahrens allzu triegerisch. Den Localbehörden Alles anheim zu stellen, wie es die preussische Regierung für die Rheinprovinz vorgeschlagen hat, würde diesen eine despotische Gewalt geben, und gar leicht den Zweck des Gesetzes selbst vereiteln. Deshalb möchte ich am meisten noch eine gewisse Höhe der Grundsteuer als Minimum empfehlen, die ja ohnehin, namentlich wo ein gutes Cataster bestehet, auf die Qualität des Aekers und die sonstigen Umstände Rücksicht nimmt. So z. B. in Baiern. Hat doch die Grundsteuer, eben so wie das Hypothekenwesen, ein directes Interesse, daß die Landzerstückelung nicht allzu groß werde. (Die Practiker sind jedoch im Allgemeinen leider mit Recht der Ansicht, daß die Erhaltung der Bauerhöfe viel schwieriger ist, als die der Rittergüter. Denn wenn es auch gelingt, das Eigenthum geschlossen zu halten, wer kann den Eigenthümer selbst verhindern, seinen Hof an zehn elende Pächter zu vermietthen, die vielleicht nebenher mit Spinnen und Weben ihre Existenz fristen? Eine Proletariersmasse von Pächtern ist aber am Ende noch trostloser, als eine Proletariersmasse von Eigenthümern). — Weiterhin empfiehlt der Verf., das active Gemeindebürgerrecht an ein

\*) Ich bemerke, daß dieser Maßstab der schwedischen Gesetzgebung zu Grunde liegt.

gewisses Maß des Grundbesitzes zu knüpfen, um auf diese Art den Theilungen indirect entgegen zu wirken. Ingleichen will er den Besitz der todten Hand, des Domaniums, der Gemeinden 2c. auf jede mögliche Art erhalten wissen. Dahingegen räumt er willig ein, daß eine Bewahrung oder gar Erneuerung der alten Gutsherrngewalt in einem Lande, wo 'alltäglich Müller, Kornhändler, ja Scharfrichter Gutsherren werden,' nimmermehr zum Guten führen könne.\*)

Soll ich in kurzen Worten den Werth der vorliegenden Arbeit abschätzen, so zeugt sie durchaus von soliden und vielseitigen Kenntnissen in der Nationalökonomie. Der Verf. steht auf der Höhe der heutigen Theorie, und scheint auch dem Leben und seinen Anforderungen nicht fremd zu seyn. Sehr viel Neues hat er gerade nicht geliefert, allein die wichtige Lehre, die er behandelt, immerhin einen Schritt weiter geführt. Zu tadeln wüßte ich außer dem Ungenügenden seines historischen Theiles nur noch eine gewisse Weitschweifigkeit, die mancherley Wiederholungen bewirkt und den Ueberblick des Ganzen erschweren muß.

So viel ist gewis, auf den niedern Wirthschaftsstufen bemerken wir bey jedem Volke eine große Unbeweglichkeit des Grundbesitzes. Man denke an das Jubeljahr des hebräischen Mittelalters, an die Unverrückbarkeit der römischen *limites* bey den Hufen der Plebejer, während die patricischen Lehengüter dem Rechte nach immer der todten Hand, dem Domanium zustanden. Dieselbe Unveräußerlichkeit und Untheilbarkeit des Grundbesitzes, welche

\*) Das hat schon *Thaer* bemerkt, daß ein freundliches, wahrhaft wohlthätiges Verhältnis zwischen Gutsherr und Bauer heut zu Tage fast nur möglich ist nach Auflösung der gutsherrlichen Gewalt.

von den Lakedämoniern bekannt ist, scheint auch in den meisten Aristokratien des älteren Griechenlands gegolten zu haben, wovon uns namentlich Aristoteles einige anziehende Beispiele mittheilt. In Attika hat erst Solon das Vererben auf Nichtgentilen erlaubt, und zwar lediglich den Kinderlosen. Auch in der ältern Germanenwelt ist das Testament erst mit dem römischen Rechte zu gleich recipiert worden; Tacitus, so wenig er sonst aus dem Privatrechte anführt, kann doch nicht umhin, das Fehlen dieses wichtigen Rechtsinstitutes zu bemerken. Man war der Ansicht, wer einem Andern den Besitz einer Sache zudenke, sich selbst aber den Genuß zeitlebens vorbehalte, der schenke nur aus der Tasche des Erben. Daß zu Veräußerungen von Grund und Boden in der Regel der Consens des nächsten Erben erforderlich war, daß dieser für die eigenmächtigen Schulden des Erblassers nur mit dessen fahrender Habe haftete, der Vorzug des Mannsstammes, die zahlreichen Retractsrechte: alles dies hatte denselben Zweck, nicht bloß dem jeweiligen Besitzer, sondern auch der Familie ein Recht am Grundstücke zu sichern. — Dergleichen Beschränkungen sind auf niederer Culturstufe politisch vollkommen zu rechtfertigen. Die Familie leistet da weit mehr, sie kann also auch stärkere Ansprüche erheben. Da der Staat fast nur den äußeren Rechtsschutz gewährt, so muß die Mehrzahl der politischen Bedürfnisse, namentlich das des inneren Rechtsschutzes, von Seiten der Familie befriediget werden. Ich denke an die Blutrache, aus der sich allenthalben das Strafrecht entwickelt hat, an das Fehderecht, die Eideshelfer, das Berggeld &c. Bei der Geringsfügigkeit des Verkehrs; wo fast nur in der nächsten Nähe Conflictte entstehen, reicht die Auctorität der Familienhäupter zu deren Beseitigung

vollkommen hin. — Zugleich sind alle jene Dispositionshindernisse in solchen Perioden kaum als Beschränkungen anzusehen. Sie drücken nur einer Sache, die sich ohne dies von selber gemacht hätte, den juristischen Stempel auf. Abgesehen von den politischen Gedanken des Lehens- und Gutsherrnverhältnisses, wären Veräußerungen, bey dem Ueberflusse an Grund und Boden und bey dem Mangel an Capital, doch selten möglich gewesen; Verschuldungen eben so selten, die eigentliche Noth ausgenommen. Eine irgend bedeutendere Theilbarkeit hätte bey dem extensiven Character jeder mittelalterlichen Landwirthschaft gar bald das Gut ruinieren müssen.

Mit der Zeit freylich wird dies Alles anders. Die steigende Volksmenge macht eine künstlichere Wirthschaft, und eben darum einen geringern Umfang der Güter wünschenswerth; sie erfordert Meliorationen und folglich Anleihen, die zugleich durch den steigenden Capitalreichtum immer leichter werden. Das Lebenswesen verliert allmählich allen Gehalt. Die von der höheren Wirthschaft dringend gebotene Ablösung der Reallasten setzt eine freyere Disposition nicht allein voraus, sondern hebt auch das Interesse auf, welches der Gutsherr an der Fortdauer seines Obereigenthums hatte. Die Familie leistet nicht mehr so viel, wie sonst; die Blutrache weicht dem allgemeinen Landfrieden; der immer größere Verkehr erheischt immer dringender allgemeine Instanzen. So wird das Gebiet der Familie denn von Staatwegen eingeschränkt: sie soll fortan nur eine häusliche, eine menschliche Verbindung seyn. Schon das Princip der Arbeitstheilung führt dazu; wenn die politischen Bedürfnisse immer umfassender und stärker werden, so kann ihre Befriedigung immer weniger so bei Wegelang von den Hausvätern zc. erwart-

tet werden. Es müssen sich eigene Menschen und Institute ganz damit beschäftigen. Natürlich kann aber nun die Familie auch von dem einzelnen Mitgliede nicht mehr so viel verlangen. Alles dies führt denn zu einer immer größeren Mobilisierung des Bodens, Emancipation des Bauernstandes etc. Selbst die Adelsmajorate, so sehr ihre Nothwendigkeit zur Erhaltung eines kraftvollen Adels einleuchtet, können doch von den jüngeren Söhnen nur so lange ertragen werden, als diese im Staats- oder Kirchendienste ein sicheres, standesmäßiges Unterkommen finden. Wo also der Staat nicht mehr aristokratisch regiert wird, da muß sich im Schoße des Adels selber die heftigste Opposition dagegen erheben. — Wenn diese Triebfedern zu wirken beginnen, wird natürlich die Parcellierung und Mobilisierung des Bodens immer größer werden. Das Weitere haben wir oben gesehen: daß zuletzt ein Uebermaß eintritt, die Kleinen sich nicht mehr halten können, und wenige Große alles Land an sich reißen. Gerade wie auch im Staate jeder extremen Volksherrschaft eine Geldoligarchie gegenüber zu treten pflegt. So ruft bey den Israeliten der Prophet Jesaias ein Wehe über die, 'welche ein Haus an das andere ziehen, und einen Acker zum anderen bringen, bis daß kein Raum mehr da sey, daß sie allein das Land besitzen' (V, 8). In Attika scheint die Parcellierung während des Peloponnesischen Krieges den höchsten Gipfel erreicht zu haben: Alkibiades Erbgut betrug nur etwa 120 preussische Morgen. Nachher, wissen wir aus Dionysios, waren schon 5000 Athener ohne allen Grundbesitz. In Demosthenes Zeit sehen wir dagegen durch Zusammenkauf wieder viel größere Güter. Das fürchtbare Latifundienwesen von Sparta, seitdem Epitadeus die mittelalterliche Ackergesetzgebung des

Pyrgos geschwächt hatte, ist allgemein bekannt. Bey den Römern ist es von früh an eine Haupt-richtung der demokratischen Partey, auf Verkleinerung der großen Güter hinzuwirken. Seit den Sullanischen Kriegen die umgekehrte Tendenz, welche alsbald den Bauernstand vernichtet. *Latifundia Italiam perdidere.*

Was soll nun der Staat hierbey thun? Soviel ist gewis, wenn man Alles sich selbst überläßt, so geht der Bauernstand endlich zu Grunde. Der Bauernstand aber ist die Wurzel des Volkes; die Blüten, Blätter und Zweige, wenn sie abfallen, können wieder ersetzt werden, ist aber die Wurzel faul, so taugt der ganze Baum nicht, und ist nur werth, ins Feuer geworfen zu werden. Am einfachsten scheint es nun, der Staat hält alle mittelalterlichen Beschränkungen fortwährend aufrecht. Allein das geht nicht. Unsere Volkszahl, mehr noch unsere Bedürfnismenge zwingt uns dazu, dem Boden das Aeußerste abzugewinnen. Das ist aber nur bey voller Freyheit der Cultur möglich. Wer wenig zu arbeiten braucht, der kann immerhin enge Kleider tragen; muß er aber viel beschaffen, so ist keine Frage, er darf sich durch seinen Rock nicht hindern lassen. — Vor allen Dingen hüte man sich, von einer Ackergesetzgebung zu erwarten, daß sie die oben erwähnten Uebelstände ganz verhüten solle. Keine Diätetik, weder bey dem Arzte, noch bey dem Staatsmanne, kann das Leben ewig erhalten; langes und gesundes Leben ist das Höchste, was wir hoffen dürfen. Ich bemerke dazu noch Folgendes. 1. Außer der oben erwähnten Minimalbestimmung des Bauerhofes, dem Verbote der Zubaugüter zc. muß noch besonders gesorgt werden für Bewahrung einer hinreichenden Anzahl von Rittergütern. Abgesehen von den politischen Folgen, die eine solche Bestimmung wünschenswerth machen, ist es

ohne große Wirthschaften gar nicht möglich die niedere ländliche Bevölkerung im Tagelohne sicher zu beschäftigen. Wo aber der kleine Mann nicht als Tagelöhner sein Brot findet, da ist er genöthigt, Zwergpächter oder Zwergeigenthümer zu werden. 2) Indessen muß nicht bloß die Feldmark der Städte von allem Dispositionszwange frey bleiben, sondern auch über das platte Land eine große Menge freyer, s. g. walzender Grundstücke zerstreut seyn. Es ist genug, wenn ein Drittel, höchstens die Hälfte des Bodens gebunden wird. 3) Eine wohlthätige Vertheilung des Grundbesizes wird sich nur da erhalten lassen, wo ein lebhafter städtischer Gewerbefleiß die Ueberschüsse der Landbevölkerung aufnimmt. Also mit anderen Worten, gute Ackergesetze ohne gute Gewerbepolitik können auf die Dauer gar nichts helfen. 4) Ueberhaupt aber wähne Keiner, durch einen einzigen Act der Gesetzgebung diese wichtige Frage erledigt zu haben. Die höchsten Güter des Lebens wollen auch durch die höchste Arbeit des Lebens errungen, namentlich durch die ausdauerndste Arbeit erhalten seyn. Der Staat also muß die Bodenvertheilung in jeder Gegend sorgfältig immer im Auge haben. Die Gemeinheitsstheilungen, die Veräußerung von Domanialgrundstücken, endlich die von Oben her geleitete Auswanderung bieten manigfache Gelegenheit dar, verbessernd darauf einzuwirken. Wo irgend Gefahr drohet, könnte jede neue Zerstückelung an obrigkeitlichen Consens gebunden werden. Man würde auf diese Art das Alt- und Schwachwerden des Volkes zwar nicht ganz verhindern, — alles Fleisch ist wie Gras und der Menschen Herrlichkeit wie des Grases Blume — aber doch die vornehmste Quelle desselben verzögern und mildern können.

Wilh. Roscher.



## B e r l i n ,

bey Hermann Schulke. 1843. Geschichte der Insel Tahiti und ihrer Besiznahme durch die Franzosen, von Henri Lutteroth. Frey aus dem Französischen mit Anmerkungen und Zusätzen von Dr. Theodor Bruns. X und 217 Seiten in Octav.

Die Geschichte Tahitis vor der Bekanntschaft seiner Bewohner mit dem Christenthume konnte aus nahe liegenden Gründen nur wenige Blätter füllen. Den Mittelpunkt der vorliegenden, mit Liebe nieder geschriebenen Erzählung, welche die in manigfachen Werken zerstreuten Mittheilungen über jene Insel prüfend zusammen legt, bildet die Auseinandersetzung des Erfolges und der Schicksale der protestantischen Missionen daselbst. Nicht als ob es Noth thue, die mit dem gerechtesten Unwillen aufgenommenen Urtheile Kokebues noch ein Mahl in ihrer Wichtigkeit zu zeigen, sondern die Stellung zu bezeichnen, welche auch hier der Katholicismus, dem Protestantismus gegenüber einnimmt. Uebrigens kann sich Ref. der Ansicht nicht erwehren, daß in den neuesten Erscheinungen daselbst nicht sowohl Frankreichs Ringen für die Propagande sich kund gebe, als vielmehr der Katholicismus nur als Behikel französischer Politik, sich geltend mache. Daß namentlich 'der protestantische Guizot in dem Katholicismus eine Stütze und Waffe suche' ist ein Ausspruch, der mit mehr als einer Erscheinung des öffentlichen Lebens Frankreichs in der neuesten Zeit im scharfen Widerspruche steht.

---

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

## 13. Stück.

Den 22. Januar 1844.

---

B e r l i n ,

bey Besser 1843. Anecdota Delphica. Edidit Ernestus Curtius. Accedunt tabulae duae Delphicae. 104 Seiten in Quart außer den Inschriften.

Nicht allein die Dedicatio'n 'Piae Recordationi Caroli Odofredi Muelleri', sondern auch der Inhalt des Werkes, die von Müller mit seinen treuen Gefährten Schöll und E. Curtius in Delphi, dem unheilvollen, gemachten Funde, sind geeignet im Unterzeichneten die schmerzlichsten Gefühle zu erneuern. Aber statt durch Klagen will derselbe den Manen des Unvergeßlichen lieber dadurch ein Opfer bringen, daß er sich nicht auf bloße Relation beschränkt, sondern auch dem rühmlichen Bestreben des Herausgebers, aus den ziemlich armen Erzen der gefundenen Urkunden einige Körner edlen Metalles zu gewinnen, nachzueifern sucht, soviel es der Raum dieser Blätter erlaubt.

Die Prolegomena p. 1—9 sprechen de topo-

graphia Delphica (nach Ulrichs, dessen frühzeitigen Tod nun auch die Wissenschaft beklagt) und de titulorum Delphicorum ratione.

Die meisten der neugefundenen Inschriften standen auf einer alten polygonen Mauer, die Müller ausgraben ließ, und enthalten theils Decrete der Delpher über Proxenie, theils ähnliche der Amphiktionen nebst zweyen der ionischen Erythräer, die sich auf die Amphiktionen beziehen, theils Urkunden über Freylassung von Sklaven. Die amphiktionischen und Erythräischen Decrete werden mit gutem Grunde ins dritte Jahrhundert v. Chr. gesetzt und eben dahin auch mit Wahrscheinlichkeit die Delphischen Decrete bezogen. Ob auch die Manumissionen gleichzeitig oder jünger seyen, läßt Hr. Curtius unentschieden. Für jene Annahme spricht nur, daß sie auf derselben Mauer eingegraben sind; doch stehen die Decrete alle auf der rechten Seite, obwohl schon mit einigen Manumissionen untermischt. Die Gründe für die andere Ansicht wollen wir versparen.

Cap. I. p. 10—46. ‘De manumissione sacra Delphica praemissa quaestione de manumissione Graecorum universa et profana et sacra.’ Aus den alten Schriftstellern weiß man über die Freylassung bey den Griechen nur sehr wenig; mehr lernt man aus den Inschriften, besonders über die manumissio sacra d. h. die unter der Form des Verkaufes an einen Gott vorgenommene Freylassung, welche in Delphi, Phokis, Lokris, Böotien vorkommt. Der Inhalt der hierher gehörigen Urkunden ist in diesem Kapitel auf sehr belehrende Weise erörtert, zuweilen mit zu viel Ausführlichkeit und Raumverschwendung. Nur in einem Punkte, der aber gerade wegen der welthistorischen

Bedeutung der Delphischen Priesterschaft und unserer Unwissenheit über ihre Einrichtungen vor allen anderen interessant ist, glauben wir wesentlich ergänzen und berichtigen zu können.

In allen Delphischen Manumissionen werden unter den Zeugen auch Priester des Apoll aufgeführt. Böckh hatte aus seinen sehr verderbten Inschriften schließen müssen, daß es ein zahlreiches Priestercollegium gegeben habe. Hr Curtius findet diese Ansicht in den neuen Inschriften bestätigt, da in Nr. 15 selbst acht Priester genannt seyn und in Nr. 10 vielleicht neun. Wir behaupten dagegen, daß niemahls mehr als drey Priester zugleich vorkommen. Freylich steht am Schlusse von Nr. 15 *μάρτυροι οἱ ἱερεῖς τοῦ Ἀπόλλωνος Ἀρχων Καλλία, Ἀθαμβος Ἀβρομάχου, Πολίτας, Λιονύσιος οἱ Ἀσάνδρου, Δρόμων, Τιμόκριτος, Κλεύδαμος Μαντία, Εὐκλείδας Καλλείδα,* und am Ende von Nr. 10 *μάρτυροι οἱ ἱερεῖς Ἀνδρόνικος Πραξία, Αἰακίδας Φιλαιτώλου, Εὐκλείδας Καλλείδα, Καλλείδας Εὐκλείδα, Φιλόξενος Ὀξύλου, Δαμόφαντος Δαμοκράτης, Σωκράτης Ἀντάλλου, Ἰππιων Ἀγίωνος, Κλεύδαμος Πολυκράτης* und des Herausgebers Vermuthung, daß hier irgendwo *ἰδιῶται* ausgefallen sey, wird durch keine merkbare Lücke unterstützt. Aber wie es sich mit diesen vielen Namen verhalte, läßt sich schon aus dem Schlusse von Nr. 14 errathen: *μάρτυρες ὁ ἱερεὺς τοῦ Ἀπόλλωνος Ταραντίνος, Μένης, Λυσίας, Χάρος, Ἰατάδας, Ἀρχέλαος, Τελέσαρχος, Δίων, Ξενοκράτης.* Hr Curtius erkennt hier, wie sein Nomenclator Delphicus zeigt, inconsequenter Weise nur den *Ταραντίνος* und *Μένης* als Priester; aber warum denn nicht bloß den ersteren, wie es

der Singular  $\acute{\omicron}$  *ιερεύς* zu fordern scheint? Indes auch Nr. 24 steht  $\acute{\omicron}$  *ιερεύς* vor mehr als einem Namen und Nr. 21  $\acute{\omicron}$  *ἀρχων*, so daß man auch hier nicht mit Sicherheit die acht auf *Ταραντινός* folgenden Namen für *ιδιωται* erklären kann. Aber entscheidend sind Nr. 7: *μάρτυροι οἱ ἱερεῖς τοῦ Ἀπόλλωνος Ἀνδρόνικος, Πραξίας καὶ ὁ νεωκόρος Μένης καὶ Ἀρχέλαος Δαμοσθένης, Ἀστοξένος, Εὐκλείδας Καλλεΐδα, Ἀγίων Πολυκλείτου*; dann Nr. 13 *μάρτυροι οἱ ἱερεῖς τοῦ Ἀπόλλωνος Ἀρχέλα(ος), Ἀβροκ(λῆς), ὁ νεωκόρος, Ἀρίστων, Ἀγίων, Πολυκλείδ(ας), Κλεόδαμος Μαντία, Ξένων Πολύωνος* (im Nomenclator sind *Ἀγίων, Πολυκλείδας, Κλεόδαμος Μαντία* als Priester betrachtet). Offenbar kann weder die Reihe der Priester über den *νεωκόρος* weg fortgesetzt, noch auch mehr als ein *νεωκόρος* angenommen werden, und es ergibt sich also, daß die sonst gebräuchliche Bezeichnung *ιδιωται* ganz wegbleiben konnte (wie auch noch Nr. 17 geschehen ist, wo die Priester nachstehen) und daß eine gleiche Auslassung auch in Nr. 15. 10. 14 angenommen werden darf. Wahrscheinlich waren in dem Originaldocumente die *ιδιωται* durch den Platz ihrer Unterschriften genügend getrennt. Daß aber in Nr. 15 und 10 nur die beiden ersten, in Nr. 14 nur der erste für Priester zu halten sind, wird die folgende Untersuchung stillschweigend aber bündig zeigen. Es kommen nämlich überhaupt folgende Priester vor:

1) *Πραξίας* und *Ἀνδρόνικος* und zwar *Πραξίας, Ἀνδρόνικος* 4. 12. 16. 17. 19. 21. 25; *Ἀνδρόνικος, Πραξίας* 5. 7. 30 und so ist auch Nr. 10 für *Ἀνδρόνικος Πραξία*, worauf ein leerer Raum folgt, zu schreiben; *Πραξίας* al-

lein 6. 11; *Ἀνδρόνικος* 2. 18. 27. Unter diese beiden Priester fallen die Archonten: *Βάθυλος Αἰακίδα* 2, *Δεξώνδας* (*Δάμωνος* 21) 10. 11. 16—21 (in Nr. 20 sind die Namen der Priester ausgefallen), *Θρασυκλῆς* 12. 25. 27. 30, *Πεισιθεός* (*Πισίθεος*) *Ξένωνος* 4. 5. 6, *Σώξενος* 7.

2) "*Ἀρχων Καλλία* und "*Ἀθαμβος Ἀβρομάχου*, nämlich: Nr. 29 "*Ἀρχων*, "*Ἀθαμβος*; Nr. 1706 "*Ἀρχίων* (leg. "*Ἀρχων*), "*Ἀθαμβος*; Nr. 1702 "*Ἀρχίων* (leg. "*Ἀρχων*) καὶ "*Ἀθαμβος*; Nr. 15 "*Ἀρχων Καλλία*, "*Ἀθαμβος Ἀβρομάχου*: Nr. 1703 *ΑΡΧΩΝ . . . . ΑΒΟΜΑΧΟΥ* (Boeckh "*Ἀρχων Ἀβρομάχου*) leg. "*Ἀρχων Καλλία*, "*Ἀθαμβος Ἀβρομάχου*, wobey zu bemerken, daß die Lücken in dieser Inschrift sehr ungenau angegeben sind; Nr. 13 *ΑΡΧΙΚΑ | — — ΑΒΡΟΚΑ . ΟΝΕ . . . . ΡΟΣΑΡΙΣΤΩΝ* (Curt. "*Ἀρχικαλός*, "*Ἀβροκλῆς ὁ νεωκόρος*, "*Ἀρίστων*) leg. "*Ἀρχων Καλλία*, "*Ἀθαμβος Ἀβρομάχου*, ὁ νεωκόρος "*Ἀρίστων*, was bey der argen schon durch den Steinmehen verschuldeten Verderbniß dieser Inschrift nicht zu kühn ist (ὁ νεωκόρος muß vor dem Namen stehen vergl. Nr. 3. 7. 26); Nr. 33 *μάρτυροι Ἀρχων Καλλία καὶ οἱ ἱερεῖς καὶ τῶν ἀρχόντων Ἀζάρατος* etc., leg. *μάρτυροι οἱ ἱερεῖς Ἀρχων Καλλία καὶ τῶν ἀρχόντων* (οἱ ἱερεῖς steht vor einem einzelnen Namen auch Nr. 11. 18); Nr. 26 "*Ἀθαμβος Ἀβρομάχου*; Nr. 1704 ὁ ἱερεὺς τοῦ "*Ἀπόλλωνος Ἀθαμβος*, "*Ἀβρόμαχος* (B. οἱ ἱερεῖς), leg. "*Ἀθαμβος Ἀβρομάχου*. — Die Archonten unter diesem Priesterpaare sind: "*Ἀγίων* Nr. 33 ("*Ἀγίων Πολυκλείτου* 1700, wo die Priester fehlen), "*Ἡρακλεί-*

δας 26. 29, Καλλικράτης 1702. 1703. 1704, Κλεώνδας 13, Πύρρος 1706, Ὑβρίας Ξένωνος 15.

3) Δρομοκλείδας, Ἀρχων Νρ. 3, Ἀρχοντ Κλεύδαμος.

4) Νικόστρατος Ἀρχωνος, Καλλίστρατος Αἰακίδα Νρ. 9; ΝΙΚΟ | — — ΣΤΡΑΤΟΣ ΑΙΑΚΙΔΑ Νρ. 36 a. (Curt. Νικό[μαχος, Ἀμφί]στρατος Αἰακίδα) leg. Νικό[στρατος Ἀρχωνος, Καλλί]στρατος Αἰακίδα. Ἀρχοντ Νρ. 9 Κλεόμαντις Δίνωνος und Νρ. 36 b. (mit Νρ. 36 a. auf demselben vereinzelt Steine) Κλεόμαντις.

5) Κλέων, Ἀμύντας, Ταραντίνος Νρ. 23; Νρ. 22 ὁ ἱερεὺς (Curtius corrigiert sonderbarer Weise οἱ ἱερεῖς) Ταραντίνος Ἀμύντα, leg. Ταραντίνος, Ἀμύντας (der Name steht am Ende der Reihe und ὁ ἱερεὺς ist auch Νρ. 24 vor zwey Namen); Νρ. 14 Ταραντίνος. Ἀρχοντες sind Νρ. 22. 23 Ἀμφίστρατος (Ἀμφιστράτου 23) Νρ. 14 Ἐμμενίδας Καλλία.

6) Ἀ[γ]ίων, Πυρρίας Νρ. 8, Ἀρχ. Κλεόδαμος Ξένωνος.

7) Πάτρων, Πύρριος leg. Πυρρίας Νρ. 1705, Ἀρχ. Νικόδαμος.

8) Ἐμμενίδας, Λαϊάδας Νρ. 32, Ἀρχ. Διονύσιος. In Νρ. 1709 b. darf man in den Worten οἱ τε ἱερεῖς τοῦ Ἀπόλλωνος . ΑΙ (Β. και) - - - ΚΑ Εὐάγγελος κτλ. vielleicht ergänzen [Λαϊάδας, Ἐμμενίδας] καὶ Εὐάγγελος.

9) [Μάρτυροι οἱ ἱερεῖς] Διονύσιος Ἀστοξένου. Δα . . . Thiersch nr. II. nach In Curtius probabler Ergänzung p. 27. Gegen des- selben Ergänzung des zweyten Namens Δά[μων]

wird sich bald ein Einwand ergeben. Vielleicht war es *Αιτιάδας*. Archont [*Νικαν*]δρος.

10) [*οἱ ἱερεῖς τοῦ Ἀπόλλωνος*] *Δρωπίδας*, *Φαλλικαῖος* Nr. 1707 nach Böckh's wegen der Beschaffenheit der Inschrift sehr unsicheren Ergänzung. Der zweyte Name ist corrupt (etwa *Καλλικλῆος*?). Archont *Πυρρίας*.

11) *Γ. Μέμμιος Εὐθύδαμος καὶ Εὐκλείδας Ἀστοξένου* Nr. 1710, Arch. T. *Φλάβιος Πωλλιανός*.

12) *Μέστριος Πλούταρχος* wird Nr. 1713 unter Hadrian als *ἱερεύς* erwähnt.

Mit diesem Verzeichnisse vergleiche man, daß nach Hrn Curtius *sacerdotum nomina omnium maxime obvia Ἀμύντας, Ταραντινός, Ἀμύντα, Καλλιέδας, Εὐκλείδα, Ἀβρομάχος, Ἀθάμβου, Ἀθαμβος, Ἀβρομάχου* seyn sollen! Derselbe behauptet, daß eadem nomina toties redeuntia das Daseyn bestimmter Priesterfamilien bezeugen. Die Sache ist richtig, bedarf aber eines besseren Beweises. Durch einige mehr oder weniger zuverlässige Combinationen, die auf der Voraussetzung beruhen, daß den einzelnen edeln Familien gewisse Namen geläufig zu seyn pflegen, lassen sich die meisten der bekannten Priester auf zwey Familien zurück führen.

I. "*Ἀρχων Καλλία; Νικόστρατος Ἀρχωνος; Κλέων* vgl. *Κλέων Ἀρχωνος* 24; *Ἐρμενίδας* vergl. *Ἐρμενίδας Καλλία* 14. 30. 31; *Ἀμύντας* vgl. *Ἀμύντας Εὐδώρου* 1704 und *Νικόστρατος Εὐδώρου* 1699; *Διονύσιος Ἀστοξένου* vgl. *Κλέων Διονυσίου* 15. 26. 1706; *Εὐκλείδας Ἀστοξένου*.

II. "*Ἀθαμβος Ἀβρομάχου; Ἀγίων* vgl. *Ἀγίων Ἀθανίωνος* 2 und "*Ἀθαμβος Ἀ-*



θανίωνος 21; Δρομοκλείδας vgl. Δρομοκλείδας Ἀγίωνος 20; Ταραντίνος vgl. Ταραντίνος Δρομοκλείδα 1695; Καλλίστρατος Αἰακίδα vgl. Nr. 26 -- Ν. ΙΣΤΡΑΤ . . ΒΡΟΜΑΧΟΥ (Curt. Μνασίστρατος Ἀβρομάχου) leg. Καλλίστρατος Ἀβρομάχου, Λαϊάδας vgl. Βαβύλος Λαϊάδα 36 a., Αἰακίδας Βα.ύλου 33 (Curt. Βαθύλου) leg. Βαβύλου, Βαθύλος Αἰακίδα 2 leg. Βαβύλος. Der Name Βαβύλος ist außerdem in den Delphischen Inschriften mehrfach gesichert, Βαθύλος weder sonst Delphisch noch überhaupt mit dem einfachen λ nachgewiesen.

Sind diese Combinationen richtig, so waren die beiden Collegen immer aus den beiden Familien: "Αρχων, "Αθαμβος - "Αρχων, Δρομοκλείδας - Νικόστρατος, Καλλίστρατος - Ἀμύντας, Ταραντίνος - Ἐμμενίδας, Λαϊάδας. Daraus ergibt sich, daß Πυρρίας neben Ἀγίων zum ersten Geschlechte gehört, und wiederum Πάτρων neben Πυρρίας zum zweyten, desgleichen auch Γ. Μέμμιος neben Εὐκλείδας, wenn das erste Geschlecht zu der Zeit nicht etwa ausgestorben war. Ein Δάμων kann nicht wohl als Colleague des Διονύσιος angenommen werden, weil dieser Name durch Δάμων Διονυσίου, Bruder des Κλέων Nr. 15. 29 ins erste Geschlecht schlägt. Von den drey Priestern, welche ausnahmsweise in Nr. 23 vorkommen, Κλέων, Ἀμύντας, Ταραντίνος, gehören die beiden ersten zur ersten Familie, der letzte zur zweyten; man darf vielleicht den Ἀμύντας als einen Substituten des Κλέων betrachten.

(Schluß folgt.)

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

14. 15. Stück.

Den 25. Januar 1844.

---

B e r l i n.

Schluß der Anzeige: 'Anecdota Delphica. Edidit Ernestus Curtius.'

Das obige Verzeichniß lehrt ferner, daß unter demselben Archonten immer dieselben Priester waren; denn wenn unter *Κλεόδαμος* Nr. 3 die Priester *Δρομοκλείδας*, *Ἀρχων* und unter *Κλεόδαμος Ξένωνος* Nr. 8 *Ἀγίων*, *Πυργίας* genannt werden, so darf man um so unbedenklicher in diesem einzelnen Falle zwey verschiedene Archonten desselben Namens annehmen, weil der Name *Κλεόδαμος* in Delphi sehr häufig ist. Dagegen werden unter demselben Archonten ohne Unterschied bald beide Priester und zwar ohne feste Ordnung, bald nur einer genannt; unter *Ἀμφιστρατος* in Nr. 22 zwey von den dreyen in Nr. 23. Also ist es sicher, daß zu derselben Zeit immer zwey Priester waren und nur ganz ausnahmsweise drey. Da aber ferner unter denselben Priester mehrere Archonten fallen können, so folgt, daß sie ihre Würde eine Reihe von Jahren bekleideten, und da

dieselben Priester (wenn man nicht ohne hinreichenden Grund verschiedene Personen desselben Namens erkennen will) mit mehreren Collegen vorkommen, " *Ἀρχων* mit " *Ἀθαμβος* und *Δρομοκλείδας* — *Πυρρίας* mit " *Ἀγίων* und *Πάτρων*, daß beide Priester nicht zusammen an- und abtraten. Kurz es ist nicht zweifelhaft, daß sie *διὰ βίου* waren, wie die meisten Priester und wie auch die fünf " *Οἰοιοί* zu Delphi aus Deukalionischem Geschlechte Plutarch. Q. Gr. p. 292.

Es ist noch die Reihenfolge der bekannten Priester zu bestimmen. Das erste Criterium des relativen Alters liefern die wiederkehrenden Namen, welche durch den Vaternamen oder durch das lebenslängliche Amt als Priester oder *νεωκόρος* näher bestimmt sind; in ihnen dieselben Personen zu erkennen wird man nie durch irgend einen Grund gehindert. Es zeigt sich auf diese Weise, daß *Πραξίας*, " *Ἀνδρόνικος* — " *Ἀρχων*, " *Ἀθαμβος* — *Δρομοκλείδας*, " *Ἀρχων* — " *Ἀγίων*, *Πυρρίας* — *Πάτρων*, *Πυρρίας* — *Διονύσιος* nahe zusammen grenzen müssen; *Κλέων*, " *Ἀμύντας*, " *Ταραντίτιος* haben nur mit *Πραξίας*, " *Ἀνδρόνικος* einige Personen gemein und sind diesen daher wohl näher zu stellen als den anderen; *Νικόστρατος*, *Καλλίστρατος* sind von allen jenen getrennt zu setzen, weil von sämtlichen unter ihnen vorkommenden sechszehn Personen keine einzige anderwärts wiederkehrt; dasselbe gilt von *Γ. Μέμιος*, *Εὐκλείδας*; über die Stellung von " *Ἐμμενίδας*, *Λαϊάδας* läßt sich aus diesem Criterium nichts urtheilen, weil in Nr. 32 nur ein näher bestimmter Delpher vorkommt, dessen vereinzelt Erscheinen für zufällig gelten darf. Bestimmtere Schlüsse ergeben sich noch aus folgenden Erwägungen. Die lebenslänglichen Priester " *Ἀρχων*

*Καλλία* und "*Αθαμβος* *Αβρομάχου* erscheinen unter *Πραξίας*, *Ανδρόνικος* Nr. 25 b. noch als *ιδιώται* (der letztere auch in Nr. 31, wo die Priester fehlen, als Senator). Ferner unter jenen verkauft Nr. 1706 *Πράτων* mit Einwilligung ihrer Söhne *Αιακίδας* und *Χαιροφάνης* eine Sklavin, desgleichen Nr. 33 *Ἡράκαινα Βαβύλου* mit Zustimmung der Brüder *Αιακίδας*, *Χαιροφάνης* und der Mutter *Πράτων*; die Einwilligung des Mannes und Vaters *Βαβύλος* wird beide Male nicht erwähnt, so daß er schon todt gewesen seyn muß; aber *Βαθύλος* (leg. *Βαβύλος*) *Αιακίδα*, gewiß der Vater des *Αιακίδας Βαβύλου*, ist unter *Πραξίας*, *Ανδρόνικος* Nr. 2 Archont. Somit sind *Πραξίας*, *Ανδρόνικος* und auch Nr. 31 älter als "*Αρχων*", "*Αθαμβος*". Zwischen beide Paare müssen aber *Δρομοκλείδας*, "*Αρχων* gestellt werden; denn der *νεωκόρος Μέννης* ist unter diesen Nr. 3 und unter *Πραξίας*, *Ανδρόνικος* dagegen unter "*Αρχων*", "*Αθαμβος* in Nr. 13 *Αρίστων*, in Nr. 26 *Ατισίδας*(?). Endlich der Priester *Διονύσιος Αστοξένου* muß nach *Πραξίας*, *Ανδρόνικος* und *Αγίων*, *Πυρρίας* stehen, weil er in Nr. 17 und Nr. 8 noch *ιδιώτης* ist. — Ein zweytes Criterium liegt in der Einrichtung der *βουλή*, worüber unten mehr zu sagen ist. Hier genügt die Bemerkung, daß Senatoren für Semester aufgeführt werden in Nr. 25 unter *Πραξίας*; *Ανδρόνικος*, Nr. 13. 15. 1704. 1706 unter "*Αρχων*", "*Αθαμβος*, Nr. 8 unter *Αγίων*, *Πυρρίας*, Nr. 1705 unter *Πάτρων*, *Πυρρίας*, endlich in Nr. 1. 31. 34. 35. 1699. 1700. 1709, wo die Priester fehlen; dagegen fehlt die Beschränkung auf das Semester in den Manumissionen Nr. 9 unter *Νικόστρατος*, *Καλλίστρατος*, Nr. 32 unter *Ἐρμενίδας*, *Λαϊ-*

άδας, Nr. 1710 unter Γ. Μέμμιος, Εὐκλείδας und in Nr. 24. 1701. 1709 b. ohne Priester. Da nun Nr. 1710 ohne Zweifel die jüngste der Manumissionen ist, so darf man auch Νικόστρατος, Καλλίστρατος und Ἐμμενίδας, Λαϊάδας nebst Nr. 24. 1701. 1709 b. für jünger halten als jene Priester, unter denen die Senatoren noch halbjährig wechselten. — Ein drittes Criterium mag daher entnommen werden, daß die Priester Πραξίας, Ἀνδρόνικος und Κλέων, Ἀμύντας, Ἰαραντίνος nach der alten Delphischen Sitte, die in den älteren Decreten durchaus herrschend ist s. unt., nie durch den Vaternamen näher bezeichnet werden, wohl aber Νικόστρατος Ἀρχωνος, Καλλίστρατος Αἰακίδα — Διονύσιος Ἀστοξένου — Εὐκλείδας Ἀστοξένου und häufig Ἀρχων Καλλία, Ἀθαμβος Ἀβρομάχου. Doch kann man bey den anderen vereinzelt vorkommenden Paaren aus dem Mangel des Vaternamens nicht auf ihr höheres Alter schließen. Ferner können einige Differenzen des Dialectes zu Schlüssen benutzt werden. Die 3 plur. imperat. findet sich in folgenden Beyspielen: παρεχόντων 4. 5. 12. 13. 16. 17. 19. 20. 25. 30, εόντων 4. 5. 12. 13. 19. 20. 25. 30. 31, παρεχόντω 15. 24. 32. 33. 1699. 1702. 1703. 1705. 1706. 1709 b. Th. II. Ross. 71 (Ergänzung von Nr. 1710), εόντω 13. 1699. 1704. 1705. 1706, εόντωσαν 13. 29, εστωσαν 16. Also erscheint die Endung ντω nur unter den Priestern Ἀρχων, Ἀθαμβος — Πάτρων, Πυρρίας — Ἐμμενίδας, Λαϊάδας — Διονύσιος — Γ. Μέμμιος, Εὐκλείδας und Nr. 24. 1699. 1709 b., wo die Priesternamen fehlen; dagegen ist in allen Inschriften unter Πραξίας, Ἀνδρόνικος immer die Endung ντων, außerdem in Nr. 31 ohne Priester und gemischt mit

jener in Nr. 13 unter "Αρχων, "Αθαμβος. Da nun in der alten Delphischen Inschrift Nr. 1688 ντων ist, in der nachvespasianischen Nr. 71 R. ντω, so darf man schließen, daß diese an und für sich ältere Endung erst später, wahrscheinlich von den Phokern, in Delphi angenommen und daß das Priesterthum des Πραξίας und 'Ανδρόνικος älter ist als jene anderen genannten. Unter denselben in Nr. 12. 16. 18. 19. 20. 25. 30 und unter Κλέων, 'Αμύντας, Ταραντίνος Nr. 23 findet sich auch, freylich ohne Consequenz, die ältere Form des Artikels τοί, unter den übrigen nur οί; nicht weniger unter eben jenen wird Nr. 12. 16. 30 und Nr. 22 ζώη gelesen, dagegen das jüngere ζῆ unter "Αρχων, Δρομοκλείδας Nr. 3 und Νικόστρατος, Καλλίστρατος Nr. 9. — Endlich die Orthographie ist in der Hauptmasse der Manumissionen nicht wesentlich verschieden; unter allen Priesterthümern finden sich einzelne Auslassungen des ι, subscr. und Verwechslungen des τ und ει. Nur Nr. 1710. 71 R., jünger als Vespasian, Nr. 1709 b. ohne Priester und Nr. 9. 36 unter Νικόστρατος, Καλλίστρατος zeigen durch die Häufigkeit jener Fehler ihr späteres Alter an. So finden sich in Nr. 9 die Dative ᾶ, Εὐνοία, ὦ, Ονασιφόρω, dann γυναικίον, ἀπέχι, παραμινάτω, ἱερῆς.

Wenn man nun alle diese Indicien, die sich vielfach unter einander bestätigen, zusammen faßt, so ergibt sich mit ziemlicher Sicherheit folgende Reihenfolge der Priester:

- Κλέων, 'Αμύντας, Ταραντίνος.
- Πραξίας, 'Ανδρόνικος.
- 'Αγίων, Πυρρίας.
- Πάτρων, Πυρρίας.
- Δρομοκλείδας, "Αρχων.

"*Αρχων Καλλία*," *Αθαμβος* 'Αβρομάγου.  
*Διονύσιος* 'Αστοξένου, (*Λαιάδας*?).  
*Ἐμμενίδας*, *Λαιάδας*.  
*Νικόστρατος* "Αρχωνος, *Καλλίστρατος* *Λαι-  
κίδα*.

*Γ. Μέμμιος* *Εὐθύδαμος*, *Εὐκλείδας* 'Α-  
στοξένου.

Das letzte Priesterpaar, unter dem allein römische Namen vorkommen und der dorische Dialect auffallender verderbt ist, muß wohl durch ein stärkeres Intervall von den übrigen getrennt seyn. Weniger sicher ist es ein solches vor dem vorletzten anzunehmen, wenigstens kann man den *Νικόστρατος* "Αρχωνος ohne Bedenken als den Sohn des "Αρχων *Καλλία* betrachten. Dann werden sämtliche Priesterthümer mit Ausnahme des letzten, wie die unter ihnen wiederkehrenden Personen zeigen, einen Zeitraum von höchstens 80—100 Jahren umfassen; die kurze Dauer der einzelnen ist nicht zu verwundern, da offenbar die Würde nicht von Vater auf Sohn forterbte, sondern durch eine Wahl *ἐκ γένους* besetzt ward, gewis mit älteren Männern.

Aber in welche Zeit fallen nun diese Priester und die Manumissions-Urkunden, in denen sie genannt werden? Daß diese jünger sind als die im dritten Jahrhundert geschriebenen Decrete der polygonen Mauer, wird schon durch die Art der Schrift und durch die Orthographie verrathen; denn nur die letzteren haben die Form *Γ* und *Ο*, *Ω* in halber Größe, und das *ι* subscr. wird höchst selten, wohl durch Zufall, in ihnen vermisst, *ι* und *ι* nie vertauscht. Außerdem haben die Decrete nie mit den Manumissionen die Archonten gemein (außer *Ἡρακλείδας* Nr. 46 und 26. 29,

gewiß zwey desselben Namens); Kennen mit Ausnahme des nicht auf der Mauer stehenden Nr. 1, das wegen der in ihm vorkommenden Personen den Manumissionen gleichzeitig ist, keinen halb-jährigen Wechsel der *βουλευόντες*, und fügen nie die Vaternamen hinzu, Nr. 1 und das noch jüngere Decret Nr. 1695 ausgenommen. — Im Allgemeinen ist nun die Orthographie der Manumissionen von der Art, daß man sich nicht berechtigt fühlen kann, sie über das erste Jahrhundert vor Christus hinaus zu setzen. Das Priesterpaar *Νικόστρατος* und *Καλλίστρατος* mag etwa unter Liberius gewesen seyn.

Cap. II. p. 47—51. De decretis Amphictyonicis. Die neuen Inschriften machen es sicher, daß nicht bloß die *ἡρωινή Πυλαία*, sondern auch die *ὀπωρινή* zu Delphi gehalten ward und bezeugen das eine geraume Zeit durch die Aetoler in den Amphictyonen geübte Uebergewicht. Dieses zeigt sich auch in der unbenutzt gebliebenen Stelle Liv. XXXI, 32, der zufolge die Aetoler nur im *Παναϊτώλιον* oder der *Πυλαία*, die also jenem fast gleich ist, über Krieg oder Frieden beschließen konnten.

Cap. III. p. 51—55. De decretis civitatis Delphicae. Am wichtigsten ist, was sich aus ihnen und einem Theile der Manumissionen über die Einrichtung der Delphischen *βουλή* erkennen läßt. Hr Curtius behauptet, der Senat habe aliquanto majorem numerum umfaßt, als bisher geglaubt sey d. h. mehr als vier; aus diesem ordo senatorius sey eine kleine Zahl, vier oder sechs für das ganze Jahr, zwey oder drey für ein Semester ausgewählt, um den Staat zu verwalten und auch als Sponymen zu dienen. Die erste Behauptung stützt sich auf die Annahme, daß die in den Ka-



numissionen unter den Zeugen aufgeführten ἄρχοντες nur aus dem ἄρχων ἐπώνυμος und den βουλευόντες beständen, während vielmehr der Gegensatz der ιδιώται dazu nöthigt alle ἐν ἀρχῇ ὄντες zu verstehen. Besser konnte die Meinung durch die Zusammenstellung der unter demselben Archon in verschiedenen Decreten erscheinenden βουλευόντες begründet werden, da man durch diese allerdings für ein Jahr mehr als vier βουλευόντες gewinnt. Indes zwingt nichts zu der Annahme, daß sie ganz gleichzeitig Würde und Titel als βουλευόντες gehabt haben; vielmehr scheint im Jahre mehr als ein Mahl gewechselt zu seyn, doch so, daß einige auch bestätigt werden konnten. Die andere Behauptung, die Zahl des angeblichen Ausschusses d. h. der βουλευόντες betreffend, muß sehr flüchtig nieder geschrieben seyn. Denn freylich finden sich für ein Semester entweder zwey βουλευόντες mit dem γραμματεὺς genannt Nr. 1. 8. 13. 15. 34. 1699. 1700. 1704. 1705. 1706. 1709, oder selten drey ohne den Schreiber Nr. 25. 31 und wahrscheinlich Nr. 35, in welchem Falle nach Herrn Curtius probabler Vermuthung der Schreiber mit als Senator gezählt seyn wird. Aber ohne die Erwähnung des Semesters werden immer nur drey oder vier Senatoren, nie mit einem Schreiber genannt (jenes in den Decreten Nr. 47. 51—54. 56. 62. 64. 1692 und der Manumission Nr. 9, dieses in den Decreten 46. 48. 49. 55. 64. 66. 1691. 1695 und den Manumissionen 24. 1710). Und gerade die Vierzahl sucht Herr Curtius in den meisten Fällen dadurch zu entfernen, daß er den einen Namen als Vaternamen faßt z. B. Nr. 46 βουλευόντων Στρατωνος, Κλευφάνους, Ἀθάμβου Αἰνησίδα. Diese Annahme ist grundlos, weil doch in Nr. 24.

1695. 1710 vier Senatoren, jeder mit seinem Vaternamen, übrig bleiben, und unzweifelhaft falsch, weil in den Delphischen Urkunden, wie auch sonst Regel ist, bey Genitiven der Vatername immer den Artikel hat. Noch falscher ist in Nr. 32 interpungiert *βουλευόντων Πάτρωνος Αγίωνος, Φιλοσιώνος Πάτρωνος*, da eine Zweyzahl von Senatoren nie ohne die *ἐξάμηνος* und den *γραμματεὺς* vorkommt. Auch hier sind vier, von denen zwey denselben Namen führen wie in Nr. 64. In dem einzigen Falle, wo außerdem der Artikel bey dem Eigennamen fehlt, *Τελεσάρχου Φυσκέος*, Nr. 7 hat man den zweyten Namen nicht mit *Ἦν* Curtius für einen neuen Eigennamen, sondern für das gentile vom Lokrischen *Φύσκος* zu halten, und eben so in *Τιμόξενος Φυ[σ]κεύς* Nr. 25 (*Ἦν* Curtius stillschweigend *Φυ[σ]κέος*); der Physiker befremdet hier unter den Zeugen nicht mehr als in Nr. 21 der Amphissäer. — Es ist also vielmehr klar, daß in der Zeit der älteren Decrete, im dritten Jahrhundert, bald drey, bald vier *βουλευόντες* waren (Zahl und Personen wechseln auch unter demselben Archonten), mit denen nie ein *γραμματεὺς* genannt wird; in dem jüngeren Decrete Nr. 1 und den älteren Manumissionen findet sich dann der halbjährige Wechsel, für den noch später, wie oben bemerkt ist, die alte Einrichtung wieder hergestellt ward.

Cap. IV. p. 56—86. Tituli Delphici minusculis scripti, emendati, illustrati. Es sind Manumissiones Nr. 2 — 39, darunter Nr. 38 von Hyampolis und Nr. 39 a—d. von Elatea; Decreta Amphictyonum Nr. 40—45; Decreta Delphica Nr. 1 (schon von Roß Fasc. I. nr. 67 weniger richtig ediert) und Nr. 46—67; tituli Erythraeorum Delphis positi Nr. 68. 69. Herr G.

hat, durch die oft wiederkehrenden Formeln und Namen unterstützt, vieles sehr richtig und glücklich emendiert und ergänzt; indes hat Ref. auch außer dem schon bepläufig Bemerkten eine nicht unbedeutende Nachlese halten können. Des Raumes wegen beschränken wir uns auf die Manumission Nr. 13, welche wegen starker Verderbnis und mancher eigenthümlichen Partien besondere Schwierigkeit gemacht hat. L. 13 ist ποιῶν ohne Noth in ποιέων corrigiert und eben daselbst unrichtig, wie auch sonst, δέλη ohne ι subscr. als nachlässige Orthographie behandelt, obgleich schon Böckh eingesehen hatte, daß darin eine echte Eigenthümlichkeit des Dialectes liegt s. de dial. Dor. p. 293. Als Verkäufer erscheinen l. 5. 6. Ἀρχέλαος καὶ Ξένων καὶ Πεισίθεος, aber l. 16 und 26 nur die beiden ersten. Da nun bey der ersten Nennung der Verkäufer höchst selten ihre Vaternamen fehlen (bey einem Manne nur Nr. 5), so vermuthen wir, daß der Steinmetz das richtige Ἀρχέλαος καὶ Ξένων οἱ Πεισίθεου verderbt hat. Πεισίθεος Ξένωνος ist Archon in den älteren Manumissionen Nr. 4. 5. 6, dessen Söhne Ἀρχέλαος und Ξένων seyn mögen, so wie man im Ξένων Ξένωνος einen Bruder erkennen kann. Die verderbte Stelle l. 15 εἰ δὲ μὴ παρέχοιντο βέβαιον, πράκτιμοι ἔοντωσαν ΟΚΑΤΑΒΛΑ - - Διοσκουρίδας Ξένων καὶ Ἀρχέλαος (der erste ist der manumissus) sucht Hr. C. auf folgende Weise herzustellen: πράκτιμοι ἔοντωσαν [τῶ] καταβ[αλόντι] Διοσκουρίδ[α] sc. τὸ λύτρον. Man kann aber durch Aenderung eines einzigen Buchstabens einen wenigstens eben so guten Sinn gewinnen: πράκτιμοι ἔοντωσαν, ὅκα τ[ι] βλά[πτοιτο] Διοσκουρίδας, Ξένων καὶ Ἀρχέλαος. Die eine For-

mel kommt so wenig als die andere in den übrigen Manumissionen vor. Außerdem wird παρέχουσιν (d. i. παρέχοιεν) τὸ βέβαιον zu lesen seyn; denn das Medium kommt in dieser Formel nicht vor, während παρέχειν τὸ βέβαιον von Stephanus wenigstens aus Platos Briefen angeführt wird. In den Manumissionen heißt es freylich sonst immer εἰ δὲ μὴ παρέχουσιν (παρέχοιεν, παρέχοι) βέβαιον τὰν ὀνάν, wobei auch τὰν ὀνάν, wenn es nicht vorher geht, ausgelassen werden kann, und derselbe Ausdruck findet sich in Nr. 13 weiter unten. Aber es ist wenig glaublich, daß beide Formeln vollkommen gleich bedeutend und nur durch Nachlässigkeit des Steinmetzen, wie Herr Curtius annimmt, in verschiedener Fassung wiederholt sind. Man beachte, daß an der ersten Stelle nur die Verkäufer für πράκτιμοι erklärt werden, an der zweyten auch die βεβαιωτῆρες. Wir glauben, daß bey dem ersten Abschlusse des Verkaufes die Verkäufer durch Zufall keine Bürgen stellen konnten, sondern nur versprachen sie zu stellen (παρέχειν τὸ βέβαιον), und daß später, sobald dies geschehen war, die Urkunde auf die gewöhnliche Weise ergänzt ward. Aus dieser Annahme kann man auch den leeren Raum vor βεβαιωτῆρες erklären. Auch in dem locus difficillimus l. 25 sq. können wir die vorgeschlagene Emendation nicht billigen. Auf dem Steine ist gelesen: ΕΙΔΕ | ΚΑΠΟΙΟΙΤΟ Διοσκουρίδας, τὰ Διοσκουρίδα πάντα ἔστω Ἀρχελάου καὶ Ξένωνος ΕΜ- ΜΗΕΧΕ | ΤΩ ΔΙΟΣΚΟΥΡΙΔΑΣ ΑΠΑΛ- ΛΟΤΡΙΟΣΗΜΗΑΓ... ΠΟΙΩΝ | ΟΙΤΟ. Hr Curtius vermuthet εἰ δὲ [τι] κα ποιοῖτο —, [πλάν] μὴ εἰ[ξ]ε[σ]τω Διοσκουρίδα[ν] ἀπαλλο- τρι[ῶ]σ[α]ι, μηδὲ [εἰ τι] ποιῶν [άλίσκ]οιτο, wobei ποιεῖσθαι in neuer Bedeutung erwerben

und ποιεῖν τι so viel als ἀδικεῖν heißen soll. Statt der Critik stellen wir unsere Emendation gegenüber: εἰ δὲ [πο]κ' ἀποι[χ]οιτο Διοσκουρίδας, τὰ Διοσκουρίδα πάντα ἔστω Ἀρχελαίου καὶ Ξένωνος [καὶ] μὴ ἔχέτω Διοσκουρίδας ἀπ' ἄλλοτρι[ῶ]σ[α]ι μὴδὲ [ν] τρόπ[ω] ᾧ [βούλ]οιτο. Der Ausdruck ἀποιχεσθαι für ἀποθνήσκειν ist bekannt; zu den letzten Worten vergleiche man Nr. 9 τρόπῳ ᾧ καὶ θέλλῃ, Nr. 11 τρόπῳ ᾧ θέλοι, Nr. 30 τρόπῳ ᾧ καὶ θέλωντι. Unter den Zeugen sind die Priester und der νεωκόρος mit ihrem richtigen Namen oben von uns hergestellt. Außerdem ist für Ἀγίων, Πολυκλείδ[ας] unbedenklich Ἀγίων, Πολυκλεί[του] zu lesen, da diese Person noch Nr. 7. 15. 25. 1700 vorkommt, ein Πολυκλείδας aber weder sonst noch in Delphi. — Im Allgemeinen ist zu tadeln, daß die Ergänzungen und Aenderungen ziemlich häufig im Minuskel-Texte nicht kenntlich gemacht sind; auch ist es nicht zweckmäßig, daß die orthographischen Fehler doch ohne Consequenz, corrigiert sind.

Appendix I. p. 87. 88 Papyrus Aegyptiacus aus Youngs Hieroglyphics tab. XIV, verwandten Inhaltes mit den Manumissionen. — Append. II. p. 89—91. De dialecto Delphica, wobey unser de dialecto Dorica noch nicht hat benutzt werden können. Wir erwähnen Einiges, was dort noch nicht seine Erledigung findet. Der Monatsname Ποῦτρόπιος soll für Βοῦτρόπιος stehen, obgleich π für β bey Doriern und Aeolern nur in ein Paar ganz vereinzelt Beyspielen erscheint vgl. de dial. Dor. p. 84. 584, obgleich in dem Monatsnamen Βουκάτιος und Nr. 1688 auch in βούς daß β von den Delphern beybehalten ist und obgleich Βοῦκλεψ, worauf wegen der Art der Zusammensetzung provociert wird, nur eine

falsche längst ausgetriebene Lesart bey Athen. IX, 409 C. ist. Ref. quält sich so wenig um eine Etymologie für den Παιτρόπιος als für den gleichfalls Delphischen Monat Βύσιος oder die Lami- schen Χουτταῖος (nach Hrn E. für Χυτραῖος!), Θριξάλλιος u. a.— Die Contraction von εο in ευ, deren einziges früher bekanntes Delphisches Beyspiel verdächtig erscheinen mußte s. de dial. Dor. p. 216, erscheint in den neuen Inschriften häufig, z. B. Θευγένης, Θεύφραστος, Κλεύ- δαμιος, Κλευφάνευς, Πιστοκράτευς. Dadurch wird auch Böckhs Emendation ποιεύμενος für ΠΟΙΕΙΜΕΝΟΣ Nr. 1693 und 71 R. (auch in der neuen Copie Nr. 1) wieder wahrscheinlicher. — Der dat. plur. decl. III auf οἰς kommt in folgenden neuen Beyspielen vor: αἰνέοις 3, πω- λεόντοἰς 16, ὄντοἰς 30. Ueberhaupt findet sich in keiner Delphischen dorischen Inschrift eine an- dere Endung jenes Datives, ausgenommen in Nr. 1688 und 46 εσοἰ. Dadurch widerlegt sich die von Hrn E. gegen den Ref. aufgestellte Behaup- tung, daß man einen echten Metaplasmus erken- nen müsse, der aber nusquam magis als in dem dat. plur. vorkomme, und daß die Homerische Form μάστυροι, welche in den Manumissionen herrscht, gleicher Natur sey. Denn ohne Zweifel kann man den Ausdruck Metaplasmus nur da mit Fug und Recht gebrauchen, wo einzelne Wörter aus einer Declination in die andere übergehen. Und sollte Hr E. mit Roß wirklich glauben, daß die Delpher auch etwa ὁ ὄντος, οἱ ἐπιτυγγάνοντοἰ sagen konnten? Beyspiele der regelmäßigen De- clination in den übrigen Casus finden sich genug. Ref. hat die Endung οἰς contractione quadam aus der älteren εσοἰ abgeleitet und will dies jetzt dahin erläutern, daß durch organische Verkürzung

*εις* hätte entstehen müssen wie *εις* aus *εοσι*, daß aber unorganisch die aus der zweyten Declination geläufige Endung *οις* vorgezogen ist. — An *κν-ρια εουσα αυτος αυτας* (richtiger *αυτας*) Nr. 16 nimmt Hr G. großen Anstoß. Ein ganz analoger Fall ist de dial. Dor. p. 274 nachgewiesen und erklärt. — In der Conjugation ist neu und interessant die Form *παρέχοιν* für *παρέχοιεν* 5. 12. 13. 31, jene organisch richtiger als diese. Das gleichfalls neue *έοντωσαν* findet sich Nr. 13. 29. Elat. 39 b. und ist auch in Daul. 81. l. 20 bey Rosß von Hrn G. p. 23 aus *.ΟΝΤΟΣΑΝ* gut hergestellt. *Μαστιγών* Nr. 3, welches im Texte gewis falsch in *μαστιγών* corrigiert, hier aber mit dem Homerischen *υπνωοντες* verglichen wird, dürfte nur ein Fehler des Steinmeken für *μαστιγών* seyn; *αποδοῦσθαι* für *αποδόσθαι* Nr. 30 hat sich durch eine fehlerhafte Analogie nach *αποδοῦναι* gerichtet. — Räthselhaft ist *μη-νος ενδύς Ποιτροπίου* Nr. 20. 37. Hr Curtius stellt p. 30 zweifelnd zwey Vermuthungen auf. Entweder sey *ενδύς* für *εντός*, wofür noch das dorische *ενδός* angeführt werden konnte s. de dial. Dor. p. 366, oder es sey eine Abkürzung für ein (unbekanntes) Wort *ενδύσιμος* oder *ενδυσιμαῖος* in der Bedeutung von *εμβολιμαῖος*. Ref. glaubt an beide Erklärungen nicht; nur ist jedenfalls richtig erkannt, daß der *Ποιτρόπιος* im Schaltjahre verdoppelt und der eine von beiden dann durch *ενδύς* bezeichnet ward. — Das Delphische Wort *πράκτιμος* 13. 19. 25. 29. 31 oder *πρακτίμος* 5. 12. 1704 d. h. *εἰσπρακτος*, obnoxius, soll nach p. 44 (wo übrigens die Citate mehrfach zu berichtigen und zu vervollständigen sind) auch die Formen *πράκος* Nr. 1702 und *ἐκτιμος* Nr. 1706 haben. Ohne Zweifel wird

Böckh, was er früher nicht wagen durfte, in diesen arg corrumpierten Inschriften jetzt *πράκτιμος* herstellen. — Aus den Inschriften von Lamia, welche p. 14 nach der Copie in der *Ἐφημερίς Ἀρχαιολογική* mitgetheilt sind (unrichtiger von Stephani in seiner Reise), bemerken wir den Gebrauch von *ἐν* für *εἰς* wie in der ganzen Doris septentrionalis und das Perfectum *δέδοκα*, dem Phokischen *τέδεκα* entsprechend s. de dial. Dor. p. 352.

Append. III. p. 92 — 96 Nomenclator Delphicus ist leider wegen Unvollständigkeit und vieler Unrichtigkeiten wenig brauchbar. — Append. IV. p. 97—99 Explicatio tabularum cum catalogo lapidum. Die beiden tabulae enthalten einen kleinen Plan von Delphi nach dem von Laurent bey Ulrichs mit den geringen Nachträgen, welche Müllers Reise geliefert hat, ferner ein Bild jener polygonen Mauer, aus dem man mit Hilfe des Catalogus lapidum die Plätze der einzelnen Inschriften, aber auf sehr unbequeme Weise, erkennen kann (wo die anderen Inschriften gefunden und von wem sie abgeschrieben sind, ist nicht immer angegeben); endlich die Abbildungen einiger unbedeutenden Bruchstücke von Säulen u. dgl.

Endlich p. 100—104 Addenda et Corrigenda und Indices rerum et verborum. In dem gedruckten Uncial-Texte der Inschriften ist die Form der Buchstaben nicht eben genau wieder gegeben; wenigstens haben die Decrete das *O* und *Ω* nicht in halber Größe und in Nr. 1 ist die Form *Π*, während die Lithographie bey Ross Nr. 67 die Form *Π* zeigt.

Trotz der gemachten Ausstellungen muß man Hrn Curtius Verdienste um die Entdeckung dieser Inschriften (bey weitem die meisten sind durch ihn



copiert) und um ihre Emendation und Erklärung auß dankbarste anerkennen. H. L. Ahrens.

### B e r l i n ,

bey Besser 1843. Anecdota Delphica. Edidit Ernestus Curtius. Accedunt tabulae duae Delphicae. 104 Seiten in Quart außer den Inschriften\*).

Schon der Titel dieses Buches schließt K. D. Müllers Andenken in sich, dem der Verfasser, bekanntlich ein Reisegefährte des Berewigten und ein ausdauernder Genosse seiner letzten unvergeßlichen Thätigkeit in Delphi, die ursprünglich gemeinsam unternommene Arbeit geweiht hat. *Ἦρας ἐστὶ δαμόνιος* sagt die Rehrseite des Dedicationsblattes. Leider war es dem während der mühsamen Arbeit des Entzifferns der Inschriften an der auf eigene Kosten ausgegrabenen Mauer erkrankten Forscher nicht mehr vergönnt, Pläne zur Herstellung und eigentlichen Bearbeitung der entdeckten Inschriften zu Papiere zu bringen. Der glühende Eifer, mit welchem er jede Arbeit angriff und durchführte, fehlte ihm auch bey seinem letzten Unternehmen nicht, und man kann in Wahrheit behaupten, daß er als Opfer desselben gefallen ist, da er den Keim der Krankheit, die ihn bald darauf hinraffte, darüber nicht achtete oder verkannte.

\*) Daß ausnahmsweise das nämliche Werk zwey Mahl besprochen wird, wird in der Verschiedenheit des Standpunctes, den die beiden Herren Referenten den anecdotis Delph. gegenüber einnehmen, seine Erklärung finden.

(Schluß folgt.)

---

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

## 16. Stück.

Den 27. Januar 1844.

---

B e r l i n .

Schluß der Anzeige: 'Anecdota Delphica. Edidit Ernestus Curtius.'

Wir erhalten daher in vorliegendem Buche nur kleine Bruchstücke eines gescheiterten Werkes, die der Herausgeber mit aller Bescheidenheit und Verehrung für K. D. Müllers Namen und Ruhm jetzt gesammelt und commentiert hat, nachdem er schon früher im Bulletino (Rom 1840 im August vgl. auch Fr. Blume in der Hall. Litt. Zeit. 1840. p. 374 ff.) über das hinterlassene Material gewissenhaft Rechenschaft abgelegt hatte.

Eine genaue Beschreibung der Dertlichkeiten, wo Müller zu Delphi unter den Ruinen des Apollinischen Tempels und dessen nächster Umgebung Ausgrabungen veranstalten ließ, so wie auch eine kurze Geschichte dieser letzten Arbeit des Berewigten enthält die Einleitung des vorliegenden Buches unter dem Titel: Prolegomena de topographia Delphica atque titulorum Delphicorum ratione. Obgleich die Sache selbst bekannt genug ist, so wol-

len wir doch mit den eigenen Worten des Herausgebers, der Müllern stets zur Seite war und bey weitem die meisten der Delphischen Inschriften entziffert und copiirt hat, den Hergang dieser Begebenheit berichten. Elegimus murum (sagt er S. 4) polygonium, inter meridionalem templi gradum et ipsum templi septum (τὸ Ἑλληνικόν) aequali tractu situm, cujus muri minima pars eaque literis tecta conspiciebatur; cetera humo rudibusque obruta latebant, ut vix summi muri quidquam promineret. Expectans igitur Müllerus fore ut totum murum titulis aequaliter tectum reperiret, hortulorum qui muro adjacebant, tantum coëmit, ut fossa quatuor pedes lata muro praeduci posset. Quam fossam ab occidente orientem versus pedes fere XXXII duximus, donec ad angulum ventum est, ubi murus septentrionem versus deflectitur, orientalem templi partem fulturus; qua quantum extensus fuerit, non exploratum est. Titulorum spes non sefellit. Eine beygefügte Tafel (II.) von Hn Meise, dem jungen Künstler, welcher Müllers Reisegefährte war, gezeichnet, gibt eine Ansicht dieser mit Inschriften bedeckten Mauer und die dazu gehörige Beschreibung (S. 98) führt zugleich die Namen derjenigen auf, welche die einzelnen Titel abgeschrieben haben. Ueber die Vertheilung und Bekanntmachung der durch Müllers Tod unterbrochenen Arbeit sagt der Herausgeber: Defuncto praeceptore carissimo quum nostrum maxime esset videre, ne omnis itineris fructus periret, haec quasi solemnia pietatis ita obeunda putavimus, ut Schoellius de variis artis monumentis per Graeciam obviis ex suis et Mülleri schedis exponeret, ego hanc Delphicam messem in publicos usus vertendam susciperem. Quod

munus susceptum ne viribus diffisus vel defungerem plane vel ex die in diem differrem, hoc unum me commovit, quod ea, quibus extrema ante obitum studia impenderat vir immortalis, diutius sine fructu in scriniis latere indigne ferebam. Ipsum vero ad edendos atque explicandos titulos Delphicos nihil relinquere potuisse ex narratione quam praemisimus facile intelligetur. Prodeant igitur mea qualicunque cura politi atque expliciti tituli Delphici, quos omnibus viris doctis et Graecarum litterarum amantibus quasi testamento legavit Carolus Odofredus Müllerus.

Die den neun und sechzig (denn die Zahl XLIX über dem letzten der Titel ist ein Druckfehler) Delphischen Inschriften beygefügtten Abhandlungen verbreiten sich über den Hauptinhalt dieser steinernen Urkunden, und zerfallen in vier Kapitel. Das erste, de manumissione sacra Delphica, praemissa quaestione de manumissione Graecorum universa et profana et sacra, vereinigt die Nachrichten der Alten über die Freylassung der Sklaven, auf welche sich eine bedeutende Anzahl der Delphischen Inschriften bezieht, zu einer wissenschaftlichen Uebersicht, in welcher die Gesetze und Gebräuche, nach welcher die Freylassung unter den verschiedenen Hellenischen Stämmen Statt fand, nach Zeit und Ort genau unterschieden und erklärt werden. Manches mag hier bey der Verschiedenheit der Meinungen über einzelne Punkte noch streitig bleiben; aber im Ganzen glauben wir dieses Kapitel als das gelungenste auszeichnen zu können. Was die Gesetze und Gebräuche der Dorier in dieser Rücksicht anlangt, so fand der Verf. in Müllers Werke über diesen Volksstamm überall befriedigende Auskunft, und in Bezug auf die übrigen Völker-

schaften Griechenlands verweist er auf C. F. Hermanns Hellenische Staatsalterthümer, als auf die gelungenste Vorarbeit zu seiner Abhandlung.

Im zweyten Kapitel spricht der Verf. von den Decreten der Amphictyonen. Ueber diesen antiquarischen Gegenstand bieten die gewonnenen Urkunden nur geringe neue Belehrung dar, wie denn überhaupt nur fünf hierher gehörige Inschriften zu Delphi aufgefunden sind. Auch die Zahl der sonst bekannten Urkunden dieser Art in anderen Theilen Griechenlands ist nicht groß, wie Böckhs Corpus Inscr. lehrt. Ueber die Formel dieser Decrete reicht unsere Kenntniß nicht über das Zeitalter des Demosthenes hinaus, und auch für dieses ist dieselbe nach Droysens Bemerkungen über die hierher gehörigen Urkunden in der Rede pro corona (Zeitschrift f. die Alterthumsw. 1839) sehr zweifelhaft geworden. Die Delphischen Urkunden gehören einer verhältnißmäßig späten Zeit an. Sehr lobenswerth ist das Verfahren des Verfs., alle ähnlichen Inschriften aus Böckhs C. I. und anderen Urkundensammlungen in den Kreis seiner Forschungen mit hinein zu ziehen.

Das dritte Kapitel handelt von den Decreten des Delphischen Staates, welche ohne Ausnahme aus Ehrendiplomen bestehen. Sie sind auch nicht sehr zahlreich; aber ihr Inhalt klärt doch manchen Punct besser auf, als bisher geschehen war. Ihre Formel ist in der Regel ganz einfach diese: *Ἀελοφοὶ ἔδωκαν τῷ δεῖνι αὐτῷ καὶ ἐγγόνοις προξενίαν κ. τ. λ.* am Ende: *ἀρχοντος τοῦ δεῖνος βουλευόντων τῶν δεινῶν.* Bey dieser Gelegenheit erhalten wir vielfache Berichtigungen zu der Delphischen Archontenliste, und zur richtigern Bestimmung der Amtsdauer bey den einzelnen Senatmitgliedern zu Delphi, deren Anzahl wir jetzt

wohl auf sechs feststellen müssen, während Böckh nach den früher bekannten Urkunden nur vier angeben konnte, von denen er annimmt, daß sie sich in die Verwaltung des Jahres semesterweise getheilt hätten. Die Ehrenbezeugungen aber, welche in den Urkunden erwähnt werden, sind entweder solche, die auch in anderen Hellenischen Staaten häufig vorkamen, oder den Delphern eigenthümliche. Zu jenen gehört z. B. *προξενία*, *προμαντεία*, *προεδρία*, *προδικία*, *ἀσφάλεια*, *ἀσουλία*, *ἀτέλεια*, diese beziehen sich alle auf die Wohlthäter des Apollinischen Heiligthumes (*τοὺς τὸν θεὸν εὐηργητηκότας*). Drey Auszeichnungen werden hier in verschiedenen Inschriften erwähnt, *δάφνης στέφανος παρὰ τοῦ θεοῦ*, *σκανὰ ἐμ Πυλαία ἃ πρῶτα* und *θησαυρὸς ὅπου τὰ ὄπλα θήσει* sc. *Εὐδοξος*. Die erste ist die bekannteste von allen, über die noch Ulrichs neulich in seinen Reisen und Forschungen in Griechenland S. 106 f. lehrreiche Bemerkungen gemacht hat. Ungewöhnlicher ist aber die *σκανὰ ἐμ Πυλαία ἃ πρῶτα*. Ob hier unter *Πυλαία* die Vorstadt an der Westseite von Delphi zu verstehen sey, welche von Plutarch (de Pyth. or. c. 29) und auch von anderen Schriftstellern erwähnt wird, oder ob es hier, wie auch sonst häufig, die Versammlung der Amphiktyonen bedeute, muß dahin gestellt bleiben. Das erste ist indes schon darum wahrscheinlicher, weil die Delpher bey der Anordnung ihrer Feste zu Pylaiä nach eigenem Gutdünken über die Rangordnung der Zelte u. s. w. verfügen konnten; Ref. glaubt aber nicht, daß dieses Recht der Delpher auch auf die Amphiktyonen = Versammlungen auszu dehnen sey. Ganz neu endlich ist die dem Eudoxos für das Geschenk einiger Schilder zur Feyer der gymnischen Spiele von den Delphern zuerkannte Ehrenbezeu-

gung, *δοῦναι δὲ τοὺς Δελφικοὺς Εὐδοξῶ καὶ θησαυρὸν ὅπου τὰ ὄπλα θήσει.* Ueber diese Waffenkammer, deren es an der östlichen Seite des Pythischen Tempels mehrere gab, sollte Eudoros die Aufsicht führen, und dafür Sorge tragen, daß die geweihten Schilder recht blank poliert an dem Festtage zur Schau getragen würden. Solche heilige Waffen, die schön verziert und zuweilen aus edlem Metalle gefertigt waren, kommen auch sonst häufig vor. Böckh Staatshaush. der Athener II. 282. Corpus Inscriptionum I. p. 191 B.

Das vierte Kapitel enthält die 69 Inschriften in Cursivschrift umgesetzt und mit den nothwendigen Ergänzungen, Verbesserungen und Erklärungen versehen. Dann folgen noch einige Zugaben, welche mit der Erklärung der Urkunden in genauem Zusammenhange stehen. Zuerst ein Abdruck einer ägyptischen Papyrusrolle aus Youngs Hieroglyphics tab. XLVI, mit der Ueberschrift: Act of manumission brought from Egypt by Sir Archimbald Edmonstone. Diese Urkunde ist im Jahre 354 p. Chr. abgefaßt und von K. D. Müller in diesen Blättern (1827. p. 1527) bereits erklärt. Vgl. G. Ad. Schmidt, die griech. Papyrusurkunden u. s. w. p. 298 ff. Sie liefert einen wichtigen Beitrag zu der Lehre von der Manumission, welche Hr G. im ersten Kapitel behandelt hat. Den Schluß machen Bemerkungen über den Delphischen Dialect, in so fern dieser bey der Behandlung der vorliegenden Inschriften zur Sprache kommt, dann ein Delphischer Nomenclator verglichen mit Aetolischen u. Samischen Eigennamen, ferner eine Erklärung der beygefügtten Tafeln, welche die Lage der Delphischen Gebäude, die Ansicht der mit Inschriften bedeckten Mauer, und Zeichnungen von sechs Tempeltrümmern darstellen, und endlich ein

index rerum et verborum. Von demselben Vf. haben wir demnächst noch ein anderes Werk zu erwarten, dessen Titel folgender seyn wird: Chorographie und Topographie des alten Griechenlands mit Benutzung der vorhandenen Hilfsmittel nach eignen Localuntersuchungen. Erster Theil. Der Peloponnes.

### L o n d o n .

Richard Bentley, new Burlington street, Publisher in Ordinary to Her Majesty. 1842. Narrative of various Journeys in Balochistan, Afghanistan and the Panjab; including a residence in those countries from 1826 to 1838. By Charles Masson Esq. In three volumes. Vol. I. XXVII. 471. II. XVI. 464. III. XVI und 496 Seiten in Octav. Mit mehreren Lithographien und Holzschnitten.

Das anzuzeigende Werk nimmt in der, an bedeutenden Werken so reichen, Reiseliteratur der neueren Zeit eine der ersten Stellen ein. Es ist zugleich höchst unterhaltend, belehrend und wichtig.

Hr Charles Masson, dessen Namen durch seine großen antiquarischen Entdeckungen eine hohe Stellung in der Wissenschaft gesichert ist, legt in ihm Rechenschaft ab: von seinen wahrhaft abenteuerlichen Reisen, seinem Aufenthalte in Kabul und dessen Umgebung als Privatmann, und, jedoch mit einer, wie es scheint, nicht ganz freywilligen Discretion, von seiner darauf folgenden Thätigkeit als Agent der englischen Regierung an demselben Orte (die bezügliche Stelle lautet [III. 496] I forwarded to England a work, the appearance of which was in some manner prevented. In an altered form I



now submit it to the public, reserving the portion on subjects, unnoticed in these volumes, it may be, for future publication).

Die Reisen insbesondere gewähren das aller-  
manigfaltigste Interesse. Er machte sie zum  
allergrößten Theil zu Fuß, unbewaffnet, fast ganz  
ohne, oder mindestens nur mit sehr geringen,  
Geldmitteln, allein, oder in der ersten besten Ge-  
sellschaft, unbekümmert um längeren oder kürzeren  
Aufenthalt, vielfach ohne Kenntniß des Weges um  
sein Ziel herumirrend, auf Straßen, die noch kein  
Europäer besucht, wahrhaft vagabundenartig. Daß  
es dabey nicht an einer Menge von Abenteuern  
fehlen konnte, läßt sich leicht denken; manche sind  
lustiger Art, viele waren aber höchst gefährlich.  
Von Räubern wurde der Reisende mehrfach ange-  
fallen, geplündert, geprügelt und auf den Tod  
verfolgt; einmahl fiel er sogar fast in die Hände  
eines thag (I, 401). Bei weitem häufiger jedoch,  
als man bey diesen verwilderten Völkern erwarten  
sollte, wurde er sehr freundlich aufgenommen und  
in den Städten war dies fast allgemein der Fall.  
Es versteht sich wohl von selbst, daß diese Art zu  
reisen mehr als jede andere eine vollständige Kennt-  
niß des Landes, seiner Bewohner und deren Sit-  
ten, Character und Gebräuche verschafft; eine Be-  
stätigung in diesem besonderen Falle gewährt eine  
Vergleichung der von Alex. Burnes gegebenen  
Charakteristik der Afghanen (in seinen Travels  
into Bokhara I, 143) mit dem uns in diesem  
Werke entgegen tretenden Bilde desselben Volkes.  
Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß die falsche  
Ansicht von Burnes ganz vorzüglich dazu beytrug,  
die englische Invasion und die sie begleitenden Un-  
glücksfälle herbeizuführen, deren Opfer er selbst  
ward.

Hrn Massons Reisebeschreibung beginnt mit seiner Ankunft in Bhawálpúr an der Garra (im Herbst 1826), von, wie er bloß im Allgemeinen bemerkt, Shekawati und Bikanir aus. Ueber seine früheren Verhältnisse werden keine Mittheilungen gemacht; die in dieser Beziehung von der Augsb. Allgem. Ztg. gebrachten, deren Glaubhaftigkeit nicht entschieden ist, setzen wir als bekannt voraus. Nach langem Aufenthalt und Hin- und Herzügen in dem Gebiet von Bhawálpúr setzt er über den Indus, dessen West-Ufer er langsam aufwärts bis nach Luf durchirrt. Von hier wollte er, in Begleitung eines Fakhirs, die Straße am Gomal hinauf nach Khorasan durchdringen, allein seine Freunde riethen ihm, die Straße über Pesháwar vorzuziehen. Dem Rathe folgen wollend, setzt er bey Dera-Ismael-Khan wieder auf die Ostseite des Indus über, treibt sich anstatt nordwärts, südwärts nach Bhukkur zu und in dieser Gegend herum, kehrt aber alsdann theilweise zu seinem ersten Entschlus zurück, setzt wieder auf die Westseite des Indus, um sich von Luf aus durch die wilden Baziris durchzuschlagen; trifft auch mit solchen zusammen, wird wider alles Erwarten sehr freundlich aufgenommen, kehrt aber in ihrer Begleitung nach Luf zurück; dieses von neuem verlassend, kömmt er endlich nach vielen Hin- und Herzügen nach Pesháwar. Hier hält er sich längere Zeit auf und besucht Hashtnagar von da aus; dann wandert er, schon Topen und Grotten und anderes Antiquarische, welches später seine Hauptbeschäftigung bildete, anmerkend, über Zelalabad nach Kabal. Hier hält er sich nur wenige Tage auf; wandert nach Ghazni, wo sich Dost Mohammed Khan mit seinem Heere befand, um ein afghanisches Lager kennen zu lernen.

Von Ghazni geht es, nach einem längeren Aufenthalte über Karabagh, dann, da die Hauptstraße zu gefährlich war, auf wildem, größtentheils pfadlosem Terrain bey dem Abistáda-See vorüber durch das Land der Gilji, Thoki, über die Lora, die Tarnak, dann wieder auf die Hauptstraße nach Kándahár. Von hier aus beginnt, nach einiger Rast, die abentheuervollste Wanderung nach dem früher so reichen, jetzt aber herabgekommenen und immer mehr sinkenden Shikarpúr; über Kozhak, die Lora durch Sháll, über Quetta, Siriab, durch die Bráhúi Stämme, über Bibi-Nani, den Bolan-Paß und Dadur und Bagh in Gutch-Gandawa. Nach einem Aufenthalte von wenigen Tagen in Shikarpúr faßt er den Entschluß nach Lahore zu wandern. Auch hier erreicht er sein Ziel nach langen Hin- und Herzügen und mancherley Irrfahrten. Von Sakkar setzt er über den Indus nach Bakkar, wandert nach Bohri, Khairpúr, dann erst nördlich nach Dúbar (Doombar auf Arrowsmith's Karte), Máttél, Mirpúr, Khairpúr (verschieden von dem früher erwähnten), Sabzal Kot, Fázilpúr (wieder in der Gegend, wo die Reisebeschreibung anfing), Uch, zu der Garra, am östlichen Ufer des Chenab hinauf über Zelálpúr, Sujahkot nach Multan. Von da am nordwestlichen Ufer der Rawi über Kamália, in dessen Situation er die Stadt erkennt, wo Alexander der Gr. lebensgefährlich verwundet ward (I, 402 vgl. Artikel Indien in Ersch und Gruber Encycl. p. 57), Sainadwala (Synadwala bey Arrowsmith) nach Lahore. Nach längerem Aufenthalt daselbst kehrt er nach Shikarpur zurück und zwar über Haripa, dessen Ruinen er mit dem alten Sangala identificiert (I, 452 vgl. Berlin Krit. Jahrb. 1842 S. 869), so wie er in Tulumba die Hauptstadt

der Maller erkennt (I, 456. vgl. Art. Indien a. a. D. Berl. Krit. Jahrb. S. 858) und in den heutigen Katti, zwischen dem Kavi, Chenab und Sutlej die alten Kathäer (I. 456 vgl. Indien a. a. D. S. 55. 57). Von Shikarpúr aus reist er theils auf, theils neben dem Indus, über Sehwan Haiderabad und Latta, nach Karáchl.

Hier schließt der erste Theil der Wanderungen ab; nur kurz berührt Hr M. seine Seefahrt von Karáchl nach Maskát, von da nach Kishm im persischen Meerbusen und Bushír, wo er seine Reisebemerkungen redigiert und dem englischen Gouvernement in Bombay handschriftliche Mittheilungen macht. Eben so kurz berührt er seine Reise nach Tabrez; hier brachte er bey dem damahligen englischen Chargé d'affaires John Campbell zu, dessen Freygebigkeit ihn in die Lage setzte, seine folgenden Reisen so nutzbringend in wissenschaftlicher Beziehung zu machen, wie sie geworden sind (II. 3: my obligations to this gentleman are more than mere words can express and far greater than might be seemly to relate in these pages — yet I may be permitted to record, that if my subsequent labours have proved advantageous to science, it was owing to his generosity, that I was placed in the position to prosecute them). Eben so kurz deutet er seine Reise von Tabrez nach Bagdad, den Tigris hinab nach Bassora, von da nach Karak und zurück nach Bushír und Maskát an. Erst nach seiner abermahligen Fahrt nach Karáchl im April 1831 wird die Reisebeschreibung wieder ausführlicher.

In Karáchl wurde ihm durch ein Mißverständnis — indem er mit Alex. Burnes verwechselt ward — die Landung verweigert; er wollte nun zurück nach Maskát und durch Persien nach Af-

ghanistan bringen; allein widrige Winde verzögerten die Rückfahrt und in Dmâra (an der Küste von Balchistan in Urboo) gelandet, fand er die Möglichkeit, schon von hier aus seine Reise ins Binnenland zu veranstalten. Er blieb hier daher einen Monat mit kleinern Excursionen beschäftigt; eine nach Show, wo er die Trümmer der von Alexander d. Gr. im Lande der Dritten gegründeten Stadt (Arr. Exp. Al. VI, 21) vermuthet, mußte leider unterbleiben. Von Dmâra segelte er nach Sunmiân in Laß. Von hier zieht er mit Patan = Kaufleuten nach Kalât. Sein Weg führt über Uârî, Bela, den Fluß Dnâch, die Stadt Tûrkâbûr (Pottingers Weg), Anjira, Sohrab und Rodinjoh. In Kalât blieb er längere Zeit und machte von da eine Excursion nach dem Berge Chehel Law (Koh Chihultun bey Arrowsm.) im Norden von Mastung, in Begleitung eines Einwohners von Khânak (am Fuße desselben). Von Kalât reist er mit einer Caravane desselben Kaufmannes, mit welchem er gekommen war, nach Sunmiani zurück, jedoch zum größten Theile auf einem andern, einen weiten Bogen nach Osten beschreibenden Wege, der so genannten Mulloh = StraÙe; von Anjira nordöstlich nach Bopoh (Bapow bey Arrowsm.), dann über Gorambawât, Peshtar = Khân, Do = Dantân (die zwey Zähne), Sanghî = Kûshâ, Kil, Zell (Sol bey Arrowsmith in Süd = West = Gundawa), Hauptstadt der Mayghassîs, eines Balochen = Stammes, bey Shadia (Shadear bey Arrowsm.) vorüber, am West = Saume der Wüste von Shikarpur = Pat hinab, über Dera = Ghaibî, Amil, Jûl, Ghinnî, westlich am Manchûr = See hin, über Trennî, Bûbak, am See selbst, nach Baloch = Got; da hier die Caravane rastet, macht er einen Abstecher nach Sehwan. Dann

geht es mit der Caravane weiter durch eine Gegend, welche reich an Monumenten ist, die den celtischen Steinkreisen und selbst den cyclopischen Mauern nicht unähnlich sind und Gohar Basta genannt werden (II, 149 ff.); eins derselben ist II, 157 abgebildet und genauer beschrieben. Ueber Bad=Dera, durch das Gebiet der Bálfút=Balochen geht es dann nach einem Dörfchen Dagghar di Got, wo er die Caravane verläßt und mit einem Bálfút in drey Tagen nach Sunmiani reist. Nach einem neuen Aufenthalte daselbst, reist er nach Kabal, zum Theil auf dem schon früher betretenen Wege über Utal, Bela, Baran Lakh, Bad, Khozdar, Bâghwan, Sohrab, Rodinjoh nach Kalát, von da auf der Shoráwaß=Strasse über Mangarchar (Moonguchur bey Arrowsm.), die Bergkette von Khwojá Amrán, durch die Ebene von Shoráwaß, über die Lora und eine Menge Canäle derselben, nach Kobat, wo er auf die Hauptstrasse kommt, welcher er bis Kándahár folgt. Hier bleibt er Inur kurze Zeit und zieht dann über Ghazni nach Kabal, wo er im Junius 1833 ankam.'

Kabal ward von jetzt an sein Hauptsiß; von hier aus macht er eine Menge größerer und kleinerer Excursionen, um insbesondere die große, sich in dieser Gegend befindende, Menge von Alterthümern, Lopen, Grotten und Städteresten genauer zu untersuchen. Er verdankte ihnen die großen, insbesondere an Münzen reichen Sammlungen, welche so ungemein viel zur Erweiterung der Kenntniß von Indiens und Afghanistans alter Geschichte schon beygetragen haben und noch beytragen werden. Dabey wurde er von den, unter den Eingebornen erworbenen Freunden, selbst von Akhbar Khan, dem Sohne des Emir von

Kabul, welcher durch die letzten Vorgänge in Afghanistan sich den Ruhm eines echten [d. h. durch und durch treulosen und schlaunen] Afghanen erworben hat, aufs bereitwilligste unterstützt; einem derselben, Baloch-Khan, gebürt ein bedeutender Theil an der Ausbeutung von Begram (III.142.149).

Der ausführlich in diesem Werke erstattete Bericht zeigt aber, wie unendlich viele Alterthümer noch in diesen Gegenden zu untersuchen bleiben, ohne daß für die nächste Zeit Hoffnung da ist, daß sie mit der harmlosen ungestörten Sorgfalt des Hrn Masson werden erforscht werden können.

Von der größeren Excursion ist die interessanteste eine nach Bamian, welche durch die Umstände, unter denen sie gemacht ward, eine tiefe Einsicht in das ganze dortige, insbesondere politische, Leben gewährt.

Während aller seiner verschiedenen Reisen verfolgte Hr Masson mit der größten Aufmerksamkeit die ethnographischen, historischen, statistischen und politischen Verhältnisse der durchreisten Länder, und kam mit fast allen leitenden Hauptlingen der verschiedenen Stämme in die mannigfachen persönlichen, fast immer freundschaftlichen Beziehungen. Es war natürlich, daß die englische Regierung, mit welcher er, wie bemerkt, schon nach Abschluß seiner ersten Reise, von Buschir aus, in Verbindung getreten war, solche Kenntnisse, welche bei der Stellung des englisch-ostindischen Gouvernements zu Ranjit Singh und den Afghanen von der größten Bedeutung seyn mußten, nicht unbeachtet lassen wollte. Hr M. erhielt daher 1835 ohne und wider seinen Wunsch — denn er sah voraus, daß diese Anstellung sein harmloses Verhältnis zu den Eingebornen und die daraus fließende Sicherheit bey seinen antiquarischen Untersuchungen beein-

trächtigen würde — eine Bestallung als Agent for communicating intelligence (III, 321). In Folge dieser Bestallung nahm er an den darauf beginnenden Unterhandlungen, welche zu der englischen Expedition führten, lebendigen Antheil. Er mißbilligt diese selbst, so wie alle Schritte, welche dazu leiteten, aufs höchste; und wenn sich gleich Ref. nicht erlaubt, ein Urtheil über das Verfahren der damaligen engl. ostind. Regierung, zumahl da ihre Beweggründe und Actenstücke noch nicht in größerer Vollständigkeit veröffentlicht sind, zu fällen, so birgt er doch nicht, daß aus Hn Ms Darstellung eben so, wie aus andern, bisher laut gewordenen Berichten hervorgeht, daß diese Unternehmung aus keiner höheren politischen Idee hervor ging, sondern ein, vorher kaum erwogener, Einfall war, (vgl. III, 406) und daß die Hauptleiter derselben, Alex. Burnes und Macnaghten, ihrer Aufgabe ganz und gar nicht gewachsen waren.

Mit Burnes zugleich verläßt auch Hr Masson Kábal; er reist nach Pesháwar; von da, nach längerem Aufenthalt, nach Lahore, Firozpur, und Tatta. Böllig unzufrieden mit dem Gange der Ereignisse, hatte er schon mehrfach um seine Entlassung aus dem Dienst nachgesucht; diese ward ihm den 30. Nov. 1838 bewilligt. Hiermit ungefähr schließt das Werk.

Einzelnes läßt sich aus dem großen Reichthum an Mittheilungen von verschiedenartigstem Interesse nicht gut hervor heben. Aufmerksam machen wir insbesondere auf die Nachrichten über die Siah-posh, welche, wenn gleich nicht auf einen eignen Besuch gegründet, doch aus guten Quellen geschöpft sind (I, 193 ff., III, 282), ferner auf die Schilderung von Begram, dieser merkwürdigsten Schatzkammer alter Münzen (III, 142 ff. insbes. 150, 163), und die romanhafte Geschichte



des Mir Vezdanbaksh, Chef der Hazaras (II, 300 ff., 408 ff., 428).

Sonderbar ist es, daß Hr Masson, so gesund-  
verständlich er sich in dem ganzen übrigen Werke  
zeigt, doch nicht umhin kann, dem bizarren Dä-  
mon, welcher bey historischen Forschungen, gewöhn-  
lich in seine Landsleute zu fahren pflegt, auch von  
seiner Seite, wenigstens an einer Stelle, eine  
tüchtige Hekatombe zu opfern. Er bemerkt  
(III, 199 ff.), daß mehrere Localitäten in Afgha-  
nistan biblische Namen führen; Kábal z. B. sey =  
כַּבְבֵּל; es bedürfe keiner Bemerkung, daß die biblischen  
Namen Páli-Namen seyen, gegeben von den Páli-  
Colonisten in Palästina, dessen Namen eigentlich  
Pálistân, d. h. Land der Páli, sey; diese Páliš  
seyen die scythischen Páli, welche Diodor erwähne,  
von welchen auch Tyrus den Namen Páli-túr  
habe' (παλαι-τροος bey Strab. XVI. 785);  
'Recent discoveries in India, heißt es dann wei-  
ter, and Central Asia have proved that the lan-  
guage of those countries at the period of the  
Macedonian conquests was Páli. Sanscrit turns  
out to be Páli; the language of Persia at the  
time of Darius Hystaspes was Páli; Phoenician  
we know to be Páli u. s. w.' und in allen diesen  
und ähnlichen findet Hr Masson eine Bestätigung  
der Bibel. Doch man ist derartige Bizarrerien  
bey den Engländern gewohnt und sie dürfen die  
Achtung, welche wir dem Talente, der Ausdauer  
und überhaupt den großen Verdiensten des Herrn  
Wfs schuldig sind, nicht im Geringsten mindern.

---

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

17. Stück.

Den 29. Januar 1844.

---

G ö t t i n g e n .

Am 2. Januar ging hier das bisher von dem Geheimen = Justizrathe Dr. Bergmann geführte Prorektorat auf den Professor Dr. Wagner über. Das dazu von dem Professor der Eloquenz Dr. Hermann geschriebene Programm (bey Dieterich 29 Seiten in Quart) handelt de anno Delphico und sucht namentlich auf den Grund der Bereicherungen, welche die Urkunden von Delphi durch die von K. D. Müllers Begleiter G. Curtius heraus gegebenen Anecdota Delphica gewonnen haben, die bis jetzt bekannten zehn Monate des delphischen Jahres chronologisch zu ordnen, wobey der Jahresanfang und die damit zusammen hängenden pythischen Spiele in den September gesetzt werden.

L e y d e n ,

bey Hazenfeld und Comp. 1842. Atlas der Hautkrankheiten nach dem Systeme des Professor G.

H. Fuchs dargestellt und mit erläuterndem Texte heraus gegeben von Dr. F. W. Nolte. Royal-Folio. 32 lithographierte und colorierte Tafeln und VI u. 76 Seiten Text. (Dasselbe auch mit holländischem Titel und Texte).

Hr Dr. Nolte, mein ehemahliger Zuhörer, hat meine Schrift über die Hautkrankheiten ins Holländische übersetzt (Leiden bey Hazensfeld. 3 Bde. 8. 1842) und derselben diesen Atlas beygegeben. Damit letzterer aber eine weitere Verbreitung in Anspruch nehmen könne, ließ er die nöthigen Erklärungen der Abbildungen nicht allein in holländischer, sondern auch in deutscher Sprache abdrucken und es steht dem Käufer frey, diese oder jene Ausgabe zu wählen.

Auf 32 Tafeln, von welchen 8 die Dermatosen, 14 die Dermapostasen und 10 die Dermeryanthesen vorstellen, befinden sich 340 Figuren (103 zu der ersten, 139 zur zweyten und 98 zur dritten Classe), und es ist dieser Atlas somit reichhaltiger als alle anderen; keine wichtigere Affection der Haut, welche ich beschrieben habe und die sich durch ein Bild versinnlichen läßt, überhaupt kein Ausschlag, von welchem nach dem vorhandenen Materiale eine Abbildung zu liefern war, ist übergangen worden, und eher ließe sich dem Herausgeber der Vorwurf machen, daß er manches aufgenommen, was die Haut streng genommen nicht angeht, wie z. B. Taf. XX. Fig. 8 c. und 9 a. XXI. 7 b. 8. XXXI. 4 a. und 4 b. bis. XXXII. 3 b. u. c. u. f. w.

Die meisten von Nolte gelieferten Figuren sind Copien nach Willan, Alibert, Rayer u. s. w.; doch hat er sich angelegen seyn lassen, unter verschiedenen Bildern die treuesten und instructivesten zu wählen und jene Formen, von welchen die gang-

baren Kupferwerke über Hautkrankheiten keine oder ungenügende Abbildungen enthalten, theils nach Originalzeichnungen, theils in Copien der in Monographien, Journalen, Reisebeschreibungen zc. gegebenen Bilder beyzufügen. Die Abbildungen der Carata, der Seborrhagie, der Hämorrhoidal- und Gichtauschläge, des Favus suberinus und achatinus, des Alphus, der Pians, der Shibbens, der Nadesyge, des Guineawurmes, des Schornsteinfegerkrebses, der Pachydermia lactilua und viele andere legen hiervon Zeugnis ab.

Im Allgemeinen sind die Abbildungen recht naturgetreu und gut gelungen, es lassen namentlich jene der Dermapostasen, unter welchen sich auch die meisten Originale befinden, wenig zu wünschen übrig und die Copien bleiben mindestens nicht hinter ihren Vorlagen zurück. Daß hin und wieder die Farben etwas stark aufgetragen sind, ist Nolte nicht mehr, als allen seinen Vorgängern vorzuwerfen, und wenn nicht jede Nuance völlig genau getroffen ist, so muß man nur bedenken, daß man jedes einzelne Exemplar eines solchen Werkes von einem geübten Miniaturmaler colorieren lassen müßte, wenn es völlig tadellos seyn sollte. Wer die Hautkrankheiten in der Natur gesehen hat, wird sie in den Nolteschen Abbildungen sogleich wieder erkennen, und dem, der sie erst kennen lernen will, gibt das Werk, mit Beyhilfe einer treuen Beschreibung, gewiß hinreichend deutliche Bilder, um dieselben in der Natur mit Leichtigkeit zu diagnostizieren. Rügen muß ich, daß der Zeichner bey den Eczematosen und Granthemen auf Köpfe und andere Körpertheile, die er in sehr verkleinertem Maßstabe aufgenommen, die Knötchen, Pusteln und Bläschen (natürlich der Deutlichkeit wegen) fast in natürlicher Größe gezeichnet hat, wodurch

ein Misverhältniß hervor gebracht wird, welches mindestens für den Anfänger störend ist. Freylich findet sich dasselbe auch bey Rayer, Behrens zc. und ist nur bey Alibert vermieden, welcher aber jeder Figur eine ganze Tafel widmet und sein Werk dadurch übermäßig vertheuert. Hätte man statt der ganzen Körpertheile nur einzelne Hautstrecken aufgenommen, so würde man die Ausschläge in natürlicher Größe haben zeichnen können, ohne mehr Raum zu brauchen, und mit wenigen Ausnahmen würde dies nebst der Bemerkung im Texte, wo der Ausschlag seinen Sitz habe, völlig ausgereicht haben: dann hätte man aber viele der Copien durch Originalbilder ersetzen müssen und dazu hat man nicht immer Zeit und Gelegenheit.

Der den Tafeln beygegebene Text enthält außer einem Conspectus meiner Classification eine kurze Charakteristik der abgebildeten Formen, eine Erläuterung der Abbildungen, wo sie nöthig ist, und hin und wieder, namentlich bey Originalzeichnungen, Bemerkungen über einzelne Krankheitsfälle, denen die Bilder entnommen oder die dem Herausgeber sonst vorgekommen sind. Ich hätte gewünscht, daß auch zu den Copien bemerkt worden wäre, woher sie stammen, und gewis würde es die Verbreitung des Atlas sehr gefördert haben, wenn Dr. Nolte meiner Nomenclatur die gebräuchlichsten Synonyma beygefügt hätte; denn wenn er die von mir vorgeschlagenen Benennungen auch für consequenter und bezeichnender hält, als die bisherigen, so kann er doch nicht erwarten, daß alle Welt diese Ansicht theilt.

Die Hazenfeldsche Buchhandlung hat das Werk so ausgestattet, daß es auch in dieser Hinsicht mit allen seinen Vorgängern in die Schranken treten

kann. Papier und Druck sind ausgezeichnet gut und der Preis ist für die zahlreichen und sorgsam ausgeführten Abbildungen nicht zu hoch, wenn gleich immer noch hoch genug, um den Studierenden, vielen practischen Aerzten u. s. w. ein Hinderniß der Anschaffung zu seyn. Fuchs.

### H a l l e.

Im Bureau des Thüringisch = Sächsischen Vereines. 1841—1843. Neue Mittheilungen aus dem Gebiete historisch-antiquarischer Forschungen. Im Namen des Thüringisch = Sächsischen Vereines heraus gegeben von K. Ed. Förstemann. Sechster Band. Hest 1. 164. Hest 2. 170. Hest 3. 162. Hest 4. 192 Seiten in Octav.

Hest I. 1. Gauenkunde des Sorbenlandes, von Dr. Heffter. Eine von Fleiß und Belesenheit zeugende Abhandlung, in welcher die geographischen Untersuchungen auf bey weitem glücklicheren Combinationen beruhen, als die verschiedentlich eingestreuten ethnographischen Bemerkungen. 2. Bemerkungen über die Kirche von Paulinzelle. Von F. Kugler. Ueber den begründeten Beruf des Bfs, die kirchliche Architectur Deutschlands aus der Zeit des Mittelalters auf eine anschauliche Weise zu erläutern, ist schon bey Gelegenheit der 'Pommerschen Kunstgeschichte' desselben in diesen Blättern gesprochen. 3. Zur Beantwortung der Frage: Wie spät wurde im Mansfeldischen das Christenthum allgemein? Von Friedrich Wiggert in Magdeburg. Der Hauptsache nach eine urkundliche Widerlegung der in jedem Betrachte unhaltbaren Behauptung, daß im 13. Jahrhundert und selbst später noch die Bevölkerung des Mansfeldischen zum Theil aus Heiden bestanden habe. 4.

Die tugendliche Gesellschaft. Von F. A. Eckstein. Diese artige kleine Mittheilung betrifft den Inhalt und die Aufzählung der Mitglieder des 1619 auf dem gräflichen Schlosse zu Rudolstadt gestifteten Ordens unter obigem Namen, der, wie so manche gleichzeitige Verbindungen ähnlicher Art, zeitgemäßer Tendenzen für die Mitwelt ermangelte und deshalb für die Nachwelt nur den Werth eines Curiosum behauptet. 3. Ueber die Deutung der Thiergestalten an den Kirchengebäuden des Mittelalters, von Heinrich Otte. Die hier nicht ohne Aufwand von Gelehrsamkeit und mit Interpretation zahlreicher, hierher gehörender Bildwerke gegebene Erklärung: 'diese räthselhaften Bildwerke erscheinen als Sinnbilder des Kampfes zwischen Christenthum und Heidenthum, zwischen Licht und Finsternis und haben den sittlichen Zweck, die Christen auf den alten Erbfeind ihrer Seele aufmerksam zu machen und sie vor seinen Fallstricken zu warnen' möchte schwerlich ausreichen. Es sind keinesweges nur unreine Thiere, die in Steinbildern an Kirchen angebracht sind; es ist der Meister nicht immer beym Fuchs in der Mönchskutte stehen geblieben, sondern Mönche und Nonnen finden sich auch ohne beygegebene Attribute verwandter Art; namentlich ist der Reichthum von Obscönitäten groß, bey denen eine der obigen analoge Deutung nicht zulässig ist. Am auffallendsten sind bekanntlich solche Bildwerke an Gotteshäusern, die den f. g. Tempelherrn-Stil an sich tragen. 6. Die alten Statuten der Stadt Stolberg am Harz (aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts). Eine äußerst werthvolle Mittheilung, welche Freunde der Geschichte und des deutschen Rechtes dem Herausgeber verdanken. 7. Fauriels Vorlesungen über den Ursprung der Heldengedichte des Mittelalters. Ue-

ber diese Uebersetzung hat sich Ref. schon früher in diesen Blättern \*) ausgesprochen. 8. Beschluß der Geschichte der Pfalzgrafen von Sachsen, von G. Gervais.

Hest II. 1. Fortsetzung der historischen Wanderungen durch Kirchen des Regierungsbezirkes Magdeburg u., von Fried. Wiggert. 2. Die Gesessammlungen der Stadt Nordhausen im 15. und 16. Jahrhundert, eine schon in früheren Hesten begonnene und auch das vorliegende vierte Hest bereichernde werthvolle Mittheilung des Professor Förstemann. 3. Fernere Mittheilungen über das calendarium Merseburgense, von G. F. Moyer. 4. Kurzer Abriß einer kirchlichen-Kunst-Archäologie des Mittelalters von Heinrich Otte, eine Abhandlung, deren Fortsetzung das vierte Hest enthält. Den Schluß dieses wie des letzten Hestes bilden Sphragistische Zugaben, von Wiggert.

Hest III. 1. Eine auch in dem folgenden Heste fortgesetzte Abhandlung: Zur Geschichte der Voigtey Dorla vor dem Hainich, vom Stadtrath Stephan in Mühlhausen zeichnet sich durch Schärfe und Feinheit der Auffassung aus. 2. Nachrichten zur Geschichte der kirchlichen Reformation in der Stadt Jüterbog, von Telle, aus gleichzeitigen Monumenten entnommen und deshalb mit der jener Zeit eigenthümlichen Frische hervor tretend. 3. Die Willkür und Statuten der Stadt Wittenberg, eine Mittheilung des Herausgebers, die sich, vermöge ihres Werthes, den oben genannten Abdrücken der Statuten von Stolberg und der Gesessammlungen von Nordhausen würdig anreicht. 4. Die Westerburg, von Christian Niemeyer. Leichtfertig hingeworfene, der eigenen Forschung, wie der genügenden Benutzung früherer Untersu-

\*) Jahrg. 1842. St. 29.



chungen über denselben Gegenstand entbehrende, haltlose Bemerkungen. Den Erbauer dieser Burg in Karl dem Großen zu erkennen, weil dieser es 'vermuthlich rathsam fand' an dieser Stätte eine Feste gegen die Sachsen aufzuführen, ist eine eben so gewagte Hypothese, als die Gemahlin von Hermann Billung aus Westerburg hervor gehen zu lassen. Bey Erörterung der bekannten Streitigkeiten, welche zwischen den Häusern der Welfen und Hohenzollern wegen der Grafschaft Reinstein Statt fanden, folgt der Vf. ausschließlich der *Deductio juris et facti* etc., welche, da sie bekanntlich eine Parteyschrift ist, schwerlich als lautere Quelle, gelten möchte. 5. Die Entrichtung der Frey = Zinsen zu Erfurt und die Klage bey Versäumnis ihrer Entrichtung, vom Herausgeber. 6. Sphragistische Aphorismen, von Lepsius. 7. Handwerksordnung der Maurer und Steinmeker im Amte und Stadtgerichte Quersfurt von 1574, vom Herausgeber. 8. Der Text der zehn Gebote vor der Reformation, von Dtte.

Hest IV. Außer den früher namhaft gemachten Fortsetzungen: 1. der Dom zu Merseburg, dessen Geschichte und Architectur nach Anleitung der Quellen entwickelt von Lepsius. 2. Das Münstersche Sachsenland, vom Hauptmann von Ledebur, gleich früheren Untersuchungen auf dem Gebiete der westphälischen Geschichte von dem Streben des Vfs nach gründlicher Forschung zeugend. 3. Bericht über ein altgermanisches Doppelgrab, von Krug von Nidda. 4. Ueber die alten Taufbecken, vom Prof. Förstemann, eine Abhandlung, in welcher der Vf. abermahls einen Beleg für seine glückliche Gabe gibt, Inschriften und Bildwerke auf die einfachste und schlagendste Weise zu deuten.

---

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

18. 19. Stück.

Den 1. Februar 1844.

---

G ö t t i n g e n ,

bey Vandenhoeck und Ruprecht. 1843. Die Republiken von Südamerika geographisch-statistisch, mit besonderer Berücksichtigung ihrer Production und ihres Handelsverkehrs, vornehmlich nach amtlichen Quellen dargestellt von Dr. J. G. Wap-päus u. Erste Abtheilung. XVI und 269 Seiten in gr. Octav.

Daß die vorzugsweise s. g. Colonialproducte erzeugenden Länder des ehemahligen spanischen Amerikas, welche erst in neuerer Zeit, seit ihrer Entdeckung vom Mutterlande, den Europäern geöffnet worden und welche seit den letzten zehn Jahren zum Theil einen überraschenden materiellen Aufschwung genommen haben, für Europa und namentlich auch für Deutschland täglich von größerer Bedeutung werden, wird ein jeder einsehen, der Antheil nimmt an den wichtigen Fragen der Handelspolitik, welche mit Recht zu den so genannten großen Fragen der Zeit erhoben sind, der die Richtung der Bewegung beobachtet, welche in neuester

Zeit in die handelspolitischen Bestrebungen Deutschlands gekommen ist. Um so mehr muß es auffallen, wie wenig jene Länder in den neueren geographisch-statistischen Werken, welche Amerika behandeln, berücksichtigt werden, wie die meisten dieser Werke kaum noch die Staaten, welche sich in Südamerika auf den Trümmern der spanischen Colonialherrschaft erhoben haben, den Namen nach kennen. Zum Beweise dieser Behauptung brauchen wir uns nicht zu berufen auf solche durchweg jämmerliche Compilationen wie z. B. Ungewitters 'neueste Erdbeschreibung und Staatenkunde' und eine Masse ähnlicher, durch deren arrogante Aushängeschilder das deutsche Publicum hinters Licht geführt wird; auch die in mancher Beziehung trefflichen geogr. = statistischen Hand- und Lehrbücher, wie die von Berghaus, Balbi, Malte-Brun (in der neuesten Umarbeitung von Huot) behandeln jene Länder, als wenn sie uns noch eben so verschlossen und eben so gleichgiltig wären, wie vor fünfzig Jahren, und selbst Mac Culloch's Geographical Dictionary, in welches ein ungeheurer Schatz aus den besten Quellen geschöpft geographisch-statistisches Material niedergelegt ist, bringt über die neuen südamerikanischen Staaten doch nur sehr wenig wirklich neue Nachrichten. — Weniger auffallend, wenn auch nicht weniger betrübend wird diese Erscheinung, welche wohl geeignet ist, unsere geographische Literatur sehr in Miscredit zu bringen, seyn, wenn man erwägt, in welchen Händen gegenwärtig noch zumeist dieselbe sich befindet. Nimmt man etwa sechs oder acht Schriftsteller im Fache der Erdkunde aus, welche den Namen von wissenschaftlich gebildeten Geographen verdienen, so sind unsere Literaten in der Geographie, die Verfasser der zahllosen geographisch-statistischen Hand-

und Lehrbücher, mit welchen jede Messe uns überschwemmt, nur Leute, welche zur Erdkunde keinen anderen Beruf haben, als die Aufforderung eines speculativen Verlegers oder den Wunsch sich den Schulunterricht in der Geographie bequemer zu machen, und keine andere Befähigung, als die, aus zehn Büchern ein eilftes so genanntes neues zu fabricieren. Jene sechs oder acht Männer können mit ihren Forschungen aber nicht die ganze Welt umfassen, auch erscheint nicht alle Jahr ein solches Werk, wie das von A. v. Humboldt und Bonpland, und daraus erklärt sich denn leicht, davon abgesehen, daß auch schon zur würdigen und fruchtbaren Benutzung solcher Arbeiten ein gewisser geographischer Tact gehört, den man sich nicht durch das Lesen von Reisebeschreibungen und geographischen Compendien erwirbt, die Armseligkeit unserer heutigen geographisch=statistischen Literatur in Bezug auf die neue Welt. Mancher vielleicht wird diese Behauptungen für übertrieben, ja wohl gar für arrogant erklären, weil es nicht denkbar sey, daß auch allein nach dem Aufschwünge, den Carl Ritter jetzt mehr als 20 Jahre hindurch durch mündliche Vorträge und literarische Arbeiten der geographischen Wissenschaft gegeben, diese Disciplin doch noch so im Urgegen liege. Unglaublich mag es scheinen, daß der von Ritter aufgestellte wissenschaftliche Begriff der vergleichenden Erdkunde den allermeisten so genannten Geographen noch immer unbegreiflich geblieben ist, nichts desto weniger ist es so, und wird auch noch lange, wenigstens bey uns, so bleiben. Denn unter den gegenwärtigen Verhältnissen kann nur ein besonders günstiges Geschick die Mittel zur Bildung eines Geographen gewähren, und nicht ein jeder so Begünstigte fühlt sich, zumahl es dazu an Anregung von Außen

gänzlich fehlt, berufen, als Schriftsteller oder Lehrer auf einem Felde aufzutreten, auf welchem man unter der Masse der ungeschickten Handlanger und confuser Karrenschieber nur höchst selten einen Baumeister findet, an den man sich anschließen, dem man sich mittheilen und von dem man wieder empfangen kann.

Die Geschichte der großen geographischen Entdeckungen im 15. und 16. Jahrhundert zeigt, daß die Handelswelt, wie sie vornehmlich die Anregungen zu diesen Entdeckungen gab, so auch immer viel eher die Früchte aus denselben sich anzu eignen wußte, als die Gelehrten. Bekannt ist die Leerheit der Kosmographien des Mittelalters zu einer Zeit, wo in den Seestädten Italiens schon eine reiche Fülle der interessantesten geographischen Nachrichten über Asien und Afrika vorhanden war; bekannt ist wie lange noch, nachdem in den spanischen Handelsstädten darüber die genaueste Kunde verbreitet war, es dauerte, bis in den geographischen Compendien der Entdeckungen Erwähnung geschah, durch welche, wie ein geistreicher Zeitgenosse des Columbus sich ausdrückte, gleichsam die Werke der Schöpfung verdoppelt wurden. Man möchte geneigt seyn, diese Erscheinung aus der damahligen Langsamkeit der Mittheilung durch Schrift und Druck zu erklären; indes kommt man mit dieser Erklärung nicht aus, denn das Verhältniß ist gegenwärtig noch im Wesentlichen daselbe. Der eigentliche Grund dieser Erscheinung ist vielmehr, daß wie damahls die spanischen und portugiesischen Entdecker nicht reiseten um Reisebeschreibungen heraus zu geben, so auch heute noch Diejenigen, welche als Seefahrer und Kaufleute entfernte Länder besuchen und kennen lernen, und zu welchen die Zahl derjenigen, welche geographischer Forschungen wegen

reisen, ein Minimum ist, ihre Erfahrungen und Beobachtungen nicht gleich in die Presse schicken. So kommt es, daß man noch heut zu Tage, wie in der Zeit, in welcher Peter Martyr von Anghiera seine berühmten Decaden de rebus oceanicis et de Orbe novo schrieb, will man neue zuverlässige Nachrichten erlangen über ferne Länder, welche durch ihre Fortschritte in der Cultur für die europäische Welt wichtig zu werden anfangen, diese in der Handelswelt suchen muß.— Der Unterzeichnete, dessen geographische Studien seit längerer Zeit vornehmlich auf die neue Welt gerichtet gewesen, hat in dem Werke, von welchem er hier die erste Abtheilung anzuzeigen sich erlaubt, versucht, einen Theil des Materiales, welches er der angeführten Quelle verdankt, zum Zweck einer etwas ausführlicheren Schilderung des Theiles von Amerika zusammen zu stellen, der in seiner gegenwärtigen bey uns bisher fast ganz unbeachteten Entwicklung vorzugsweise den Statistiker und den Staatsmann zu interessiren geeignet ist. Zwar ist dasjenige, was er über die neuen Staaten Südamerikas gesammelt hat, nur wenig im Verhältniß zu dem, was sich auf dem bezeichneten Wege erlangen ließe, wenn man nicht ganz allein auf Privatmittel beschränkt wäre, auch mußte von dem Gesammelten noch mancherley der Mittheilung werth Erscheinende zurück gelegt werden, weil bey der Bestimmung des äußeren Umfanges eines Werkes der Verleger auch immer eine gewichtige Stimme hat. Dennoch aber schmeichelt sich der Verf. mit der Hoffnung, durch Veröffentlichung der statistischen Daten, die in diesem Buche erscheinen, etwas nicht ganz Unwesentliches zur Kenntniß jener Länder beygetragen zu haben. Wie weit es ihm aber gelungen, durch Auswahl und Zusammenstel-

lung des mitgetheilten Materiales eine klare Anschauung von der gegenwärtigen Entwicklung jener neuen Staaten und ihrer schon erlangten Bedeutung zu geben, das überläßt er dem Urtheile des wohlwollenden Lesers, dem die Wechselbeziehungen zwischen der alten und neuen Welt im Allgemeinen nicht unbekannt sind, und der sich die Mühe geben mag, das hier Mitgetheilte mit dem zu vergleichen, was die neuere geographisch = statistische Literatur zur Kenntniß jener Länder darbietet. — Da der Verf. sich über den Zweck seiner Arbeit so wie über den Maßstab, nach welchem er dieselbe beurtheilt zu sehen wünscht, im Vorworte S. VII f. ausgesprochen hat, so kann er sich hier auf eine kurze Inhaltsangabe und einige Andeutungen über die befolgte Anordnung beschränken.

Die jetzt erschienene erste Abtheilung enthält eine allgemeine Einleitung und die geographisch = statistische Darstellung der Republik Venezuela. Der Verf. hielt es für seine Pflicht Rechenschaft zu geben über seine Anschauungsweise der politischen Verhältnisse des spanischen Amerikas und einige Gesichtspuncte anzudeuten, welche zur Berichtigung des Urtheiles über Veranlassung, Charakter und Ausgang des südamerikanischen Unabhängigkeitskampfes und zur Orientierung der Erwartungen, welche man danach von der selbständigen staatlichen Entwicklung der neuen Republiken zu hegen berechtigt ist, von Wichtigkeit sind, jedoch in der Besprechung dieser Verhältnisse meist noch zu wenig hervor gehoben worden. Weit entfernt von der Prätension eigentlich neue, höhere Gesichtspuncte eröffnet zu haben, bezweckt diese Einleitung nur, die Aufmerksamkeit des größeren Publicums wieder auf die gegenwärtige Entwicklung jener Staaten mehr hinzulenken, welche während ihres

Kampfes gegen das Mutterland eine Zeitlang so sehr das Interesse Europas in Anspruch nahmen, nach ihrer Freywerdung jedoch bald, da sie die überspannten Erwartungen nicht befriedigen konnten, welche man bey uns aus mangelhafter Kenntniss ihrer wirklichen Fähigkeiten von ihnen hegte, gänzlich vernachlässigt wurden und auch gegenwärtig noch nicht wieder so beachtet werden, wie sie es in der That verdienen. — Der ganze übrige Theil dieses Bandes ist der Republik Venezuela gewidmet, wodurch dieser Staat, da das ganze Werk nur auf 2 mäßige Bände berechnet ist, allerdings vor den übrigen noch zu behandelnden Staaten bevorzugt wird. Zu dieser Bevorzugung fühlte der Verf. sich aufgefordert sowohl durch den Reichthum der ihm über diese Republik zugekommenen Nachrichten, wie durch die Bedeutung, welche vorzugsweise dieses Land gegenwärtig durch seinen wahrhaft überraschenden Aufschwung seit seiner Trennung von der Republik Colombia für Europa und namentlich auch für Deutschland erhalten hat. Die Darstellung selbst aber muß zeigen wie weit diese Bevorzugung zu rechtfertigen oder zu loben ist. Diese selbst nun zerfällt in 3 Abschnitte. Sie wird eröffnet mit einer historischen Einleitung (S. 24—58), in welcher die innere Geschichte der Republik Colombia von ihrer Bildung im J. 1821 an bis zu ihrer Auflösung im J. 1830 und der gleichzeitigen Constituirung der Republik von Venezuela kurz vorgeführt wird. Der Verf. ist hierbey vornehmlich dem auf Veranlassung der Regierung, von Venezuela herausgegebenen Resúmen de la Historia de Venezuela desde el año de 1797 hasta el de 1830, por Rafael Maria Baralt y Ramon Diaz gefolgt, einem Werke, welches zum ersten Male eine um-



fassende, auf officiële Documente gegründete Darstellung des colombischen Unabhängigkeitskampfes und der Geschichte Colombias gibt, und Licht verbreitet über wichtige Ereignisse und Entwicklungen, welche in Europa gar nicht oder nur sehr unvollkommen bekannt sind. — Hierauf folgt S. 58–100 eine geographische Uebersicht über das jetzige Gebiet von Venezuela, welche, obwohl die statistische Schilderung Hauptzweck des Verfs war, doch etwas ausführlicher gegeben werden mußte, als eine genauere Kenntniß der physischen Verhältnisse des Landes unumgänglich nothwendig ist zur unbefangenen Beurtheilung seiner bisherigen politischen und materiellen Entwicklung und zur richtigen Schätzung der Bedeutung, welche dasselbe in Zukunft durch seine Production und seine geographische Stellung zu erlangen befähigt ist. Es braucht wohl kaum bemerkt zu werden, daß dieser geographische Abschnitt vorzugsweise basiert ist auf die unübertrefflichen Forschungen A. v. Humboldts, der gerade diesen Theil der neuen Welt vorzugsweise zum Schauplatz seiner classischen Untersuchungen gemacht hat. Sehr verpflichtet jedoch ist der Verf. für diesen Abschnitt auch dem ausgezeichneten Werke des Obristen Codazzi (*Resúmen de la Geografía de Venezuela*, ein Band in Octav mit einem Atlas in Folio), der zwar auch die Arbeiten A. v. Humboldts wesentlich zur Grundlage seines Werkes gemacht hat, in dasselbe jedoch auch einen reichen Schatz eigener geographischer Beobachtungen aufgenommen hat, welche er während seiner zehnjährigen Bereisung des Landes als Chef der vom Congreß zur geographischen und statistischen Erforschung der Republik bestimmten chorographischen Commission zu machen Gelegenheit hatte. Dies Werk, welches

gleichfalls auf Kosten der Republik heraus gekommen, bildet mit dem eben angeführten Resümee von Baralt und Diaz ein Ganzes, und als solches eine historisch-geographische Landesbeschreibung, wie sie noch kein anderer außereuropäischer Staat aufzuweisen hat. [Da der Verf. beym Drucke seines Buches diese beiden Werke, welche er, obgleich sie in Paris gedruckt worden, weder durch den Buchhandel noch durch die angesprochene Gefälligkeit von deutschen Gelehrten, in deren Besitz er sie wußte, zu erlangen im Stande war, und deren Benutzung er allein der Güte eines in Venezuela etablirten hanseatischen Kaufmannes zu verdanken hat, nicht mehr in Händen hatte, so muß er hier eine im Druckfehlerverzeichnisse aufgeführte vermeintliche Verbesserung (S. 99. Z. 13 v. o.) zurücknehmen, von deren Irrthümlichkeit er sich gegenwärtig durch Vergleichung überzeugt hat. Sodazis Angabe über die Bevölkerung der Planos soll wahrscheinlich die der in dieser Zone gelegenen Städte nicht mit umfassen. Vergl. S. 142 ff. u. N. v. Humboldt V. 189]. Auch für die folgende, statistische Darstellung, welche den Haupttheil des Werkes bildet, ist, so weit sie die administrative Eintheilung des Landes, die Beschreibung der Provinzen, Cantone und der hauptsächlichsten Städte und Ortschaften und die Untersuchungen über die Bevölkerung betrifft, das Werk von Sodazzi die Hauptquelle gewesen, alles übrige Statistische aber ist durchaus nach amtlichen Quellen bearbeitet, namentlich nach den Angaben der ausführlichen Denkschriften, durch welche die Staatssecretäre alljährlich dem Congresse Rechenschaft über die Verwaltung ihres resp. Departements abzulegen haben, den durch den Congress sanctionirten Gesetzen und den Bekanntmachungen der officiellen

Zeitung, der *Gaceta de Venezuela*. Um ein anschauliches Bild zu geben von dem materiellen Aufschwunge, den diese Republik in den letzten 10 Jahren genommen, schienen namentlich vergleichende Uebersichten der Production und des Handelverkehrs von Wichtigkeit. Die reichen statistischen Nachweisungen, welche die *Memorias* in dieser Beziehung liefern, haben den Verf. in den Stand gesetzt eine sehr ausführliche Darstellung dieser wichtigen Verhältnisse zu liefern und Resultate zu gewinnen, welche die Aufmerksamkeit unserer Statistiker und Politiker wohl um so mehr verdienen möchten, als dem Verf. durch seine Beziehungen zu competenten und unparteyischen Männern, die einen langen Aufenthalt in Venezuela gemacht haben, die Möglichkeit gewährt wurde, die strenge Critik bey Benützung seiner amerikanischen Quellen anzuwenden, welche alle von daher kommenden Nachrichten erfordern, welche jedoch derjenige, der südamerikanische Verhältnisse aus eigener Anschauung entweder gar nicht, oder wie der Verf. nur durch einen Aufenthalt von einigen Monaten kennen gelernt hat, durch sich selbst schwerlich jemahls richtig üben lernen wird. — In der Darstellung der Verfassung und Verwaltung, welche kurz gehalten, ist nur dasjenige etwas mehr hervor gehoben worden, was zur Charakterisierung der eigenthümlichen Verhältnisse besonders geeignet schien. Die Arroganz und die zum Theil lächerliche Beschränktheit, mit welcher in neuester Zeit wieder in unseren politischen Blättern verschiedene Projecte zur Auswanderung nach dem spanischen und portugiesischen Amerika zur Sprache gebracht worden, machten es dem Verf., obwohl er im Allgemeinen durchaus kein Freund der Auswanderung ist, zur Pflicht, die großen Vorzüge, welche Vene-

zuola vor den meisten Ländern Amerikas europäischen und namentlich auch deutschen Ansiedlern darbietet, etwas näher zu beleuchten. — Die kurzen Mittheilungen über die Verhältnisse der Kirche, über den Zustand des öffentlichen Unterrichtes und die neuerdings wieder aufgenommenen Missionen unter den Indigenen werden hoffentlich hinreichen dem Leser eine Anschauung von der geistigen Cultur des Landes zu gewähren und auf die höhere Entwicklung aufmerksam zu machen, welche sich seit den letzten Jahren in der Sorge des Gouvernements um Kirche und Schulen und um die durch die Revolution zu Grunde gerichteten Missionen offenbart. Der dem Verf. vorgeschriebene Raum erlaubte ihm nicht, sich ausführlicher zu verbreiten über diese Erscheinungen, welche für den ferneren Fortschritt des Landes wohl die beste Garantie gewähren möchten.

Die angehängten Noten (S. 261 — 269) enthalten die in mancher Beziehung interessante, in Europa sehr wenig gekannte erste Unabhängigkeitserklärung der Confederacion americana de Venezuela v. 5. Julius 1811, das Gesetz zur Beförderung der Einwanderung von Fremden vom 12. May 1840 und die Convention Venezuelas mit den britischen Gläubigern über die Bezahlung seiner auswärtigen Schuld v. 16. Sept. 1840. — Das beygegebene Inhaltsverzeichnis wird vorläufig zur Uebersicht hinreichen, ein ausführlicheres alphabetisches Register soll die 2. Abtheil. bringen, deren baldiges Erscheinen der Vf., obwohl dasselbe nicht allein von seinen Wünschen abhängig ist, zuversichtlich hofft.

Wer heut zu Tage statistische Werke schreibt, in welchen Production und Handelsverhältnisse mit der ihnen gebührenden Aufmerksamkeit und Unpar-

tenlichkeit hervor gehoben werden, kommt nothwendigerweise in Collision mit einem gewissen Theile der Tagesliteratur, welcher sich allein berufen und befähigt dünkt, Deutschland über gewerbliche und commerzielle Angelegenheiten zu belehren, und mit einer Unmaßung auftritt, welche um so widerlicher berührt, je erbärmlicher das Wissen ist, auf das sich diese Zuversicht stützt. Auch der Unterz. hat nicht umhin können, an ein Paar Stellen seines Buches auf diese arrogante Zeitungsweisheit einen Seitenblick zu werfen, welcher nicht eben sehr freundlich erscheinen möchte. Es ist hier nicht der Ort in aller Vollständigkeit seine beyläufigen Bemerkungen zu rechtfertigen. Ein Probchen von der Allwissenheit dieser Partey muß er jedoch hier mittheilen, da der Gegenstand in genauer Beziehung zu dem hier angezeigten Buche steht. Der Unterz. entnimmt dies dem berühmten Zollvereinsblatte, welches man gegenwärtig wohl ohne Bedenken als das Hauptorgan dieser Partey, als ihr Paradespferd betrachten und für dessen handgreifliche Dummheiten man gewis ihren großen Propheten, Hrn Dr Fr. List, verantwortlich machen kann. In Nr. 42 (16. October) dieses Blattes finden sich 2 Schreiben aus Venezuela (?) 'über den neuesten Stand der dortigen Handelsverhältnisse' u. s. w. Im ersteren werden die Ausfuhrn der verschiedenen venez. Häfen (im J. 1842/43 zu 56 Mill. Francs!!) angegeben und da finden wir als Haupthäfen genannt: Quaire, Porto Cavejo, Augustura, Caro, Griega &c. Namen, die man vergebens auf den Karten sucht. Im 2. Schreiben wird der Werth der Gesamteinfuhr in die Häfen von Venezuela im J. 1841—42 auf 6,304,959 Pfund und deren Gesamtausfuhr zu 7,602,997 Pfd angegeben und dazu

in einer Note bemerkt, daß der venezuelische Dollar durchschnittlich zu 34 bis 36 Mark Banco anzunehmen sey! Wenn es noch nöthig wäre, die Tämmerlichkeit des Listischen Zollvereinsblattes dem Sachverständigen gegenüber zu documentieren, so reichten diese Angaben dazu allein hin. Denn jeder Handelslehrling schon sollte wissen, daß Venezuelas Haupthäfen La Guaira, Puerto Cabello, Angostura, Coro, Juan Griego u. s. w. heißen und daß Venezuela nicht nach Pfund rechnet, sondern nach Pesos (moneda macuquina), welche ungefähr 25 Proc. schlechter als harte spanische Thaler, folglich ungefähr 1 Thlr. 4 Gr. Courant werth sind: Unglücklicherweise für Hrn Dr List ist das Zeichen für Pesos dem für Pfund Sterling ähnlich und daraus erklärt sich denn leicht der Irrthum eines Mannes, dem Venezuela gewis kaum dem Namen nach bekannt ist, ein Irrthum, wodurch die venezuelische Einfuhr aus d. J. 1841—1842 zu ungefähr 1,400,000 Thaler auf das Sechszehnfache, auf 21 Millionen Thaler erhöht wird! Und solche Irrthümer finden sich noch mehrere auf eben diesen Seiten des Blattes. — Der Unterz. muß hienach gestehen, daß er nicht weiß was grandioser ist, die weltberühmte Renomisterey des Hrn List oder seine Unwissenheit. Hr List selbst wird freylich sich leicht trösten über diesen Angriff auf sein Zollvereinsblatt, er wird darin nur wieder einen Beweis 'für dessen hohes Ansehen und dessen Bedeutung finden, da jede Opposition dagegen nur aus verkehrten Privatinteressen hervor geht' (s. d. erste Seite von No. 52 des Blattes). Gegen solche Argumente ist dann freylich nichts einzuwenden. — Ein Jammer aber wäre es, wenn in der That, was man so oft behaupten hört, die Män-

ner, welche auf ihren Zollcongressen über das Wohl und Wehe von Millionen zu entscheiden haben, sich verlassen müßten auf die Erfahrungen und den Rath eines Mannes, der solchen Unsinn seinen Lesern aufzutischen wagt, oder durch das Geschrey seiner kopflosen Nachbeter zu bestimmen wären.

S. G. Wappäus.

### L e y d e n ,

bey H. W. Hazenberg u. Comp. 1842. *Variae Lectiones ex historia philosophiae antiquae*, scripsit R. C. Bakhuizen van den Brink, phil. theor. Mag. lit. hum. Dr. IV und 121 Seiten in Octav.

Das Studium der Platonischen Dialoge hatte den Verfasser dieser Schrift tiefer in die Geschichte der alten Philosophie hinein geführt und zunächst zu der besonderen Aufgabe veranlaßt, die ältesten griechischen Ideen über den Zustand der Seelen nach dem Tode zu erforschen. In der vorliegenden Mittheilung seiner Resultate bevorwortet er selbst aber, daß man von ihm jetzt keine den Gegenstand erschöpfende Untersuchungen erwarten solle, da er später in einer bereits begonnenen Arbeit die Erörterung anderer schwieriger Punkte nachzuliefern gedenke. Wenn man darum auch hier, selbst bey Aufstellung der Denkart solcher Männer, welche besonders berücksichtigt werden, mehr vermisst, als man erhält, so verdient doch das in den drey Abschnitten der Schrift Dargebotene schon aus dem Grunde Beachtung, weil der Verf. meistens solche Fragen, obwohl in höchst loser Verbindung, hervor zu heben bemüht ist, über welche er abweichende Meinungen vorzutragen hat.

Im ersten Abschnitte wird die bekannte Stelle bey Herodot II, 123 geprüft, welche die Meinung der Aegyptier von dem Eingehen der Seele in verschiedene Leiber aufzeichnet, aber die Namen derjenigen unter den Hellenen verschweigen will, welche jene Meinung, als wäre sie ihnen eigen, angenommen hätten. Der Verf. sucht diese Männer aussindig zu machen und zu zeigen, daß die Annahme von der Unsterblichkeit der Seele nicht bloß von einzelnen Männern in der Herodoteischen Zeit vertreten gewesen sey, sondern sich überhaupt schon damahls ausgesprochen habe. Zunächst dringt er darauf, daß man die Herodoteische Formel  $\tau\omega\nu \epsilon\gamma\omega \epsilon\iota\delta\omega\varsigma \tau\grave{\alpha} \omicron\nu\nu\omicron\mu\alpha\tau\alpha \omicron\nu \gamma\omicron\acute{\alpha}\gamma\omega$  auf Zeitgenossen des Historikers deute; so daß hierbey vorzugsweise an Empedokles gedacht werden müsse. Wir entgegnen, daß diese Beziehung nur nach einer Seite giltig seyn kann, da Herodot ausdrücklich ein Früher und Später unterscheidet und seine Darstellung des ägyptischen Logos in so fern nicht unmittelbar für die Empedokleische Lehre paßt, als sie die Wanderung der Seele durch Pflanzen, welche gerade den Agrigentiner charakterisiert, ausschließt. Obige Formel läßt für die Stelle wohl nur die Deutung zu, daß der Geschichtschreiber die Namen aus Rücksicht der Personen, weil sie in hohem Ansehen lebten, nicht aufzeichnen wolle; bey  $\pi\rho\acute{o}\tau\epsilon\rho\nu$  denkt er offenbar an Pythagoras, der ihm selbst nicht der unbedeutendste Weisheitslehrer war (IV, 95), und bey  $\nu\omicron\tau\epsilon\rho\nu$  an Empedokles, welche beide in den Mythen von den Wanderungen ihrer eigenen Seele sich der fremden Ansicht so bedient, als wäre sie ihnen eigen; denn nach dieser Beziehung auf dasjenige, was die gemeinten Hellenen von sich selbst erzählten, erhält



auch das *ὡς ἰδίῳ ἑωυτῶν ἔοντι* seinen vollen Sinn. Uebrigens habe ich selbst früher (de Societ. a Pyth. c. p. 5) die Beziehung auf Pythagoras keinesweges geleugnet, wie mir unser Hermann (Gesch. u. Syst. der Pl. Ph. I. S. 290) vorwirft, sondern, wie billig, nur die Annahme einer ägyptischen Reise des Samiers, welche sich schon aus Herodot beglaubigen will, bestritten.

Die demnächst angeknüpften Bemerkungen weisen nun in allgemeinen Umriffen auf die Vorstellungen von dem glücklichen Zustande der Seele nach dem Tode hin, welche besonders in den Leichenreden und in der Tragödie hervor traten. Die *ἀθανασία* den im Kriege Gefallenen zuzusprechen und sie zu preisen, war ein beliebter Gegenstand der Redner, wie der Perikleische Epitaphios zeigt (Stesimbr. bey Plut. Pericl. c. 8). Daß sich Perikles hier in der Darstellung der unsterblichen Krieger als Schüler des Protagoras bewährt habe, wie p. 16 behauptet wird, läßt sich nicht nachweisen, da selbst Plutarch (Pericl. c. 36) einen derartigen Verkehr des Staatsmannes mit dem Sophisten, wie wir ihn nach p. 78 annehmen sollen, nicht verbürgen kann; am wenigsten aber darf man nach p. 11 den Zweck des Platonischen Menexenus in einer Verspottung gleichzeitiger Redner, welche vergebliche Mühe auf die Nachahmung des Perikleischen Epitaphios verwendet, suchen, mit welcher Ansicht sich selbst die p. 13 ff. ausgehobenen Zeugnisse nicht vereinigen wollen.

(Schluß folgt.)

---

# Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

20. Stück.

Den 3. Februar 1844.

---

L e y d e n.

Beschluß der Anzeige: *Variae Lectiones ex historia philosophiae antiquae*, scripsit R. C. Bakhuizen van den Brink, phil. theor. Mag. lit. hum. Dr.

Wenn dagegen in Bezug auf die Tragödie sehr richtig bemerkt wird, daß sich bey keinem Dichter eine von dem Zeitalter seiner dramatischen Personen sich so weit entfernende Vorstellungsweise finde, als bey Euripides, so muß dieses eben als eine Folge seines Anschlusses an die Philosophie betrachtet werden, den man aber mit dem Verf. gänzlich verkennen würde, wollte man durch scheinbare Ähnlichkeiten verleitet solche Euripideische Sätze, welche vielmehr dem Orphischen Wesen angehören, auf die Heraklitische Lehre zurück führen, die sich wiederum, streng genommen, uns nur in dem einzigen großen Satze, daß Hades Dionysus sey (fr. 70), als Orphisch ankündigt. Doch wozu noch weitere Nachweisungen von Vorstellungen, die mit der von Herodot angedeuteten Lehre keine Ge-

meinschaft haben? Der Verf. hat hier einen ganz verfehlten Standpunct eingenommen, indem er Metempsychose und Metempsychose bey den Griechen nicht unterschied. Herodot meint nur jene als eine bestimmte Lehre, die er selbst aber, wie später Cicero (Tusc. D. I, 16) und Ovid (Met. XV, 158. 171), fälschlich als *ἀθανασία* auslegt, ohne zu bedenken, daß das mehrmahlige Hinabsteigen der Seele in den Hades und das Eingehen derselben in vollkommene und unvollkommene Leiber, welches man als den Mittelpunkt der Lehre heraus zu heben hat, noch keine Seelenunsterblichkeit ist, daß vielmehr mit dem Schlusse des Kreislaufes der Seele, mochte er nun auf einen größeren oder geringeren Zeitraum berechnet seyn, zugleich der Ablauf der Wanderung gesetzt war, die erst als Vorbereitung des seligen und unkörperlichen Lebens der Seele galt. Darum war es auch in der Fabel vom Aethalides angedeutet, daß er sich vom chthonischen Gotte alles Andere, nur nicht die *ἀθανασία* ausbitten dürfe (Herakl. Pont. bey Diog. L. VII, 4). Die Metempsychose hat nie im Glauben der Hellenen Wurzel gefaßt, sondern hielt sich nur innerhalb einzelner Schulen; sie mußte als ein urhellenisches Dogma, nachdem sie in ihrer echt hellenischen Ausbildung von Seiten der Pythagorischen Schule mit den Ideen des Apollinischen Cultus in Verbindung gebracht war, der Philosophie in so fern dienstbar werden, als sie der Unsterblichkeitslehre bloß zur Seite trat, indem sie ursprünglich voraus setzt, daß selbst die schönste Seele durch die Gemeinschaft mit dem materiellen Theile Eindrücke empfangen, welche die reinen Bestandtheile derselben trüben und eine Läuterung nöthig machen. Dagegen betrachtete man das körperlose Leben der Seele in einem reineren

Orte gleichsam als Kampfspreis, welcher dem irdischen Leben durch die Wanderung gesetzt wurde; hat der Mensch diese Stufe errungen, dann steht er den Göttern am nächsten und vermittelt als Dämon das himmlische und irdische Daseyn. Das Bedürfnis der jedesmahligen Lehre, von welcher die Metempsychose aufgenommen wurde, und nicht etwa ein fester astronomischer Cyclus, wie er p. 109 irrthümlich gedeutet wird, bestimmte die Periode der Wanderung. Pindar, welcher wie die Orphisee entschieden gezeigt hat, Orphischen (nicht Pythagorischen, wie p. 117 angegeben wird) Vorstellungen folgt, läßt die vollkommenen Seelen drey Mahl auf die Erde kommen und drey Mahl hinunter gehen (Ol. II, 68; dagegen will Pindar frag. thren. 4 keine bestimmte Perioden angeben, weswegen ich Dissen p. 654 und denen, welche ihm folgen, darin nicht beypflichten kann, daß eine Verschiedenheit der Angabe vorliege); gleichfalls nahm Platon (Phaedr. p. 249 A, vgl. de Rep. X. p. 614 A folg.) für dieselben Seelen drey Perioden der Wanderung an; eben so viele setzten wahrscheinlich auch die Pythagoreer, um die Heiligkeit der Dreyzahl zu bewahren. Pindar bestimmt die jedesmahlige Dauer der Buße nach der Apollinischen Ennaeteris (fr. thren. 1. 1.), die wir wegen des im Pythagorismus vorwaltenden Einflusses des Apollinischen Wesens gleichfalls für Pythagorisch zu erklären geneigt sind. Empedokles setzte dagegen die ganze Dauer der Sühne, welche er als eine Verbannung der Dämonen betrachtet, auf 30,000  $\omega\gamma\alpha\iota$  an (v. 5 Kar.). Sehr richtig hat unser Verf. zuerst in diesem Ansätze die Periode von 10,000 Jahren, welche Platon (Phaed. p. 248 E.) wieder fest hielt, nach der Dreytheilung des Jahres erkannt, aber darin geirrt, daß er bey

Empedokles jene Periode nicht schlechthin als Norm für alle Seelen anzunehmen, sondern noch die zweyte von 3000 Jahren, welche Platon den philosophischen Seelen leiht (Phaedr. p. 249 A.), zuzulassen gesonnen ist. Hier ist die ganz abweichende Lebensansicht beider Denker verkannt. Denn offenbar modificierte Platon durch die negative Bestimmung im Phaedr. p. 248 D. die ihm vorliegenden Annahmen dadurch, daß er die Seelen anfangs nicht vom Unvollkommenen zum Vollkommenen sich entwickeln ließ, sondern in ihrem vorkörperlichen Zustande durch das Schauen der Ideen als vollkommene Naturen schilderte. Als leitende Norm bey der Bestimmung der verschiedenen Abstufungen nach dem verschiedenen Berufe der Menschen auf Erden galt ihm die Art, wie die Menschen mehr oder weniger von der Idee durchdrungen sind, während den Gradbestimmungen offenbar die auch sonst bey Platon vorherrschende Heiligkeit der Zehnzahl zu Grunde lag. Anders denkt Empedokles. So wie er die Welt durch den Streit dem seligen Leben entfremdet, so sieht er auch die Menschenseelen als vom Sphairos losgerissene Dämonen an, welche gerade durch ihren Austritt aus dem Göttlichen eine Schuld auf sich geladen haben, die er als einen alten Frevel darstellt, den sie hier auf Erden durch ein ruheloses Leben abbüßen müssen. Er betrachtet es daher als eine Wirkung des Streites, daß, so wie die anfängliche Gestaltung der Dinge bestimmten Entwicklungsgesetzen unterworfen gewesen, so auch die Elementartheile der Seele gleichsam zur Buße und Läuterung durch verschiedene Gestalten hindurch gegangen seyen (v. 6. 380 und 81). Läßt er die gereinigten Seelen Wahrsager, Dichter, Aerzte und Vorsechter und zuletzt ewige und unsterbliche Göt-

ter werden (v. 384 ff.), so wollte er selbst wohl diese beiden letzten Stufen errungen haben, wenn er sich anfangs einen umher irrenden Gott nennt, später aber in seinen Reinigungen als geläuterter göttliche Ehre verlangt; wahrscheinlich erschien er in dieser Gestalt als Prytanis von Agrigent (s. v. 389 ff.).

Im zweyten Abschnitte unterbricht der Verfasser seine Untersuchungen durch eine besondere Betrachtung über die noch immer dunkle Person und Lehre des Hippon. Doch will er nach Bergk's Vorarbeit (de Reliq. com. Att. ant. p. 165—185) eigentlich mehr ergänzen, woben wir hätten wünschen müssen, daß er, was sein Vorgänger nicht gethan, unsere Bemerkungen (Gött. G. A. 1834. St. 190. 191. S. 1901. 2) beachtet hätte, an welchen wir jetzt nur nach Meineke (Quaest. scen. I. p. 28 u. Fragm. com. Gr. Vol. II. P. 1. p. 102) ändern würden, daß Kratinus der wahre Schreiber der Panopten gewesen. Aber auch diese erneuerte Betrachtung will uns nicht genügen, da sie die Zeugnisse des Alterthumes nicht gehörig auszubeuten und sich über die wesentlichsten Punkte nicht mit der nöthigen Schärfe zu verbreiten weiß. Die Hauptstelle der Aristotelischen Metaphysik I, 3, von welcher die Untersuchung anheben muß, ist noch immer ihrer Verbindung und Bedeutung nach gänzlich verkannt. Die beyläufige Erwähnung des Hippon in der Reihe der jonischen Physiologen und zwar gleich nach dem Milesier Thales ist dort nach dem Zusammenhange jener historisch-philosophischen Darstellung vollständig so zu fassen, daß Aristoteles den Hippon nicht für werth halte, in die Reihe derjenigen Denker zu stellen, welche der physiologischen Forschung nachgehend materielle Grundstoffe als erste Ursachen aller Dinge gesetzt

(θεῖναι μετὰ τούτων), wagen Schwäche seiner philosophischen Ansicht (διὰ τὴν ἐντέλειαν αὐτοῦ τῆς διανοίας). Nach dieser Auffassung löst sich von selbst ein Zwiefaches. Zuerst darf die Frage nicht weiter aufgeworfen werden, ob Hippon vermöge jener Erwähnung wenigstens der Zeit nach unmittelbar dem Thales zuzuordnen sey, was oben drein der Aristotelischen Methode der Darstellung widersprechen würde, welche dort nicht etwa das historische Element als Criterium in der Anordnung der Reihenfolge festhält, sondern von den vier Grundursachen der Aristotelischen Lehre, welche sie in ihrer philosophischen Vorzeit aufsuchen will, ausgehend den Geist dieser Principien, wie er sich in seiner Einheit und Vielheit in dem gesetzmäßig bestimmten Entwicklungsgange des philosophischen Denkens ausspricht, als einen wesentlichen Eintheilungsgrund vorwalten läßt. Vielmehr gehört Hippon durchaus der Perikleischen Zeit an; wir setzen seine Blüte zwischen Ol. 75—85, da ihn Kratinus in den Allsehern als Repräsentanten der physiologischen Forschung dargestellt und an seinem Beispiele gezeigt haben muß, wie ungöttlich eine solche Forschung sey und wie verderblich sie auf die Geister wirke (Schol. ad Aristoph. Nub. v. 96). Der Komiker soll ihn als Atheisten behandelt haben (Schol. Clem. Protr. p. 20); auf diesen Atheismus, der freylich recht wohl das Göttliche im Leben der Natur bestehen lassen konnte, müssen die Kirchenväter von der Aristophanischen Komödie aus die Bezeichnung des Meliers übertragen haben (Clem. Protr. p. 15 D.), welche ich mir jetzt, da sie Arnobius (IV, 29) wieder liefert, durch Umstellung nicht nehmen lasse. Anderer Seits sind wir aber auch darüber in voller Gewisheit, daß der Tadel des Aristoteles ausschließ-

lich die *ἀρχή* trifft, wie sie Hippon aufgestellt; und nur hierauf können wir wiederum im Geiste der Aristotelischen Critik den dem Hippon vorgeworfenen Mangel an philosophischer Bildung zurück beziehen, welchen Aristoteles de An. I, 2 in den Ausdruck *φορτικώτερος* einschließt. Aus Alexanders ergänzendem Berichte (ad Met. p. 534, a 4 folg. Br.), welcher in Form geschichtlicher Ueberslieferung (*ιστοροῦσιν*) vorliegt, erfährt man, daß Hippon schlechthin das Feuchte als Urstoff gesetzt habe. Mithin fehlte er dem Aristoteles gerade darin, daß er Etwas zum Princip erhoben, was seiner Natur nach nicht ein Erstes, sondern ein Abgeleitetes, eine materielle Eigenschaft eines Anderen ist, und nicht eine für sich seyende selbständige Existenz hat; für das Feuchte ist erst das Wasser und einer Seits auch die Luft das Naturprincip. Aus einem ähnlichen Grunde muß das Stillschweigen des Aristoteles in Rücksicht auf das freylich weit philosophischere *ἀπειρον* des Anaximander in obiger Stelle der Metaphysik erklärt werden. Indes dürfte es bey Hippon nur eine Schiefheit im Ausdruck gewesen seyn, da er sich doch für das Wasser entschieden haben muß. Wir schließen dieses aus seiner zunächst jedenfalls gegen die Empedokleische Annahme gerichteten Polemik, daß die Seele Blut sey, welche er vielmehr für Wasser hielt (Arist. de An. a. D.); denn war ihm die belebende und bewegende Kraft Wasser, so mußte er auch, wenn wir nur den Aristotelischen Kanon festhalten, seine Materie, welche mit jener Kraft absolut Eins bildete, aus demselben Stoffe dargestellt haben. Sertus und der falsche Galen schreiben ihm Feuer und Wasser als Grundstoffe zu; beide möchten sich in dieser Physik eben so zu einander verhalten haben, wie Wasser und



Erde bey Xenophanes, da wir erfahren, daß aus dem Wasser als dem Ursprünglichen das Feuer hervor gegangen sey und alsdann die Fluth überwältigend das All gebildet habe (Ps. Orig. Philos. c. 16). Das Feuer gehört darum eben so schon zu dem Erzeugten, wie die Erde bey J. Diaconus Alleg. in Hes. Theog. v. 116.

Auf diese Combination konnte unser Verf. nicht eingehen, da er unbegreiflicher Weise Alexanders Gewährleistung alle Giltigkeit abspricht; vielmehr sucht er eine Angabe des Simplicius (ad Phys. fol. 32 A.) vorzuschieben und auf diese gestützt zu beweisen, daß das Meiste, was dem Thales beygelegt werde, erst aus einer späteren Uebearbeitung und Verbildung der Thaletischen Sätze durch Hippon entstanden sey. Allein hier häufen sich neue Irrthümer; wir müssen den vermeintlichen Fund entschieden bestreiten. Untersucht man Simplicius Worte, welche den Thales und Hippon mit einander verbinden, genauer, so ersieht man bald, daß sie ursprünglich aus obiger Stelle der Aristotelischen Metaphysik, die sie erklärend wieder geben, geflossen sind und für die ἀρχή des Hippon als Wasser eine bloße Folgerung aus jener Zusammenstellung des Hippon mit Thales bey Aristoteles enthalten, während die Begründung derselben ἀρχή allein dem Thaletischen Wasser angehört und den Aristoteles zum Urheber hat, welcher vom Standpuncte einer ganz natürlichen Anschauung der Thaletischen Annahme zu Hilfe kommen will. So erscheint nun auch Hippon nicht mehr als Betrüger, der dem Thales die Bücher *περὶ ἀρχῶν* bey Galen (in Hippocr. de humor. I. P. XVI. p. 37 Kühn) untergeschoben habe, wie der Verf. sich einbildet; denn wie die Aufschrift, so ist der in jenem gefälschten Bruchstücke geläu-

fige Gebrauch von στοιχείον aus späterer Zeit und hat bereits die Farbe des Aristotelischen Sprachsystemes angenommen. Der physiologische Sprachgebrauch, durch τὰ στοιχεία die elementarischen Grundstoffe der Welt zu bezeichnen, hat sich nämlich bey den Griechen erst seit der Empedokleischen Lehre gebildet, in welcher er selbst aber noch nicht üblich war, mag immerhin der späte Asklepius (ad Ar. Met. p. 693, b 7) das Gegentheil behaupten. Platon zeigt uns deutlich, daß der Ausdruck ursprünglich für die einzelnen Buchstaben als einfachste Bestandtheile der Rede genommen und von hier aus im physiologischen Sinne übertragen worden ist, vergl. bes. Tim. p. 48 B.; darum ist ihm selbst nur der Gebrauch für die Urbestandtheile der Rede durchgängig geläufig, während er sich nirgends der physischen Bedeutung für die primitiven Bestandtheile der Natur schlechthin bedient (Theaet. p. 201 E.), welche er an sich in ihrer Uebertragung mißbilligt, s. Tim. a. D.

Zuletzt mag es uns noch vergönnt seyn, die Erörterungen des dritten Abschnittes, welche die Geschichte der Seele nach der zweyten Liebesrede des Platonischen Sokrates im Phädrus betreffen, zu prüfen. Der Verf. bemüht sich hier zu zeigen, daß der Mythos im Phädrus den Dichtern nachgebildet sey mit Beymischung einzelner den älteren Philosophen entnommenen Bilder. Ohne sich weiter auf die Frage nach dem so verschieden beurtheilten Alter des Dialoges einzulassen zu wollen, stellt er doch das Zeugnis des Olympiodor in Betreff des dithyrambischen Charakters, welcher die große Jugendlichkeit des Gespräches beutkunde, voran und bringt hiermit das Urtheil des Dicaearch über den πορτικὸς τρόπος der Platonischen Schreibart bey Diog. L. III, 38 in Verbindung, wofür

er sogleich die Schrift des Peripatetikers bey Cicero ausfindig zu machen weiß. Wir müssen bedauern, daß dem Verf. unsere Forsch. I. S. 28. 29 unbekannt geblieben sind, die ihn von solchen Irrwegen abgeführt haben würden, zumahl wenn er vorher bemerkt hätte, daß das Zeugnis des Diacäarch nicht auf den Phädrus, sondern auf alle Platonischen Schriften, in so fern sie dialogisch geschrieben sind, zurück zu führen ist. Im Verfolge aber entgeht ihm noch mehr; ihm fehlen die richtigen Kriterien in der Ausdeutung des Platonischen Mythos, der nimmermehr so verschiedenartige Anschauungsweisen darbietet, weit weniger solche Abweichungen von den in anderen Dialogen vorliegenden Bestimmungen enthält, als er glaubt. Wir erkennen es an, daß Platon die anfangs (p. 245 C. folg.) aufgestellte Unsterblichkeitslehre, welche an den Begriff der Bewegung anknüpft, unmittelbar dem Alkmäon verdanke, bey dessen Sage aber das Wesentlichste übersehen wurde, daß nämlich der Krotoniate der Seele Unsterblichkeit zugesprochen, weil sie den Gestirnen ähnlich sey von Seiten der ewigen Bewegung. Dagegen betrachten wir die Argumentationsreihe, nach welcher Platon von dem Ungewordenen und Unvergänglichen auf das Ewige und Unsterbliche zurück schließt, ursprünglich als Eleatisch; doch muß sie gestört werden, wenn wir uns noch mit dem Verf., p. 84, auf die Vertheidigung der Vulgate: *εἰ γὰρ ἐκ τοῦ ἀρχῆ γίγνοιτο. οὐκ ἂν ἐξ ἀρχῆς γίγνοιτο* (p. 245 D.) einlassen wollen. Die Schlußweise ist hier so einfach und sicher, daß wir gestützt auf Ciceros Uebersetzung unbedenklich zu schreiben rathen: *οὐκ ἂν ἀρχῆ εἶη*; selbst das *γένοιτο* von Muret oder das *γίγνοιτο* von Stallbaum dürfen wir nicht zulassen, ohne eine Zwey-

deutigkeit durch den doppelten Gebrauch von *γινώσθαι* zu begründen. In der folgenden Darstellung der wirksamen Form der Seele würde man das Wesentlichste mißdeuten, wollte man dem Platon bestimmte Vorbilder und Vorgänger leihen, nach deren Schilderungen und Annahmen er die seinige gemacht habe. Platon erscheint hier im Gegensatz zu der Darstellung der ersten Liebesrede p. 237 D. ff., in welcher er sich absichtlich dem Elysianischen Standpunkte anschmiegte, als selbständiger Denker auf dem Gebiete seiner Lehre, die selbst dem Pythagorismus in so fern keine unmittelbaren Anregungen verdankt, als sie die Triplicität der Seelenvermögen vorträgt, die erst spätere Pythagoreer, welche Platonischer Einfluß traf, behauptet hatten. Die Anregungen, welche Platon hier von Außen erhielt, beschränken sich mittelbar bloß auf die bereits anerkannte Scheidung eines vernünftigen und unvernünftigen Seelenvermögens im Menschen, auf die Annahme einer das Weltall durchdringenden allgemeinen Seele, welche jedoch früher wie in der Pythagorischen Schule noch ungesondert von der Gottheit erschien, bey Platon aber sich getrennt zeigt; endlich auf Vorstellungen und Anschauungen, welche Platon als Hellene aus dem Leben aufnahm. Er selbst bezeichnet später p. 253 C. seine Schilderung als *μύθος*, bemerkt aber p. 247 C. ausdrücklich, daß es ihm um die philosophische Wahrheit zu thun sey. Sehr bedeutsam ist gleich anfangs das Geständnis, daß er seine Sätze nicht in der reinen, durchsichtigen Form des Gedankens aussprechen könne; er vermag hier mit der Dialektik noch nicht durchzudringen, um eine wissenschaftliche Behandlung des Gegenstandes zu liefern; das begeisterte Gemüth muß ihm Aushilfe geben, dessen An-

schauungen dann auch in den gemäßen bildlichen Ausdruck eingekleidet werden. Darum stellen wir es als erste Forderung hin, daß man nach gewonnener Einsicht von dem Gebrauch des mythischen Vortrags im Phädrus, welcher sich von dem im Timäus wesentlich unterscheidet, die richtige Norm für die Ausdeutung des symbolischen Ausdrucks aus den spätern dialektischen Darstellungen des Platon entlehne. Die Hilfe jüngerer Ausleger des Alterthums, welche unser Verf. anruft, ist meistens nicht wünschenswerth. Eben so wenig darf man in der mythischen Darstellung der Ideenwelt, wie bey dem überhimmlischen Orte mit dem Verf. gleich fragen, welcher fremde Lehrsatz zum Grunde liege; denn je größeres Gewicht Platon auf seine Darstellung legt (p. 247 C.), um so aufmerksamer muß man den mythischen Vortrag für seine Lehre verfolgen, was wiederum durch Hinzunahme späterer Darstellungen möglich wird. Wenn wir jedoch die stark mit einspielenden Vorstellungen von dem Weltgebäude ursprünglich für Pythagorisch und zunächst für Philolaisch zu erklären genöthigt werden, so dürfen uns jedoch die darauf gebauten Annahmen keineswegs als fremdartige und unplatonsische gelten. Wir wollen hier zum Schluß einen Hauptpunkt berühren, über welchen wir uns mit Boeckh (Heidelb. Jahrb. 1808. 5. S. 112 flg. de Plat. syst. c. g. p. XXVII sqq. Philolaus S. 104 flg.) gern verständigen möchten, um unsern Verf. auf einen richtigern Weg zu leiten. Boeckh nämlich ist geneigt, in dem οἶκος der Götter, in welchem die Hestia allein zurückbleibt (Phaedr. p. 247 A.), ein Pythagorisches Centralfeuer oder ein Analogon davon anzuerkennen, womit es sich uns ganz anders verhält. In jenem Auszuge der göttlichen und menschlichen Seelen

denkt sich Platon die Götter als Weltkörper, welche sich am Himmel in ihren bestimmten Bahnen herumbewegen, durchaus der Vorstellung im Timäus gemäß, wornach ihm die Weltkörper nicht bloß göttliche Wesen, sondern selbst Götter, aber sichtbare und erzeugte Götter, Kinder des ewigen Vaters sind (s. Tim. p. 40 D. 42 D. E.; vgl. de Rep. X. p. 596 C.). Die Vorstellungen von den drey Diakosmen, die hierbey zum Grunde liegen, stimmen vollkommen mit denjenigen überein, welche er im zehnten Buche der Republik und im Timäus vorträgt. Die Erde versetzt er wie im Phaedon p. 108 E flg.) als Weltkörper noch an den Himmel, läßt sie aber im Mittelpunkte der Welt feststehen; nach dem Timäus (p. 34 B.) soll die Weltseele von diesem Mittelpunkte aus sich ausdehnen. In so fern nun die individuellen Seelen als Ausflüsse der allgemeinen Seele betrachtet werden, müssen die menschlichen von dem Erdkörper aus sich dem Zuge der Götter anschließen, während die Götter selbst von den ihnen am Himmel zugetheilten Sizen und nicht von einem bestimmten Hauptsitz am Himmel aus den Weg antreten. Platon kannte keinen bestimmten Ort der Götter, wie die Pythagoreer ein Centralfeuer als Thurm des Zeus, von welchem aus die mit der Gottheit identische allgemeine Seele das Weltall durchdringt, lehrten, sondern seine Götter ziehen als Sternengötter aus, bis sie zu dem höchsten Diakosmos gelangt sind; hier angekommen stehen sie auf dem Rücken des Fixsternhimmels, in dessen Bewegung (*περιφορά*) sie mit herumgeführt werden. Platon nennt diesen Ort, wo sich die Reinheit der Ideen ausprägt, den außerhimmlischen; obwohl ein *ὑπερουράνιος τόπος* gehört er doch noch dem Fixsternhimmel an, da die Seelen auf dem Rücken desselben stehen; er

ist die nach Außen gewendete hohle Fläche des äußersten concentrischen Kreises, wohin Philolaus den Olymp versetzt hatte, wo sich, wie wir die Worte seines Bruchstücks auffassen, (bey Stob. I. p. 488), das Element des Aethers in seiner Reinheit ausprägt. Wie bey Philolaus, so gehört auch bey Platon jener Ort noch zu dieser Welt. Die Annahme im Phädrus darf darum auch nicht als eine unplatonsche gelten, in so fern Aristoteles (Phys. III, 4.) bemerkt, daß Platon nichts außerhalb des Himmels, selbst die Ideen nicht, welche in keinem Orte wären, gesetzt habe. Aristoteles lehnt sich durch diese negative Bestimmung gegen den mythischen Vortrag im Phädrus auf und will die Annahme vom Standpunkte der Ideenlehre aus nicht als eine philosophische gelten lassen, in so fern sich die Ideen nirgends finden könnten. Uebrigens kann ich die *ὑπουράνιος ἄψις* im Phädrus (p. 247 B.) trotz der Auctorität des Prokulus mit dem Verf. (p. 99 flg.) nicht zulassen; sie widerstreitet der ganzen astronomischen Annahme, die auch Prokulus nicht richtig gedeutet hat; dazu kommt das Zeugnis der späteren Nachahmer des Platon, welche immer von *οὐρανῶν* oder *οὐράνιος ἄψις*, niemahls von einer *ὑπουράνιος ἄ.* reden. *Ἄψις* bedeutet dem Platon ein concentrischer Kreis, in welchem sich das Gestirn bewegt; als den höchsten Kreis, welcher gegen den zu unterst liegenden des Mondes die Grenze des Himmels bildet, betrachtet er den Fixsternhimmel, der also selbst nur als *οὐράνιος* bezeichnet werden kann. Der Zug bewegt sich nach Oben durch die reinere und lichtere Gegend, wo auch nach Platon das reinere Element sich findet (Phaedon p. 109 B. 111 A.), bis er steil ansteigend auf den Fixsternhimmel kommt. An einen Durchbruch des Himmelsgewölbes, so daß die

Götter durch eine Oeffnung zu dem Orte der Ideen gelangten, kann gar nicht gedacht werden.

Krische.

### L e i p z i g,

bey F. A. Brockhaus. 1843. Das Geschlechtsleben des Weibes in physiologischer, pathologischer und therapeutischer Hinsicht dargestellt von Dr. D. W. H. Busch, Geh. Medicinalrathe u. s. w. Vierter Band. X und 955 Seiten in Octav.

Es schließt sich dieser Band ganz genau an den dritten an (s. unsere gel. Anz. 1842. 2. St.), indem derselbe mit den in letzterem nicht zu Ende gebrachten Krankheiten der Gebärmutter fortfährt und als Fortsetzung des siebenten Kapitels unter 11. mit den böartigen Geschwülsten derselben beginnt. Hier werden das Steatom, das Sarcom, der Fungus haematodes und die blumenkohlartigen Auswüchse der Gebärmutter, der Markschwamm, Cancer und Carcinoma und die Exulcerationen am Mutterhalse, welche nicht krebshafter Natur sind, näher durchgegangen. Dann folgt 12. die Windsucht der Gebärmutter; 13. die Wassersucht und 14. der Gebärmutterblutfluß. — Das achte Kapitel ist den Krankheiten der Eyerstöcke und das neunte den Krankheiten der Muttertrompeten (sollte nicht endlich einmahl diese Benennung aus unserer Sprache verschwinden können?) gewidmet. Der ganze Abschnitt 'von den Krankheiten der weiblichen Geburtsorgane', schließt mit dem zehnten Kapitel, den Krankheiten der Brüste. Interessant ist hier besonders die Zusammenstellung aller bisher beobachteten Fälle von Vielbrüstigkeit des Weibes. — Der dritte Abschnitt handelt von den Krankheiten der Geschlechtsverrichtungen des Weibes, das erste



Kapitel von den Krankheiten der Menstruation; in fünf Unterabtheilungen sind hier betrachtet: 1. die Anomalien der Menstruation in Bezug auf das erste Auftreten derselben; 2. die Anomalien bey dem reifen Weibe; 3. im Alter der Decrepitität; 4. die vicariierende Menstruation und 5. die fehlerhafte Beschaffenheit des Menstrualblutes. Im 2. Kap. sind die Krankheiten des Geschlechtstriebes, und zwar die Nymphomanie und der Mangel des Geschlechtstriebes durchgegangen. Das dritte Kapitel beschäftigt sich mit der Unfruchtbarkeit. Das vierte Kapitel setzt die Krankheiten der Schwangeren, das fünfte die der Gebärenden und das sechste die Krankheiten des Wochenbettes aus einander. Das siebente Kapitel ist überschrieben: von den Krankheiten der Säugenden und enthält: die Entzündung der Brüste, die nervöse Empfindlichkeit der Brust, die wunden Brustwarzen, die zu geringe und die zu reichliche Absonderung der Milch, den Milchfluß, die Milchknotten und die Milchversehungen. Ob die Ueberschrift 'Krankheiten der Säugenden' eine ganz passende sey, will Ref. dahin gestellt seyn lassen, da das Säugen nicht allein, sondern das Wochenbett oder die voraus gegangene Geburt manche der genannten Krankheiten bedingt, selbst da, wo das Kind nicht angelegt wird. — Ein fünfter Band, welche den Operationen gewidmet ist, wird das ganze Werk vollenden, welches ursprünglich auf vier Bände berechnet war.

---

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

## 21. Stück.

Den 5. Februar 1844.

---

### G ö t t i n g e n.

In der Sitzung der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften hielt Prof. Hermann am 13ten Januar eine Vorlesung über griechische Monatskunde und die Ergebnisse ihrer neuesten Bereicherungen.

Derselbe hatte anfänglich nur einen Bericht über die Ergebnisse der delphischen Ausgrabungen beabsichtigt, welche sein unvergesslicher Vorgänger Dtfried Müller mit seinem Leben bezahlt hat; da diese aber nicht zum geringsten Theile in schätzbaren Beyträgen zur Chronologie der Delphier bestehen, so führten ihn seine Untersuchungen über diese, die er inzwischen in einem academischen Programme nieder gelegt hat, bald auf ein weiteres Gebiet, dessen Bedeutung ihn bewog, statt jenes beschränkten Stoffes vielmehr eine übersichtliche Zusammenstellung aller, über die Monate griechischer Völker und Städte erhaltenen Nachrichten zu versuchen, deren Zahl namentlich in der neuesten Zeit durch die Vermehrungen unserer Inschriftensätze so be-

trächtlich gewachsen ist. Denn was die sonstigen Entdeckungen betrifft, welche die letzten Decennien auf dem Felde der gelehrten Literatur gebracht haben, so sind diese für die Monatskunde des Alterthums ziemlich ohne Frucht geblieben und haben aufs Neue die Erfahrung bestätigt, daß die gelehrten Grammatiker, höchstens Hesychius und die Quellen des Etym. M. ausgenommen, den Kreis ihrer Belehrung so ziemlich in die Grenzen einschlossen, die durch das Bedürfnis der Erklärung der griechischen Classiker gegeben waren; und wie wenig gerade auch diese veranlaßt waren, der Einzelheiten bürgerlicher Zeitrechnung bey ihren Zeitgenossen zu gedenken, geht eben sowohl aus der Natur der Sache als aus der Kärglichkeit der Beyspiele hervor, die sie von solchen darbieten. Was die Thätigkeit des 17. Jahrhunderts in dieser Hinsicht ausgemittelt hatte, stellt Fabricius in seinem Menologium mit den Zeitrechnungen anderer alter und neuer Völker aller Welttheile zusammen; von griechischer Zeitrechnung aber begegnen uns hier selbst mit Einschluß dessen, was erst der hellenistisch-römischen Zeit angehört, kaum die Monate von zwölf Staaten und auch diese noch größtentheils in sehr geringer Anzahl, wie z. B. von Delphi, wo wir jetzt zehn Monatsnamen kennen, dort erst zwey verzeichnet sind, während andere, wie die Phrygischen, sogar nur auf Mißverständnis beruhen. Erst als im Laufe des 18ten Jahrh. durch englische u. a. Reisende die Schätze des classischen Bodens genauer durchsucht zu werden anfangen, klangen aus den lebendigen Zeugen des alterthümlichen Lebens, den auf Stein geschriebenen Urkunden, auch eine Anzahl menologischer Bruchstücke herüber, so daß schon 1775 in der hiesigen philolog. Bibliothek B. III. S. 184

eine Ergänzung der Fabricischen Sammlung aus diesen angeregt werden konnte; doch blieb dieser Wunsch wenigstens in so fern unerfüllt, als auch die bedeutendsten chronologischen Forscher, wie Ideler, es auf Vollständigkeit nicht abgesehen haben, und was gar erst nach dem Erscheinen des Buches von Ideler gefunden worden ist, läßt sich, was Monate der classischen Zeit betrifft, leicht auf das doppelte des Früheren anschlagen. Nur eine Classe von Quellen hat jener bereits fleißiger als seine Vorgänger und so ausgebeutet, daß selbst der Zuwachs, dessen allerdings auch sie noch fähig ist, im Wesentlichen keine weiteren Aufschlüsse hoffen läßt: die s. g. Hemerologien, die dem Chronologen allerdings am willkommensten sind, zumahl wenn sie nicht nur das vollständige Monatsverzeichnis eines Volkes, sondern auch seine Vergleichung mit andern u. s. w. enthalten; für den classischen Philologen dagegen sind gerade diese minder bedeutend, da sie es vorzugsweise mit vorderasiatischen und ähnlichen Völkern zu thun haben, deren Kalender entweder dem macedonischen nachgebildet ist oder doch sonstige Spuren spätem, ja römischen Einflusses an sich trägt, während uns für die älteren Staaten mit alleiniger Ausnahme Athens Ideler selbst fast nur auf Corsini verweist. Wie viel nun aber seit diesem neu entdeckt worden ist, weiß jeder Philologe, und je weniger zugleich, namentlich durch Böckhs unvergängliche Verdienste, dieser Stoff als ein roher vor uns liegt, desto mehr schien es an der Zeit, das bisher Gewonnene einmahl zu überblicken und in den daraus hervor gehenden Resultaten auch späteren Forschungen und Entdeckungen, die nicht ausbleiben werden, ein bestimmteres Ziel und einen Maßstab zur Beurtheilung des Einzelnen an die Hand zu geben.

Hierbey traten übrigens drey wesentlich verschiedene und doch gleich wichtige Gesichtspuncte hervor, auf deren Unterschied und wechselseitiges Verhältnis um so mehr aufmerksam gemacht werden mußte, als eben nur die vorherrschende Berücksichtigung eines einzelnen derselben die Schuld trägt, wenn selbst in dem Werke, das sonst als ein fast untriegliches Repertorium chronologischer Aufschlüsse für die Philologen gelten kann, diese Partie nicht allen Wünschen entspricht. Für den Chronologen freylich entbehrt ein vereinzelter Monatsname oder auch eine größere Anzahl solcher ohne Bestimmung ihrer Zeitlage aller Bedeutung; seine Thätigkeit beginnt erst, wenn ihm ein volles System von Monaten vorliegt, dessen positive Bestimmungen mit anderen ähnlichen oder mit dem natürlichen Jahre in Einklang oder Verhältnis zu bringen sind; für den Philologen dagegen liegt außerdem noch die etymologische Bedeutung vor, die jeder Monatsname schon als sprachlicher Rest für ihn hat, und drittens ist jede Nachricht, die wir über Monatsbezeichnungen alter Völker besitzen, jedenfalls ein um so willkommenerer Beytrag zur Kenntnis ihres ehemahligen Lebens, als die meisten dieser Bezeichnungen von Gottheiten oder gottesdienstlichen Festen entnommen sind. Erst wenn alle diese drey Rückichten gleichmäßig beachtet und befriedigt sind, kann der Stoff, den die antike Monatskunde dem Forscher darbietet, als erschöpft betrachtet werden; ja selbst auf die chronologischen Bestimmungen kann aus der Vergleichung der beiden anderen Kategorien ein Lichtstrahl fallen; und wenn nicht einmahl Dodwell und Corsini sich durch ihren ungenügenden Stoff haben von derartigen Versuchen abschrecken lassen, so liegt in unserem ungleich größeren Reichthume an Thatsachen nur

eine Aufmunterung mehr, auf ihrem Wege fortzugehen. Zu diesem Ende hat der Verf. dreyerley Zusammenstellungen entworfen, welche er diesem Vortrage, wenn derselbe in den Schriften der Gesellschaft vollständig gedruckt werden wird, als Beylage anfügen will: erstens ein alphabetisches Verzeichniß sämmtlicher aus dem Alterthume erhaltener griechischer Monatsnamen mit Angabe der Städte und Völker, bey welchen sie vorkommen; zweytens eine ethnologische Uebersicht derselben nach den betreffenden Völkern und Städten selbst; und drittens eine chronologische Synopse der correspondierenden Monate, so weit eine solche Uebereinstimmung bey verschiedenen Völkern mit Sicherheit oder Wahrscheinlichkeit ermittelt werden kann; in der Vorlesung selbst beschränkte er sich jedoch auf die allgemeineren Beobachtungen und Resultate, die sich aus diesen Zusammenstellungen zu ergeben und dann selbst wieder zur Entscheidung einzelner Fragen auf diesem Gebiete dienen zu können schienen.

Zuvörderst kann schon ein oberflächlicher Blick unter den sprachlichen Formen, die in diesen Monatsnamen vorliegen, verschiedene scharf getrennte Gruppen unterscheiden, und die Vergleichung dieser mit den Stämmen, welchen jene Namen angehören, läßt mit geringen Ausnahmen die Mehrzahl dieser Unterschiede auf die unter den Griechen selbst obwaltenden nationalen Verschiedenheiten zurück führen. Die allererste Classification ist freylich die, daß wir die Völker, welche ihre Monate bloß zählen, von denjenigen scheiden, welche denselben eigene von Gottheiten und Festen entlehnte Namen beylegen; sodann aber zerfallen letztere wieder in solche, die sich auf *ὠν*, und die sich auf *ος* endi-

gen, und dieser sprachliche Gegensatz stellt sich dann sofort auch als ein ethnischer heraus, indem die erstere Endung vorzugsweise ionischen Städten, die andere aber entweder Völkern dorischen oder äolischen Ursprunges oder den oben erwähnten vorderasiatischen Staaten angehört, deren Chronologie erst aus macedonischer, wo nicht römischer Zeit stammt. Ja auch die ionische Gruppe zerfällt wieder in solche Namen, die dem ganzen Stamme gemein sind, und die nur bey einzelnen Gliedern desselben vorkommen, wo insbesondere der athenische Kalender den übrigen Niederlassungen entgegen steht, die theilweise wenigstens die älteren Namensformen treuer als die Mutterstadt selbst erhalten haben; und eben so läßt sich auch in der äolisch-dorischen Gruppe eine dreyfache Abtheilung machen, deren erste Seite die eigentlich dorischen Staaten, die zweyte die äolischen, die dritte Macedonien nebst den Städten und Ländern umfaßt, die seinen Kalender später annahmen; eine eigene dritte Gruppe endlich bilden die hellenistischen Staaten, die theils macedonisches und vorderasiatisches vermischen, theils ganz oder theilweise römischen Einfluß verrathen. So entsteht folgendes Schema, worunter der ganze erhaltene Vorrath griechischer oder solchen nachgebildeter Monatsnamen begriffen werden kann:

A. Gezählte Monate, wohin vor Allem die pho-  
nischen gehören; doch bezeugt Plutarch de mulier.  
virt. c. 4 auch von den Argivern, daß sie den  
Monat, der früher *Ἐρμαῖος* hieß, später *τέταρτος*  
genannt hätten, und eben so begegnen uns in  
Smyrna und anderen Gegenden Kleinasiens später  
Ordinalzahlen als Monatsnamen.

B. Eigennamen; und zwar

## I. Ionische Gruppe, wohin

1. der athenische Kalender, nebst denjenigen Städten oder Inseln, in deren Zeitrechnung bis jetzt wenigstens noch keine Abweichung von jenem bekannt ist, wie Keos, Kios, Gambreum in Mysien, Paros, Priene, Teos, obgleich es wohl möglich wäre, daß neue Entdeckungen auch eine und die andere von diesen

2. zu den selbständigen ionischen Orten würden, die zwar einige Monate, wie Boedromion, Pyanepsion, Posideon, Anthesterion, Thargelion mit Athen gemein, andere aber abweichend von diesem darbieten: Chios, Kyzikos, Delos, Ephesos, Eretria auf Cubóa, Iasos, Naxos, Olbia, die Tochterstadt von Milet, und folglich wahrscheinlich auch dieses selbst, dann Smyrna in älterer Zeit, und Tenos.

## II. Aeolisch=dorische Gruppe, und zwar

1. dorische Abtheilung, die namentlich die Monate Artemisios (*Αρταμισιος*) und Karneios gemein gehabt zu haben scheint, wenn auch andere nach den einzelnen Staaten abweichen: Sparta, Megina, Argos, Astypaláa, Chalkedon, Kerkyra, Korinth, Kos, Halikarnas, Heraklea in Stalien, Nisyros, Rhodos, Sikyon, Thera, Trözen, und eine Reihe einzelner Städte auf Sicilien und Kreta; vielleicht auch Elis;

2. äolische Abtheilung, worunter Ryme Phrykonis, Lesbos, und der Rest der mütterländischen Völker fällt, die freylich auch unter sich nur sehr wenig überein stimmen: Akarnanien, Aetolien mit Naupaktos, Amphissa und Chalion in Lokris, Böotien, Delphi, endlich Lamia, Kierion und Thesalien überhaupt;

3. der macedonische Kalender, der sich aber



später selbst bey einigen ionischen Städten, wie Ephesos, Smyrna, Teos, sodann in Mäonien, Mylasa, Nysa, Sardes, Laodikea in Phrygien, Skamandrea, Thyatira, weiter in Tomi, Tanais, Pantikapäum und dem sonstigen kimmerischen Bosphoros, endlich über Phönicien und Syrien bis ins peträische Arabien und Mesopotamien verbreitet, so weit nicht hier örtliche Modificationen eigene Zeitrechnungen erzeugen, die dann bereits zu

III. der hellenistischen Gruppe gehören. Auch diese zerfällt übrigens wieder in zwey Abtheilungen, je nachdem ihre Monatsnamen bereits auch römischen Einfluß verrathen oder nicht:

1. zu letzteren gehört der bithynische Kalender, der spätere kretische, und der von Seleukia in Pierien,

2. zu ersteren der gemeinhin so genannte asiatische, der im Wesentlichen auch der von Stratonikeia ist; sodann der besondere von Aphrodisias, der nicht bloß einen *Ἰουλίος* und *Τιβέριος*, sondern auch einen *Τραϊανὸς Σεβαστός* enthält, ein anderer ungewissen Fundortes in dem Kataloge der Choiseulischen Sammlung, vielleicht auch der perinthische, wenn die Lesart der einzigen trüben Quelle richtig ist, und endlich der kyprische, dessen zwölf Monate aus der Formel: Julius Caesar Augustus Imperator Tribunicia potestate Consul saepissime Pontifex maximus Vesta Romanus Veneris soboles ex Aenea gebildet sind.

(Fortsetzung folgt.)

---

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

22. 25. Stück.

Den 8. Februar 1844.

---

G ö t t i n g e n.

Fortsetzung der Anzeige der Vorlesung des Professors Hermann über griechische Monatskunde und die Ergebnisse ihrer neuesten Bereicherungen.

Doch solche Schmarohergewächse auf dem Baume der griechischen Menologie sind für den Zweck dieser Darstellung eben so wenig relevant, als die rein astronomischen Namen *Κριός*, *Ταύρος* u. s. f., die in einigen Menologien vorkommen, im Leben aber nie gebraucht worden sind; nur das ist selbst bey diesen letzteren bemerkenswerth, daß andere sie vielmehr mit der Endung *ών* aufführen, als *Κριών*, *Ταυρών*, *Αιδυμιών*, *Καριτωνών* u. s. w., zum deutlichen Zeichen, wie schon das gelehrte Alterthum in dieser Duplicität der Endungsformen keinen Zufall, sondern zwey scharf getrennte Reihen erblickte, deren einzelne Glieder möglichst gleich gebildet seyn müßten; und das findet sich denn auch in den oben geschiedenen Gruppen bis ins Einzelnste bestätigt. Neuesterst wenige Ausnahmen stö-

ren die aufgestellte Regel, wie wenn in Kyzikos neben acht ionischen Monaten zur Römerzeit der äolisch=dorische Panemos erscheint, oder nach einer vereinzeltten Nachricht der athenische Hekatombäon früher Kronios geheißen haben soll, und umgekehrt im lokrischen Amphissa ein *Αἰγαορῶν*, in Kreta neben zehn Monaten auf *ος* ein *Θεομογορῶν* vorkommt; ungleich häufiger ist dagegen gerade der Fall, daß der nämliche Name, je nachdem er einem Kalender der einen oder anderen Gruppe angehört, wenigstens die Endung wechselt, und die wechselseitige Bestätigung, welche das sprachliche und historische Element von einander empfangen, wird daher auch in zweifelhaften Fällen zur Richtschnur dienen können. So gibt dieselbe Gottheit in Bithynien einem Aphrodisios, in Sazos einem Aphrodision den Namen; dem dorisch = äolischen Apelläos entspricht in Tenos ein Apelläon, ebenso dem Artemitios in den ionischen Colonien ein Artemision, und umgekehrt dem ionischen Apaturion im asianischen Kalender ein Apaturios, dem Anthesterion in Seleukia ein Anthesterios; der Monat, der in Athen Hekatombäon, heißt in Sparta Hekatombeus, in Kleinasien Hekatombäos, was dort Boedromion, ist in Sicilien Badromios, was dort Glaphebolion, in Elis Glaphios; dem delphischen, kretischen, bithynischen Heräos steht in Tenos ein Heräon, dem ionischen Tenäon und Poseidon im asianischen Jahre ein Tenäos und (bey Choiseul) Poseideios gegenüber; selbst der anomale Thesmophorion wird in Sicilien richtiger Thesmophorios geschrieben; und wie wir den böotischen und delphischen Bukatios in Delos und Tenos als Buphonion wieder finden, so kann auch der böotische Theiluthios neben dem athenischen Thargelion nur den allgemeinen Satz bestätigen.

Schwieriger ist die Frage, und wird wohl nie in allen Stücken befriedigend gelöst werden können, wie nun alle diese Monatsnamen entstanden seyen, woher einerseits diese Uebereinstimmung derselben auch bey ganz verschiedenen Stämmen, andererseits gleichwohl jene Manigfaltigkeit derselben rühre, die sich selbst bey unserer unvollkommenen Kenntniß auf eine Anzahl von mehr als hundert belauft; doch auch ohne sich auf einzelne etymologische und antiquarische Erörterungen einzulassen, die er lieber den Beylagen vorbehielt, glaubte der Verfasser wenigstens einige allgemeine Winke zur Orientierung in diesem Labyrinth geben zu können. Einen Hauptpunct bildet begreiflicherweise das Alter derselben, und hier ist es mindestens wahrscheinlich, daß einzelne derselben weit früheren Ursprunges sind, als die regelmäßige Eintheilung des Jahres selbst in zwölf Monate, von der bekanntlich Homer noch nichts weiß; gedenkt auch derselbe Hesiodus, bey welchem wir den ersten Monatsnamen *Αἰώνιον* finden, in dem nämlichen Gedichte bereits der 30 Monatstage, so fehlt es doch auch später nicht an Spuren, daß einigen dieser Monate noch eine ganz andere und gewis ältere Bedeutung als die einer bloß kalendarischen Eintheilung anklebte. Ohne diese Annahme läge es sehr nahe, die gezählten Monate als die früheren zu betrachten, wie es ja auch bey den ältesten Hebräern der Fall gewesen zu seyn scheint und für die Römer sich noch an den Namen der letzten Monate bewährt; müssen wir also gleichwohl nach Plutarch annehmen, daß bey den Griechen die Zahlbezeichnung jünger ist, so läßt sich das nur so erklären, daß schon ehe man die Monde zwischen zwey Sonnenwenden zu zählen anfing, einzelne derselben bereits zu anderen als chronologischen Zwecken mit bestimmten und

zwar gottesdienstlichen Namen versehen waren, deren Analogie man dann auch zur Bezeichnung der übrigen Glieder der Zwölftheilung anwandte. Gerade dieses aber bestätigt sich vollkommen in dem Begriffe, den auch die spätere Gräcität mit dem Worte *ιερομηνία* verbindet: wenn Thuc. V, 54 sagt: *Καρνεϊος ιερομηνία ἦν παρὰ Λαοιεῦσι*, wenn in der Inschrift bey Böckh II. S. 601 der ephesische Artemision *ὁ ἐπώνυμος τῆς θεοῦ μῆν* heißt, in welchem *ἐκεχειρία* und *ἀτέλεια* in derselben Art eintrat, wie den Reisenden zu den großen Nationalspielen sicheres Geleit gewährt ward, so ist die Heiligkeit dieser Monatszeiten gewis so alt wie die der Feste selbst, welchen sie zur Vor- und Nachfeyer dienten; und je weniger wir dennoch annehmen können, daß jede Stadt zwölf solcher Feste gehabt habe, deren jedem der seinen Namen tragende Monat zugleich als *ιερομηνία* gedient hätte, desto sicherer werden wir daraus den Schluß ziehen, daß die Bezeichnung der Monate mit den Namen gottesdienstlicher Feste, die allerdings als Regel gelten kann, erst nach dem Beispiele der bereits existierenden wirklichen Hieromennien der eigentlichen Hauptfeste geschehen sey. Nur sehr wenige der jetzt vorliegenden Monatsnamen lassen sich auch auf profane Beschäftigungen oder natürliche Zustände der entsprechenden Jahreszeit deuten, wie der *Πόκιος* oder Schurmonat in Amphissa; und auch diese können zugleich gottesdienstlichen Charakter getragen haben, wie der athenische *Μαιμακτηριῶν* oder Sturmmonat doch zunächst von einem Feste des *Ζεὺς Μαιμάκτης*, der ionische *Ἀρναιῶν* oder Keltermonat von dem Feste des Keltergottes Dionysos seinen Namen trägt; doch folgt auch daraus keine besondere Heiligkeit des Monats als solchen, sondern als es

sich um Bezeichnung der zwölf Jahrestheile handelte, traf man nach den erwähnten Analogien aus dem Vorrathe von Gottheiten und Festen je nach örtlichen Rücksichten und Umständen eine Auswahl, deren Gründe wir eben so wenig mehr mit Sicherheit verfolgen können, als die Ursachen, aus welchen Klisthenes seine zehn attischen Stämme gerade nach den Heroen, deren Namen sie tragen, benannte.

Eben daraus erklärt sich nun aber auch weiter die Manigfaltigkeit der Namen auf der einen und ihre Durchkreuzung auf der anderen Seite, beides Erscheinungen, die auf eine Entstehungszeit hindeuten, wo sich die Stämme einerseits schon örtlich genug gespalten hatten, um neben den gemeinschaftlichen Hauptgegenständen der Verehrung zahlreiche Localculte anzunehmen, andererseits aber auch die verschiedenen Stämme wieder in hinlängliche Berührung mit einander getreten waren, um sich nicht geringere Götter und Feste wechselseitig mitzutheilen. Die Verschiedenheit örtlicher Culte und Sagen erstreckt sich bekanntlich selbst auf die einzelnen Deme von Attika; und darnach kann es auch nicht auffallen, wenn in Kreta jede Stadt ihren eigenen Kalender hat, und selbst auf Lesbos die einzelnen Orte Mytilene, Methymna, Antissa, Gresos auch in diesem Stücke ihre Unabhängigkeit gewahrt zu haben scheinen; um so leichter aber machte es eben diese Unabhängigkeit, daß in einem Bruderstaate auch fremde Culte Platz griffen, von welchen der andere nichts wußte. Wohl zeichnen sich fortwährend einige Namen aus, die so vielen Gliedern des nämlichen Stammes eigen sind, daß sie selbst oder wenigstens die Feste, welchen sie entsprechen, noch aus der gemeinschaftlichen Wurzel herrühren müssen; in jeder Gruppe aber finden

wir auch andere, deren rein örtliche Entstehung auß klarste einleuchtet, wie wenn Eretria einen *Ἰππιῶν*, Kyzikos einen *Ταυρεῶν*, Sazos einen *Ἀφροδισιῶν*, Delphi einen *Ἀδαφόριος* und *Θεοξένιος*, Böotien einen *Ὀμολωῖος*, Thessalien einen *Ἰτώνιος*, Seleukia einen *Ἀδωνίσιος* darbietet; und selbst Haupt- und Mutterstädte geben Beyspiele von örtlichem Namenstausche, wo die Colonien offenbar die älteren Namen reiner erhalten haben. So findet sich in Thera, Rhodos, Sicilien ein *Hyakinthios*, während in Sparta der Monat, wo die Hyakinthien gefeyert wurden, *Hekatombeus* hieß; eben so nennt Athen den Monat, der in allen ionischen Städten *Lenäon* heißt, *Gamelion*, desgleichen *Claphebolion* den, der dort fast durchgehends den Namen *Artemision* führt; und nicht einmahl das Fest, das nach Herodot das gemeinschaftliche Erkennungszeichen aller ionischen Zweigvölker war, die *Apaturien*, gibt dort seinem Monate den Namen, den derselbe in *Lenos*, *Di-bia* und *Kyzikos* trägt. Wie aber solche Besonderheiten selbst nachträglich noch in einem Kalender Platz greifen konnten, zeigt gleichfalls Athens Beispiel, dessen *Hekatombeion* ausdrücklicher Angabe zufolge früher *Kronios* oder *Kronion* geheißen haben soll, und wenn wir sehen, wie mindestens sieben athenische Monate von Festen *Apolls* oder seiner Schwester benannt sind, so dringt sich von selbst die Vermuthung auf, daß dieses unter demselben dorischen Einflusse geschehen sey, den auch die Verwandlung der *Theseusheilighümer* in *Heraakleen* voraus setzt, während andererseits auch dorische Colonien Monate zeigen, die, wie der *Cleusinos* in Thera und Kreta, der *Dalios* (*Ἠλῖος*) in Sicilien, der *Ἀγναιοβάκχιος* in *Astypaläa*, der *Διονύσιος* in *Chalkedon* und *Tauromenion*,

offenbar aus der Fremde angenommen sind. Al-  
 lenthalben freylich läßt sich der Weg der Mitthei-  
 lung nicht nachweisen; die Thatsache steht jedoch  
 nichts desto minder fest, daß schon in früher Zeit  
 sich bey den stammverschiedensten Völkern ähnliche  
 oder synonyme Monatsnamen finden, deren Bedeu-  
 tung zu speciell ist, als daß sie nicht auf die an-  
 gedeutete Art von dem einen auf das andere über-  
 gegangen seyn müßten. Von dem dorischen Arta-  
 mitios, der sich als Artemision bey einer nicht ge-  
 ringen Anzahl ionischer Städte findet, war schon  
 die Rede; eben so von der Uebereinstimmung des  
 äolischen *Βουκάτιος* mit dem ionischen *Βουφο-  
 ριών* und des böotischen *Θειλούδιος* mit dem at-  
 tischen *Θαργηλιών*: dieselbe Verwandtschaft aber  
 herrscht unverkennbar auch zwischen dem attischen  
*Βοηδρομιών* oder wie er in Sicilien heißt *Βα-  
 δρόμιος* und dem delphischen *Βοαθός*, und der  
 makedonische *Λαίσιος*, für dessen weitere Verbrei-  
 tung schon sein gleichzeitiges Vorkommen in Si-  
 cylon zeugt, steht unstreitig zu dem sicilischen und  
 kretischen *Θευδάσιος* in gleichem Verhältnisse, wie  
 es zwischen dem thessalischen *Θύος* und dem rho-  
 disch-theräischen *Λιόςθνος* oder dem makedonischen  
*Λώς* und dem böotischen *Ὀμολώιος* obwaltet;  
 vor Allem endlich nimmt der Panemos unsere Auf-  
 merksamkeit in Anspruch, der, so dunkel auch sein  
 Ursprung ist, eben so wesentlich dem dorischen als  
 dem äolischen Kalender angehört und sein Gebiet  
 von Sicilien an über den Peloponnes, Bötien,  
 Aetolien, Macedonien bis nach Rhizikos und Se-  
 leukia in Pierien ausdehnt.

Hiermit stehen wir nun aber zugleich an der  
 Schwelle der dritten und letzten Hauptfrage, die  
 es mit den Mitteln zu thun hat, um die meno-  
 logischen Angaben des Alterthumes kalendarisch



festzustellen, und namentlich auch den Monaten derjenigen Staaten, von welchen wir keinen vollständigen Kalender besitzen, durch innere Wahrscheinlichkeit oder Vergleichung mit anderen ihre approximative Stelle anzuweisen. Denn wo wir alle zwölf Monate vollständig kennen, da steht in der Regel auch die Reihenfolge dieser und der Jahresanfang dergestalt fest, daß die chronologische Bestimmung der einzelnen Monate nur der Unsicherheit unterliegt, die aus der Incongruenz des griechischen Mondjahres mit dem Laufe der Sonne, und unserer mangelhaften Bekanntschaft mit den Schaltcyklen der einzelnen Völker entspringt; bey den meisten aber kennen wir außerdem weder alle Monate des Jahres noch von vielen der bekannten selbst die Reihenfolge urkundlich; und hier verbindet sich dann mit jener Schwierigkeit noch die weitere, daß wir nicht wissen, ob und wie weit selbst in dem Falle, wo der Monat eines Volkes seinem Namen oder dessen Bedeutung nach dem eines anderen entspricht, beide auch derselben Jahreszeit zugewiesen werden dürfen. Was den ersteren Punct betrifft, so ist es freylich zu bedauern, daß wir außer Athen das Schaltsystem anderer griechischer Völker so gut wie gar nicht kennen; selbst von Namen der Schaltmonate wissen wir außer dem athenischen Posideon nur noch den Panemoz in Syrakus und Katana, den Apellaios in Tauromenion, und, wenn Curtius den Zusatz *Ἐνδο* richtig gedeutet hat, den delphischen Poitropios, und andererseits sehen wir schon aus diesen wenigen, daß die Einschaltung selbst bey den einzelnen Völkern sehr verschieden, bald in die erste bald in die zweyte Jahreshälfte fiel; für den jedoch, welchem es nur um die Jahreszeit, nicht um den Monat als solchen zu thun ist, wird diese Schwierig-

keit minder erheblich, sobald er sich nur das nicht irren läßt, daß in Folge abweichender Schaltcyklen der nämliche Monat des einen Volkes in verschiedenen Jahren mit verschiedenen Monaten eines anderen verglichen werden kann. Kannte doch Griechenland selbst bewegliche Feste, wie die olympischen Spiele, von welchen der pindarische Scholiast berichtet, daß sie bald in den Monat Parthenios, bald in den Apollonios gefallen seyen, offenbar weil sie auf den ersten Vollmond nach der Sommer Sonnenwende gefeyert wurden; und da nun der athenische Hekatombäon der erste Monat nach der Sommer Sonnenwende war, so mußte dieser, wenn Athen nicht ganz denselben Kalender mit Elis hatte, gleichfalls bald dem einen bald dem anderen jener Monate entsprechen. Denselben Grund hat es, wenn der korinthische Panemos mit dem makedonischen Loos verglichen wird, obgleich der makedonische Kalender selbst einen Panemos besitzt, sobald man erwägt, daß dieser unmittelbar von dem Loos hergeht; und eben so ist es eine höchst ansprechende Vermuthung, daß der Monat, welcher die Lacedämonier von der Theilnahme an der Schlacht bey Marathon abhielt, der Karneios war, obgleich dieser anderswo mit dem athenischen Metageitnion congruiert und jene Schlacht dagegen in den folgenden Monat Boedromion gesetzt wird. Jedensfalls wird sich eine Differenz aus diesem Grunde nie über die Dauer eines Monats belaufen; und in anderer Hinsicht kann sie mitunter sogar der chronologischen Combination förderlich werden, wenn z. B. der athenische Gamelion in einem Jahre dem böotischen Bukatios, in einem anderen dem Hermäos entspricht, oder der Glaphebolion 423 a. Chr. mit dem spartanischen Gerastios, 421 mit dem Artemisios parallel steht, woraus

mit Sicherheit folgt, was wir sonst nicht wissen würden, daß diese beiden unmittelbar auf einander folgten. Nur in dem Falle, daß das eine Volk inzwischen auch seinen Jahresanfang geändert, oder eine sonstige selbständige Neuerung mit seinem Kalender vorgenommen hätte, ließe sich noch eine weitere Vergrößerung dieser Differenz denken; dies hängt aber schon mit dem zweyten der oben angedeuteten Punkte zusammen, wo das, was hier jedenfalls nur Ausnahme wäre, wenigstens unter anderen Regeln erscheint, und bleibt also nur dieser noch zu betrachten übrig.

So natürlich es nämlich auch zu seyn scheint, daß Monate, die entweder dem Namen oder doch der Bedeutung nach synonym sind, auch in der Zeit mindestens eben so sehr überein stimmen als die vorher erwähnten, deren angenommene Congruenz nur auf positiver Vergleichung beruht, so begegnen uns doch gerade hier solche Abweichungen, die sich unmöglich aus zeitweiliger Differenz der Schaltcyklen allein erklären lassen und jedenfalls zu vorsichtiger Anwendung jener Synonymie mahnen. Derselbe Panemos, der, als er in Korinth dem makedonischen Loos oder unserem Julius entsprach, schon um einen Monat vorwärts gerückt erschien und der auch in Rhizikos, wie in Makedonien selbst dem Junius entspricht, wird in Böotien dem athenischen Metageitnion oder August, in Aetolien dem delphischen Bukatios verglichen, der auf keinen Fall früher fallen kann, und steht in Sicilien als Schaltmonat aller Wahrscheinlichkeit nach unmittelbar vor dem Herbstäquinocinium, während er in Seleukia gar bis zum November herab sinkt; eben so begegnet uns der Apollonios in Elis als Sommermonat, während der makedonische Apellaios die Stelle des Novem-

bers einnimmt und in Tauromenion gar beide Namen zugleich aber um mehrere Monate getrennt vorkommen; oder wenn diese Beispiele nicht schlagend genug erscheinen sollten, so wird der Däsios in Sikyon mit dem athenischen Anthesterion verglichen, wogegen der makedonische Monat desselben Namens ein Vierteljahr später mit dem Thargelion zusammen fällt, und der böotische Bukatios correspondiert, wie oben bereits bemerkt, dem athenischen Gamelion oder December und Januar, während derselbe in Delphi der Monat der pythischen Spiele ist, die frühestens dem August angehören. Da daß nicht einmahl die Feste, von welchen ein Monat seinen Namen hat, einen sicheren Rückschluß auf seine Zeit gestatten, zeigen die Apaturien, die in Athen im Pyanepsio gefeyert wurden und folglich erwarten ließen, daß der ionische Apaturion diesem eben so entspräche, wie der athenische Gamelion, der Monat der Lenäen, dem ionischen Lenäon entspricht; statt dessen aber finden wir in Kyzikos neben dem Apaturion noch einen Kyanepsion, der mit geringer dialectischer Abweichung offenbar der attische Pyanepsion ist, und folglich nur die Alternative läßt, daß entweder die Apaturien zu Kyzikos nicht in demselben Monate wie zu Athen gefeyert wurden, oder wenn dieses gleichwohl der Fall war, der Pyanepsion der einen Stadt nicht derselbe mit dem gleichnamigen der anderen seyn konnte; und die ähnliche Erscheinung wiederholt sich hinsichtlich der Buphonien, die zu Athen im Skirophorion begangen wurden, in Delos und Tenos aber einem eigenen Monate den Namen gaben, der wenigstens auf ersterer Insel ausdrücklich dem Metageitnion verglichen wird. Wie endlich schon im späteren Alterthume die uncritische Beziehung eines gleichlautenden Monats

auf die nämliche Jahreszeit störend auf die chronologische Bestimmung und Vergleichung desselben mit anderen einwirken konnte, beweist eine Stelle des Ezekeß, der einmahl den delphischen Herakleios mit dem attischen Thargelion, auf derselben Seite aber diesen letzteren, der allen sonstigen Nachrichten zufolge in unseren May fiel, mit dem römischen Januar vergleicht, was sich kaum anders erklären läßt, als daß er oder sein Gewährsmann einen anderen dem Januar entsprechenden Herakleios, vielleicht aus dem bithynischen Kalender, kannte und von diesem dann auf den dem delphischen Herakleios entsprechenden Thargelion schloß. Unter solchen Umständen kann es mithin nur gewagt erscheinen, wenn z. B. Dissen ad Pind. Nem. V. 44 daraus, daß die Athener im Munychion oder April Delphinien feyerten, auch den äginetischen Monat Delphinios als Frühlingsmonat nimmt, oder Böckh auf die Uebereinstimmung des böotischen Panemos mit dem attischen Metageitnion die Annahme begründet, daß die nemeischen Spiele, welche dem pindarischen Scholiasten zufolge am 12. des argolischen Panemos gefeyert wurden, auf den 12. Metageitnion gefallen seyen; je mehr jedoch allerdings wenigstens in früheren Zeiten die allgemeine Wahrscheinlichkeit dafür spricht, daß bey dem engen Zusammenhange, der zwischen den Festen und Jahreszeiten Statt hatte, auch die von jenen benannten Monate wenigstens in die gleiche Jahreszeit gefallen seyen, desto weniger dürfen wir auch in solchen Abweichungen bloßen Zufall erblicken, sondern sie selbst möglichst auf gewisse Classen von Ursachen zurück zu führen suchen, in deren Ermangelung die Präsumtion immerhin für Uebereinstimmung bleibt.

Zuvörderst versteht es sich hier von selbst, daß

nur solche Monate zu dieser Präsumpcion berechtigt sind, deren Namensähnlichkeit auf einer gemeinschaftlichen Quelle und inneren Verwandtschaft des Stammes oder Cultus beruht und die nicht aus letzterem selbst die Möglichkeit einer Abweichung der Jahreszeiten erhalten. Der Eleusinos zu Thera und Kreta hat offenbar seinen Namen von der Verehrung der eleusischen Demeter, wollte man aber daraus schließen, daß er dem athenischen Boedromion entspreche, weil in diesem die großen Mysterien gefeiert wurden, so wäre dieses auch ohne anderweite Gründe schon deshalb voreilig, weil Attika selbst noch andere kleine Eleusinen im Anthesterion kennt; derselbe Fall ist mit dem Dionysios, der selbst mit den attischen Dionysien verglichen eben so wohl auf den Elaphebolion als auf den Posideon zurückgeführt werden könnte; und wenn wir vorhin den delphischen Herakleios mit dem attischen Thargelion verglichen, so steht dem nicht entgegen, daß hier das Fest der Herakleen an das Ende des Skirophonion, wo nicht an den Anfang des nächsten Jahres fällt. Daß in jedem Staate an bestimmten Tagen ein Fest gefeiert ward, wo die einzelnen Stämme gleichsam die Idee ihrer Verwandtschaft feierten und ihre innern Angelegenheiten ordneten, liegt im Charakter des ganzen griechischen Lebens; wenn aber nicht einmal die ionischen Colonien diese ihre Apaturien gleichzeitig mit Athen begangen zu haben scheinen, so werden wir noch weniger aus ihrem Apateurion auf den kymäischen Phratrisios schließen dürfen; und ähnlich verhält es sich mit dem jährlichen Todtenfeste, dem in Kreta ein *Nekúσιος* entspricht, ohne daß daraus ein Schluß auf die Lage des sicilischen *Ἀγριάντιος*, der dasselbe bedeutet, erlaubt wäre. Hier und da mögen aller-

dings auch die Zeiten solcher Feste überein stimmen, wie z. B. der Verf. in seinem oben erwähnten Programme die Coincidenz des delphischen Theorenios mit dem agrigentinischem Theorenen wahrscheinlich gemacht zu haben glaubt; dagegen hat er ebendasselbst die neuerdings aufgestellte Vergleichung des delphischen Bukatios mit dem delphischen Buphonion der Zeit nach verwerfen müssen; und wenn dieser, wie bereits bemerkt, nicht einmahl mit dem Monate der attischen Buphonien überein kam, so wird, wo selbst näher verwandte Stämme divergieren, für das Zusammentreffen entfernterer aus der bloßen Synonymie höchstens ein Ergänzungsbeweis entlehnt werden können.

Dagegen fehlt es übrigens auch gewis nicht an Festen und daher entlehnten Monatsnamen, deren ursprüngliche Identität schon um der bloßen Ähnlichkeit willen mit derselben Sicherheit voraus gesetzt werden kann, als wenn sie durch ein ausdrückliches Zeugnis überliefert wäre; und wenn also auch hier sich mitunter Abweichungen finden, die größer sind, als daß sie sich durch die oben erwähnte Verschiedenheit der laufenden Schaltcyklen erklären ließen, so können solche nur in organischen Aenderungen begründet liegen, die einzelne Staaten im Laufe der Zeit mit ihren Zeitrechnungen vornahmen. Daß solche im Alterthume keinesweges unerhört sind, zeigt das Beispiel des römischen Kalenders, der sowohl seinen Jahresanfang als sein Schaltsystem mehrmahls geändert hat; und auf diese beiden Gesichtspuncte werden sich dann auch wohl in Griechenland alle nicht bloß zeitweiligen sondern constanten Abweichungen ursprünglich identischer Monate zurück führen lassen. Was die Verschiedenheit des Jahresanfanges betrifft, so stört diese allerdings nicht nothwendig die

Congruenz zweyer Monate, in so fern sie zunächst nur die Ordinalzahl derselben verändert, wie z. B. der Hermäos im böotischen Jahre sehr wohl der zweyte, im argivischen der vierte Monat seyn konnte, ohne daß deshalb beide aufhörten unserem Januar oder Februar zu entsprechen, oder der dem November entsprechende Apelläos im makedonischen Jahre die zweyte, im lamischen die eilfte Stelle einnimmt; eben so wohl aber kann anderswo die Rangordnung der Monate dieselbe bleiben und nur die Jahreszeit des ersten verändert werden, dem dann alle übrigen folgen müssen, und somit können auch Monate desselben Namens um ganze Viertel- oder halbe Jahre aus einander kommen. Sehr charakteristisch für beide Arten sind die Aenderungen des athenischen Jahres in der Kaiserzeit, wo zuerst der Boedromion oder dritte Monat, der unserem September entspricht, zum ersten gemacht, dann aber die alte Ordnung mit dem Hekatombäon an der Spitze hergestellt und nunmehr dieser selbst, der früher der erste nach der Sommersonnenwende war, mit dem September gleich gesetzt wird; daß aber ähnliche Operationen auch in früherer Zeit vorkamen, zeigt der oben erwähnte Däsius, dessen Differenz in dem sikhonischen und makedonischen Kalender auf eine Zeit deutet, wo der erste Monat des letzteren auf den vierten des ersteren fiel, und in ähnlicher Art berechtigt uns die Wahrnehmung, daß der Πάνεμος, welchem der delphische Βουναίος verglichen wird, im lamischen Jahre um drey Monate vor dem dortigen Βουναίος hergeht, zu der Unterstellung, daß das Jahr, welches hier mit dem Winter begann, dort von der Herbstzeit an gezählt worden sey. Leider sind wir nur auch hinsichtlich der Jahresanfänge mehrentheils auf Combinationen beschränkt, die



selbst wieder oft die Congruenz gleich lautender Monate voraus setzen müssen, wie z. B. eben die Annahme, daß das lamische Jahr mit dem Winter begonnen habe, wesentlich darauf beruht, daß sein neunter Monat, der Panemos, in anderen Zeitrechnungen auf den August oder September, sein zwölfter, der Bukatios, in Böötien auf den December fällt; doch gibt es mitunter auch noch andere wenigstens approximative Haltpuncte, wie wenn in Delphi die einzelnen Monate wieder nach Halbjahren, oder in Agrigent gar nach Sechsteljahren geschieden werden, wo z. B. der Karneios nach bestimmten Zeugnissen in das sechste Sechstel fällt; und gewinnen wir dann nur noch ein oder das andere Datum zur Vergleichung, wie daß der Karneios dem Metageitnion entspricht, oder daß Bysios und Herakleios im zweyten delphischen Semester Frühlingsmonate sind, so läßt sich der Wahrheit um so näher kommen, als es sich bey dieser Frage nicht sowohl um Monate als um Vierteljahre handelt. Denn das scheint allerdings als Regel festzustehen, daß der Jahresanfang immer mit einem der vier astronomischen Jahrespuncte zusammen hängt, obgleich er je nach dem Schaltcyklus bald auf den Neumond nach dem Solstitium oder Aequinoctium, bald auf den vorher gehenden fallen kann; und so werden wir dann namentlich solche Abweichungen gleich lautender Monate, die ein volles Viertel = oder halbes Jahr betragen, auf Rechnung des veränderten Jahresanfanges setzen können, während bey geringeren Discrepanzen der zweyte der obigen Gesichtspuncte, die Aenderungen des Schaltsystemes, offen steht.

(Schluß folgt.)

---

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

## 24. Stück.

Den 10. Februar 1844.

---

### G ö t t i n g e n.

Beschluß der Anzeige der Vorlesung des Professors Hermann über griechische Monatskunde und die Ergebnisse ihrer neuesten Bereicherungen.

Von diesen ist nun die Bedeutendste begrifflicherweise die Umwandlung des Mondjahres in ein Sonnenjahr, die in Folge der julianischen Kalenderform nach und nach sich auch den griechischen Städten mittheilte, und wenn auch mit dieser von nun an größere Einstimmigkeit in die verschiedenen Zeitrechnungen kam, so wurden doch durch eben diese die zeitweiligen Abweichungen, die aus der bisherigen Verschiedenheit der Schaltcyklen hervorgegangen waren, fixirt und die Uebereinstimmung correspondirender Monate für immer aufgehoben; daß jene Abweichungen aber in den Verwirrungen und Willkürlichkeiten, welchen jene Zeitrechnungen vor der Reform gewiß nicht minder als die römische selbst unterlegen waren, sich auch wohl über das obige Maximum eines Monats ausgedehnt haben

konnten, leuchtet ein, und so wird es nicht befremden, gerade in den solarischen Kalendern, welche uns namentlich in den früher erwähnten Hemerologien erhalten sind, dieselben Namen bey dem einen Volke oft um zwey und mehr Monate später als bey dem anderen gesetzt zu sehen. Manche von diesen erscheinen allerdings so zufällig zusammen gewürfelt, daß man an einem bestimmten Systeme ihrer Vergleichung mit den älteren verzweifelt; bey anderen dagegen sind die Spuren eines solchen unverkennbar, und wie dieses hinsichtlich der vorderasiatischen Nachbildungen des makedonischen Kalenders von Ideler ausgeführt worden ist, so hat es Böckh C. I. II. p. 925 für das Verhältnis des asianischen zum athenischen auf eine Art gethan, welche die tiefste Einsicht in diese chronologische Werkstätte gestattet. Ähnliche Wirkungen aber konnten aus ähnlichen Ursachen auch schon früher hervor gehen, wenn z. B. ein Volk den Monatsnamen eines anderen gerade zu der Zeit erborgte, wo derselbe durch Einschaltungen von seiner eigentlichen Stelle verrückt war, und ihn seinem eigenem Schaltsysteme einverleibte, das ihn zu Zeiten um noch einen Monat weiter vorrücken konnte; und ganz besonders trifft die Analogie der obigen Umwandlung gerade diejenige Zeit, in welcher überhaupt erst Schaltcyklen eingeführt wurden, um das Mondenjahr von Zeit zu Zeit durch einen dreyzehnten Monat mit dem Sonnenjahre auszugleichen. Denken wir uns hier zwey Staaten, deren gleich lautende Monate ursprünglich auch gleichzeitig fallen, von welchen aber der eine bereits von Zeit zu Zeit einschaltet, der andere aber nicht, so werden mit jedem neuen Schaltmonate des ersten die entsprechenden Namen um eben so viele Tage, als dieser beträgt, aus einander

fallen; fängt nun auch der zweyte zu intercallieren an und holt das Versäumte nicht nach, so verewigt er gerade dadurch die entstandene Differenz und wird den Vorsprung, den der erste gewonnen hat, nie wieder erreichen. Ja selbst die Ueänderung des Jahresanfanges läßt sich auf dieselbe Weise erklären, wenn ein Volk, das z. B. früher im Herbst seinen Cyklus von zwölf Mondmonaten begonnen hat, nach einer Reihe von Jahren denselben schon mit dem Sommersolstitium beendigt sieht und nun von diesem eine neue Aera mit Schaltmonaten beginnt; und da sich Aehnliches bey jedem Uebergange aus einem unvollkommenen Schaltsysteme in ein vollkommeneres wiederholen kann, so fehlt es nicht an genügenden Ursachen, um die ganze Manigfaltigkeit abweichender Monatszeiten mit der fortwährenden Präsumtion ihrer ursprünglichen Uebereinstimmung zu vereinigen. Im Einzelnen wird man freylich nicht vorsichtig genug seyn können, um keinen der drey erwähnten Gesichtspuncte zu vernachlässigen, unter welchen die Abweichung gerechtfertigt und selbst nothwendig gemacht werden kann; im Ganzen jedoch sind wir allerdings berechtigt, bis zum concteten Beweise des Gegentheiles die ähnliche Lage synonymmer Monate anzunehmen, deren Grundsatz selbst durch constante Abweichungen aus den entwickelten Gründen nicht erschüttert wird. Nach diesen Principien ist daher die dritte der vorgelegten Tabellen dergestalt entworfen, daß, wie in der ganzen vorstehenden Abhandlung, zum Grundmaße der Jahreszeiten, auf deren Vergleichung es hier allein ankommen kann, unsere zwölf Monate gewählt und nur die vier erwähnten Anfangspuncte in eben so vielen Uebersichten getrennt sind, die dann wenigstens theilweise auch wieder mit den oben

geschiedenen Stammgruppen zusammen fallen; bleibt auch darin fortwährend leider noch allzu Vieles lückenhaft oder hypothetisch, so wird doch dieser erste umfassende Versuch einer vergleichenden Menologie weiteren Forschungen zum Fundamente dienen können.

### Marburg,

typ. Bayrhöfferi acad.: Exercitationum Herodotearum specimen I. sive de rebus Assyriorum. Dissert. inaug. ad summos in philosophia honores rite obtinendos d. 23. Dec. a. 1837. def. Guil. Hupfeld, Spangenbergensis. 57 Seiten in Octav.

### Rinteln,

bey Bösendahl: Exercitationum Herodotearum specimen II. sive de vetere Medorum regno scr. Dr. Guil. Hupfeld. Zum Jahresbericht über das kurfürstl. Gymnasium zu Rinteln, 3. April 1843. 70 Seiten in Quart.

Wir verbinden diese beiden, bey verschiedenen Verlegern in verschiedenem Formate erschienenen Schriften, welche Hr. Dr. Wilh. Hupfeld bey seiner Promotion in Marburg zu Ende des J. 1837 und als Hilfslehrer des Gymnasiums zu Rinteln im Anfange des J. 1843 schrieb, um ihres verwandten Inhaltes und gemeinsamen Titels willen, ohne zu warten, ob der Verf. noch ein drittes, etwas ferner liegendes, Specimen de veterum Lydorum rebus folgen lassen werde. Eine Zusammenstellung der Nachrichten, welche uns Herodot über die behandelten Gegenstände liefert, mit dem, was wir sonst darüber erfahren haben, ist von desto größerem Nutzen, je mehr sie zu einem bessern Ver-

ständnisse der Bildwerke und Inschriften führt, von deren neuen Ausgrabungen in Mosul und Abzeichnungen in Persopolis und an andern Orten des Orients wir mehr Aufklärung des Dunkels zu erwarten haben, welches die äußerst dürftigen und einander widersprechenden Nachrichten alter Schriftsteller nicht ganz aufzuhellen vermögen. Obgleich uns Herodot I, 95—130 eine vollständige Geschichte Mediens von Dejokes bis Astyages geliefert hat, Assyriens frühere Geschichte dagegen, ungeachtet eines zweymahligen Versprechens einer ausführlichern Bearbeitung I, 106. 184., nur gelegentlich daselbst berührt, so liegen doch beide gleich sehr im Dunkeln, weil des Herodotos Nachrichten von dem, was uns andere Schriftsteller melden, so sehr abweichen, daß es schwer ist, den wahren Verhalt derselben herauszufinden. Nach dem, was wir bis jetzt davon wissen, dürfen wir uns kein absprechendes Urtheil erlauben, und es genügt daher eine kurze Angabe des Ergebnisses, zu welchem unser Verf. durch sorgfältige Erwägung alles Einzelnen gelangt zu seyn glaubt.

Wenn auch in der assyrischen Geschichte Herodotos mit Berosus und den biblischen Schriftstellern mehr zusammenstimmt, so will doch unser Verf. die ganz verschieden lautenden Nachrichten, welche Ktesias aus heimischen Quellen schöpfte, nicht ganz verwerfen, so fern sich auch die Verzeichnisse des Eusebius, Syncellus und Moses von Chorene damit in Einklang bringen lassen, so bald man nur einige Verirrungen und den mythischen Ursprung der Erzählungen von Ninus und Semiramis einräumt. Nach Hupfelds Ansicht war die Herrschaft der ältesten Könige Assyriens, mochten sie frey oder vom mächtigen Babylon abhängig seyn, auf ihr eigenes Land beschränkt, bis Beleta-

ras um 1317 v. Chr. Geb. den Thron einnahm und sich mit der Semiramis Atossa vermählte: denn auf diese Zeit bezieht er, was Diodor II, 1. von Ninus erzählt, welcher mit Hilfe arabischer Streitkräfte um 1303 Babylon eroberte. Nach Beletaras herrschten in einem Zeitraume von 526 Jahren, von welchem wir nichts erfahren, 41 Könige bis auf Phul, welche, größtentheils unthätig, doch allmählich Oberasiens Völker sich unterwarfen, und nicht nur Medien und Babylon beherrschten, sondern auch nach Damascus, Syrien, Phönicien, Palästina und Aegypten ihre Waffen trugen. In dieser Macht blühte Phul von 777—761, Tiglath Pile sar von 761—734, den Nabonassar über Babylon setzend, Salmanassar von 734—716, Sanherib von 716—698, von Jesaias XX. Sargon genannt, wenn man 2 Regg. XVIII, 17. vergleicht. Unter diesem Fürsten zerfiel die assyrische Macht durch äußere Unglücksfälle und inneren Aufruhr. Kaum aus Aegypten um 714 zurückgekehrt, erlebte er den Abfall der Meder, auf welchen auch der babylonische König Merodach Baladan sann, nach dessen Tode 709 Sanheribs Bruder, Arkiand von Ptolemäus genannt, bis 704, dann noch einige Andere herrschten, bis Sanherib durch Einsetzung seines Sohnes Asfordanes oder Apronadios um 699 den Unruhen in Babylon ein Ende machte. Unter demselben Sanherib soll ein griechisches Heer, welches gleich den ehernen Männern bey Herodot II, 152. zur See nach Kilikien kam, geschlagen, und darauf vom Sieger am Kydnußflusse ein Denkmahl errichtet, und die Stadt Tarsus nach Babylons Muster erbauet seyn.

Wie diesen Sanherib seine Söhne Adrumazanes oder Adramelech und Nergilus = Sa-

rezer tödteten, so vertrieb diese wieder ihr Bruder Nerdis oder Assarhaddon, welcher seinem Vater in der Herrschaft Assyriens von 698 — 667 folgte, sowie diesem Samuges oder Saosduchinus von 667 — 647 und dessen Bruder Chynitadanus oder Sardanapalus, unter welchem im J. 606 das Reich zerstört wurde. Als diesen nach der Besiegung des Meders Phraortes nach 634 Nynares in die Stadt einschloß, ward er durch die Skythen befreyet, welche um 632 in Asien einfielen. Als er aber um 625 gegen die Barbaren den Chaldäer Nabopolassar oder Busalossor, auch Belshys von Ktesias genannt, als Statthalter nach Babylon sandte, welches die assyrischen Könige seit Assarhaddon, um neuen Unruhen vorzubeugen, selbst beherrscht hatten, schmiedete dieser Empörungspiane und zerstörte endlich in Verbindung mit dem medischen Könige Ninive. So ward nach Sardanapals Tode das große assyrische Reich in zwey Theile zerspalten, bis sie der persische König Kyrus wieder vereinigte. Das Reich der Chaldäer, welches Nebukadnezar auf den höchsten Gipfel der Macht erhob, sank sogleich wieder unter dessen Nachfolgern Evilmerodach, Neriglossar, Laborsoarchadus, Nabonedus, deren Herrschaften Berosus bey Joseph. c. Ap. I, 19. 20. so genau beschrieben hat, daß nur der Punct streitig bleibt, ob unter Belshazar und Darius aus Medien, welche bey dem Propheten Daniel 5 u. 6. 8 u. 9. als Nachfolger Nebukadnezars genannt werden, Evilmerodach und Neriglossar zu verstehen seyen. Es werden aber die Könige bey den verschiedenen Schriftstellern mit so verschiedenen Namen benannt, daß Sardanapalus nicht nur Chynitadanus, sondern auch Saracus oder Sarax, ja sogar Thonos Concoleros heißt. So scheint He-



robot's Labynetus I, 188. 74. nicht verschieden von Nabopolassar, obwohl er der Nitokris Sohn heißt, welche unser Vf. für Nebukadnezars medische Gemahlin Amuheä oder Aroite erklärt. Daß außerdem die assyrischen Namen, deren medopersischen Ursprung der Verf. nicht verkennet, im Munde anderer Völker gar manigfaltig verdreht wurden, leuchtet von selbst ein. Viele derselben sind aus Götternamen erwachsen, welche die assyrischen Helden so gern sich beylegten, daß man sich nicht wundern darf, wenn man auch mythische Personen daraus schuf. Ein solcher Name war Sandes oder Sandon für den assyrischen Herakles oder Sonnengott, von welchem man die ältesten Könige der Lydier, wie Agron, des Minus Sohn und Belus Enkel nach Herod. I, 7., ableitete. Wie Dfr. Müller im rhein. Mus. III, 1. S. 22 ff., erkennt auch unser Verf. hierin einen Ursprung der Lydier aus dem inneren Asien, zuñahl da nach Genes. X, 22. Lud mit Aram dem Glam, Assur und Arphachsad gleichgestellt wird. Die Sage von des Atys Söhnen Lydus und Tyrrhenus entstand aus der Vereinigung der Lydier mit den tyrrhenischen Pelasgern, welche vor ihnen das mäonische Land bewohnten.

So wenig jedoch derjenige, welcher auf hoch über das Zeitalter der Zeugen und erhaltenen Denkmähler hinaufreichende Sagen nur geringen historischen Werth legt, dem Verf. bestimmen wird, wenn er durch bloße Vergleichung der verschiedenen Nachrichten, sie mögen einer frühern oder spätern Zeit angehören, die Wahrheit ermitteln zu können glaubt, so wenig können wir ihm folgen, wenn er in der medischen Geschichte nur, was im Bendidad von den ältesten Begebenheiten aller Arier gemeldet wird, mit dem verbinden will, was uns Hero-

dot und Ktesias gemeinschaftlich berichten, dagegen jede Vergleichung der mythischen Sagen in andern zendischen Schriften und dem Gedichte Firdussis unstatthaft findet, weil sie ihm nicht sowohl in späterer Zeit durch Verdrehung der Wahrheit entstanden, als vielmehr aus uralter Zeit herzustammen scheinen, in welcher auch nach Ammianus XXIII, 6, 32. Zoroaster mit dem Könige Hystaspes, des Darius Vater, die Wissenschaft der Magier durch Zusätze aus den Geheimlehren der Chaldäer bereicherte: denn daß Zoroaster vor dem Vater des Xerxes gelebt habe, schließt der Verf. daraus, weil Darius in den Keilinschriften ein Verehrer des Ormuzd heiße, statt daß uns eben deshalb, weil Kyros in den Keilinschriften noch nicht so genannt wird, erst von des Darius Vater Hystaspes die Lehre des Ormuzd angenommen zu seyn scheint. Daß der Gustasp des Firdussi, unter welchem Zoroaster seine Lehre im persischen Reiche verbreitete, davon nicht verschieden war, erhellet nicht nur daraus, weil er Zoroasters Schriften in einer persopolitanischen Felsengrotte aufbewahren ließ, welche zufolge der dortigen Inschriften Darius zuerst aufbaute, sondern auch daraus, weil unter seinem 120 Jahre herrschenden, d. h. mehre Könige einer Dynastie vertretenden, Vorgänger Vohrasp Traks oder Babylons Statthalter Buktnasser, d. h. Nebukadnezar, Jerusalem einnahm und zerstörte. Auch erlauben die 88 Jahre seiner Nachfolger bis auf Alexander nicht, den ebenfalls 120 Jahre herrschenden Gustasp in ein höheres Alterthum hinaufzurücken; dagegen ist unter Kerkhosro eher Kyarares, als Kyros, zu verstehen, obgleich dessen Vorfahr Kerkawus oder Kambyses heißt, dessen Heer in einer Schlacht von einer ähnlichen Finsternis überfallen wurde, wie sie sich nach He-

rodot I, 103. unter Kyaxares am 30. Sept. 610 v. Chr. Geb. oder 120 Jahre vor der Schlacht bey Marathon ereignete. Unser Verf. findet es freylich lächerlich, daß Volney beiderley Verfinsterung für eine und dieselbe halten konnte; allein so wenig begründet auch viele der vom Vf. widerlegten Meinungen seyn mögen, durch welche man die Sagen der Zendschriften mit den Nachrichten des Herodot und Ktesias in Einklang zu bringen suchte, so sehr überrascht doch die Erwähnung einer so merkwürdigen Naturbegebenheit in ungefähr einerley Zeit. Dergleichen Thatsachen erlauben weit eher eine Vergleichung, als das ungefähre Zusammentreffen der Regierungsjahre der Könige vor Astyages, welche Ktesias nicht nur mit ganz andern Namen benennt, als Herodot, sondern auch unter andern Verhältnissen auf eben so viele gleich lange herrschende Könige folgen läßt.

Gleichwohl trägt unser Verf. kein Bedenken, nach des Eusebius und anderer Chronologen Vorgange des Ktesias nur 40 Jahre herrschenden Artäus mit der 53 jährigen Herrschaft des Dejokes bey Herodot, Artynes mit Phraortes und Astibaras mit Cyaxares, wie Aspadus mit Astyages, zusammen zu stellen, obgleich die Geschichte ihrer Thaten nicht minder verschieden lautet, als das, was uns persische Schriftsteller melden. Bey Herodot nur die Erzählung von Astyages und Kyros, bey Ktesias dagegen die ältere Geschichte der Könige vor Dejokes verwerfend, aus den Zendbüchern aber nur der Arier älteste Wanderungen im Bendidad als geschichtlich anerkennend, setzt er folgende Data der medischen Geschichte fest. 714 v. Chr. Geb. fallen die Meder von den Assyriern ab, und leben sechs Jahre in Unabhängigkeit ohne König: Dejokes herrscht 53 Jahre von 708—655,

Phraortes 22 Jahre von 655—633, Kyaxares 40 Jahre von 633—593, Astyages 35 Jahre von 593—558, da Kyros der medischen Herrschaft ein Ende machte. Um 632 wurde Kyaxares bey der Belagerung der Stadt Minus von den Skythen überfallen, von 615—610 kriegte er mit dem lydischen Könige Alyattes, worauf er sich mit Nabopolassar verbündete und verschwägte, mit welchem vereint er, 606 Minus zerstörte und 604 die Skythen aus Asien vertrieb. Gegen diese Bestimmungen ist eben so wenig etwas zu erinnern, als wenn der Verf. den zweyten Kyaxares, welchen man aus Xenophons Kyropädie zwischen Astyages und Kyros hat einschieben wollen, um daraus den Artaphrenes der Scholiasten in der Reihenfolge persischer Könige bey Aeschylus Pers. 764 sqq. zu erklären, gar nicht als medischen König anerkennt. G. F. Grotefend.

### P a r i s.

Charpentier, Techener libraire 1839. Barzas-Breiz. Chants populaires de la Bretagne recueillis et publiés avec une traduction française, des éclaircissements, des notes et les mélodies originales par Th. de la Villemarqué. T. I. LXXVIII und 275 S. T. II. 387 und (12) Seiten in Octav.

### T ü b i n g e n,

bey Ludw. Friedr. Fues 1841. Volkslieder aus der Bretagne, ins deutsche übertragen von A. Keller und E. v. Seckendorff. Mit XVI Originalmelodien. VIII, 264 und 16 Seiten in Octav.

Die bereits in den G. G. A. 1843. St. beyläufig erwähnte äußerst verdienstliche Sammlung dieser Lieder, welche Herr de la Villemarqué sämmtlich aus dem Munde des bretagnischen Volkes aufgezeichnet hat, ist in vielfacher Hinsicht sehr beachtenswerth. Abgesehen von dem poetischen Gehalte der Dichtungen, welcher ihnen gleich nach ihrer Bekanntmachung Anerkennung verschaffte und von dem Gewinne, welcher sich für die genauere Kenntniß der celtischen Dialecte aus ihnen ergibt, gewährt ihnen schon das verhältnißmäßig hohe Alter, welches vielen unter ihnen zugeschrieben werden muß, ein historisches Interesse. Denn wir finden hier Dichtungen, deren erste Entstehung in die Zeiten gehört, in welchen das Christenthum in der Bretagne noch mit dem Heidenthume im Streite war. Daneben läßt das rein volksmäßige Colorit, welches alle bis auf wenige Ausnahmen tragen, sehr klar den eigenthümlichen Charakter, und die individuellen Formen der Volkspoesie erkennen, weshalb sie in der Entwicklungsgeschichte der poetischen Formen überhaupt und der Volksdichtung insbesondere eine vorzügliche Berücksichtigung verdienen. So bestätigt sich z. B. der Satz, daß die kurzen unmittelbar gereimten Verse in der Volkspoesie die ursprünglichsten sind, auch hier; da gerade die ältesten Lieder der Sammlung am gewöhnlichsten in zwey- oder dreyzeiligen Strophen verfaßt sind, welche aus unmittelbar gebundenen Versen von acht Silben bestehen. Insbesondere aber liefern diese Gedichte für historisch-philologische Forschungen über celtische Nationaleigenthümlichkeiten und celtisches Alterthum manche schätzbare Beyträge, welche jetzt, wo diese Studien namentlich durch Leos Entdeckung über die lex Sa-

lica für Deutschland eine große Wichtigkeit gewonnen haben, sehr willkommen seyn müssen.

Denn die Bretagner bewahrten, ungeachtet manche Stürme über sie ergingen, bis auf den heutigen Tag nicht nur die Erinnerung an wichtige Ereignisse ihrer Vergangenheit, sondern sie hielten auch an alt hergebrachten Gewohnheiten länger und treuer fest, als ihre Stammverwandten in anderen Ländern. Eine nicht geringe Anzahl von Liedern bezieht sich daher auf einheimische Begebenheiten von den älteren Zeiten bis auf die neuesten. Zum Theil gehören diese noch dem Mittelalter an, wie in dem neunten Liede sich das Andenken an Wilhelm den Eroberer erhalten hat, das zehnte uns in die Zeiten der Kreuzzüge versetzt, das dreyzehnte noch von den Freveln der in dem Lande sehr verhassten Tempelherren zu berichten weiß. Mehr Bezüge finden wir auf Begebenheiten des fünfzehnten, sechzehnten und siebenzehnten Jahrhunderts, und noch jetzt fallen bedeutende Zeitereignisse noch immer der Volksdichtung anheim. Und wenn sie die historischen Einzelheiten natürlich auch nicht treu bewahrt, so charakterisiert sie doch die Stimmung, welche verschiedene Begebenheiten in dem Volke hervor brachten, und den Antheil, welchen es an ihnen nahm.

Eine zweyte Gattung von Liedern führt uns in den Bereich altceltischer Sagen und des celtischen Heidenthumes. Noch lebt der ritterliche König Artus und der Zauberer Merlin in der Volksdichtung fort; in der Weissagung Gwens'hlans dem ersten und ältesten Stücke der Sammlung tritt mit den Worten 'wir gehn drey-mahl durch Todesnacht, ehe wir zur Ruhe sind gebracht' noch der altdruidische Glaube an eine drey-mahlige See-

lenwanderung hervor. Mehrere Lieder erwähnen die Leiche der Angst und der Gebeine und die Thäler des Blutes, zu welchen die abgeschiedenen Seelen kommen um zu der Hölle zu gelangen: eine seltsame Mischung des Heidnischen und Christlichen. Nach I. p. 21 schwingen sich die Seelen als Tauben zum Himmel, wie auch nach deutschem Volksglauben die Seelen sich in Gestalt von Vögeln zeigen. In dem fünfzehnten Liede kommt der todte Verlobte zu der klagenden Braut, um sie seinem Versprechen gemäß heimzuführen; sie findet sich nach einem schnellen Ritte zuletzt mit ihm auf der Apfelinsel, dem Aufenthalte der Seligen. Bekanntlich liegt eine gleiche Sage Bürgers Leonore zum Grunde; aber auch im Norden, bey Slawen und Neugriechen finden wir sie, wenn auch etwas umgewandelt, wieder. Auch der Glaube an Feen und Zwerge, welche in Deutschland schon aus der Volksdichtung fast verschwunden sind, tritt in dem zweyten, dritten und vierten Liede äußerst charakteristisch hervor.

Noch machen wir auf eine Reihe von Liedern aufmerksam, welche bey Festen gesungen werden. Die meisten unter denselben sind seit alten Zeiten bey solchen Gelegenheiten herkömmlich und stehend, so wie die Feste der Bretagner selbst noch manches alterthümlich Nationale bewahren. Herr de la Villemarqué hat in der Einleitung und in den beygegebenen Anmerkungen das Seinige gethan; um durch Schilderung bretagnischer Sitten, Erläuterung des Volksglaubens, durch Nachweisung der Begebenheiten und der Personen, auf welche die Gedichte sich beziehen, durch Mittheilung der Sagen, welche sich außerdem an sie knüpfen, und durch die Charakteristik der Entstehung und Ver-

breitung der Lieder selbst die Sammlung verständlich und lehrreich zu machen. In der deutschen Uebersetzung wird das Wichtigste aus seinen Bemerkungen mitgetheilt, doch fehlt hier die Einleitung des Herausgebers. W. M.

### L o n d o n;

bey Longman. 1842. Lectures on the Diseases of the Urinary Organs. By Sir Benjamin C. Brodie, Sergeant-Surgeon to the Queen. Third edition, with alterations and additions. VII und 379 Seiten.

Diese Vorlesungen enthalten in einem kleinen Raume eine beynahe vollständige Uebersicht der Krankheiten der Urinar-Organe, hauptsächlich vom chirurgischen Standpuncte und ausgestattet mit vielen eigenthümlichen, aus einer reichen Erfahrung geschöpften Beobachtungen. Der Inhalt derselben ist folgender: 1. Krankheiten der männlichen Harnröhre. 2. und 3. Erkenntniß und Cur der Stricture. 4. Behandlung der Stricture der weiblichen Harnröhre; Abscesse und Fisteln; mechanische Verstopfung. 5. Reizbarkeit, Lähmung und Entzündung der Blase; das Unvermögen den Harn zu halten. 6. Blutschwamm der Blase; Blasenfälle in Folge von Nierenkrankheit. 7. Entzündung und chronische Erweiterung der Vorsteherdrüse. 8. Behandlung der chronischen Erweiterung, Scirrhus der Vorsteherdrüse. 9. Harnsteine und Sand. 10. Nierensteine. 11. Geschichte und Zufälle der Blasensteine. 12. Behandlung der Blasensteine bey'm Manne. 13. Die Operation der Lithotomie. 14. Ueber die Ursachen des Todes nach der Lithotomie; Behandlung des Steines bey'm Weibe. 15. Lithotritie.



Bei der Harnverhaltung macht der Verf. ausdrücklich auf die Beachtung des Alters aufmerksam; klage ein Subject unter der mittleren Lebensperiode darüber, so sey mit Wahrscheinlichkeit an eine Stricture der Urethra zu denken; geschähe dieses aber von einem alten Manne und seyen die Symptome von jungem Datum, so sey weit eher zu vermuthen, er leide an einer Erweiterung der Prostata.

Obgleich, wie bemerkt, die Haupttendenz dieser Schrift eine chirurgische ist, so enthält sie doch auch manche sehr beherzigenswerthe medicinisch-therapeutische Anleitungen. Wir rechnen dahin die über die Art der Anwendung und die Wirksamkeit der uva ursi und der diosma crenata in Krankheiten der Blase; sodann die über den Gebrauch der alkalischen Arzneyen in Gries und Steinbeschwerden, die, indem sie die harnsauren Sedimente auflösen sollen, bey dem geringsten Uebermaße einen Bodensatz von phosphorsauren hervorbringen.

Ueber die Lithotritie urtheilt der Verf. nicht ungünstig, doch entwickelt er genau die Umstände, unter denen allein sie ausführbar und die Bedenklichkeiten, welche immer damit verknüpft seyen. Indessen, sagt er S. 379, würde es abgeschmackt seyn zu sagen und unvernünftig zu erwarten, daß eine Operation, welche ein so furchtbares Uebel, wie den Stein in der Blase zu beseitigen suche, stets frey bleibe von Unannehmlichkeit, Schwierigkeit und Gefahr. Die Lithotritie sey nicht nur erfolgreicher als die Lithotomie, sondern weniger Einwürfen ausgesetzt als irgend eine andere der chirurgischen Hauptoperationen.

---

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

## 25. Stück.

Den 12. Februar 1844.

---

### R o u e n ,

bey Edouard Frère. 1841—1842. Histoire du Parlement de Normandie par A. Floquet. Tom. IV. 726; Tom. V. 773; Tom. VI. 762; Tom. VII. 748 Seiten in Octav \*).

In der ersten Sitzung, welche das aus der Verbannung von Caen nach Rouen zurückgekehrte Parlament (April 1594) hielt, erfolgte der Ausspruch einer allgemeinen Amnestie und das Verbot der Ausübung jeder akatholischen Religion in Rouen. Seine nächste Thätigkeit war gegen die Parteyhäupter gerichtet, welche auch nach Beendigung der Bürgerkriege ihre Gewalt geltend zu machen, mitunter, wie der zum Statthalter der Normandie bestellte Herzog von Montpensier, ihre Stellen erblich zu machen suchten. Gegen einen solchen Herrn hatte das Parlament, wollte es anders sein Recht behaupten, einen harten Stand. Doch trug

\*) Die drey ersten Bände dieses Werkes sind Jahrgang 1841 St. 161 angezeigt.

auch hier die unerschütterliche Festigkeit des hochbetagten Präsidenten Groulart den Sieg davon. Ihm gelang es, den wieder durchbrechenden Geist der Ligueurs zu dämpfen, die Zweykämpfe zu vermindern, eifrige Prädicanten und fanatische Barfüßer einzuschüchtern. Während der Bürgerkriege hatte der Adel der Normandie seine Schlösser besetzt; viele derselben, die jetzt Wegelagerern oder Falschmünzern zum Sitze dienten, ließ das Parlament brechen. Gegen den gewaltthätigen Herrenstand mußte eine schonungslose Strenge Anwendung finden.

Hey den gegen Ende des Jahres 1597 nach Rouen berufenen Notabeln stellte sich auch Heinrich IV. ein. Es galt durchgreifenden Reformen, einer Wiederherstellung der Ordnung im ganzen Königreiche, zu welchem Behufe vornämlich den Gerichten das volle Ansehen gesichert werden mußte. Wie schwer die Aufgabe des Parlaments war, den durch rastlose Umtriebe der Mönche bedrängten Hugenotten Sicherheit zu gewähren, zeigte sich bey eben dieser Gelegenheit. Mit dem Könige war dessen Schwester in der Abtey St. Duen abgestiegen, wo sie, eine eifrige Protestantin, durch ihren Hausprediger Gottesdienst halten ließ. Als die Mönche die französischen Psalmen hörten, stürmten sie herbey, das Volk schaarte sich zusammen und Heinrich IV. mußte seiner einzigen Schwester gebieten, ihren Gottesdienst außerhalb der Stadt zu halten. Unter solchen Umständen konnte nicht fehlen, daß das Edict von Nantes gerade in der Normandie auf den heftigsten Widerstand stieß. Parlament, bischöfliches Capitel, städtische Beamte sprachen sich gegen dasselbe aus und die in Rouen versammelten Provinzialstände ließen ein Schreiben an den König abgehen, in welchem sie um Zurücknahme

des 'par importunité ou autrement' erlassenen Edicts baten. Das Parlament, welches namentlich nicht zugeben zu dürfen glaubte, daß höhere Aemter von Hugenotten verwaltet würden, ließ sich durch die Vorstellungen der bey ihm sich einstellenden königlichen Rätthe so wenig zum Eintragen des Edicts bewegen, daß es vielmehr, um gegen dasselbe zu remonstrieren, eine eigene Deputation nach Blois sandte. Erst nachdem man hier von beiden Seiten so weit nachgegeben hatte, daß statt 7 nur 3 hugenottische Rätthe ins Parlament treten und bis auf 5 Stunden um Rouen kein akatholischer Gottesdienst gehalten werden sollte, wurde (Sptbr. 1599) das Edict eingetragen.

Troß der durch Bürgerkriege herbeygeführten Armut lasteten auf der Normandie unerträgliche Abgaben. 'Si quelqu'un, sagt ein gleichzeitiger Berichterstatter, avoit dormy l'espace de quarante ans jusques à huy, il penseroit veoir, non la France, ains ung cadaver de la France; il chercheroit la France au milieu de la France, sans la trouver. En ce grand corps de nostre France, il y a une dissolution générale de tous ses membres, prognostic très certain de sa fin, si Dieu n'a pitié de nous.' Das Parlament konnte mit seinen Bitten um Erleichterung der Abgaben am Hofe nicht durchdringen. Nach dem Tode des gelehrten, mit unbeugsamer Strenge am Gesetze hangenden Groulart schwand die letzte Einheit in diesem höchsten Gerichtshofe. Der Verkauf der Rathsstellen wurde öffentlich betrieben, ein solches Amt gewöhnlich für 40 bis 45000 Livres erstanden. Jetzt bot man für die Präsidentschaft 70,000 Thaler; der Hof schlug sie einem Günstlinge für 30,000 Thaler zu, von welcher Summe ein schönes Mädchen 10,000, eben so viel der bekannte Bassompierre, und ein anderer Herr am Hofe 6000

Thaler zum Geschenk erhielt. Der Rest wurde mis en reserve pour jouer.

Bei der Nachricht von dem Morde Heinrichs IV. war die erste Sorge des Parlaments, zu verhüten, daß durch Predigten von Mönchen und Prädicanten eine Wiederholung des Bürgerkrieges herbeigeführt werde. Gleiche Besorgnisse bewirkten, daß sich in Rouen die Glaubensparteyen für den Augenblick die Hand reichten. Dagegen warb der Adel Knechte, befestigte seine Schlösser, zeigte sich fast nur in Rüstung; er wollte seine kleinen Fehden selbst ausfechten. Eben damahls hatte Marie d'Entragues bey dem Parlament zu Rouen ihre Klage gegen den Marschall Bassompierre angebracht, um diesen zu zwingen, sie als Gemahlin anzuerkennen. Die Erzählung dieses Processes gibt uns ein lebendiges Bild jener Zeit. Für die d'Entragues nahm der Graf von Soissons, Statthalter der Normandie, für den Marschall die Königin-Mutter Partey. Erschienen für letzteren 200 bewaffnete Edle aus Paris sammt einer Schaar königlicher Reiter, so stattete gleich ihm die d'Entragues an der Spitze eines Schwarms von Gerüsteten jedem der Rätthe ihren Besuch ab. Die am Hofe vorwaltende Zuchtlosigkeit und Zerrissenheit theilte sich auch den höchsten Gerichtshöfen mit. Junge Rätthe legten die Amtstracht ab und schwärmten Nachts auf den Gassen; das Parlament verlor den Ruf der Unparteylichkeit, seit Geschenke wie ein pflichtiger Tribut angesehen wurden. Dagegen behauptete es anfangs zwischen den Parteyungen Condés und der Königin-Mutter eine glückliche Mitte; desgleichen zwischen Hugenotten und Katholiken, während es andrerseits der Vorwurf traf, in allen Processen die Jesuiten zu begünstigen, deren Congregation viele Präsidenten und Rätthe beygezählt wurden. Bei dem Wiederausbruche

der Bürgerkriege, als Banden von Räubern das flache Land durchzogen und Hunger das Volk zum Aufstande trieb, reichten die Mittel des Parlaments nicht aus, den Uebelständen abzuhelfen. Nun drang die Pest nach Rouen. Das Gericht setzte keine Sitzung aus, sorgte für Aerzte, für die Pflege der Kranken und gründete ein Siechenhaus (*Lieu de santé*). Männer, welche sterbende Pestkranke be-  
raubt hatten, wurden in den Hof des Gerichts ge-  
führt und von den in den Fenstern stehenden Rät-  
hen verhört und verurtheilt.

Selbst jetzt konnte das Parlament am Hofe keine Erleichterung der Abgaben erwirken. Der früher so blühende Weinbau hörte, wegen Höhe der Besteuerung, auf. Aber wenn der Gerichtshof einerseits mit Strenge gegen ungerechte Steuer-  
erheber verfuhr, so geschah es, daß Rätthe — sie  
brauchten den für ihren Bedarf ins Thor geführt-  
ten Wein nicht zu verzollen — offene Trinkstuben  
hielten. Neue Verwickelungen erwachsen dem Par-  
lamente aus dem herrschsüchtigen Streben Richelieu's, der wiederholt Ludwig XIII. vorgestellt hatte,  
man müsse *abaïsser et modérer les compagnies*  
(Parlamente) *qui, par une prétendue souverai-*  
*neté, s'opposoient tous les jours au bien du*  
*royaume*. Keine Remonstrations der Parlamente  
wurde von ihm einer Antwort gewürdigt; eben so  
wenig irrte ihn in der Forterhebung der Steuern,  
daß seit drey Jahren die Provinzialstände der Nor-  
mandie nicht berufen waren. 14 ficalische Edicte,  
durch welche der Hof eine Summe von 21 Mil-  
lionen Livres zu erpressen hoffte, wurden auf sei-  
nen Befehl vom Parlamente eingetragen. Es hält  
schwer, die hier mitgetheilten Klagen der Stände  
der Normandie von 1634 mit Ruhe zu lesen. In  
vielen Gemeinden, heißt es, können Frauen die  
Kirche nicht besuchen, weil es ihnen an Kleidung

fehlt; man sieht Landleute coupléz ou joug de la charrue, comme les bestes de harnois, labourer la terre, paistre l'herbe et vivre de racines. Und das zu einer Zeit, als die tollste Verschwendung am Hofe herrschte! Deshalb fielen eben die Klagen der Stände so unbequem, daß man sie drey Jahre hinter einander nicht zusammen kommen ließ. Richelieus Grundsatz: si les peuples sont trop à leur aise, il est impossible de les contenir dans les règles de leur devoir fand wenig Anfechtung. War es etwa Uebermaß des Glücks, was 1789 Frankreichs Bevölkerung trieb? Richtiger sprach sich ein Parlamentsrath von Rouen dahin aus, daß sich der Gerichtshof der Einführung neuer Abgaben widersetzen müsse, um Aufständen vorzubeugen. 'Es wird die Zeit kommen, sprach ein Anderer, daß man den Bettler besteuert, der sich an der Sonne wärmt.' Es kostete viel Mühe, bis das Parlament in Rouen den Aufstand von 4000 brotlosen Tagelöhnern beschwichtigte. Der König befahl 'des jugemens par masse' gegen die Ergriffenen und es war mehr als eine dringende Vorstellung der Rätthe erforderlich, um diesen Befehl rückgängig zu machen. Jede neue Auflage zog eine neue Empörung nach sich und dennoch vervielfältigten sich die Ausschreiben von Abgaben, welche durch die rücksichtslose Erhebung — keiner zeichnete sich in dieser Beziehung in Rouen mehr aus, als der Intendant Pascal, der Vater des Verfassers der lettres provinciales — noch drückender wurden. Die Gemeinden waren für die Entrichtung der Steuersumme solidarisch verpflichtet, so daß, da die überwiegende Zahl der Grundbesitzer und Handwerker zahlungsunfähig war, den wenigen nicht völlig Berarmten die volle Last aufgebürdet wurde. Durch die ganze niedere Normandie verbreitet sich, als die Gabelle eingeführt

wurde, ein Aufstand, der um so gefährlicher war, als die bewaffneten Landleute und Städter übereinstimmend und nach einem festen Plane verfuhrten. Es war das Heer der Nu-pieds; ein General Jean Nu-pieds — der übrigens factisch nie existierte — galt (1639) als Leiter der Bewegung. Aufrührerische Schriften in Prosa und in Reimen trugen die Unterschrift dieser mythischen Person und wurden in Tausenden von Exemplaren durch die ganze Normandie verbreitet. Erst als es dem Parlamente gelang, einen Theil der wohlhabenden Bürger zum Ergreifen der Waffen zu bewegen, wurde der Aufruhr in Rouen gestillt. Aber der Hof wußte dem Parlamente dafür so wenig Dank, daß er dasselbe der unzeitigen Milde beschuldigte. Die Anführung des nach der Normandie gesandten Heeres sollte anfangs dem Grafen Rantzau übertragen werden. Aber der sonst nicht eben wichtige König bemerkte, que la Normandie, où il ne croissoit point de vin, n'estoit pas le faict de Rantzau. So wurde der Marschall Gassion an die Spitze der Regimenter gestellt, der, nachdem er die in der Vorstadt von Avranches verschanzten Nu-pieds vernichtet hatte, mit dem Heere nach Rouen kam, wohin ihm (Januar 1640) der mit unbedingter Vollmacht bekleidete Kanzler Séguier vorausgeeilt war. Durch diesen wurden die Mitglieder des Parlaments und der cour des aides, so wie die Schöffen der Stadt ihres Amtes enthoben und Rouen der Botmäßigkeit eines immerwährenden Maire unterworfen.

Der fünfte Theil beginnt mit der Erzählung, wie selbst kranke und hochbetagte Mitglieder des Parlaments Rouen zu verlassen und sich an den Hof zu begeben gezwungen wurden. Alle Bürger mußten ihre Waffen abliefern, das Stadthaus seine Zeugkammer ausräumen und die Geschütze herge-



ben. Die Entscheidung von Rechtsfragen, welche früher dem Parlamente obgelegen hatten, erhielten 15 nach Rouen kommende Rätthe von Paris. Hierauf begann eine summarische Untersuchung gegen die Meuterer, denen der Kanzler, ohne sie selbst gesehen oder gehört zu haben, ohne ein schriftliches Urtheil abfassen zu lassen, das Leben absprach. 196 flüchtige Bürger wurden für ewig aus ihrer Vaterstadt verbannt, die städtischen Einkünfte zum königlichen Domanium geschlagen, die Stadt zu der, innerhalb eines Zeitraums von 3 Jahren zu entrichtenden, Summe von 1,085,000 Livres verurtheilt. Dann begab sich Séguier nach der niederen Normandie, ernannte auch für Caen einen immerwährenden Maire, ließ in Coutances und anderen Städten die Schuldigen richten und ihre Häuser schleifen und erklärte hier, wie er zu Rouen gethan, die neu eingesetzte Obrigkeit für verantwortlich wegen der Stellung der Unterthanen zum Könige. Alle vom aufgehobenen Parlamente nicht verzeichneten Edicte erhielten jetzt durch die neuen Rätthe Giltigkeit. Die abgesetzten Rätthe, welche, nachdem sie länger als vier Monate verweilt waren, ohne die Vergünstigung erwirken zu können, sich vor dem Könige rechtfertigen zu dürfen, sich auf ihre Landgüter hatten begeben müssen, wurden erst im Januar 1641 wieder in Thätigkeit gesetzt, aber der Art, daß sie in zwey Körper getheilt wurden, die abwechselnd das Gericht bildeten, so daß jederzeit die unbeschäftigte Hälfte nicht als aus Richtern, sondern aus Privatleuten bestehend galt. Erst nach dem Tode Richelieus wurde diese, zu unausgesetzten Streitigkeiten Veranlassung bietende, Verfügung durch Mazarin widerrufen.

(Schluß folgt.)

---

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

26. 27. Stück.

Den 15. Februar 1844.

---

## N o u e n.

Schluß der Anzeige: 'Histoire du Parlement de Normandie par A. Floquet.'

Beym Antritt der Regierung Ludwigs XIV. befand sich die Normandie auf dem Gipfel des Elendes. Bey dem Wiederausbruche der Bürgerkriege that das Parlament das Seine, die Bürger zu waffnen und die Feinde des Hofes vom Eindringen in die Stadt abzuhalten. Aber der Herzog von Longueville, Statthalter der Normandie, erfreute sich eines bedeutenden Anhanges und in seinen Händen befand sich das feste Schloß (le vieux palais). Noch beriethen Parlament und Bürgervorsteher gemeinschaftlich das Wohl der Stadt, als Longueville heimlich ins Schloß gelangte und sich von der Terrasse desselben herab seinen Freunden zeigte. Dann begab er sich ins Parlament, welches nicht mehr umhin konnte, ihn in seiner Eigenschaft als Statthalter anzuerkennen und seitdem wieder eine rege Geschäftigkeit gegen den Hof von St. Germain=en-Laye an den Tag legte, die

Edicte des jungen Königs für ungiltig erklärte, sich der Cassen bemächtigte, zu Gunsten Longuevilles die königlichen Wälder fällen und die Niederlagen von Salz verkaufen ließ, ein dieses Verfahren cassierendes Edict des Königs in voller Sitzung cassierte und die Aushebung von Söldnern zum Dienste des Hofes untersagte. Dem königlichen Herold, welcher die Suspension aller Mitglieder des Parlaments veröffentlichen sollte, wurde der Eintritt in die Stadt verwehrt. In Folge dessen berief Ludwig XIV. die Rätthe zu sich nach St. Germain-en-Laye, entsetzte alle diejenigen, welche sich hier nicht eingefunden hatten und verlegte (1649) das Parlament nach Bernon. Aber die Zahl der dorthin sich Begebenden war so geringe, daß es unmöglich fiel, auch nur den Schein des Gerichtshofes zu behaupten. Dagegen stieß die Fronde in der niederen Normandie überall auf Widerstand; ihr Mittelpunkt war Rouen, wo das von Longueville gesammelte Heer dem Könige und den Parlamenten zu Paris und Rouen gehuldigt hatte.

War im Allgemeinen die zu St. Germain-en-Laye getroffene Einigung von geringer Dauer, so lebte ihr doch das Parlament zu Rouen mit solcher Festigkeit nach, daß es die Herzogin von Longueville aus der Stadt verwies. Zu eben jener Zeit, als der König den Grafen Harcourt zum Befehlshaber in der Normandie ernannte, erhielt der Dichter Corneille das Amt eines procureur-syndic bey den Ständen dieser Provinz. Dafür, daß Mazarin bey dem Parlamente erreichte, daß der erschöpften Landschaft noch eine Steuer zum Betrage von 300,000 Livres auferlegt wurde, wurde jedes Mitglied desselben in den Adelsstand erhoben. Das gute Vernehmen des Gerichtshofes mit

der Königin=Mutter war von keinem Bestande. Die Anwesenheit des verhassten Mazarin in der Normandie rief die früheren Bewegungen wieder hervor und auf Betrieb der durch den Cardinal=Minister ihrer Haft in Havre entlassenen Prinzen gebot das Parlament (1651) dem ersteren, die Provinz unverzüglich zu räumen und trug, als Mazarin unlanges darauf das Königreich verlassen hatte, darauf an, die Statthalterschaft über die Normandie wieder den Händen des Herzogs von Longueville zu übergeben. Als auch dieses erreicht war, erklärte sich das Parlament bereit, nach Kräften für die Aufrechterhaltung der königlichen Gewalt zu wirken.

Seitdem begann der junge König selbständig jede Schranke seiner Macht zu beseitigen. Man weiß, daß er en habit de chasse, en bottes fortes, la cravache à la main, in das Parlament von Paris trat und die ungesäumte Einzeichnung seiner Edicte gebot. Wonach Mazarin mit heimlicher List gerungen hatte, vollführte jetzt Ludwig XIV. mit offener Gewalt. Hatten vorher die Statthalter der Provinzen ihr Amt lebenslänglich bekleidet, so wurde es jetzt auf den Zeitraum von 3 Jahren beschränkt. Die Intendanten, welche 1648 auf Bitten der Parlamente abgeschafft waren, traten wieder in Thätigkeit und wurden mächtiger als je. Als unter Ludwig XIII. drey Jahre verflossen, ohne daß die Provinzialstände der Normandie zusammenberufen wurden, hörte man überall dieselben Klagen laut werden. Aber von 1643 bis 1655 traten sie gar nicht zusammen; die alten Vorrechte der Landschaft, denen zufolge namentlich Recrutierung und neue Steuern der Zustimmung der Stände bedurften, galten für nichts. Nach 1655 wurde die Landschaft überall nicht mehr berufen.

Städte, Provinzen, Stände des Königreichs gehorchten zitternd dem königlichen Willen. Die ganze Geschäftsführung befand sich in den Händen der von Versailles aus geleiteten Intendanten. Mitglieder des Parlaments, welche von dem auf dem Lande ruhenden Drucke zu reden wagten, trafen lettres de cachet. Die Parlamente mußten hart büßen, daß sie unter Mazarin die Grenzen ihrer Befugnisse überschritten hatten. Das bis dahin von ihnen geübte Recht, gegen erlassene Edicte Einreden zu erheben, wurde fast ganz beseitigt. Die seit Jahrhunderten von den Königen aufgegebenen Ansprüche auf das droit de tiers et danger \*) wurden wieder geltend gemacht, dieses Recht für ein unveräußerliches, keiner Verjährung unterworfenen, erklärt und auf alle Waldungen der Normandie ausgedehnt. Die erste Präsidentschaft des Parlaments zu Rouen erhielten meist Fremde; das Einzeichnen der königlichen Edicte sank zur bloßen Form herab. Waren die Parlamente sonst eine starke Abwehr gegen den Despotismus gewesen, so gaben sie jetzt in den Händen desselben ein leicht zu handhabendes Werkzeug ab.

Den Schluß dieses Bandes bildet eine Uebersicht des gegen Zauberer, Hexen, Besessene vom Gerichte angewandten Verfahrens, bey welcher Gelegenheit der Verf. durch eine Grauen erregende Erzählung von der im Kloster der Elisabethanerinnen zu Louviers herrschenden Verderbtheit und dem

\*) Hiernach mußte der Eigenthümer des Waldes, wenn er eine Fällung vornahm,  $\frac{1}{3}$  (tiers) und außerdem  $\frac{1}{10}$  (das nannte man le danger) des Werthes des Holzschlages dem Könige entrichten. — Danger entspricht im Altfranzösischen dem congé; dieser Zehnte wurde also für die vom Könige eingeholte Erlaubnis der Holzfällung gezahlt.

Versuche der Klosterfrauen, auf dem Wege der rohesten Sinnlichkeit zu einem Versenken in Gott zu gelangen, den Leser unwillkürlich zu einem Vergleich des Priester David mit ähnlichen monströsen Erscheinungen der Sektwelt treibt. Ein entsetzliches Gemälde der unbegreiflichsten Verirrungen des menschlichen Geistes!

Im Anfange des sechsten Theiles wendet sich der Verf. abermahl zu einer Darstellung der Verhältnisse der Hugenotten. Geschützt durch eine bey dem Antritt der Regierung Ludwigs XIV. erlassene Verfügung, welche das Edict von Nantes bestätigte, hatten sie während der Zeit der Fronde dem Hofe treu angehangen. Jetzt weckte in Rouen die Unduldsamkeit der katholischen Geistlichkeit, für deren Reform das dortige Parlament durch den Befehl für Abhaltung der Residenz und gegen die Häufung von Beneficien in Einer Hand manches gethan hatte, den alten Glaubenszwist von Neuem. Bey dieser Gelegenheit zeigte sich das Parlament dem römischen Hofe streng ergeben. Einzelne Rätthe, welche mit Freymuth für ihre protestantischen Glaubensgenossen das Wort nahmen, wurden ihres Amtes enthoben. Nun griff der König als Sohn der römischen Kirche und als Freund des Absolutismus ein. Er bestätigte die Beschlüsse des Parlaments, welche theils Prädicanten den Predigtstuhl verboten, theils befahlen, daß jedem Gottesdienste der Hugenotten Katholiken beywohnen sollten, um das Wort des Predigers zu controlieren, so wie daß Hebammen und Wundärzte den Kezern ihre Dienste versagen, Leherische Aeltern die Vormundschaft über ihre Kinder nicht führen sollten. Blutige Streitigkeiten waren die unausbleiblichen Folgen dieser Bestimmungen. Man entriß den Hugenotten die Kinder jedes Alters, um

sie von einem Priester taufen zu lassen und sandte relapsi auf die Galeeren oder aufs Hochgericht. Schüler der Jesuiten führten den wilden Volks=haufen an, der in die hugenottischen Bethäuser brach und diese zerstörte. Schon waren die Andersgläubigen in Menge ausgewandert, als die Aufhebung des Edicts von Nantes erfolgte und damit der letzte protestantische Rath aus dem Parlamente schied. Nun begannen die Dragonaden. Zwölf Schwadronen Kürassiere waren in Rouen eingeritten, als alle Häupter der protestantischen Familien nach dem Stadthause vorgeladen und zur Abschwörung des Glaubens aufgefordert wurden. Wer dem nicht nachkam, erhielt sein Haus voll königlicher Reiter, die er nähren und besolden mußte. Gegen eingeholte Flüchtlinge verfuhr man mit unerbittlicher Strenge. Demnach verließen allein 184,000 Hugenotten der Normandie das Reich; mehr als 26,000 Wohnungen standen leer und Rouens Bevölkerung sank von 80,000 auf 60,000 Seelen.

Ludwig XIV. lebte der Ueberzeugung, den letzten Widerstand der Parlamente für immer gebrochen zu haben, und das Parlament von Paris war es, welches sein Testament zu Gunsten von Orleans umstürzte. Dankbar gab dieser dafür den höchsten Gerichtshöfen das droit de faire des remontrances zurück. Mit Nachdruck widersetzte sich das Parlament zu Rouen den Betrügereyen Laws und allen dem alten Gewohnheitsrechte der Normandie widerstrebenden Edicten des Hofes, besonders der Einführung der bekannten Bulle Unigenitus. Dafür wurde mehr als ein Rath durch lettres de cachet getroffen. Höchst interessant sind die mitgetheilten Actenstücke über die gegen die Jesuiten anhängig gemachte Untersuchung. Waren

sie es gewesen, die bey mehr als einer Gelegenheit den Hof zum harten Verfahren gegen die Parlamente getrieben hatten, so sollten sie jetzt durch letztere gebrochen werden. Weniger glücklich war der Gerichtshof in seinen Beschwerden gegen die fiscalischen Erfindungen des Hofes. Deshalb drang er schon 1759 und 1760 auf Berufung der allgemeinen Stände. Neue Steuern wurden eingetrieben, ohne daß das Parlament sie eingetragen hätte; letzteres geschah nach langer Weigerung durch Anwendung von militärischer Gewalt. Umsonst klagte das Parlament, daß die ungeheure Noth die Bewohner der Normandie zum Aufstande treiben werde. Endlich griff das Volk zu den Waffen und mußte durch Regimenter gebändigt werden.

Der steten Widersprüche der Parlamente müde, beschloß Ludwig XV., sich ihrer zu entledigen. Der erste Schritt, welcher in dieser Beziehung geschah (1755) war, daß die Gerichtsbarkeit des grand conseil über das ganze Königreich ausgedehnt wurde. Seitdem beobachteten alle Parlamente, weil sie fühlten, daß es ihrer Existenz gelte, Uebereinstimmung in ihrem Verfahren gegen den absoluten Hof. 10 Parlamentsräthe büßten für freye Rede mit Verbannung und 19. November 1763 reichten sämmtliche Räthe, erbittert über die Eingriffe des königlichen Bevollmächtigten, Herzogs von Harcourt, in ihre Rechte, die Entlassung ein. Daß der König dieses Mahl nachgab, konnte das gute Vernehmen auf die Dauer nicht wieder herstellen. Die Parlamente beharrten bey ihren Widersprüchen und der Hof that den letzten Schritt. Als die conseils supérieurs ins Leben traten, verlangte das Parlament in Rouen abermahls Berufung der allgemeinen Stände. Dafür erfolgte 26. September 1771 dessen Auflösung, mit der Bestim-



mung, daß die obere Normandie der Jurisdiction des neuen Gerichtshofes in Paris zugetheilt werden, die niedere Normandie ihren eigenen conseil supérieur in Bayeux haben solle. Alle Stände ergriff derselbe Unwille über das Geschehene, gegen welches in Caen 271 Edelleute Protest einlegten. Andererseits erhielt der Herzog von Harcourt eine hinlängliche Anzahl von lettres de cachet zu seiner Verfügung. Adlige, Parlamentsräthe und Advocaten wurden in großer Zahl aufgehoben oder verbannt. Allen Adligen, welche jenen Protest unterzeichnet hatten, blieb nur die Wahl zwischen Verbannung und Widerruf; die meisten entschlossen sich zu letzterem. Die Mitglieder der neu errichteten Gerichtshöfe aber traf die allgemeine Verachtung; sie gaben den Gegenstand der schneidendsten Satyre ab; kein Wirthshaus, keine Schenke nahm sie auf; die Mehrzahl der Advocaten weigerte sich, vor ihnen zu plaidieren.

In den siebenten Band, welcher die Geschichte des Parlaments von Rouen unter der Regierung Ludwigs XVI. bespricht, sind mehr als zuvor auch die übrigen Parlamente hineingezogen, weil in dieser Zeit kein äußeres Ereigniß von Bedeutung den höchsten Gerichtshof der einen Provinz treffen konnte, ohne zugleich die der übrigen Provinzen zu berühren.

Mit der Auflösung der Parlamente waren die letzten Freyheiten in Frankreich zu Grunde gegangen. Guten Regenten waren sie ein Mittel gewesen, die Gewalt der Krone rechtlich zu begründen; ungeschickte und übelwollende Herrscher erkannten in ihnen nur lästige Schranken für ihre Launen. Seit ihrer Aufhebung galt Willkür statt des Gesetzes. 'L'étendue de votre pouvoir doit vous effrayer vous - même' hatte damahls das Parla-

ment von Aix an Ludwig XV. geschrieben. Adel und Volk sehnten sich nach der Wiederherstellung der höchsten Gerichtshöfe; der Hof war in dieser Hinsicht getheilt; die Geistlichkeit konnte zum Theil die Verurtheilung der Jesuiten nicht verschmerzen. An die Verabschiedung von Maupeou und die Berufung Miromesnils, der früher dem Parlamente in Rouen vorgestanden hatte, knüpften sich manche Hoffnungen, die andererseits durch den scharfen Widerspruch, welchen Graf Artois im Conseil des Königs gegen die Wiedereinsetzung der Parlamente erhob, wieder geschwächt wurden. Dennoch siegte die öffentliche Stimme. Die alten Gerichtshöfe traten wieder ins Leben.

So lange sie verfolgt, gekränkt waren, hatten sich die Parlamente der allgemeinen Theilnahme zu erfreuen. Das hörte auf, als sie sich jetzt des guten Einflusses auf einen wohlwollenden jungen König begaben, nur an die eigene Stellung, nicht an die Vertretung der Rechte des Volks dachten, und sich der Abstellung der auf den Bauern lastenden Frohnarbeiten an den Landstraßen widersetzen. So handelte freylich das Parlament von Rouen nicht, aber mit Entschiedenheit das von Paris, welches so weit ging, das Werk von Boncerf (les inconvenients des droits féodaux), in welchem die Zweckmäßigkeit einer Ablösung der Lehnslasten aus einander gesetzt war, eine brochure séditieuse zu nennen. Jetzt, da das Parlament von Paris Schrift und Rede gegen Gesetze und Bräuche des Lehnswesens aufs strengste verbot, zogen sich Turgot — er war der Freund Boncerfs — und Malesherbes, weil sie mit ihren Verbesserungen nicht durchdringen konnten, aus dem Staatsdienste zurück. Zur nämlichen Zeit stieg die Spannung zwischen dem Hofe und dem Parlamente von Rouen,

weil letzteres nicht nur die Ausdehnung der vingtièmes angegriffen, sondern, gegen die Sitte, seine Einreden veröffentlicht hatte. Das Parlament glaubte sich durch letzteres beyrn Volke beliebt zu machen und vergaß, daß das also zum Schiedsrichter aufgerufene Volk bald die Schwächen beider Parteyen durchschauen und über beide den Spruch fällen werde. Im Auftrage des Königs erschien der Marschall Harcourt in Rouen und zwang zum Eintragen der jüngst erlassenen Edicte. Letzteres geschah, aber nicht ohne Protest des Parlaments, dessen auf Befehl nach Versailles gesandte Deputation den hier empfangenen derben Verweis zu veröffentlichen gezwungen wurde. In Folge dessen reichten alle Mitglieder des Parlaments ihren Abschied ein, ohne daß er jedoch angenommen wäre.

Wiederholt gingen von den Parlamenten die Erklärungen aus, daß eine Berufung der Provinzialstände, vielleicht selbst der états généraux, erforderlich sey. Hof und Parlament standen sich noch ein Mahl gegenüber, wie zu den Zeiten Maupeous. Ersterer beklagte die Wiedereinsetzung der letzteren und sann auf eine zweyte Beseitigung der Gegner. Durch Notabeln und gleichzeitig durch die von der Regierung abhängigen Provinzialstände hoffte Necker die für den Staat erforderlichen Mittel, gegen deren Anwendung die Parlamente sich ausgesprochen hatten, bewilligt zu erhalten. Mit beiden Wegen zeigte sich der Hof nicht einverstanden; aber Necker bewies, daß man nur zwischen diesen und der Duldung der Arroganz der höchsten Gerichtshöfe die Wahl habe. Auch Calonne kam später auf diesen Plan zurück. Die Parlamente durchschauten die auf ihre Vernichtung zielende Absicht und die zu Paris und Bordeaux weigerten sich, das königliche Edict einzutragen, welches die

Berufung der Provinzialstände befaß. Nun fiel in Paris das magisch wirkende, mit Entschiedenheit ausgesprochene Wort wegen Berufung der états généraux. Das Zerwürfniß mit dem Hofe stieg und auch in der Verbannung nach Troyes ließ das Parlament mit Protestieren nicht nach. 'Allgemeine Stände und Rückkehr des Parlaments' wurde das Stichwort aller Unzufriedenen im Reiche. Solche Gewaltschritte, wie sie der Hof gethan habe, erklärte das Parlament von Besançon, könnten nur dazu dienen, die Bande, welche den Oberherrn an die Unterthanen und letztere an den Oberherrn knüpften, zu lösen. Als nun die Verbannten sich in Unterhandlungen einließen und gegen Zusage, ein fiscalisches Edict unverweilt eintragen zu wollen, die Erlaubniß zur Rückkehr nach Paris erlangten, verloren sie freylich viel von der Achtung der Gebildeten, aber nicht des großen Haufens. Bald wachte der frühere Zwist wieder auf. Das Parlament von Paris, in welchem vorzugsweise viele junge Rätthe saßen, ging zu ungestüm weiter, als daß es durch die Verhaftung zweyer seiner Mitglieder hätte eingeschüchtert werden können. Es bewährte sich bey dieser Gelegenheit der Ausspruch Montesquieus: 'que par l'événement les grands coups d'autorité s'étoient presque toujours trouvés maladroits, et que ce qu'on avoit appelé, autrefois, des coups d'état, ne seroit, aujourd'hui, que des imprudences.' Des edlen Malesherbes Stimme konnte im Staatsrathe nicht durchdringen; als man beschloß, den Geschäftskreis der Parlamente mehr einzuengen und die Zahl der Mitglieder in Paris von 200 auf 67 zu verringern. Ueberall erhoben die hohen Gerichtshöfe gegen diesen Beschluß Protest. So heftig wie in Grenoble, wo der königliche Statthalter, geäng-

stigt durch die Stimmung des Volks, die verwiesenen Parlamentsräthe ersuchte, sich nicht aus der Stadt zu entfernen, war die Aufregung in der Normandie nicht, weil hier Geistlichkeit und Adel nicht eine so fest geschlossene Corporation bildeten. Als man in Rouen hörte, daß der Hof das Eintragen neuer Edicte durch Anwendung militärischer Gewalt zu erzwingen gedanke, versammelte sich das Parlament, um die Mittel zur Abwehr der Gewalt zu berathen, um die Mitternachtsstunde des 5. Mai 1788 und ging die eidliche Verpflichtung ein, ein nicht freywillig eingetragenes Edict niemahls als gültig anerkennen zu wollen. Drey Tage darauf trafen königliche Bevollmächtigte ein, wehrten den Rätthen, sich aus dem mit Soldaten umstellten Sitzungssaale zu entfernen und erzwangen das Eintragen der Edicte. Dessen ungeachtet wurden letztere von vielen unteren Gerichtshöfen nicht anerkannt und in Rouen weigerten sich Advocaten und Procuratoren vor die grand baillage zu treten. Als sich die Parlamentsräthe heimlich versammeln wollten, fanden sie den Justizpallast durch die Soldaten Harcourt besetzt, begaben sich nach der Wohnung des ersten Präsidenten und faßten hier einen heftigen Protest gegen die erlittene Gewalt ab. In Folge dessen erhielt Harcourt die erforderlichen lettres de cachet und ließ zur nämlichen Zeit jedes Mitglied des Parlaments nach einem abgesonderten Orte verweisen. Seitdem herrschte Harcourt in Rouen mit roher Gewalt, bis nach der Abdankung des Lomenie de Brienne die Wiederherstellung der Parlamente erfolgte.

Inmitten der über ihre Gegner gefeyerten Triumphe entging dem Parlamente die Bewegung der Zeit. Ueber der eigenen Stellung vergaßen sie die Lage Frankreichs, wollten nur das Bestehende hal-

ten und widerstrebten allen sie selbst betreffenden Reformen, namentlich den Versuchen, die Gebühren und die Käuflichkeit der Aemter abzuschaffen. Sie bestanden sogar auf Beybehaltung des erst in den jüngsten Jahren geltend gewordenen Grundsatzes, daß kein Unadliger eine Rathsstelle erwerben könne. Weniger achteten sie auf die Fähigkeit und sittliche Tüchtigkeit ihrer Mitglieder. Nach einer Verfügung von 1759 sollte der Präsident das 40ste, der Rath das 26ste Jahr zurückgelegt haben; jetzt kam es vor, daß Jünglinge von 19 Jahren den Präsidentenstuhl einnahmen, von 17 Jahren als Rätthe aufgeführt wurden. Die äußere würdevolle Haltung schwand; umsonst wurde die Vorschrift erneuert, daß jedes Mitglied sich nur in der vorgeschriebenen Tracht blicken lassen solle. Hatten die Parlamente früher vornehmlich die Rechte und Vortheile des Volks vor Augen gehabt, so sannnen und handelten sie im 18. Jahrhundert nur für die Erhaltung der Vorrechte der privilegierten Stände. Deshalb konnte hinsichtlich ihrer ein Schriftsteller 1789 die Aeußerung hinwerfen: *‘Antiquité est, pour eux, synonyme de vérité’* und setzte ein Anderer hinzu: *‘Les lumières pénètrent tard dans ces corps; ils sont comme les salles antiques où ils s’assemblent, où le grand jour n’arrive qu’à midi et lorsque le pays est tout éclairé dès le matin.’* Seit Jahrhunderten war das Bestreben der Regierungen, die provinziellen Gewohnheitsrechte in Ein großes Gesetzbuch zu bringen, dem Wunsche des Volks begegnet und noch immer widersetzten sich die Parlamente diesem Beginnen. Wie sie sich allen Reformen dieser Art abgeneigt zeigten, so eiferten sie auch gegen eine größere Freyheit der Presse

und der Religionsübung der Protestanten. Das zu Gunsten der Nichtkatholischen erlassene Edict des Königs stieß auf vielfältige Schwierigkeiten, ehe es eingetragen wurde. Dieselbe Opposition übten die Parlamente gegen die für nothwendig erachtete Umgestaltung der Criminalgesetzgebung — der Vf. macht bey dieser Gelegenheit eine Menge von Justizmorden namhaft, deren sich das Gericht zu Rouen in der jüngsten Zeit schuldig gemacht hatte — namentlich gegen die Abschaffung der Tortur und die unverweilt auf das Urtheil folgende Vollziehung der Todesstrafe.

Waren die Parlamente durch ein solches Verfahren in der Achtung bey dem Volke gesunken, so gewannen sie theilweise die Zuneigung desselben dadurch wieder, daß sie auf die Berufung der états-généraux drangen. Aber es war ihnen damit kein Ernst; sie wollten die Regierung nur einschüchtern und wußten vollkommen, daß die bey ihnen eingeschlichenen Mißbräuche den Gegenstand der Besprechungen bey den allgemeinen Ständen abgeben mußten. Sie wiederum waren es, welche verlangten, daß die Einberufung der Stände nach Maßgabe des Jahres 1614 erfolge. Damit verscherzten sie die letzte Gunst bey dem Volke, das seine Erbitterung gegen sie, wie gegen die bevorrechteten Stände in Hunderten von Pamphleten aussprach. Letzteres war besonders in der Normandie der Fall, wo die Richtung des Tages dergestalt alle Gemüther ergriffen hatte, daß man unbedenklich sein altes, einst als Palladium der Provinz geltende, Gewohnheitsrecht schwinden zu lassen bereit war. In Rouen bildeten Advocaten und städtische Beamte, durch Emiffäre der Clubbs von Paris getrieben, eine mächtige Opposition gegen

das Parlament, welches zu spät seinen Antrag auf Berufung der allgemeinen Stände bereute. Seine Gewalt über das Volk war dahin, seine Rechte wurden durch die städtischen Behörden, denen allein die Nationalgarde sich gehorsam zeigte, mehr und mehr geschmälert. Schon hatten sich die Räte in Rouen unter den Schutz der bewaffneten Bürgerschaft stellen müssen, als auch die Stände in das Bereich ihrer Berathungen die Parlamente zogen und deren Mängel aufdeckten. Mirabeau richtete gegen sie seine zerschmetternde Beredsamkeit. Im Vorhofe des Justizpalastes zu Rouen sah man Freyheitsbäume aufgepflanzt. Die Abschaffung der Parlamente, die Erzählung von den Verfolgungen, denen die Mitglieder derselben unterlagen, bildet den Schluß des gediegenen Werkes.

Hav.

### B e r l i n ,

gedruckt bey J. F. Starcke 1843. Fragmenta libri VII. Geographicorum Strabonis. Primus edidit G. Kramer. 24 Seiten in Quart.

Statt des sehnlich erwarteten ersten Bandes der Gesamtausgabe des Strabon werden wir mit einem bisher unbekanntem Stücke seiner Geographie überrascht, welche Herr Dir. Dr Kramer in einem cod. Vatic. 482. aufzufinden das Glück gehabt hat. Bekanntlich reißen die Handschriften im siebenten Buche theils früher theils später ab, und bis jetzt hat nur die von Sigismund Gelenius schon 1533 in Basel aus dem alten Pfälzer Codex hervor gezogene Epitome den Verlust des authentischen Schlusses einigermaßen entschädigen können. Durch Herrn Kramers glücklichen Fund ge-



winnen wir nunmehr, abgesehen von der ursprünglichen Fassung, wohl den Inhalt des Buches in ziemlicher Vollständigkeit.

Der Codex ist im XIV. Jahrhundert von nicht ungelehrter Hand geschrieben. Aber die Schrift ist in den verschiedenen Abschnitten des Miscellancodex sehr verschieden. Während Manches sehr leserlich geschrieben ist, bedurfte es der größten Anstrengung, die Epitome des Strabon zu entziffern. Der Schreiber, je weiter desto mehr mit dem Material haushälterisch kargend, hat unzählige Abbrüviaturen angewandt; Motten haben dann hin und wieder genagt, so daß Siebenkees, der den Cod. wohl kannte, sich dadurch von dem Versuche zurückschrecken ließ, der Herrn Krß Beharrlichkeit vollständig gelungen ist. Gerade das siebente Buch erscheint in sehr genauem Auszuge: der Stammcodex muß noch unverstümmelt gewesen seyn. Der Umfang des ursprünglichen Textes kann nach Herrn Krß treffender Nachrechnung der Blätterzahl einen nicht eben bedeutenderen Umfang gehabt haben. Dazu kommt der glückliche Umstand, daß beide Epitomen, da der Vaticanische Schreiber nicht dasselbe ausgezogen hat wie der Pfälzer, sich gegenseitig ergänzen. Passend hat Herr Kr. Gelenius Excerpte mit den seinigen verschmolzen, aber durch Zeichen von einander getrennt. An Sorgfalt und Treue übertrifft die Vaticanische Epitome die des Gelenius, welche Herr Kr. von Neuem sorgfältig mit dem Pfälzer Codex verglichen und von vielen, eigenmächtigen Aenderungen des alten Frobenschen Correctors gesäubert hat, um Vieles.

(Schluß folgt.)

---

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

## 28. Stück.

Den 17. Februar 1844.

### B e r l i n.

Schluß der Anzeige: *Fragmenta libri VII. Geographicorum Strabonis. Primus edidit G. Kramer.*

Dem Texte sind kurze, meist critische Bemerkungen untergeseht. Verschreibungen sind nicht gar zahlreich und mehrentheils von dem Herrn Herausgeber berichtet. Ich finde nur p. 11, 5. *Φλέγνας* unberichtigt gelassen statt *Φλεγύνας*; p. 19. *εἶτα Δικαία πόλις ἐν Ἰωλκῶ κειμένη καὶ λιμὴν.* Herr Kr. vermuthet *ἐν αἰγιαλῶ.* Näher liegt wohl *ἐν κόλπῳ.* p. 21, 2. *Βηρισιάδης* schr. *Βηρισιάδης.* In der Regel hat Herr Kr. die Stellen der alten Schriftsteller, die sich auf Strabon beziehen, angeführt. Ich sehe das in einer Stelle unterlassen p. 9., wo der Geograph sehr beachtenswerthe Notizen über die Bewohner des alten Emathia mittheilt. Den meisten Theil desselben hätten Bottiäer und Thraker inne gehabt: *οἱ μὲν ἐκ Κρίτης, ὡς φασι, τὸ γένος ὄντες, ἡγεμόνα ἔχοντες Βούτωνα.* Die

Stelle schwebte dem Et. Magn. p. 206, 10. vor: τὸ ἔθνικὸν τοῦ Βόττεια διὰ τοῦ ἰ, ὡς Στραβῶν ἐν ζ'. καλεῖται δὲ ἀπὸ Βόττωνος Κριτὸς ἢ πόλις, woraus sich zugleich ergibt, was sich ja auch sonst vermuthen ließ, daß in den Excerptt. Βόττωνα herzustellen ist. Die merkwürdige Sage von den Kretern berührt Strabon selbst VI, 279. 282. und Andre bey Müller Maked. p. 52.

Der Geograph gewinnt für Nordgriechenland und die Gegenden des Hellespontos manche sehr erwünschte Angabe und Haltpunkte für weitere Forschungen. Auch an einzelnen sonstigen interessanten Notizen ist die neue Epitome nicht arm. So ist meines Wissens neu, daß nach p. 7. Massilia gleich Sparta Geronten hatte. Merkwürdig, daß Strabo IV, 179., wo er von der Verfassung Massilias genau spricht, dieses verschweigt. Wahrscheinlich hießen die funfzehn Vorsitzer der tausend Timuchen Γέροντες. Nach p. 12. zerstörten die Argeaden die feste Stadt Abydon, das Homerische Amydon; über die Durchstechung des Athos wird p. 16 sq. die Ansicht des Demetrios Skepsios mitgetheilt; p. 21. erfahren wir, daß Ainos Stiftung der Mytilenäer und Kymäer war, wodurch zugleich die Lücke bey Steph. Byz. s. v. glücklich ausgefüllt wird; über das Πρωτεσιλάειον bey Claius ist p. 22. zu vergleichen. Sonst heben wir die Charakteristik des Sikonischen Orpheus hervor p. 11., mit dem nach p. 16. Thamyris τῶν αὐτῶν ἐπιτηδευμάτων gewesen sey. Denkwürdig p. 21. "Ὅτι τοὺς ἐν Σαμοθράκῃ τιμωμένους θεοὺς εἰρήκασι πολλοὶ τοὺς αὐτοὺς τοῖς Καβείροις, οὐδ' αὐτοὺς ἔχοντες λέγειν τοὺς Καβείρους οἱ τινὲς εἰσι, καθάπερ τοὺς Κύρβαντας ἢ Κορύβαντας· ὡς δ' αὐτως Κουρήτας καὶ Ἰδαίους Λακτύλους. Nicht minder bemer-

kenſwerth p. 18. Ἐπεὶ δὲ ὁ παιανισμὸς τῶν Θρακῶν τιτανισμὸς ὑπὸ τῶν Ἑλλήνων λίγεται κατὰ μίμησιν τῆς ἐν παιᾶσι φωνῆς, καὶ οἱ Τιτᾶνες ἐκλήθησαν Πελαγόνες.

Aber billig nimmt eine hier zuerſt zum Vorſchein kommende Stelle aus Pindars Hymnen das Intereſſe eines Herausgebers des Dichters vor Allen in Anſpruch. Ich will die Stelle hier mittheilen und einige Bemerkungen anknüpfen. Nach p. 23. ſchwankt der Name Ἑλλήσποντος zwiſchen weiterer und engerer Begrenzung: οὐκ ὀκνοῦσι δὲ τινες καὶ τὸ μέγροι τοῦ Μυρτώου πελάγους ἅπαν καλεῖν Ἑλλήσποντον, εἶπερ, ὅς φησιν ἐν τοῖς Ὕμνοις Πίνδαρος, οἱ μεθ' Ἡρακλέους ἐκ Τροίας πλέοντες διὰ παρθένιον Ἑλλάς πορθμὸν ἐπεὶ τῷ Μυρτώῳ συνῆψαν, εἰς Κῶν ἐπαλινδρομήσαν ζεφύρου ἀντιπνεύσαντος. Herr Kr. vermuthet, die Verſe könnten etwa ſo gelautet haben:

(Οἱ μεθ' Ἡρακλέος?) ἐκ Τροίας πλεῦντες  
 διὰ παρθένιον  
 Ἑλλάς πορθμὸν, ἐπεὶ [τάχα] Μυρτώῳ  
 συνῆψαν,  
 ἀντιπνεύσαντος ζεφύροιο Κῶν παλινδρομήσαν.

Danach zweifelt Herr Kr., ob die Anfangsworte dem Pindar ſelbſt gehören. Herr Meineke, der in Bergk's und Caſar's Zeiſchr. d. J. Heft 1, p. 15. über die Stelle geſprochen hat, verbeſſert richtig Τρωίας, die Pindariſche Form, behält aber gegen den Dialect Ἡρακλέους bey, was doch entweder Ἡρακλέος oder Ἡρακλεῦς heißen müßte, und ſchreibt das Ganze ſo:

οἱ [δὲ] μεθ' Ἡρακλέους ἐκ Τρωίας πλεῦν-  
 τες διὰ παρθένιον

Ἴλλας πορθμόν, ἐπεὶ τάχα Μυρτώω  
 συνῆψαν,  
 [ποντίαν] εἰς Κῶν ἐπαλιन्द्रόμησαν  
 ἀντιπνεύσαντος ζεφύρου.

Abgesehen von ein Paar Bedenken gewiß mit größerer Probabilität als Herr Kramer. Mir scheint der zweyte Vers einer kleinen Nachhilfe zu bedürfen. Pindar sagt fr. inc. 94. Πανδείμαντοι μὲν ὑπὲρ πόντιον Ἴλλας πόρον ἰρόν, nach Hermanns Verbesserung de Choro Vespp. 1843. Τὰν δείματο μὲν ὑπὲρ πόντιον πόρον Ἴλλας ἰρόν. Sollte danach nicht auch hier Ἴλλας πόρον ἰρόν zu schreiben seyn? Dann würde ich das Ganze so lesen:

(οἱ δὲ μεθ' Ἡρακλέος?)  
 ἐκ Τρωΐας πλεῦντες διὰ παρθένιον  
 Ἴλλας πόρον ἰρόν, ἐπεὶ τάχα Μυρ-  
 τώω συνῆψαν,  
 [ἀμφιρύταν] εἰς Κῶν ἐπαλιन्द्रόμησαν  
 ἀντιπνεύσαντος ζεφύρου.

Den Kampf gegen die Meroper auf der Heimfahrt von Ilios berührt Pindar Nem. IV, 25. Σὺν ᾧ ποτε Τρωΐαν κραταῖος Τελαμῶν πόρθησε καὶ Μέροπας und Isthm. V, 31. Εἶλε δὲ Περγαμίαν, πέφνευ δὲ σὺν κείνῳ Μερόπων ἔθνεα. Dort erzählen die Scholien, er habe Kos verheert aus Liebe zu der Königstochter Chalkiope. Pindar folgte dem Mythos der Ilias, daß Hera den Herakles nach Kos verschlagen werden ließ. Merkwürdig, daß die Scholien zur Ilias, wie Meineke bemerkt, bey der Erklärung von Ἑλλήσποντος die Pindarische Stelle übersahen; mir scheint noch merkwürdiger, daß die Pindarischen Commentatoren sich der Stelle zu obigen Gedichten nicht entzogen.

Herrn Meineke ist nicht entgangen, daß sich auf

denselben Hymnus Quintilian bezieht, wenn er VIII, 6, 71. (fr. 22. Böckh) sagt: Exquisitam figuram hujus rei (nämlich hyperbolae alia in super addita) deprehendisse apud principem Lyricorum Pindarum videor in libro quem inscripsit *Ἦμνος*. Is namque Herculis impetum adversus Meropas, qui in Co insula dicuntur habitasse, non igni nec ventis nec mari, sed fulminis dicit similem fuisse: ut illa minora, hoc par esset. Ich habe die Stelle hergeschrieben, um gelegentlich zu erinnern, daß Spalding und Gernhard im Irrthum sind, wenn sie der Absicht des Quintilian zuwider nur die oben gesperrten Worte als dem Dichter angehörig bezeichnen. Eben die Figur der gesteigerten Hyperbel fordert, daß auch non igni nec ventis nec mari, sed ausgezeichnet werden. Eine Nachahmung fand Quintilian bey Cicero Verr. V, 56, 145 sq. F. W. S. \*)

### A l t e n b u r g,

bey Jul. Helbig 1841: Philipp Melancthon. Sein Leben und Wirken, aus den Quellen dargestellt von Karl Matthes. X und 429 Seiten in Octav.

Man hat sich neuerdings vielfach bemüht, die lutherischen Eigenthümlichkeiten unserer Kirche in Lehre und Cultus wieder geltend zu machen, weil man aus mancherley Gründen sich sträubte, in eine Union mit den im engern Sinne so genannten Reformierten zu willigen. Aber dabey scheint man zu übersehen, daß eine ähnliche Union im Wesent-

\*) Ich erkläre hiermit, um Mißverständnissen zu begegnen, daß von mir keine Anzeige in diesen Blättern herrührt, die nicht F. W. S. unterzeichnet ist. Schneidewin.

lichen factisch schon längst besteht in unserer Kirche fast von Anfang an. Dies geschieht in der Theologie des Melanchthon, die von Unbefangenen immer mit Recht als eine Ergänzung der lutherischen betrachtet ist. Doch der edle Praeceptor Germaniae ist länger als ein Jahrhundert vergessen, ja verhaßt gewesen. Und wenn der Lehrer vergessen war, wer hätte da der Lehren gedacht! So konnte es geschehen, daß man einem Melanchthon redivivus Dinge aufbürdete, die dem wahren mehr als fremd sind. Erst seit Kurzem strebt man mindestens danach, wieder etwas von Mel. zu wissen. Könige und Fürsten haben geholfen, daß seine Werke, gesammelt und gereinigt, in würdiger Gestalt ans Licht treten. Herr Galle hat uns ferner ein sehr dankenswerthes und gelungenes Bild seiner Theologie gegeben (s. d. Bl. 1841 Nr. 176. 177.). Und jetzt tritt uns in dem vorliegenden Werke eine vollständige Biographie entgegen, an die wir gern mit einem guten Vorurtheile herantreten. Zwar will der bescheidene Verf. die 'Lücke in der biographischen Literatur über Mel.' nicht schon ausgefüllt haben, sondern vielmehr veranlassen, daß der seinigen 'bald noch mehrere ausführlichere und gründlichere Schriften der Art nachfolgen werden.' Aber des Verfs Arbeit ist schon an sich von Werth; ohne genial zu seyn behandelt sie ansprechend, zuverlässig und meist vollständig, was in den Umfang einer Biographie Melanchthons gehört. Wir wollen das Werk mit unsern Lesern kurz durchgehen und dann einige Bemerkungen beifügen.

Die beiden ersten Kapitel behandeln Mel.'s Schul- und Universitätsjahre, wobey nur auf die Wiedergeburt der Wissenschaften ein eiliger Blick geworfen wird. Mel. heißt schon auf der Schule zu Pforzheim der Griechische. Er besucht die Univer-

sitäten Heidelberg und Tübingen, welche letztere er verläßt, um dem Rufe nach Wittenberg zu folgen. Damahls bezeugte sein Vetter Reuchlin von ihm: 'ich weiß unter den Deutschen keinen, der über ihn sey.' Schon mit Kap. 3 sehen wir Mel. in Wittenberg auftreten. Er ist das Verbindungsglied zwischen Reformation und Wissenschaft, die einander jetzt anerkannten und aushalfen. Wichtig ist die Art der Theilnahme Mel.'s an der Leipziger Disputation und seine alsbald folgende defensio advers. Eccian. inculcationem. Im Jahre 1520 schloß Mel. sein Ehebündnis mit Katharina, der Tochter des Bürgermeisters Hieron. Krapp, wodurch sein häusliches Lebensglück auf die Dauer begründet ward. Von philologischer Beschäftigung sehen wir Mel. auf ausschließlichere Theilnahme an dem Werke der Reformation hingewiesen, so lange Luther in der Verborgenheit seines Wartburgischen Patmos war, Kap. 4. Durchs ganze Leben hat den stillen Mann das Schicksal getroffen, frisch in den lebendigen Gang der Dinge einzugreifen, während Fähigkeit und Beruf ihn zur Wissenschaft zogen. So muß er jetzt zunächst den Schwärmgeistern Rede stehen, die er nicht überwinden kann; aber daneben schreibt er seine loci; — der erste Schritt Land, den sich die Reformation auf dem Boden der Wissenschaft erringt. — Nachdem Mel. bey Luthers Verdeutschung der Bibel hilfreiche Hand geleistet hatte, finden wir ihn 1524 auf einer Reise in die Heimath zu seiner Mutter, Kap. 5. Der Verf. bespricht hier zugleich den Briefwechsel mit Erasmus. Die weitere Verwicklung der Reformation knüpft sich an die Schlacht bey Pavia, den Bauernkrieg, Carlstadt's Unruhen und Luthers Ehe; aber der Regierungsantritt Johann des Beständigen bildet ein Gegengewicht, Kap. 6. Innere Fe-



stigkeit gewinnt das Werk durch die Visitationen und die darauf Bezug habenden Schriften, Kap. 7. Möchte der Verf. dabey mehr ins Detail gegangen seyn! Es ist dies ein Stadium der Reformation, das für die Gegenwart den heilsamsten Spiegel bildet. — 1529 in Speier finden wir Mel. zuerst auf einem Reichstage, jenem berühmten, der zwar nicht die Geburt aber die Taufe des Protestantismus heißen darf. Reichstage sind die bittere Lebens- und Leidenschule, die Herr Philipp fortan fast unausgesetzt besuchen muß. Kaum ist das Marburger Gespräch bestanden, so folgt der Augsburger Tag, Kap. 9. Sonderbar, daß die lutherischen Ultras von jeher mit Mel.'s mündlichen Verhandlungen daselbst so unzufrieden gewesen sind, während sie seine dort verfaßten Schriften, die Confession und die Apologie, mit Recht als die Grundsäulen des Protestantismus gelten lassen. Der Verf. nimmt unsern Mann sehr verständig in Schutz, indem er zeigt, wie derselbe es nicht habe zu offenem Bruche kommen lassen, aber nur so lange, als nichts Wesentliches hätte aufgeopfert werden müssen. In der That ist der Sache der Reformation nachmahls aus den Kriegen nicht so viel Heil erblüht, daß man dieselben voreilig hätte herbey wünschen mögen. Und wenn Mel.'s viel geschmähte Nachgiebigkeit von damahls durchgegangen und z. B. die Bischöfe beybehalten wären, so — hätte man jetzt nicht die Mühe, sie wieder einzuführen; hätte die Kirche ihre Fürsten behalten, so hätten nicht die Fürsten die Kirche dahin nehmen können. Die Tadler Mel.'s vergessen meist, daß es nicht so sehr darauf ankam, sich von der katholischen Kirche los zu sagen, als vielmehr die Kirche zu reformieren, und daß also nachzusehen war, ob die Reformation nicht geschehen könne ohne die Lossagung.

War aber jene nicht möglich ohne diese, dann war dem Mel. die Reformation ein so köstliches Gut, daß er das Uebel der Trennung nicht scheute. Dadurch unterscheidet er sich von Erasmus, der, abgesehen von Anderem, die Einigkeit mit der Kirche höher hielt, als die Reformation. — Die Zeit hatte gegen Mel. entschieden: wohl! Aber der Mensch d. h. der Christenmensch handelt nicht nach der Zeit, sondern nach dem Gewissen. That dies also Mel., so steht er auf derselben Reformationsbasis, von welcher Luther aus in Worms sagte, es sey 'weder sicher noch gerathen, wider das Gewissen zu thun' —; that er dies, warum tadelt man ihn? — Kap. 10 geht von der Errichtung des Schmalckaldischen Bundes bis zur Wittenbergischen Concordia. Dies ist die letzte Zeit stiller literarischer Thätigkeit für Mel., nur unterbrochen durch die wiederholten Versuche, ihn für andere Länder und Orte zu gewinnen, und durch die Verhandlungen mit den Schweizern, die mit der Wittenb. Concordia zu einem Ruhepunkte kamen. Aber schon als Mel. 1536 von einer Reise in die Heimath zurückkehrte, begann die Reihe theologischer Anfeindungen, die ihn von jetzt an nicht wieder zur Ruhe kommen ließ, und die Cordatus in Bezug auf den in der Ausgabe der loci von 1535 gelehrten Synergismus eröffnete. Neuen Stoff gab der Convent zu Schmalkalden (Kap. 11) und die dort unterzeichneten Artikel, denen der Verf. vielleicht mehr critische Umsicht und Ausführlichkeit hätte zuwenden dürfen. Die Differenzen mit Jak. Schenk und Sim. Lemnius waren sogar Ursache, daß Mel.'s Verhältnis zu Luther eine Zeit lang sich trübte. Die Jahre 39 und 40 (Kap. 12) sahen Mel. unstät bald in Frankfurt a. M. und Hagenau mit den Katholiken Vergleichsversuche machen, bald

in Schmalkalden mit den eigenen Confessionsgenossen verhandeln, bald die Universität Leipzig reformieren. In diese Zeit fallen auch zwey mehr private Ereigniffe seines Lebens, sein Gebreche in Weimar, aus welchem ihn Luther mit seinem glaubenskräftigen Gebete fast wunderbar herausriß, und die Angelegenheit der Doppelehe des Landgrafen, bey deren Abschließung man Mel.'s Anwesenheit trieglicher Weise zu bewirken gewußt hatte. K. 13 erzählt von dem Wormser Religionsgespräche, das bekanntlich auf dem Regensburger Reichstage fortgesetzt ward. Hier ist es nun, wo sich die Richtigkeit der Motive, welche für das Verfahren Mel.'s in Augsburg anzunehmen sind, entschieden nachweisen läßt. Hier war er zäh und hartnäckig, so daß selbst Planck im Begriff ist, an seiner Friedensliebe irre zu werden. Denn jetzt hatte er sich hinreichend überzeugen können und müssen, daß es keiner Partey mit dem Frieden Ernst sey, daß, was Eck nachgeben werde, vom Papste, was er selbst zugestehet, vom Kurfürsten nicht genehmigt werde. Darum ist er hartnäckig, denn Friedensliebe durch Nachgiebigkeit bethätigt mußte nur noch mehr entzweyen. Sich selbst konnte er opfern, seine Kirche nicht. Sein Protest gegen das Regensburger Interim ist für ihn persönlich eine eben so große That, als die Augsburgische Confession, wenn schon nicht so folgenreich. Die folgenden Jahre sind durch Sorge nach außen und häusliche Leiden getrübt (Kap. 14): Naumburger Bischofswahl, Kölner Reformation, Luthers Erneuerung des Sacramentsstreites, Unglück mit seinem Schwiegerohne G. Sabinus. Aber das Unglücksjahr 44, das mit seinen Schlägen mehr das Herz verwundet hatte, ward von dem Jahre 46 noch überboten. Jetzt, wo die Reformation ihren Kämpfer

verlor, sollte der Kampf erst beginnen. Die 'Wittenbergische Reformation' und das Gespräch zu Regensburg sind die letzten Scheinthaten des bewaffneten Friedens der Protestanten. Luthers Tod geht dem Kriege, der Niederlage voran (Kap. 15). Die Folgen konnten der Kirche kaum nachtheiliger seyn, als sie es für Mel. persönlich waren. Er war ja ein Mann des Friedens. Luther würde auch jetzt den Donner des Wortes gefunden haben, Mel. hat nur den Regen seiner Thränen. Und wo er leidet, fehlt es ihm an Feinden nicht. Wenn er nach der traurigen Katastrophe der bisher verfolgten Sache treu bleibt, die ihn an Wittenberg fesselte, obschon dort jetzt Herr Moriz herrschte (Kap. 16), so findet man darin Abfall vom alten gefangenen Kurfürsten. War denn dieser Kurfürst die Kirche, und jener die Universität? Wittenberg war damals das Haupt der Reformation und diese hätte mit Mel. den Kopf verloren, wenn er nicht blieb. — Doch nun folgten die Niederlagen des Friedens; zunächst das Interim (Kap. 17).

Bisher war Mel. der Repräsentant des Friedens und Nachgebens auf Seiten der Reformation gewesen. Der Frieden war seine Politik, d. h. seine politische Wirksamkeit ging darauf, Frieden zu erhalten oder zu stiften. Unter Moriz ändert sich Alles. Moriz will Frieden um politisch zu seyn, der Frieden ist ein Behikel seiner Politik. Von jetzt an ist Mel. energischer Protestant; er verwirft das Regensburger Interim, das Leipziger läßt er sich nur ungern gefallen. Und dennoch ist es wieder seine Nachgiebigkeit, die geschmäht wird. Wir danken es unserem Verf., daß er z. B. den berühmten Brief an Carlwiz in sein rechtes Licht gestellt hat S. 288 ff. und sich Mel.'s überall energisch aber der Wahrheit getreu annimmt, Kap. 18.

Doch nicht die Politik verbittert Mel.'s Leben so sehr, als dies je länger je mehr durch die Theologen geschieht. Es ist wahr, seine Ansichten hatten sich auch auf dem Gebiete des Glaubens und der Lehre vielfach modificiert. Aber keineswegs so plötzlich und unerhört, als die Gegner ihm Schuld gaben, nicht einmahl so, als es auf dem Gebiete der reformatorischen Politik der Fall war. Flacius und die zu ihm gehören sind der weltliche und fleischliche Schatten, der fortan die Reformation begleitet, theilweis verhüllt. Sie wollen nicht Kampf um Frieden, sondern Kampf um jeden Preis. Mel. will den Frieden, aber nicht um jeden Preis. So kann auch er sich dem Kampfe nicht entziehen. — Unser Verf. gibt diese Kämpfe zu sehr zerstückelt. Kap. 18 behandelt die über die Höllenfahrt und wegen Dsianders. Außerdem verweilt der Verf. bey dem Jahre 51, weil Moriz den Schein annahm, Mel. nach Trient zu schicken, — eine Maske, um den Kaiser zu teuschen und die Anstalten zum Kriege gegen ihn zu verdecken. Mel. schrieb dazu die Confess. Saxon., die er selbst eine Repetition der Augsburgischen nennt. Als bald nachdem Stancarus die Irrthümer Dsianders auf den Kopf gestellt hatte, brachen auch die alten Altlutheraner (im Gegensatz zu denen von gestern und heute) gegen Mel.'s angeblichen Adiaphorismus los. Denn Mel. war gemeint, obschon Major angegriffen ward. Hier galt es also gleichsam im eigenen Hause Frieden zu stiften. Zu dem Ende hielt sich Mel. vom Streite selbst fern, um nicht Partey zu nehmen, und daran that er gewis Recht. Die Fürsten meinten, durch Colloquien werde Einigkeit entstehen. Aber Mel. hätte nicht von Leipzig an bis Regensburg mit Eck um den Frieden streiten müssen, wenn er jetzt nicht wissen sollte, daß, da auch im

eigenen Heerlager die Ecke nicht fehlten, durch Disputationen kein Frieden komme. In der That, Mel. war zu gut für jene Lotterbuben. Da Luther jetzt fehlte, der sie früher allein niederhalten konnte, so hätte Mel. entweder Luther seyn müssen, um die bellenden Mäuler zu stopfen, oder — der Streit blieb. Dies Letztere geschah. Und es ist ja wohl in der Ordnung, daß jeder jugendliche Organismus seine Entwicklungskrankheiten durchzumachen hat; jene Magdeburger u. s. w. sind das Scharlachfieber und die Blattern unserer Kirche. Aber leider bleibt von solchen Nebeln oft lebenslängliche Mißgestalt, Harthörigkeit, oftmahls selbst ein schwacher Kopf. — So ist es begreiflich, daß der Augsburger Religionsfrieden für Mel. keine Freudenepoche seyn konnte. Denn zu den alten Kämpfen war die Erneuerung des Sacramentsstreites gekommen. Calvin, Joh. von Lasco, Hardenberg bezeichnen die verschiedenen Gestalten desselben, Kap. 19. Der Verf. behauptet, Mel. habe zwar mit Calvin in der Abendmahlslehre um so mehr sympathisirt, als er ja Luthers outrierte Ansichten nie ganz gebilligt habe, aber nie sey er von seiner frühern Lehrweise, nie von den allgemeinen Ausdrücken der A. G. abgewichen, S. 347: Allerdings hat man häufig vergessen, daß Mel. weniger mit Calvin, als dieser mit jenem gelehrt habe. Wenn irgendwo, so ist hier auf die Priorität der Ansichten Gewicht zu legen. Und doch hat man Mel., nicht daß er so und so vom Abendmahle lehre, sondern daß er Calvins Lehre angenommen habe, beständig zum Vorwurfe gemacht. So war es denn leicht, ihn der Feigherzigkeit und Ahselträgerey zu bezichtigen, weil er sich weder für noch gegen Calvin erklärte. Aber er hatte sich ja früher erklärt. Er hielt nicht dafür, über eine Sache zu

speculieren und zu streiten, die man nicht wissen kann. Oder wird Luthers Abendmahlslehre sicherer durch die Annahme der Ubiquität? Der Glaube theilt und zerreißt sich seinen Christus nicht, er empfängt ihn. Daran hielt Mel. fest. Und wenn wir jetzt nach drey hundert Jahren eben dahin gekommen sind, mit Ausnahme der Wenigen, die lieber streiten, als glauben, so dürfen wir sagen, Mel. habe nicht bloß das Rechte gefunden, sondern auch recht und weise gehandelt. Er stritt nicht weil die Gegner nicht um die Wahrheit stritten, unverbesserlich waren; er stritt auch nicht, um nicht selbst ins Extrem zu fallen, etwa wie einst Luther. Er durfte der Zeit vertrauen, daß sie richten werde und sie hat gerichtet.

Kap. 20, das letzte, überblickt Mel.'s letzte Lebensjahre und bespricht sein häusliches Leben und seinen Charakter. Noch einmahl ward der alte Mann angegriffen; die Lehre vom Synergismus gab den Vorwand. Als müsse er noch ein Zeugnis ablegen, bevor er sterbe, so sehen wir ihn jetzt — antworten. Sein Gutachten an den Kurfürsten von der Pfalz und seine Briefe an Hardenberg sind sein theologisches Testament. Er starb auf das, was wir als sein noch jetzt nicht ganz realisiertes Vermächtnis zu betrachten haben, auf die Union. Der Verf. nennt es die 'Emancipation des Calvinismus in der luther. Kirche.' — Mel.'s Charakteristik basiert im Wesentlichen auf Galle. In einem besonderen Schlußabschnitte handelt der Verf. von Mel.'s Verdiensten um die Wissenschaft, um Philologie, Philosophie, Theologie.

Aus diesem Ueberblick sehen die Leser, daß der Verf. fast ganz annalistisch verfährt. Dies können wir nicht billigen, da es durch Zerreißen das Interesse schwächt, durch Nach- und Wiederholungen die Darstellung beeinträchtigt. Auch sieht sich

eine solche Biographie leicht wie eine Reihe von Zufälligkeiten an, während sie den Eindruck einer lebendigen Entwicklung geben soll. Dazu gehören Hauptwendepuncte. Endlich ist eine Thätigkeit wie die Mel.'s so vielfach getheilt und bedeutsam, daß man sie nach einzelnen Seiten beleuchtet wünscht. Also schlagen wir als Hauptabschnitte vor: 1. Mel.'s Jugend und Bildung, bis zur Berufung nach Wittenberg; 2. seine Universitätsthätigkeit und erste Betheiligung an der Reformation, bis zum Augsburger Reichstage; 3. seine öffentliche Thätigkeit neben Luther, bis zu dessen Tode; 4. seine theologisch = polemische Thätigkeit bis zu seinem eigenen Tode. Innerhalb dieser größeren Theile werden die kleineren Abschnitte nur selten annalistisch zu formen seyn und sich weit öfter durch die Gegenstände der Thätigkeit unter einen Gesichtspunct bringen lassen. — Für Eins verdient der Vf. unbedingtes Lob, daß er sich nicht hat verleiten lassen, die allgemeinen historischen Verhältnisse zu ausführlich zu besprechen, um dadurch das Eingreifen von Mel.'s Thätigkeit etwa zu motivieren. Doch ist auch nicht zu wenig gegeben, man vgl. z. B. S. 272—76. Die Quellen sind im Allgemeinen fleißig und besonnen benützt, doch ist in den letzten Abschnitten zu bemerken, daß die reichen Vorräthe des Corp. Ref. nicht mehr zur Hand liegen. Nur können wir nicht billigen, daß an mehreren Stellen S. 171. 199. Rakzenberger ohne Weiteres als Quelle gilt. Abgesehen von dem Charakter seiner Darstellung, so hat ja der Verf. selbst nicht umhin gekonnt, an einer Stelle S. 276 seine Glaubwürdigkeit, mindestens seine Unparteilichkeit in gerechten Zweifel zu ziehen. Wir glauben sagen zu dürfen, daß er nirgends ohne Critik gebraucht werden darf. — Daß die Darstellung im Ganzen warme Liebe für den



Gegenstand derselben verräth, ist um so weniger ein Vorwurf, als diese Liebe nie blind ist, niemahls schöner sieht, als die Wahrheit gestattet. Aber erinnern müssen wir, daß es auch dem Verf. nicht gelungen ist, was freylich der Liebe zu Mel. leicht begegnet, Luthers Stellung daneben unbefangen zu würdigen. Es ist ja nicht, wie mit Schiller und Göthe, daß man den einen nothwendig lieber haben muß als den anderen. Zunächst nun begehrt der Verf. eine Unterlassungssünde. Wenn von Luther einmahl die Rede seyn sollte, was ja unvermeidlich ist, so mußte dies geschehen, als Mel. einige Jahre mit ihm gelebt hatte und namentlich nach Luthers Rückkehr von der Wartburg, als beide wie zwey Liebende erkannt hatten, daß sie einander unentbehrlich seyen. Statt dessen hebt der Verf. erst 1544 an, von Luther zu reden, als er eine Versäuerung seines Gemüths zu bemerken glaubt, die das Verhältnis zu Mel. trübt, S. 238. Aber dies Verhältnis eben ist uns nach des Verfs Darstellung bislang noch eine unbekante Größe. — Ungerecht gegen Luther ist die Expectoration S. 280, die in der That nicht nöthig war, um Mel.'s Verdienst in helles Licht zu setzen. Außerdem drückt sich der Verf. über Frau Katharina (Luthers Ehehälfte) bisweilen geringschätzig aus. Er nimmt Luthers Klagen viel zu ernsthaft und scheint zu meinen, der Reformator habe unter einem tyrannischen Pantoffelregimente gelitten. Auch sonst kommt es vor, daß der Verf. im Affecte nicht immer einen würdigen Ton trifft, vergl. S. 267. — Uebrigens ist die S. 9. Note b. angeführte Rede über Rud. Agricola, welche in Mel.'s Declamationen steht, nicht von diesem, sondern von Joh. Saxo. — S. 426 bemerkt der Verf., daß Mel. auch für die Dogmatik die philosophische Methode und Basis festhielt. Darin ist er allerdings von Luther verschieden, der immer mit der Schrift d. h. mit der Exegese anhebt. Wir hätten gewünscht, daß darauf weiter eingegangen wäre. Denn hierdurch wird die innere Stellung beider Männer zu einander vielfach bedingt, die Differenzen erklären sich und manches Gleichartige stellt sich für jeden doch auf eine besondere Basis. Wir scheiden von dem Verf. mit Dank und Hochachtung.

R. Rd.

---

 Berichtigung.

S. 236. Z. 1. v. ob. ist zu lesen: G. G. A. 1843. St. 102.103.

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

## 29. Stück.

Den 19. Februar 1844.

---

Stuttgart und Tübingen,

bey J. G. Cotta 1843: *Fontes rerum germanicarum*. Geschichtsquellen Deutschlands, herausgegeben von Joh. Friedrich Boehmer. Erster Band. Johannes Victoriensis und andere Geschichtsquellen Deutschlands im vierzehnten Jahrhundert. XL und 488 Seiten in Octav.

Der Uebelstand, daß die über einen und denselben Abschnitt der deutschen Geschichte sich verbreitenden Quellschriften meistens aus den verschiedenartigsten Sammlungen von Scriptoren, nicht ohne Aufwand von Zeit und Mühe, herbeigesucht werden müssen, veranlaßte den gelehrten Verf., die Hauptquellen für einen reichen Zeitraum der vaterländischen Geschichte in dem vorliegenden Werke zusammenzustellen. Eine Auseinandersetzung des Werthes dieser Unternehmung, so wie, daß schwerlich ein Dritter in gleicher Weise wie der Verf. den Beruf zu demselben gehabt haben und die volle Bürgschaft einer allen Erwartungen ge-

nügenden Durchführung desselben gewähren würde, möchte mehr als überflüssig erscheinen. Referent glaubt nicht befürchten zu müssen, von irgend einer Seite den Einwurf zu hören, daß das große Nationalwerk der Monumenta Germaniae anderweitige Abdrücke von Chronisten entbehrlich mache. Abgesehen davon, daß dasselbe, seiner innersten Natur nach, nur langsam fortschreiten kann, steht der unvermeidlich hohe Preis einer großen Verbreitung entgegen, so daß nur eine verhältnißmäßig sehr geringe Zahl von Privaten sich des Besizes desselben rühmen kann. Deshalb und durchdrungen von der Ueberzeugung, daß es an der Zeit sey, die Lectüre einzelner, durch Darstellung, Reinheit der Sprache und Wichtigkeit des behandelten Gegenstandes ausgezeichneten, Geschichtschreiber des Mittelalters in den höheren Classen unserer Gymnasien zu betreiben, hatte Perz schon vor geraumer Zeit einen billigen Abdruck des Textes von Einhard in geeignetem Format veranstaltet. So sehr man dafür dem rastlos thätigen Mann zum Danke verpflichtet seyn muß, so läßt sich doch nicht verkennen, daß wenn auch auf solchem Wege ein einzelner Berichterstatter in einer critisch gesäuberten Ausgabe dem großen Publicum zugänglich wird, ungleich ergiebiger das obige Unternehmen sich herausstellt, indem der Leser die Hauptquellen eines ganzen Zeitraums bequem geordnet, übersichtlich und mit Erläuterungen und Hinweisungen versehen, in die Hände bekommt.

In dieser Beziehung bleibt Vieles zu thun, Vieles von einem richtigen Erfassen dessen, was Noth thut, zu erwarten übrig. Ref., der schon früher den Wunsch ausgesprochen hat, daß die zahlreichen historischen Vereine in Deutschland einen Theil der ihnen zu Gebote stehenden Mittel auf critische und

möglichst wohlfeile Handausgaben von Provinzialchronisten verwenden möchten, wie solches auf die erfreulichste Weise von der 'Gesellschaft für pommerische Geschichte und Alterthumskunde' geschehen ist und der namentlich schmerzlich beklagt, daß die reichen, durch kräftige, naive Sprache und plastische Darstellung ausgezeichneten, meistentheils nur bruchstücksweise veröffentlichten Chronisten Ostphalens dem Publicum entzogen bleiben, kann nicht umhin, die ihm aus der Seele geredeten Worte des Verfs (Vorrede S. VIII) hier mitzutheilen. 'Man hat bey uns, heißt es, die Classiker der Griechen und Römer so oft, ja unzählbar oft aufgelegt, die uns doch viel weniger angehen, von denen ich sagen möchte was Hamlet von jenem Schauspieler sagt, der die alte Hecuba so rührend darstellte: "What's Hecuba to him, or he to Hecuba?" Es war in Zeiten, in denen die Nation sich selbst verloren hatte. Wenn sie nun zum zweyten Mahle schlaftrunken aufwacht und — spät genug! — sich selbst wiederfinden will, so werden auch die Classiker ihrer Geschichte willkommen seyn, die nur erst ein Mahl oder ein Paar Mahl, aber weder für den Handgebrauch noch für den Privatbesitz, gedruckt sind, zumahl wenn noch ungedruckt Gebliebenes damit verbunden wird. Denn "hoc nunc est os ex ossibus nostris et caro de carne nostra", hier sind lebendige und wahrhaftige Zeugen der Geschichte unseres Vaterlandes.'

Ein Hervorheben der in dem oben genannten Werke vorherrschenden feinen Critik, der glücklichen Combinationsgabe und raschen, schlagenden Hindeutung auf näher oder ferner liegende Quellen kann hier nicht am Orte seyn, da über das Verfahren und Handhaben des Herausgebers der Kai-

ferregesten längst der Dank aller Geschichtsfreunde entschieden hat. Es sey Ref. nur noch verstattet, den Inhalt dieses ersten Bandes, der übrigens ein für sich geschlossenes Ganzes bildet, kurz anzugeben.

Die hier gebotenen Mittheilungen verbreiten sich, der Hauptsache nach, nur über die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts. Die Sammlung beginnt mit der Chronik des seit 1278 als Augenzeuge berichtenden Monachi Fürstenfeldensis (1273—1326), als welcher bekanntlich fast durchgehends — auch noch von Dahlmann in der 'Quellenkunde der deutschen Geschichte' fälschlich Abt Wolmar angegeben wurde. Der Chronist ist schon von Desele, aber nach einer der neuern Zeit angehörigen Handschrift, herausgegeben. Dem vorliegenden Abdruck ist wahrscheinlich derselbe, auf der Bibliothek zu München befindliche, Pergamentcodex zum Grunde gelegt, dessen sich auch schon Lipowsky bediente, um die bey Desele vorkommenden Lücken zu ergänzen. 2) Nicolai, episcopi Botrontinensis, relatio de Henrici septimi imperatoris itinere italico ad Clementem papam quintum (1310 — 1313). Der Bischof von Butrinto stand dem Luxemburger als Freund und Diener nahe; sein Bericht ist parteylos; er spiegelt eine männlich freye, für alles Edle glühende Seele ab. Der Abdruck ist nach dem Texte von Baluze (Vitae paparum), welcher in Neubers und Muratoris Sammlungen wörtlich wiedergegeben wurde, veranstaltet. 3) Chronicon de ducibus Bavariae (1311 — 1372), nach Desele. 4) Vita Ludovici quarti imperatoris (1312 — 1347); nicht ohne Parteylichkeit, aber in der Ausmahlung von Einzelheiten nicht ohne Werth. 5) Der Streit zu Mühlendorf, von Pez und später von Rauch, hier aber

nach einer älteren, durch Karajan aufgefundenen Handschrift der Wiener Hofbibliothek aus dem 14. Jahrhundert veröffentlicht; eine kurze Erzählung in deutscher Sprache, die nicht weniger durch Kraft des Vortrags sich empfiehlt, als sie in sprachlicher Hinsicht ein besonderes Interesse gewährt. 6) *Notae historicae ex codice coenobii servorum beatae Mariae virginis de la Scala Veronae* (1325—1327). 7) *Albertini Muscati Ludovicus Bavarus* (1327—1329), vielfach abgedruckt, hier zuerst durch Benutzung der von Muratori gebotenen Noten lesbar wiedergegeben und der Sammlung beygefügt, um auch die Stimme des Italieners, und zwar des verbannten Republicaners, zu hören. 8) *Der Hoftag zu Coblenz* (1338). 9) 29 Briefe Ludwigs des Bayern oder ihn betreffend, von denen einige durch den Herausgeber zuerst aufgefunden sind (S. 210 ist *domini de Werte* wohl nur ein Druckfehler für *de Werle*). 10) *Vita Karoli quarti imperatoris ab ipso Karolo conscripta*. Von 1316 bis 1346; von dem Jahre 1341 an jedoch nur ein Auszug des Originals. Der Abdruck dieser Autobiographie, welche schon Reineccius und Freher mittheilten, ist nach einer in Wien aufgefundenen Handschrift vom Herausgeber besorgt. 11) *Johannes Victoriensis* (Kloster Victringen) von 1211 bis 1343. Ueber den Werth und die Geschichte der Handschriften dieser reich fließenden Geschichtsquelle findet man in der Vorrede lehrreiche Mittheilungen. 12) *Michaelis de Leone, canonici Herbipolensis, annotata historica*, der Hauptsache nach von 1332 bis 1354. Endlich 13) *Luppoldi de Bebenburg Ritmaticum querulosum et lamentosum dictamen de modernis cursibus et defectibus regni ac imperii Romanorum* (1341). Hav.

## L e i p z i g ,

Baumgärtners Buchhandlung 1843. Geschichte der deutschen Reformation von 1517—1532, wissenschaftlich nach den älteren und neuesten Quellen bearbeitet von Dr. Ch. Gotthold Neudecker, ordentlichem Mitgliede der histor. = theol. Gesellschaft zu Leipzig. XII und 595 Seiten in Octav.

Der Vf. hat sich durch die Herausgabe mehrerer Sammlungen von Actenstücken, die sich auf die Geschichte der Reformation beziehen, rühmlich bekannt gemacht. Es liegt deshalb sehr nahe, im Voraus anzunehmen, daß er nicht ohne ein sicheres Bewußtseyn seiner Befähigung und seines Berufes die neuerdings sehr gewachsene Zahl der Reformationsgeschichten wird vermehrt haben. Allerdings beurkundet nun das vorliegende Werk Vertrautheit mit dem Stoffe der Reformationsgeschichte, Quellenforschung, Tact in übersichtlicher Darstellung verwickelter Verhältnisse. Diese Eigenschaften werden aber weit eher hinreichen, eine genealogische, als eine Reformationsgeschichte zu schreiben. Nun aber wußten wir kaum ein Gebiet, auf welchem die gleichsam genealogische Art der Geschichtschreibung weiter zurückträte, als auf dem der Reformation. Auf diesem wird der Historiker nicht fortkommen ohne theologischen Blick, ohne theologisches Herz; der Blick wird ihm die viel verschlungenen Fäden des Streites und der Lehrentwicklung entwirren, das Herz wird ihm die großen Persönlichkeiten verstehen helfen. Wir müssen nun gestehen, daß diese nothwendigen Elemente der Reformationsgeschichte in der vorliegenden nicht anzutreffen sind. Sie weiß nur von Thatsachen und deren Aufeinanderfolge, welches sie zusammengenommen 'Umstände' nennt. Charakteristik der Personen, Entwicklung des inneren Wesens sucht man vergebens. Mit

einem Worte, wir haben hier nur eine Beschreibung der Reformation. Warum der Vf. meint, er habe eine 'wissenschaftliche Bearbeitung' gegeben, ist uns unerklärlich, da er hiermit unmöglich eine gewisse Trockenheit der Darstellung, eine unverkennbare Unbeholfenheit des Stils hat bezeichnen wollen. — Wir werden dies allgemeine Urtheil bey Angabe des in dem Werke genommenen Ganges zu rechtfertigen bestrebt seyn.

Das ganze Werk zerfällt in drey Abschnitte. Der erste S. 1 — 138 behandelt die 'Umstände', durch welche die Reformation vorbereitet ward und zerfällt in zwey Bücher: die herrschende Kirche und der Widerspruch gegen dieselbe. Die herrschende Kirche soll nach ihrem äußeren und inneren Zustande geschildert werden. Der 'äußere Zustand' befaßt sich einzig mit Papstthum, Klerus und Klosterwesen in ihrer Verderbnis. Dem inneren Zustande wird sogleich 'Glaube und Cultus im Allgemeinen' gleichgestellt, und zwar so daß der Glaube die Dogmen, der Cultus die rituelle Darstellung derselben bezeichnet. Fehlt uns nun nichts mehr? Wir glauben noch Eins und zwar das Wichtigste: das Leben in seiner Ganzheit, das Volk der Kirche gegenüber. Es ist dem Vf. begegnet, daß er die Kirche vor der Reformation so auffaßt, wie diese selbst es that, nämlich als gleichbedeutend mit Hierarchie und Priesterschaft. Dabey muß natürlich das Volk, die Christenheit als bewußter, zweckvoller Theil des Kirchenganzen verschwinden. Aber natürlich wird sich damit auch nur das Bedürfnis einer Reformation, wie die auf den Concilien angefangene, nicht gleich der durch Luther ausgeführten erweisen lassen. Der Grund dieser Unzulänglichkeit liegt darin, daß der Verf. das Wesen der Reformation nicht untersucht, die Idee derselben nicht ausgesprochen hat. Dies zeigt sich besonders im zweyten



Buche, welches den Widerspruch gegen die herrschende Kirche aufsucht. Dieser wird gefunden in der philosophischen Speculation, in einzelnen kirchlichen Männern und Parteyen, in den Concilien und in den Humanisten. Das erwachende, reagierende Gewissen, die schwer beleidigte Rationalität des Volkes, ausgesprochen von prophetischen Predigern und romantischen Dichtern — das Alles ist für den Vf. nicht da. Ihm ist die Reformation ein Ereignis, zwar nicht ohne Zusammenhang mit Ereignissen der Vergangenheit, aber keine That der Freyheit und Nothwendigkeit. Um es kurz zu sagen, der sittliche Boden, aus dem die Reformation erwuchs, und das geistige Leben, das von ihr angefaßt wurde, also Anfangs- und Schlüsselpunct, die jenseit der Thatfachen liegen, — diese ungreifbaren seelenhaften Elemente des Ganzen kennt unser Werk nicht, es weiß nur von den zwischen beiden Puncten liegenden Thatfachen.

Hieraus erklärt sich der zweyte und dritte Abschnitt, in welchen die Geschichte der Reformation selbst gegeben werden soll. Der Wormser Reichstag ist die Epoche, welche beide aus einander hält. Luthers erstes Auftreten wird bezeichnet als ein 'gelehrter Privatstreit', der nur durch das bedeutend wird, was die Gegner daraus machen. Es sind überall mehr die Gegner, die aus der Reformation das machen, was sie wird, als die Reformatoren. Selbst wenn nach dem Wormser Reichstage, wo also mehr der feindselige Kaiser, als der glaubensstarke Luther, den Fortgang der Reformation entschieden hatte, die 'Gestaltung der ev.-luther. Kirche im Gegensatz zur röm.-kathol.' behandelt wird, so sind es zunächst wieder Gegner, die Zwickauer Propheten und die Wittenb. Mönche, die die Gestaltung beginnen. Ja es scheint fast, als sey der Augsburger Reichstag mit seiner Confession eher ein 'Versuch zur Abwendung von Gefahren' als eine Epoche der Entwicklung. Dies Forttappende der historischen Auffassung ist wohl der Anlaß gewesen, theils das vorliegende Werk auf die Geschichte der deutschen Reformation zu beschränken, also des Verhältnisses derselben zur schweizerischen gar nicht zu gedenken, theils mit dem Nürnberger Religionsfrieden abzuschließen, der doch fast ohne alle durchgreifende Bedeutung ist. Es hat uns scheinen wollen, als habe der Vf. mit besonderem Hinblick auf Gieseler's treffliches Werk gearbeitet. Aber es scheint ihm unbekannt geblieben zu seyn, daß dasselbe nur die eine Hälfte der Reformationsgeschichte, nämlich die äußere, geben will, während die Geschichte des Lehrbegriffs noch zu erwarten steht. Aber eine 'wissenschaftliche' Bearbeitung der Reformationsgeschichte, wie sie der Vf. ankündigt, kann sich doch nicht auf die äußere Seite beschränken wollen.

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

30. 31. Stück.

Den 22. Februar 1844.

---

C a l c u t t a.

Printed for Messrs. Thacker and Co. St. Andrews Library, and sold by Messrs. Parbury, Allen and Co. London. 1836. Transactions of the medical and physical Society of Calcutta. Vol. VIII. Part. I. In Octav.

Vor den Abhandlungen findet sich: Memoir of the late W. Twining Esq. drawn up by H. H. Goodeve Esq. M. D. Die ausgezeichneten Verdienste um die Societät, um das ostindische Medicinalwesen, die Bildung der jüngern Aerzte, dann als practischer Arzt und als Schriftsteller werden anerkannt. Sein Werk über die Krankheiten Bengalens ist das ausgezeichnetste. Er starb am 25. August 1835.

Abhandlungen. — On the family of Rhizophoreae. By William Griffith Esq. Presented June 6, 1835.

Case of Ranula in which the left submaxillary gland was extirpated with remarks by J. G. Malcolmson Esq. Pres. July 4, 1835. —

Eine bedeutende Geschwulst bedeckte den vordern Theil des Halses. Durch Punction entleerte sich einige Mahl viel Flüssigkeit daraus. Die Oeffnungen heilten aber jedes Mahl rasch und das Uebel kehrte wieder. Bey einem Einschnitte wurde das Leiden der Speicheldrüse erkannt und durch Excirpation das Uebel gehoben. Der Hauptausführungsgang war hier nicht verstopft, sondern ein Theil der Canäle im Inneren der Drüse.

Cases of disease of the veins with obss. by J. Mouat Esq. M. D. Pres. Febr. 7, 1835. In beiden erzählten Fällen waren besonders die Venen eines Schenkels afficiert. Der Verf. fragt, ob man zwey Arten der Phlegmasia zu unterscheiden habe und ob das Beri Beri noch eine besondere Krankheit sey. Er glaubt aber, daß man vorläufig diese Unterscheidung nicht rechtfertigen könne.

Case of ulcerated Stricture of the Oesophagus communicating with the Trachea. By A. K. Lindesay Esq. — Pres. Jan. 4, 1834.

Obss. on dracunculus. Part. II. By C. Morehead M. D. Pres. March 7, 1835. — Eine Zusammenstellung der Orte und Verhältnisse, bey welchen der Wurm besonders vorkommt. M. gibt, zum Theil nach eigenen Beobachtungen, eine Uebersicht über die geognostischen Verhältnisse der Gegenden, aus welchen seine Notizen über das Vorkommen des Wurmes herrühren. Die secundäre Trappformation und der Genuß schlechten (namentlich wenig bewegten und zum Theil durch Regen zusammen gelaufenen) Wassers haben seine Aufmerksamkeit besonders erregt.

Notes on the drugs called Mishme Teeta and Puchá Pát. By K. Wallich M. D. Pres. Aug. 1835. — Mishme Teeta ist die Wurzel einer Coptis (Teeta), fast rein bitter und nach Bige-

low's Angaben (Amer. Med.' Botany) über die Wurzel von *Coptis trifolia*, welche in Boston viel gebraucht wird, dieser sehr ähnlich. Nach einem Zusätze von W. Twining hat Mishme Teeta die Eigenschaften der besten bitteren Tonica. — Puchá Pát wird von mongolischen Kaufleuten eingeführt. Wird geschätzt als Parsum und ist das Kraut einer Labiate, welche bey Penang wild wächst.

Case of snakebite successfully treated by venesection by T. J. Smith Esq. Pres. Oct. 3. 1835. — Biß von Cobra Capello. Der erste Aderlaß von etwa 15 Unzen eine halbe Stunde nach dem Biß, an der vena mediana cephalica. — Fünf viertel Stunden später ein zweyter von 10 Unzen und 40 Minuten darauf noch ein Aderlaß von 8 Unzen. — Hierauf wurde der Kranke wieder fähig zu sprechen und erholte sich nun allmählich. Außer den Venäsectionen wurde besonders Ammon. angewandt.

An account of Scurvy as it appeared at Nusserabad. By D. Macnab Esq. Pres. Nov. 1. 1834. — Der Scorbut kommt in der Umgegend fast jährlich sporadisch vor. Unter den Truppen ist er aber seit etwa 14 Jahren nicht gewesen. Die jetzigen Ursachen können theils in ungewöhnlicher Kälte des Winters, dann Trockenheit des Sommers (zwischen beiden Jahreszeiten fand ein Nachlaß Statt, und eine Nachschrift sagt, daß mit dem Eintritte des Regens die Krankheit wirklich wieder sich minderte), theils in der durch schlechte Ernten bewirkten Verschlechterung der Nahrungsmittel liegen. Entfernung war das einzige und sichere Heilmittel.

An account of the Scurvy which appeared in the 4th Regt. Lt. Cavalry at Nusserabad by T. Ross Esq. — Pres. Nov. 1. 1834.

Account of the fin of the Balista. By J. W. Knight Esq. Pres. Apr. 4. 1835. Die erste Dorsalflosse ist zugleich Waffe und Flosse. Man findet mehrfache Unrichtigkeiten darüber. Sie hat drey Strahlen, deren erster sehr stark ist und bedeutend aus der Flosse hervorsticht. Durch einen eigenthümlichen Mechanismus kann die Flosse sehr fest aufgestellt werden.

Sketches of two undescribed venomous Serpents with fangs behind the maxillar teeth. ('à crochets postérieurs'). By Th. E. Cantor Esq. M. D. Pres. May 7. 1836. — *Cerberus Grantii*. — *Potamophis Lushingtonii*.

Obs. on some Diseases of European Seamen in Bengal. By D. Stewart Esq. M. D. — Pres. Octbr. 3. 1836.

Case of extensive Liver Abscess successfully opened. By Archibald Colquhoun. — Pres. May 7. 1836.

Notes on *Cassia lanceolata* or the Plant, which yields the true Senna Leaves of the Calcutta Bazars. By K. Wallich Esq. M. D. — Pres. Septbr. 6. 1834. Zwen Species von *Cassia*, welche Aegypten und Arabien angehören, geben die Senna im Handel, die *C. lanceolata* noch bessere als *C. obovata*. — *C. Burmanni* (Ostindien) soll ein Surrogat geben. — Wallich hat die *C. lanc.* erzogen und gibt danach die ausführliche Beschreibung. Die Abbildung von Royle mache eine andere überflüssig.

Appendix. — I. Section bey einer 10 wöchentlichen Eubarschwangerschaft. Im Uterus wie gewöhnlich eine *M. Decidua*. — II. Tödlicher Leberabscess. IV. 3 Milzzerreißungen. V. *Tetanus traumaticus*. Die Markmasse des großen Hirns war weich und teigig, das Rückenmark fest.

Die Häute überall injiciert. VI. Auszug eines Berichtes über Klima und Krankheiten von van Diemensland. VII. Tabelle über 52 Steinschnittoperationen. VIII. Einrichtung eines dislocierten Humerus nach 1 Monat und 4 Tagen. Hier die Bemerkung, daß die Einrichtung von Luxationen bey den Eingebornen, was bey deren Muskelschwäche wohl zu begreifen, im Allgemeinen leicht ist. IX. Darstellung des Glaubersalzes aus einer Erde: Khare Muttie, welche in Dode sehr häufig ist und sehr leicht 50 p. Ct. des Salzes ergibt. X. *Quisqualis indica*, deren Samen im malayischen Archipel als Wurmmittel dient, wird von Wallich mit Glück cultiviert. XI. Eine Laryngitis wurde durch *Ol. croton.* glücklich beseitigt. 14 Tage später verschwand auch eine Struma, mit welcher das Subject behaftet war. Versuche über die Anwendung in letzterer Krankheit werden nun angestellt. XII. In Persien schneidet man bey Verdunkelung der Hornhaut einen Streifen der Conjunctiva rings um dieselbe aus. XIV. Der Scorbut, welcher gleichzeitig noch in einer andern Gegend als Musferabad herrschte, wurde auch dort mit dem Fallen des Regens geringer. XVII. Noch 13 Steinschnitte. XIX. Topographischer und statistischer Bericht über St. Helena. XX. Notiz über eine eigenthümliche Krankheit in Aleppo (*Aleppo boil.*). Scheine dasselbe zu seyn was Russell, in seiner *History of Aleppo* als Hebt al Sinne oder Blotch of a year und Haleb - Chiban erwähnt. — XXI. Excision einer aus einer Wunde seit einigen Tagen vorgefallenen Milz. Rasche und völlige Herstellung. XXII. Ausgetragener weiblicher Doppelpfortuß. Unterleibs- und Brusthöhlen der beiden Früchte hängen zusammen. Die Unterleibs Eingeweide der einen liegen umgekehrt, Milz rechts u. s. w.

indem die Lebern mit einander zusammen hängen. Die beiden Herzen bilden einen Körper, und sind mangelhaft. Der eine der beiden rechten Ventrikel hat keine Lungenarterie, sondern diese entspringt aus der Aorta: also Ductus arteriosus ohne Lungenarterie.

Proceedings of the monthly Meetings of the medical and physical Society. Vom Januar 1835 bis September 1836.

### Frankfurt a. M.,

bey Sauerländer 1843. Die Fachwerkksmethoden der Betriebsregulirung und Holztragschätzung der Forste, mit Nachweisung ihrer Quellen kritisch zusammen gestellt und beleuchtet, von G. W. Freiherrn von Wedekind, großherzogl. hessischem Oberforstrathe u. s. w.

Nachdem wir in der Anleitung zur Untersuchung und Feststellung des Waldzustandes, des Ertrags und Geldwerthes der Forsten u., vom Herrn Oberforstmeister von Smalian im 173. Stück dieser Blätter vom Jahre 1841 ein Werk angezeigt haben, welches sich lebhaft gegen die so genannte Fachwerkksmethode ausspricht, ist es wohl nicht mehr als billig und der Würde der (unbefangenen) Wissenschaft angemessen, nun auch ein Werk anzuzeigen, was die Fachwerkksmethode in Schutz nimmt.

Das forstmännische Publicum ist, hinsichtlich der Taxationsmethoden, förmlich in zwey Hälften getheilt; auf der einen Seite stehen die Vertheidiger der Fachwerkks- oder organischen Methode, auf der anderen die Vertheidiger der rationalen oder Formel-Methode; an der Spitze beider Parteyen stehen die Namen zweyer hochverdienter nicht

mehr in den Wäldern umher wandelnden Forstmänner, Hartig und Hundeshagen; — der Erste, an der Hand der Erfahrung gebildet, der Schöpfer der Fachwerksmethode; der Zweyte, vom Geiste der Wissenschaft belebt, der Schöpfer der rationalen Methode. Beide Parteien streben nach einem und eben demselben Ziele, nämlich nach Darstellung eines möglichst vollkommenen Waldzustandes, aber auf sehr verschiedene Weise und — wenn man Zahl der Streiter und Art der angewandten Waffen in Anschlag bringen darf — mit sehr verschiedenen Kräften. — Was nämlich den Rationalisten an Zahl abgeht, — die Zahl der Fachwerker ist bey weitem größer — suchen sie durch Anwendung höherer mathematischer Lehren oder durch Zugrundelegung und strengere Durchführung wissenschaftlicher Sätze zu ersetzen.

Der wesentliche (innere, wissenschaftliche) Unterschied zwischen beiden Methoden besteht darin, daß die Fachwerksmethode vom Einzelnen zum Allgemeinen hinauf steigen, die rationale hingegen unter das Allgemeine das Einzelne subsumieren oder vom Allgemeinen auf das Einzelne herab steigen will. — Die erste betritt den Weg der Erfahrung und der Wirklichkeit; sie hält sich streng an das Gegebene und sucht aus diesem zum Normalen oder zum Allgemeinen zu gelangen. Die letzte schafft sich aus der Wirklichkeit einen normalen Zustand im Voraus; sie stellt also etwas Ideales auf, was nicht gleich da ist, und schiebt — wenn der Ausdruck erlaubt ist — in diesen (möglichen) normalen Zustand die Wirklichkeit (die Bestände) mit ihrer Ertragsfähigkeit ('Nutzungs-Procent') hinein, und sucht so in der kürzesten Zeit die ('verworrene') Wirklichkeit zu einem (idealen) normalen Zustand zu erheben.



Die Art und Weise, wie dies in dem einen oder dem andern Falle geschieht, zu beschreiben, ist hier nicht der Ort; hierin besteht gerade die eine oder die andere Taxationsmethode; wer damit nicht bekannt wäre, müßte sie aus den betreffenden Büchern erlernen; uns kam es nur darauf an zu zeigen, worin ihr divergierender Charakter bestehe.

Dagegen wollen wir bemerken, daß die Fachwerkmethode die bey weitem älteste Methode zur Taxation der Waldungen überhaupt gewesen und bereits, obwohl nicht unter diesem Namen, angewandt worden sey, ehe man nur noch von einer rationellen Methode etwas wußte. — Dies liegt auch ganz in der Natur der Sache und in der Entwickelungsart der menschlichen Erkenntnisse, die sich zuerst immer an das Specielle — an die Erfahrung — hält. — Wenn nämlich unsere ersten und ältesten Waldschäzer mit einem Gefolge von Köhlern und Holzhauern, mit einer Schreibtafel und einer Meßschnur in der Tasche und mit einem Beile, zum Anplätzen der Bäume zc. in der Hand, in den Wald rückten und den Gehalt ('Massenbelang') der verschiedenen Bestände nach dem Augenschein veranschlagen ließen zc., so waren dies die Primitive der Fachwerkmethode, aus denen dann der Taxator zu Hause unermessliche Tabellen anfertigte und mittelst derselben nachwies, wie viele spännige Eichen, oder wie viele räumliche Klafter z. B. in den ersten 20 Jahren nur geschlagen werden dürften, wenn andere jüngere Eichen oder andere jüngere Bestände binnen diesen 20 Jahren zur Haubarkeit heran wachsen sollten zc.

Hierin und in dem Herüberziehen von Beständen einer Art zu einer andern zc., lagen offenbar schon Ideen von Nachhaltigkeit, Gleichförmigkeit

der Nutzung und allmähliche Heranbildung der verworrenen Bestände zu einer geregelten Abstufung, die allerdings nirgends leichter als bey den durch Pflanzung hergestellten Eichen, auf welche unsere alten Vorfahren, der Weide, der Mast und des Bauholzes wegen, einen großen Werth setzten, zu erreichen gewesen wäre.

Spuren einer rationellen Methode finden sich jedoch auch in der Geschichte unserer Forstwissenschaft.

Als nämlich die ersten Grundsteinleger der Forstwissenschaft, die berühmten Herren von Lange und von Zanthier, mit der Regulierung des Buchenhochwaldsbetriebes in den Harz- und Weser-Forsten beauftragt wurden, geriethen sie auf den Gedanken einer regelmäßigen Eintheilung dieser Waldungen in ordentliche Samenschläge, so, daß jeder Schlag, ihrer Voraussehung nach, zur bestimmten Zeit angesamt, abgetrieben und zur Ruhe gebracht werden könne. — Unglücklicher Weise folgte die Natur diesen Anweisungen nicht; die Ansamung blieb aus, weil für das Jahr kein Same wachsen wollte, dagegen aber traten die Bedürfnisse ein; es mußte weiter gehauen werden, und wie immer noch kein Same erfolgen wollte, mittlerweile aber geringe Holzsorten sich anfanden, so entstand eine Verwirrung im Betriebe und eine Verschlechterung im Bestande, an der die Nachkommen vielleicht noch jetzt zu heilen haben, und die auch in der Gegend des Ref. nicht ohne Beyspiel ist.

Dies war offenbar etwas Rationelles; die Natur sollte sich hier allgemeinen Suppositionen fügen; das wollte und konnte sie nicht; und so gibt dies — historisch begründete — verunglückte Beyspiel den Forstleuten überhaupt und den Ra-

tionalisten die große Lehre, daß die Natur sich nicht zwingen lasse.

Unser Herr Verf. gehört der großen Zahl der Fachwerksmänner an.

Schon im Jahre 1834 schrieb er eine Anleitung zur Betriebsregulierung und Holzertrags-schätzung der Forsten u., die im 134. Stücke dieser Blätter von demselben Jahre, und im Jahre 1839 eine Instruction für die Betriebsregulierung und Holzertrags-schätzung der Forsten u., die im 137. Stücke dieser Blätter vom Jahre 1839 angezeigt worden ist. Letztere ist nur ein Ausfluß der ersteren.

Die Entstehung seines jetzt vor uns liegenden Werkes ist, nach der Zueignung an die Versammlung der deutschen Forst- und Landwirths, keine andere, als die, daß die Versammlung zu Stuttgart, welcher der Herr Verf., wenn wir nicht irren, präsidirte, unter mehreren anderen Fragen u. auch die für das Jahr 1843 aufgab:

‘Welche Verfahungsarten haben sich bey der Ertrags-schätzung und Betriebsregulierung der Waldungen am meisten bewährt?’

Der Herr Verf. hat nun diese Frage auf folgende Weise zu lösen versucht:

An die Spitze stellt er das Verfahren des Begründers der Fachwerksmethode, des verstorbenen Land- = Oberforstmeisters Georg Ludwig Hartig. — Dann folgt das Verfahren seines Nachfolgers (‘in der Methode’), des Herrn Oberforstraths Cotta, der dem Fachwerke einige Modificationen und einige wissenschaftliche Elemente mehr hinzufügte. — Nach den Vorschriften und Anleitungen dieser beiden Männer, versehen mit dem unschätzbaren Vorzuge, daß sie sich auf eigene Erfahrungen stützten, wurden sodann in mehreren Ländern

Exarationen vorgenommen und Vorschriften dazu ertheilt, theils ganz in der vorgeschriebenen Form, theils modificiert, wie es die jedesmahlige Verfassung oder auch das weitere Nachdenken zc. an die Hand gaben. — Von diesen Länder-Exarationen sind die königl. Bayerische und die königl. Württembergische hier aufgenommen. — Dann folgen: Sonstige Schriften und Schriftsteller über die Fachwerksmethode und zwar: die Anweisung des Forstmeisters Klippstein zu Lisch und: die Forstbetriebs-einrichtung des (kurfürstl. Hessischen) Landesforstmeisters G. Fr. Hartig und zuletzt: Critische Uebersicht der organischen Fachwerksmethode.

Der Herr Verf. prüft nun auf das Ausführlichste und Minutiöseste, in wie fern jene theoretischen und practischen Vorschriften dem Zwecke einer Betriebs- und Abgaben-Regulierung überhaupt entsprechen; er legt dabei, was die Gliederung dieser Prüfung betrifft, mehr oder weniger sein in der angezogenen Anleitung zc. befolgetes System zum Grunde und er hat zur Bequemlichkeit der Leser eine Inhalts-Uebersicht in tabellarischer Form hinzu gefügt, aus welcher nach Seitenzahl zc. zu ersehen ist, wie und wo die verschiedenen Betriebs- und Exarations-Gegenstände in den angeführten Schriften und (dienstlichen) Instructionen zc. berücksichtigt und erlediget worden sind.

Es ist ganz unmöglich dem Herrn Verf. in dieser sich auf Seitenzahl und Paragraphen zc. beziehenden Prüfung und Vergleichung zu folgen; wir müßten sonst in ein noch größeres Detail hinein gehen und einen Commentar schreiben, der dem Zwecke dieser Anzeigen ganz zuwider wäre. — Wer sich davon unterrichten will, was die Fachwerksmethode leisten will und geleistet hat, muß

nothwendig das Werk des Herrn Verf. zur Hand nehmen; er wird darin genügenden Aufschluß finden.

Dagegen wollen wir uns ein Paar Worte über das Ganze und über die zuletzt hinzu gefügte critische Uebersicht erlauben.

1. Uns dünkt, die vorhin angeführte Frage der versammelten deutschen Forstmänner war allgemein; sie wollte eine Vergleichung der verschiedenen bis jetzt angewandten Taxationsmethoden, also nicht bloß eine Hervorhebung der Fachwerksmethode und eine Beweisführung, daß diese Methode Alles leisten könne und geleistet habe, was billigerweise von einer Betriebsregulierung und Waldabschätzung überhaupt nur verlangt werden könne. — Der Herr Verf. hätte daher die Grundsätze und Leistungen der rationellen (als Formel-) Methode nicht bloß nur gelegentlich, so weit sie mit den Grundsätzen und Leistungen der Fachwerksmethode in Berührung gerathen zc., sondern systematisch und im Zusammenhange, mit Angabe des Erfolgs, den sie z. B. im Preussischen gehabt hat, anführen müssen; dann wäre der Versammlung sowohl, als auch dem forstmännischen Publicum die Gelegenheit dargeboten worden, ein vergleichendes Urtheil, 'welche Verfahrensart sich am meisten bewährt habe,' zu fällen.

Wir können in dieser Beziehung das Verfahren des Herrn Dr. Klauprecht in seiner s. g. Gewerbslehre zc., welche in einem der nächsten Stücke dieser Blätter angezeigt werden wird, nicht genug rühmen; mit großer Ausführlichkeit würdiget er das Dafür und Dawider beider Methoden.

2. Die critische Uebersicht hat offenbar den Zweck einer Vermittlung zwischen beiden entgegen stehenden Parteyen, oder die Absicht zu zeigen, daß allen Ansprüchen an eine Betriebs- u. Abgabe-Regulierung

überhaupt, etwa auf die Weise, wie sie in den angeführten Schriften zc. und namentlich auch in den Werken des Herrn Berfs vorgetragen worden ist, vollkommen Genüge geleistet werden könne. Zu diesem Behufe werden jene Ansprüche noch einmahl aufgeführt, die Gegenstände hervorgehoben, wo beide Methoden auf ihrem Wege zur Lösung von einander abweichen oder zusammen fallen und zuletzt die Vorschriften und Stellen in den Werken des Herrn Berf. angegeben, wo allen Forderungen der Wissenschaft wirklich Genüge geleistet worden sey.

Ob die Anhänger der rationellen Methode mit diesem wohlmeinenden Vermittlungs = Versuche zufrieden gestellt seyn werden, müssen wir dahin gestellt seyn lassen. — Wir halten dafür, daß eine Vermittlung zwischen den beiden principmäßig ganz entgegen gesetzten Methoden, an und für sich, unmöglich sey, eben so unmöglich es ist, eine empirische Anschauung der Dinge mit einer idealen zu vermitteln.

Allein ein Zusammenwirken beider Methoden zu einem und eben demselben Zwecke scheint möglich; und will man dies eine Vermittlung nennen, so mag man es immerhin thun.

Gewis werden die Rationalisten den Fachwerksmännern zugestehen müssen, daß sie, eben so wie sie, auf einen normalen Waldzustand hinarbeiten, nur — wie ihnen ('und nicht mit Unrecht') vorgeworfen wird — auf eine unendlich lange Zeit hinaus. Auch müssen die Rationalisten einräumen, daß die Behandlung der Wälder nach der Fachwerksmethode, wenn auch nicht das Formelle, dennoch das Materielle derselben mehr, ja, wir möchten hinzufügen, ganz in Schutz nimmt; keine Kraft ('kein Bestand, keine Productionsfähigkeit zc.') des Waldes wird dabey vergeudet; sie kömmt der

Gegenwart, so wie der Zukunft, völlig zu Gute; leider! in einer Form, die der Idee eines geregelten Waldzustandes selten entspricht.

Eine solche Idee muß doch aber allen unseren forstlichen Operationen unterliegen; wir müssen uns bestreben möglichst schnell unsere Wälder in einen normalen Zustand zu versetzen, wenn sie das wirklich leisten sollen, was wir in aller und jeder Beziehung von ihnen erwarten. — Zu diesem Ende — und das klingt in der That so einfach und natürlich wie möglich — muß man die Waldwirthschaft auf die rationale Methode begründen, nach der Fachwerksmethode aber ausführen, d. h. dem Betriebsbeamten muß der normale Waldzustand, wie eine Idee, wie ein Leitstern, beständig vorschweben; in der wirklichen Waldbenutzung aber darf er sich von dem gegebenen Waldzustande nicht weiter entfernen, als die Walderhaltung es erlaubt. — Sicher haben die Herren Klauprecht und von Wedekind etwas von dieser Art auch nur im Sinne gehabt.

### S a l l e,

bey Eduard Anton 1842: Die malbergische glosse, ein rest keltischer sprache und rechtsauffassung. Beitrag zu den deutschen rechtsalterthümern von Dr. Heinrich Leo. Erstes Heft. XII und 156 Seiten in Octav.

### M a n n h e i m.

Berlag von Fr. Bassermann 1843: Die Lex Salica und die Text-Glossen in der Salischen Gesetzsammlung germanisch, nicht keltisch; mit Beziehung auf die Schrift von Dr. H. Leo: Die Malbergische Glosse ein Rest altkeltischer Sprache

und Rechtsauffassung. Ein Versuch von Knut Jungbohn Element aus Nordfriesland, Dr. und Privatdocent der Geschichte zu Kiel in Holstein. 79 Seiten in Octav.

### H a l l e.

Gedruckt und in Commission bey Ed. Heyne-  
mann 1843: Ueber die Halloren, als eine wahr-  
scheinlich keltische Colonie, den Ursprung des Halle-  
schen Salzwerkes und dessen technische Sprache.  
Ein Versuch von Gh. Keferstein. VIII und  
118 Seiten in Octav.

Es ist eine alte und anerkannte Wahrheit, daß die Wissenschaft oft nichts mehr zu fördern vermag, als ein geistvoll ergriffener und entwickelter Irrthum. Auch bey Anzeige der oben rubricierten Schriften, insbesondere der sub Nr. 1, drängte sich Ref. dieser Satz auf. Herr Leo glaubte mit Hilfe des Keltischen die Malbergische Glosse erklärt zu haben. So geistvoll und auf den ersten Anschein ansprechend dieser Gedanke entwickelt war, — Ref. gesteht ohne Scheu, daß auch er sich davon bestechen ließ — so ist dessen Irrthümlichkeit dennoch durch die unter Nr. 2 rubricierte Schrift, wenigstens nach des Referenten Ansicht, vollständig nachgewiesen. Nichts desto weniger glauben wir, auch nach dieser Widerlegung, den Leoschen auf die Malb. Glosse bezüglichen Arbeiten eine nichts weniger als unbedeutende Stellung einräumen zu müssen. So wohl speciell in Bezug auf die nächste Aufgabe derselben, als im Allgemeinen in Betreff der Verhältnisse zwischen den Kelten und Deutschen überhaupt, rücksichtlich rechtlicher, ökonomischer, poetischer und anderer aus ihrem Unter- und Nebeneinanderwohnen entstandenen Beziehungen, geben sie vieles zu denken und sorgsam



zu erwägen und werden vor allem andern das Verdienst in Anspruch nehmen dürfen, zu vielen hieher gehörigen Fragen und Untersuchungen neuen Anstoß, Trieb und Eifer erweckt zu haben.

Der Irrthum des Herrn Leo entstand vorzüglich dadurch, daß er die ursprüngliche und nahe Verwandtschaft des keltischen und deutschen Volksstammes zum großen Theil verkannte, wobey er sich auf die Auctorität von Pott stützte, welcher aber seine in dieser Beziehung früher gehegte Meinung schon vor Erscheinen des Leoschen Werks geändert hat (in Ersch und Gruber Encyclop. d. K. und W. Art. Indogermanischer Sprachstamm). Da Herr Leo die Masse der Uebereinstimmungen zwischen dem Keltischen und Deutschen bey seiner überaus achtungswerthen Kenntniß dieser Sprachstämme nicht entgehen konnte, so kommt er auf eine Hypothese, welche selbst unter den Sonderbarkeiten, an denen die Geschichte der Linguistik reicher, als vielleicht die irgend einer andern Wissenschaft ist, eine hervorragende Stelle einnimmt. S. 1—2 heißt es 'es ist zu bemerken, daß mit ausnahme einiger weniger wortstämme, die nicht bloß dem Griechischen und Lateinischen mit der keltischen, sondern auch mit den deutschen sprachen gemeinsam sind (Ref. muß hierbey bemerken, daß dies keinesweges einige wenige, sondern nachweislich die bey weitem größere Mehrzahl ist), die also ein gemeingut fast aller japhetischen stämme zu seyn scheinen, die übrigen der bezeichneten (nämlich entschieden verwandten) wörter eben so im Keltischen, wie im Griechischen und Lateinischen als verwaiste Trümmer dastehen ohne organischen wurzelzusammenhang.

(Schluß folgt.)

---

# Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

## 32. Stück.

Den 24. Februar 1844.

### Halle und Mannheim.

Schluß der Anzeige: Die malbergische glosse, ein rest keltischer sprache und rechtsauffassung. Von Heinr. Leo; — Die Lex Salica und die Text-Glossen in der Salischen Gesetzsammlung germanisch, nicht keltisch. Von Knut Jungbohn Clement; und Ueber die Galloren als eine wahrscheinlich keltische Colonie etc. von Ch. Keferstein.

‘Das wahrscheinlichste ist demnach, daß sie der sprache entweder eines früher über Europa verbreiteten untergegangenen volkes angehören, oder der sprache eines volkstammes, welcher die genden bewohnte, durch welche, sich hindurchwindend, die vorfahren der Griechen und Römer, so wie der Kelten und Deutschen erst in ihre europäische heimath einwanderten.’ Ferner: ‘So sind in den japhetischen sprachen die allgemeinen ausdrücke für landbau und ernährung gemeinsam und in organischer lebendigkeit vorhanden z. b. gr. ἀρόω, ἀρουρα lat. arō, arvum, ahd. aru, arbi’ (letzteres gehört schwerlich zu dieser Wz.) ‘gäl. ar, arbar’ (bey

letzteren dieselbe Frage wie bey dem ahd. arbi);  
 ‘= griech. ἀλλόω, lat. alo, an. ala; gäl. al. Da-  
 gegen die besondern ausdrücke sind zwar auch ge-  
 meinsam, aber ohne deutlich nachweisbare wurzel  
 z. b. gr. ἵππος; lat. equus; ahd. ehū; gäl. each;  
 = gr. κάπρος? lat. caper; an. hafr; gäl. gabhar;  
 = gr. ταῦρος; lat. taurus; an. tarfr; gäl. tarbh;  
 = gr. ὄϊς; lat. ovis; ahd. awi; gäl. aodh; u. s. w.  
 Wer vermöchte von diesen (und einer langen reihe  
 ähnlicher) wörtern in der griechischen, lat., deut-  
 schen, oder keltischen sprache irgend einen organi-  
 schen zusammenhang nachzuweisen? Sie sind uns  
 geblieben als stumme zeugen entweder eines unter-  
 gegangenen volkes, welches zuerst pfade in die  
 einöden unsrer wälder und sumpfe fand, und deren  
 spuren Kelten und Germanen, wie früher die vä-  
 ter der Griechen und Römer nachgingen, oder eines  
 völkerstammes, dessen land die vorfahren aller die-  
 ser völker bey ihrem zuge von osten nach westen  
 successiv besetzten, über welches sie successiv herrsch-  
 ten, und was seinem eignen stillen, ländlichen, un-  
 tergeordneten daseyn in der sprache seiner sige-  
 selbst monumente hinterließ.’

Wie wenig der Mangel eines uns, den durch  
 einen so großen Zwischenraum von jenen Zeiten  
 getrennten, erkennbaren, oder mit Leichtigkeit nach-  
 weisbaren, organischen Wurzelzusammenhanges da-  
 für entscheidet, daß ein Wort ein fremdes, der  
 Sprache, in der es vorkommt, nicht, seinem Ur-  
 sprung nach, angehöriges sey, ist jedem, der tiefer  
 in Sprachuntersuchungen eingeweiht ist, bekannt.  
 Wer da weiß, wie unendlich viel Wörter eine  
 Sprache im Fortgang der Zeiten einbüßt, welcher  
 phonetischen, mit denen seiner Wurzel ganz dishar-  
 monisierenden Umwandlungen ein Wort, welches sich  
 durch seine, durch usus fixierte, Bedeutung von der

Bedeutung seiner Wurzel geistig ganz abgelöst hat, fähig ist, der wird zugestehen, daß es so wohl möglich ist, daß eine Sprache eine Wurzel nur in einem einzigen Wort erhalten hat, als daß sich ein und das andere Wort durch seine phonetischen Umwandlungen von der Gestalt seiner Wurzel so sehr entfernt hat, daß der ursprüngliche organische Zusammenhang zwischen beiden entweder gar nicht mehr, oder nur durch Hilfe der, in solchen Fällen überaus häufig die Zwischenglieder darbietenden, verwandten Sprachen erkannt werden kann. Dadurch wird die Erkenntnis fremder Wörter — deren fast jede Sprache übrigens eine bedeutende Anzahl besitzt — schon an und für sich schwierig; die Schwierigkeit wird aber um ein bedeutendes vermehrt, wenn die Scheidung fremder und eigener Wörter bey ursprünglich nahverwandten Sprachen vor sich gehen soll, und kann bey alten, nicht in einer größern Totalität vorliegenden, Sprachen, nur bey der größten Vorsicht, auf einige Wahrscheinlichkeit des Erfolges rechnen. Hat man es vollends mit einem untergegangenen, nur in sehr einzelnen Wörtern erhaltenen, Dialect zu thun, dessen Reliquien sogar, wie dies mit der Malb. Gl. der Fall, vielfach entstellt sind, deren Lesung man erst conjecturando fixieren muß, so kann ein Schriftsteller, je geistreicher er ist, desto leichter dazu kommen, verwandte Sprachen unter einander zu wirren.

Gegen die Richtigkeit seiner Entdeckung hätten Herrn Leo zwey Punkte insbesondere bedenklich machen sollen. Die bisherigen Untersuchungen über die keltischen Dialecte hatten heraus gestellt, daß auf dem Festlande nur der kymrische Dialect mit Wahrscheinlichkeit zu erwarten sey, während Herr Leo das muthmaßliche Keltische der Malb. Glosse nur aus dem Gadhelischen zu erklären vermag.

Die hierin liegende Schwierigkeit ist ihm nicht entgangen; er berührt diesen Punct im 5. §. und sucht zur Erklärung derselben einen Zusammenhang zwischen den Belgen der Niederlande und Irlands wahrscheinlich zu machen. Daß aber selbst diese Annahme nicht ausreichen würde, fühlt er selbst und behält sich eine genauere Auseinandersetzung für die Zukunft vor. Der zweyte Punct sind die keltischen Thiernamen, welche Herr Leo in der Glosse zu finden glaubt, welche so auffallend sind, daß er ihnen einen besondern §. zur Besprechung im Allgemeinen widmet. Seine Etymologien geben nämlich fast gar keine einfachen Namen, die mit völligem Vergessen und Aufgeben der ursprünglichen etymologischen Bedeutung nur noch das Thier an und für sich bezeichnen (wie z. B. bey uns bey dem Worte Schaaß kein Mensch mehr an seine etymologische Bed. das geschorene, scheerbare, denkt), auch fast durchgängig nicht die Thiernamen, welche in den bekannten keltischen Dialecten vorkommen, sondern statt deren eine Art epitheta poëtica, characteristica, wie wenn wir statt Esel: Langoß, statt Fuchs: Schlauckopf und ähnliches sagen. Es ist nun zwar eine bekannte Sache, daß solche charakteristische Bezeichnungen statt der eigentlichen Namen im Context der Rede unter gewissen Bedingungen in jeder Sprache eintreten können z. B. im Romischen, in der Fabel oder auch andern Wendungen; daß aber in erklärenden Anmerkungen eines Rechtsbuches, wo alles auf unzweifelhafte Bestimmtheit ankommt, so geflissentlich die, wie uns die bekannten keltischen Dialecte zeigen, im Keltischen eben so sehr, wie in andern Sprachen, durch usus fixierten eigentlichen Thiernamen umgangen und fast durchgängig durch uneigentliche, zwar etymologisch vielleicht erklärbare, aber in ihrer

speciellen Bedeutung nur aus dem lat. Text zu errathende ersetzt wären, wird sich nicht leicht jemand überreden lassen. Zur Erklärung dieser Erscheinung wird bemerkt (S. 68): 'Wir müssen uns aufs lebhafteste zum bewußtsein bringen, daß wir mit unsern tierbezeichnungen nur einen künstlichen und unnatürlichen standpunkt zur tierwelt genommen haben; daß alle ursprünglicheren, natürlicheren und der natur in ihren sprachen treueren völker der tierwelt namen geben, die auch sprachlich noch durchsichtig und bedeutungsvoll sind, und daß nun namentlich die keltischen sprachen ganz und gar diese stellung zur tierwelt bewahrt haben.' Die große Masse der etymologisch erklärbaren Thiernamen erlaubt den Schluß, daß alle Thiernamen ursprünglich charakteristisch bezeichnend waren, daß sie aber, wie jedes Wort jeder Sprache, durch die immer weiter fortgehende Fixierung ihrer Bedeutung und phonetische Umwandlung ihrer Form aus einer Bezeichnung ein bloßes Zeichen würden, und theilweis aus dem etymologischen Zusammenhang, wenigstens im unmittelbaren Volksbewußtseyn, herausstraten. Ob in den keltischen Sprachen der etymologische Zusammenhang leichter als in andern zu restituieren sey, wagt Ref., da er keine speciellen Untersuchungen in dieser Beziehung gemacht hat, nicht zu behaupten; allein anderer Seits beruht auch Herrn Leos Behauptung von der größeren Treue der Kelten hierin auf ganz falschen Etymologien. S. 69 z. B. schreibt er: 'Gälisch heißt bo (ursprünglich wol bodh) das rind; wälsch ganz entsprechend bu. Ableitungen von jenem sind bodogh, bol, bologh, welche wörter insgesammt gattungen von rindern bezeichnen; ähnliche ableitungen sind bual, buw, buwch. Alle diese wörter kommen vom gälischen bi 'seiend' 'lebendig'

(bim ich bin u. s. w.). Sowol das gälische bo, als das wälſche bu ſind alſo, als wollten wir das rind 'ein gewefte' (mit ähnlichem ſinn, wie das lat. animal) nennen — und es ſind dieſe Bildungen dem gäl. beo (quod vivit, animal) ganz analog; ja das wälſche wort bu 'das rind' und bu 'das weſen' 'das lebendige' 'das tier' — ſind ein und daſſelbe'. Ganz abgeſehen von der ſo vagen, nichts weniger als für das Rind charakteriſtiſchen, Etymologie — der Vergleich mit lat. animal iſt, wie jeder einſieht, ganz unpaſſend, da dieſes das Ddembegabte eigentlich iſt und jedes belebte Geſchöpf umfaßt — wird jedem einigermaßen in den ſprachlichen Unterſuchungen Bewanderten ſogleich einfallen, daß einerſeits dem gäl. bo, wälſchen bu, lat. bov (bu), griech. βοϝ (βov), ſſkr. go, ſlav. go, (in govenda), lett. gōws, ahd. kua (ko), afgh. gaai u. ſ. w. off. kuchug, arm. kuv entſprechen, anderſeits dem gäl. bi, lat. fu und bu, griech. φv, ſſkr. bhû, ſl. büi-h, lett. bû-t, ahd. bu, arm. gu (gu<sup>c</sup>m = ſſkr. bhavâmi) u. ſ. w.; daß alſo auch griech. βov von φv, lat. bu von fu (bu), ſſkr. go von bhû, ſlav. go von büi-ti, lett. gōws von bû-t, ahd. kô von bu, arm. kuv von gu ſtammen müßte. Die Abſurdität dieſer Annahme leuchtet auch dem in ſprachlichen Unterſuchungen minder Bewanderten ein. Aber ſelbſt wenn die Behauptung richtig wäre, daß ſich die Kelten auf dieſem, wie ihn Herr Leo nennt, naturgemäſſeren Zuſtande der Thierwelt gegenüber behauptet hätten, ſo folgt noch nicht daraus, daß ſie fort und fort zur Bezeichnung der Thiere Wörter hätten bilden können, die, wären ſie auch in manchen Beziehungen charakteriſtiſch, doch nur durch langen usus ihre ſpeciell-beſtimmte Bed. erhalten konnten. Niemand wird, abgeſehen von ſolchen

Contexten, wo die Natur des Werkes oder der übrige Zusammenhang eine solche Licenz verstatet, und das ist wohl in Rechtsbüchern am wenigsten der Fall; ein anderes Wort für einen keltischen Thiernamen anerkennen, als ein solches, welches sich in diesem Gebrauch mit Sicherheit in den bekannten keltischen Sprachen formal reflectiert.

Indem wir übrigens der geistvollen Behandlung des Herrn Verfs unsere ganze Achtung zollen und den Wunsch aussprechen, daß trotz der, unserer Ansicht nach, irthümlichen Deutung des Wesentlichen in diesem Werk, es sich dennoch der Aufmerksamkeit derer, die diese Gegenstände interessieren, erfreuen möge, wenden wir uns zu Nr. 2.

Die Hauptaufgabe desselben, die Widerlegung des eben besprochenen Werkes, scheint dem Ref., wie schon bemerkt, gelungen. Er erlaubt sich in dieser Beziehung die Erklärung des Bußregisters heraus zu heben S. 57 — 59.

Das Bußregister in der Lex Salica in seiner verstümmelten Form.

Tit. LXXX (Cod. Fuld.) Incipiunt Chunnas.

§. 1. Hoc est unum Thoa lasti, solid. III. culpabilis iudicetur.

§. 2. Sexan chunna, solid. XV. culpabilis iudicetur.

§. 3. Septun chunna, sol. XVII. culpabilis iudicetur.

§. 4. Theu walt chunna, sol. XXX. culpabilis iudicetur.

§. 5. Thue septunchunna, sol. XXXV. culpabilis iudicetur.

§. 6. Theu wenet chunna, solid. XLV. culpabilis iudicetur.

§. 7. Tho to condi weth chunna, sol. LXII. et dimidio culpabilis iudicetur.



§. 8. Fit ternu sunde, solid. C. culpabilis iudicetur.

§. 9. Acto et usunde, sol. CC. culpabilis iudicetur.

§. 10. Theio tho sunde ter theo chunna, sol. DC. culpabilis iudicetur.

§. 11. Fit terno sunde thue aptheo chunna, sol. DCCC. culpabilis iudicetur.

Tit. C. (Cod. Paris.) Incipiunt Chunnas.

§. 1. Hoc est unum thoalasti, sol. III. culpabilis iudicetur.

Sexan chunna, sol. XV. culp. iud.

Thuwalt chunna, sol. XXX. culp. iud.

Thewenechunna, sol. XLV. culp. iud.

Tho thocunde sitmechunna, sol. LXII. S.

§. 2. Fit tertius chunde, sol. C. culp. iud.

Actotetus chunde, sol. CC. culp. iud.

Thriothus chunde thertechunna, solid. DC. culp. iud.

Fit tertos chunde tue apta chunna, solid. DCC. culp. iud.

Das Bußregister in der Lex Salica in seiner wieder hergestellten Form, nebst Erklärung und Erläuterung des Einzelnen.

Incipiunt Hundas.

Hoc est unum Twalafti (tig) (d. i. ein zwölfzig, oder 120 Denarien —  $12 \times 10$  —), sol. III. (denn 120 Denarien sind 3 Schillinge) culp. iud.

Sexan hunda ( $6 \times 100 = 600$  Denarien d. i. 15 Schillinge zu 40 Denarien), solid. XV. culpabilis iudicetur.

Septun (Sewen) hunda ( $7 \times 100 = 700$  Denarien d. i.  $17\frac{1}{2}$  Schillinge zu 40 Denarien), sol. XVII. (soll seyn sol. XVII. S. d. i. cum dimidio) culpabilis iudicetur.

Twalaf hunda ( $12 \times 100 = 1200$  Denarien, d. i. 30 Schillinge zu 40 Denarien), solid. XXX. culp. iud.

Twa (oder Twe) septen (seven) hunda (d. i. sieben Hundert) ( $2 \times 7 \times 100 = 1400$  Denarien oder 35 Schillinge zu 40 Denarien), solid. XXXV. culp. iud.

Twe negene (neun) hunda ( $2 \times 9 \times 100 = 1800$  Denarien oder 45 Schillinge zu 40 Denarien), sol. XLV. culp. iud.

Twentig (twan-tig) hunda fif (fief) hunda ( $20 \times 5 \times 100 = 2500$  oder  $62\frac{1}{2}$  Schillinge zu 40 Denarien), sol. LXII. et dimidio culp. iud.

Fionwertig hunde (oder wenn man will fiowertig sunde oder sinde d. i. mal scil. 100 — nord. sind d. i. mal  $\text{z. B.}$  tresind, firsind d. i. 3 mal, 4 mal, friffisch sis  $\text{z. B.}$  thrisis 3 mal, d. i. das englische thrice mit ausgestorbener Endung, fiower (fjaur)sis 4 mal u. s. w. das heißt  $40 \times 100$  oder 100 Schillinge zu 40 Denarien), sol. C. culp. iud.

Achtetig hunda oder sunde ( $80 \times 100 = 8000$  Denarien oder 200 Schillinge zu 40 Denarien), sol. CC. culp. iud.

Twentig sunde thretig hunda (d. i.  $20 \times 30$  Hundert = 600 Schillinge) sol. DC. culp. iud.

Fiuwertig sunde septen hunda (d. i.  $40 \times 17\frac{1}{2} = 700$  Schillinge) sol. DCC. culp. iud.?

Obgleich man bey den lehten anstößt, daß lehte muß  $40 \times 700$  heißen und das frühere müßte  $20 \times 120$  lauten, so ersieht man doch im Ganzen das entschieden Richtige der Lesung und Erklärung dieses Bußregisters. Eben so einleuchtend ist die in dieser Schrift gegebene Erklärung vieler Glossen aus der deutschen Sprache; andere befrie-

digen minder; aber hier ganz aufzuräumen, ist nicht eines Mannes Werk. Des Herrn Verfs Versuch ist in den allermeisten Beziehungen vortrefflich. Tadeln würde Ref. des Herrn Verfs oft bis zur Lächerlichkeit leidenschaftlich = patriotische Sprache. Man sollte meinen, es gelte hier Tod und Leben, Seyn oder Nichtseyn des Vaterlandes, und dies dem rigoristisch = germanischen Herrn Leo gegenüber, dem jedes der Resultate, zu denen er auf wissenschaftlichem Wege gekommen zu seyn glaubte, seinen Klagen nach zu urtheilen, ein Stück seines patriotischen Herzens gekostet hat.

Nr. 3, ein recht interessantes Werkchen, behandelt einen in der jetzigen Zeit um so mehr der Aufmerksamkeit werthen Gegenstand, als auch dieser Rest mittelalterlicher corporativer Abgeschlossenheit, die Halloren, nachdem er lange Zeit, vielleicht bey weitem länger, als die deutsche Geschichte hinaufreicht, seine Eigenthümlichkeiten bewahrt hatte, seit dem letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts — der Zeit, mit welcher das Ringen nach höherer Vollendung des Menschheits = Begriffs in den cultivierten Staaten beginnt — in seiner Besonderheit zu ersterben angefangen hat, und bald nur noch dem Namen nach erhalten seyn wird. Das Bedeutendste des Inhalts dieser Schrift bildet der Versuch nachzuweisen, daß die Halloren ein Ueberrest der Kelten seyen (der Herr Verf. drückt sich nicht ganz der gewöhnlichen Bedeutung von Colonie angemessen aus: eine hier zurückgebliebene Colonie der alten Kelten, die vor den Deutschen Deutschland bevölkerten S. 12). Ref. ist nun zwar weit entfernt, die Möglichkeit dieser Abstammung zu bestreiten — denn daß Kelten in vielen Gegenden Deutschlands hausten, auch in solchen, in denen sich sonst keine sichere historischen Spuren

derselben finden, ist sehr wahrscheinlich, und daß sich in einer so kastenartig abgeschlossenen Bevölkerung, wie die Halloren lange Zeit waren, Spuren einer alten Bevölkerung erhalten haben, läßt sich ebenfalls zugeben — allein die für diese Vermuthung vorgebrachten Argumente scheinen ihm ziemlich leicht ins Gewicht zu fallen. Eins der bedeutendsten ist noch die übrigens schon alte Ableitung des an so vielen Orten, wo sich Salzwerke finden oder einst befanden, und auch hier in Eigennamen vorkommenden: Halle. Daß dies Wort keinesweges mit dem deutschen Halle (Gebäude) oder Halde (in der Bed. Thal), wie Adlung meint, oder gar mit hallen in der Bed. wiederhallen, wie Schwenck, sondern irgendwie mit einem Wort, welches Salz bedeutete, zusammenhänge, machen die Localitäten höchst wahrscheinlich, wo dieser Name vorkommt, ferner das bayerische Hall = Salzwerk (Schmeller), das schwäbische haal; halles (v. Siedehaus bey Schmidt vergl. das latinisirte hallum in Urkunden bey Schmeller). Daß aber irgend ein deutscher Dialect statt des anlautenden s in Salz h substituiert habe, ist bis jetzt, wenigstens so viel Ref. bekannt, nicht nachweisbar; wenn Schmeller, der eine solche Vermuthung zu hegen scheint, sich auf lat. halec neben sal beruft, so ist dabey übersehen, daß halec sicherlich nicht ursprünglich römisch, sondern fremd ist. Es lag daher die, auch von Herrn Keferstein ergriffene Vermuthung sehr nah, daß diese Wörter mit wälsch hâl Salz in Verbindung stehen.

Allein die in dieser Verbindung liegende Beweiskraft schwächt der Herr Verf. selbst durch die Art, wie er auch den Namen der bey Halle fließenden Saale aus dem Keltischen abzuleiten versucht. Diesen bringt er nämlich mit gäl. salann Salz, saile

Salzwasser in Verbindung. Das Wälſche gehört aber dem Kymriſchen, das Gälische dem Gadelischen Dialect des Keltiſchen an und dieſe beiden Dialecte ſtehen in einem ſo ſcharfen Gegenſatz, daß nicht gut denkbar iſt, daß ſie beide an einem und demſelben Ort einſt als Volkſſprache geherrscht haben. In ſo alten Zeiten aber, wie das Keltenthum in Deutſchland iſt, Zuſtände vorausſetzen, den unſrigen ähnlich, wo zwey ſo verſchiedene Dialecte an einem und demſelben Ort geſprochen werden konnten, wie etwa heut zu Tage in Göttingen Hochdeutſch und Niederdeutſch, wird nicht leicht jemand zuläſſig ſcheinen. Ueberhaupt ſind ſprachliche Unterſuchungen dem ſonſt höchſt achtungswerthen Herrn Verſ. eine terra incognita; ſonſt würde er nicht griech. ἄλς und lat. sal ohne Weiteres für keltiſchen Urſprung, was doch nur heißen kann: keltiſche Lehnwörter, erklären. Die übrigen ſprachlichen Argumente beruhen auf ſehr unſichern, zum größten Theil von Herrn Leo bezeugten, Etymologien. Wenn z. B. S. 73 Gerenthe, wie die Anzahl Zober Soole genannt wird, die auf Rechnung der Bornknechte verſotten wurde, von gäl. ran, rann, wälſch rhann ein abgemeſſenes Maß, ein gemeſſener Theil, eine Zutheilung abgeleitet wird, ſo glaubt Ref. auf jeden Fall mit eben ſo viel etymologiſchem Recht an ahd. giranter, granter, kiranter coagulatus und kerandez (von rinnan Graff Ahd. Sprachſch. II, 518) erinnern zu dürfen.

Ob man nun aus dem Namen Halle, ſo viel wie in dieſem Werke geſchieht, zu ſchließen berechtigt iſt, muß Ref. ſehr in Frage ſtellen. Selbſt wenn die Ableitung aus dem Keltiſchen für ganz ſicher zu nehmen iſt, würde doch noch nicht daraus folgen, daß Kelten die erſten Anbauer dieſes Salz-

werks und die Halloren ihre Abkömmlinge seyen; es sind noch viele andere Möglichkeiten denkbar, wie ein keltischer Name der Art von Deutschen oder selbst Slaven angenommen werden konnte. Wenn die Deutschen z. B. die Salzsiedekunst von den keltischen Nachbarn erlernten, so konnten sie auch manche darauf bezügliche Namen mit aufreihmen. Ob man dabey auf folgende Stelle bey Plin. N.H. XXXI, 39, welche Ref. zufällig in die Hand fällt, ein Gewicht legen darf, wollen wir hier nicht genauer erwägen. Sie lautet: Galliae Germaniaeque ardentibus lignis aquam salsam infundunt.

Im übrigen enthält die Schrift manches Belehrende und Wissenswürdige. Auf Vorrede und Einleitung (VIII und 1—13) folgt: I. Einige Momente aus der Geschichte der Stadt Halle und des hiesigen Salzwerks im Laufe der alten Zeit; a. älteste, keltische Zeit; b. die altdeutsche, heidnische Zeit; c. die slavische Zeit; d. christliche Zeit (13—65). II. Die technische Salzwerksprache und die wichtigeren alten Einrichtungen bey dem Halle'schen Salzwerke (65—88). III. Ueber die Eigenthümlichkeiten der Halloren, und Schlußbemerkungen über den wahrscheinlichen Ursprung derselben und des Halle'schen Salzwerks (89—112). Endlich Nachschrift vom Herrn Prof. H. Leo (113—118).

### P r a g.

J. G. Calvesche Buchhandlung 1843. Beiträge zur Geschichte der königl. Stadt Eger und des Egerschen Gebiets. Aus Urkunden. Von Joseph Sebast. Grüner, Magistrats- und k. k. Kriminalrath der Stadt Eger u. VIII und 102 Seiten in Octavo, nebst 1 Seite 'Verbesserungen' (Druckfehler, welche aber bey weitem nicht alle angezeigt sind).

Ein eigenthümliches Büchlein, doch nicht eben

ein schlechtes, ja in mancher Beziehung ein recht brauchbares. Als Kern desselben, um welchen sich die dankenswerthen Mittheilungen des Herrn Verfs gruppieren, ist eine Urkunde des K. Rudolf I. vom 7. (nicht vom 13.) Jun. 1279 zu betrachten, welche Herr Grüner unter dem Titel *Privilegia et Statuta Rudolphi I. C. 7 — 14* aus dem Eger'schen Stadtarchive liefert, und die für die Stadt Eger sehr wichtig, aber auch sonst nicht ohne Interesse ist. Indessen erscheint der lateinische Text derselben hier nicht ganz fehlerfrey. So steht im Eingange *gratia pietatis ipsis se exhibens, et in justitia facile, et in gratia liberale* statt *gratia pietatis, ipsis se exhibens et in iustitia facilem et in gratia liberalem* und in §. 26 *indulgemus et ubique* statt *ind. ut ub.* — Die neben dem lat. Texte beygefügte Uebersetzung ist nicht sehr sorgfältig gemacht. Schon der Anfang der Urkunde (*Rudolphus Dei Gratia Romanorum rex semper augustus omnibus imperpetuum*) ist so gegeben, daß die 3 letzten Worte unübersetzt geblieben sind; dagegen ist ein 'Wir' vorgesezt worden, welches der Text nicht hat. Augustus hätte wohl durch das officielle 'Mehrere' gegeben werden können, welches u. a. schon in einer deutschen Urkunde des K. Rudolf I. vom Jahre 1275 (*Würdtwein Subs. dipl. IV, 345*) steht. — Die süßen Blümchen des eleganten Ganzleystils im Eingange der Urkunde, welche hier mit den besten Producten des orientalischen Hof- oder Pfortenstils wetteifert (*Regalis throni sublimitas sublimatur sublimius et in salutarium solio solidius solidatur*), haben in der Uebersetzung ('Die Majestät des Thrones wird um so erhabener und zum Heile der Unterthanen befestigter') allen Duft und alle Farbe verloren, ja wohl mehr. Aber auch in wesentlichen Puncten möchte man einiges anders wün-

schen. Selbst das Datum (Viennae VII. Idus Junii) ist durch 'Wien den 13. Juni, nicht richtig gegeben, wie bereits bemerkt wurde.

Etwa 40 Stellen der gelieferten Urkunde, deren Abschnitte und Items Hr Grüner in 27 §§ theilt, commentiert derselbe S. 17—102, oder vielmehr er ergreift die Gelegenheit manches Schäßbare und Wissenswerthe, meistens Historisches und Statistisches, besonders aus guten archivalischen Quellen mitzutheilen. Von diesen Quellen wird S. VII f. ein dankenswerthes Verzeichniß geliefert, und wir führen daraus hier nur die Egerschen Copialbücher in 209 Folianten an. — Am ausführlichsten sind die Abhandlungen über die Ordensgeistlichen in Eger (S. 48—78) und über die Lehen (S. 79—102). In der erstern wird unter andern die unter dem 12. Jun. 1782 vom Kaiser Joseph II. erlassene Instruction für die Commissarien, welche wegen Beschlagnahme des Vermögens der aufgehobenen Klöster abgeschickt wurden, mitgetheilt, und es befindet sich darin auch ein interessanter Abschnitt über die Religionsveränderung zu Eger 1564. Der hier nicht genannte, aber als gewandt und beliebt bezeichnete 'Prädicant und Superintendent zu Mühlhausen', welcher unter dem Schutze der deutschen Ordensherren (Christophs von Dachreden, des deutschen Hauses Verwalters zu Eger, und Wilhelms von Holdinghausen, Statthalters der Balley Thüringen) jene Religionsveränderung durchsetzte, war M. Hieronymus Tilesius. Dieser vollendete das schwierige Werk zu Eger im Winter 1564—65. Am 24. November 1564 fand der erste Antrag der genannten Herren bey dem Egerschen Magistrate Statt und schon am 31. März 1565 kam Tilesius nach Mühlhausen zurück, wo er am 7. Sept. 1566 starb. In Eger behauptete sich indessen das Lutherthum nur etwa 66 Jahr, indem auch in



dieser Stadt unter dem Kaiser Ferdinand II. durch strenge Maßregeln der Katholicismus wieder hergestellt wurde.

Hier und da ist der Ausdruck des Herrn Verfs etwas ungewöhnlich und dunkel, so z. B. in der 'critischen Erörterung über die Ehescheidung Friedrich Barbarossa mit der Woburgschen Markgrafs-Tochter Adelhaid', worin es S. 18 heißt: 'Barbarossa wurde am 5. März 1152 zum Kaiser erst erwählt, obschon die Jahre seiner Reichsregierung nach den vor mir liegenden mehreren Urkunden, nämlich des sogenannten Freyhheitsbriefes 1156, in das Jahr 1154, von der zweyten von 1157 und 1166 ins Jahr 1155 fällt, so ist doch ausgemacht, daß er die Adelhaid als Herzog geheirathet, und weil ic.'

G. G. F.

### B e r i c h t i g u n g .

In St. 18. S. 181. Z. 13. v. o. ist statt 1  $\text{R}^{\text{th}}$  4  $\text{gg}$  1  $\text{R}^{\text{th}}$  2 $\frac{1}{4}$   $\text{gg}$  zu lesen und demnach muß es auch Z. 20 statt 1,400,000 (was ein Schreibfehler für 7,400,000 war), 6,900,000, und in der folgenden Zeile statt 21 Mil. 110 Mil. heißen. Die Sache selbst erleidet durch diese Berichtigung durchaus keine Aenderung, da die bemerkte irrthümliche sechszehnfache Erhöhung des Einfuhrwerthes in der Verwechslung von Mark und Schillingen (von denen 16 auf eine Mark gehen) ihren Grund hat, ein Irrthum, den wir neben der gerügten Verwechslung von Pesos und Pfund nicht noch besonders hervorgehoben haben, da derselbe sich, ohne den oben berichtigten Schreibfehler, eben so von selbst gezeigt haben würde, wie der Irrthum in der (S. 1803 — 29) angeführten Angabe des Ausfuhrwerthes von 56 Mil. Francs, durch welchen der wahre Werth dieser Ausfuhr ungefähr verdoppelt wird.

J. G. W.

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

## 33. Stück.

Den 26. Februar 1844.

---

L e i p z i g,

bey F. A. Brockhaus 1843. Antike Marmorwerke zum ersten Male bekannt gemacht von Emil Braun. Erste und zweite Dekade. XII und 29 Seiten mit 24 Kupfertafeln in Folio.

Herr Dr. Braun, dessen Verdienste um Beschreibung und Auslegung alter Kunstwerke wir bereits in der Anzeige seiner Artemis Hymnia gebührend anerkannt haben, dessen Thätigkeit aber bisher außer demjenigen, was er als Secretär des archäologischen Instituts leistet, sich bisher nur auf einzelne kleine Abhandlungen beschränkte, tritt uns hier mit einem großartigen Unternehmen entgegen, dem wir dieselbe Theilnahme und dieselben Erfolge wünschen, deren sich einst Winkelmann und Zoega bey ähnlichen Werken zu erfreuen hatten. Noch immer sind Italiens, ja Roms Kunstschätze, auch die schon längst der verhüllenden Erde entzogenen, nicht völlig ausgebeutet: gerade je zugänglicher der größere Theil derselben schon dem auswärtigen Publicum in umfassenden Prachtwerken, wie dem

Besucher des classischen Bodens in schirmenden Museen geworden ist, desto leichter glitt der Blick über die zerstreuten Denkmähler hinweg, die noch immer nach der Väter Sitte den Schmuck einzelner Palläste und Villen bilden; und selbst das Auge des Forschers ward durch die staunenswerthen Entdeckungen, die in Campanien, Großgriechenland und Etrurien Fernsichten in bisher noch unbekannte Gebiete der alten Kunst öffneten, dergestalt beschäftigt und gefesselt, daß es begreiflich wird, wie sich in Rom selbst noch Bildwerke finden, die, obgleich theilweise schon seit Jahrhunderten sichtbar, doch für das archäologische Publicum in der Ferne als Inedita gelten können. Daß darunter auch vieles Mittelgut vorkommt, liegt in der Natur der Sache, und der Rahm ist allerdings längst abgeschöpft: doch zeigt schon das vorliegende Heft, daß sich auch in diesen niederen Regionen noch manches Stück befindet, das entweder wirklichen Kunstwerth hat, oder doch durch sinnige oder bedeutsame Auffassung seines Gegenstandes anspricht, oder ein mythologisches Interesse darbietet, oder auf andere Kunstwerke ein Licht wirft; und rechnen wir dazu, was von den verborgenen Schätzen einzelner römischer Häuser, wie namentlich der erst kürzlich wieder eröffneten Villa Ludovisi, zu unsern Ohren gedrungen ist, so wird diese Fundgrube allein schon dem neuen Unternehmen hinreichenden Stoff bieten, ohne daß es hinsichtlich der laufenden Entdeckungen mit den Annalen des Instituts in Collision zu treten brauchte. Uebrigens ist Hr Braun durch seinen Plan keineswegs an den römischen oder auch nur italiänischen Denkmählervorrath ausschließlich gebunden; nur das sagt er in der Vorrede mit Recht, daß die ungeheure Ausdehnung, welche unsere Kenntniß von alten

Denkmählern gewonnen habe, es nicht mehr erlaube, das Verschiedenartigste zu mischen, vielmehr jede Kunstgattung fortan für sich betrachtet seyn wolle; und hat sich demgemäß nicht nur mit Ausschluß aller Bronzen, Terracotten u. s. w. lediglich auf Werke der Sculptur beschränkt, sondern auch die etruskischen Todtenkisten ausgeschlossen — mit deren vollständiger Sammlung wir ohnehin früher oder später von Herrn Prof. Gerhards Meisterhand beschenkt zu werden hoffen dürfen — und selbst Werke griechischer Kunst für Zusammenstellungen späterer Hefte aufgespart, um wenigstens seinem nächsten Zwecke, der Bekanntmachung römischer Museenschätze, für jetzt nichts Fremdartiges beizumischen.

Auch die Grundsätze der Auslegung und Erklärung, welche er in der Vorrede aufstellt, haben uns sehr befriedigt, und wir können nur wünschen, daß dieselben wenigstens bey ersten Publicationen immer mehr die herrschenden werden möchten. Zuerst die Maßhaltigkeit der Erklärung: das Werk ist zugleich für den Kundigen und für den Laien bestimmt, und muß daher alles von sich fern halten, wessen beide, wenn auch aus verschiedenen Gründen, nicht bedürfen: der Laie, weil es ihm gleichgiltig, der Kundige, weil es ihm anderweit bekannt oder wenigstens zugänglich ist; haben auch, wie Herr Braun selbst andeutet, durch die consequente Durchführung dieser Methode die Erläuterungen zu den Kupfertafeln ein ziemlich mageres Aussehen bekommen, so wird er doch von keiner von beiden Leserklassen zu befürchten haben, daß sie dies vielmehr einer flüchtigen Behandlung des Gegenstandes als besonnener Schweigsamkeit zuschreiben werde. Nicht minder verdient der zweyte Grundsatz Billigung, den derselbe für die Deutung alter Kunstwerke auf-

stellt, nichts Anderes aus den Monumenten heraus zu lesen, als was der Verfertiger selbst hineingelegt hat, und sich demgemäß aller symbolischen, mystischen oder naturphilosophischen Anspielungen zu enthalten, von welchen nicht anzunehmen steht, daß sie der Entstehung des Kunstwerks selbst vorgeschwebt oder zu Grunde gelegen haben. Denn wie bey einem Schriftwerke, so ist auch hier der objective Gehalt des Gegenstandes an sich von dem subjectiven Gedanken, dem er sein Entstehen als Kunstwerk dankt, aufs Schärfste zu trennen: wenn auch der erstere seiner Natur nach dem letzteren vorausgeht, so kann doch der Erzeuger, der sich und seine Leser in die Seele des Künstlers versetzen soll, nur so weit davon Kenntniß nehmen, als es der Künstler selbst gethan hat; und erst nachdem auf diesem Wege der concrete Inhalt des vorliegenden Werkes historisch festgestellt ist, kann dasselbe auch derjenigen Wissenschaft, die es mit diesem Inhalte im Allgemeinen zu thun hat, als Stoff zu weiterer Verarbeitung anheim fallen. Wird dagegen, wie es allerdings mitunter bis ins Abenteuerliche geschieht, die Mythologie dergestalt in die Archäographie hereingemischt, daß entweder die dargestellten Personen selbst in dem wechselseitigen Verhältniß ihrer Stellungen u. s. w. statt des lebendigen Bedürfnisses der künstlerisch aufgefaßten Handlung aus ihrer etwaigen natursymbolischen Bedeutung erklärt oder die symbolische Erklärung bis auf die kleinsten und zufälligsten Attribute ausgedehnt wird, so ist das kein geringerer Mißgriff, als wenn der Erklärer eines Cicero oder Plato, um die Bedeutung einer Stelle zu erläutern, auf das Sanskrit zurückgehen wollte; und selbst wo die bewußtlose Ueberlieferung eines typischen Attributes aus altpriesterlicher Zeit nachweislich ist, wird

sich die archäologische Gregese mit dieser Nachweisung begnügen und die weitere Deutung der Mythologie überlassen können, ohne den festen Boden, auf welchem sie wurzelt, durch die gährenden Elemente jener andern Wissenschaft selbst zu erschüttern.

Nach aller dieser Anerkennung aber, die wir sowohl dem Gedanken des vorliegenden Unternehmens als den leitenden Ansichten seiner Ausführung aus voller Ueberzeugung gezollt haben, können wir andererseits nicht umhin, über den Gegensatz, in welchen Hr Braun eben daselbst den Archäologen mit dem Philologen gesetzt hat, unsere lebhafteste Betrübnis auszusprechen. Den Handschuh, welchen derselbe der mythologischen Wasser- und Dunsttheorie des Herrn Prof. Forchhammer hingeworfen hat, mag letzterer selbst aufnehmen, der zu einzig dasteht, um einen Mitkämpfer zu erwarten; wenn dabey aber Herr Braun folgendermaßen fortfährt: 'mit den Etymologien, die mir hier Herr Forchhammer ohne Zweifel anbieten wird, weiß ich nichts anzufangen; diese mag er für die Philologen aufsparen; der Archäolog ist materiellen Wesens', so fragen wir billig, was er sich denn unter der Philologie denkt, für welche das gut genug seyn soll, was die Archäologie verschmäh't? Einerseits können wir Philologen es uns wohl gefallen lassen, dem 'materiellen Wesen' des Archäologen entgegengesetzt zu werden, indem dadurch gerade unser ideeller und damit wissenschaftlicher Charakter — der ohne Ideen nicht bestehen kann — anerkannt wäre; aber indem die Philologie gerade diesem ihrem ideellen Charakter als Wissenschaft des classischen Alterthums gemäß, nicht minder das Verständnis der alten Kunstwerke als der alten Schriftsteller unter sich begreift, so kann es ihr eben so wenig gleichgiltig seyn, einen ihrer wesentlichen Theile sich entgegengesetzt als diesem selbst ein We-

sen beygelegt zu sehen, das mit ihrem Streben durchaus im Widerspruche stehen würde. Wahrscheinlich schwebte dem Verf. als er jene Worte schrieb, der Begriff eines reinen Sprachgelehrten vor, den der Laie allerdings so häufig mit jener Bezeichnung verbindet und daran dann zugleich die Vorstellung eines pedantischen Wortklaubers oder unfruchtbaren Schwindlers knüpft; aber auch abgesehen von der Frage, ob gerade in diesem Sinne Hr Forchhammer selbst sich zu den Philologen rechnen oder diese ihn sich bezählen dürften, könnte man doch von einem Kenner und Freunde des classischen Alterthums wie Hr Braun erwarten, daß er einestheils den Umfang der Philologie, wie er von F. A. Wolf und Difr. Müller begriffen worden ist, besser würdigen, und anderntheils sich nicht den Stimmen auf der Gasse anschließen würde, die gerade jetzt das Kreuzige gegen die Philologen zu ihrem Schiboleth gemacht haben! Sollte es jemahls den Eintagsfliegen der Zeit gelingen, die Achtung vor den großen Erscheinungen des Alterthums, welche sie in der Person der Philologie verfolgen, der Geltendmachung ihrer eigenen Kleinheit zum Opfer zu bringen, dann würde auch die Archäologie trotz ihres 'materiellen Wesens' nicht mehr lange gegen noch materiellere Tendenzen Stand halten können; statt also einer zweydeutigen Popularität zu Liebe die Pietät gegen die gemeinschaftliche Mutter zu verleugnen, kann es nur in ihrem eignen wohlverstandnen Interesse liegen, sich mit uns zum Kampfe für das Ideelle gegen die Gemeinheit zu vereinigen, und selbst diejenigen Theile der Philologie, die ihr entfernter stehen, geschwisterlich als mitstrebende zu einem großen Ziele zu achten. Und ist nicht gerade der Theil, dem jenes verachtende Wort zunächst zu gelten scheint, am Ende doch der Angelpunct, das U und D aller

ächten Alterthumsforschung? und steht nicht der Mann selbst, welchen Hr Braun kurz vorher als Gewähr seiner exegetischen Grundsätze aufstellt, Gottfried Hermann, an der Spitze eben dieser Richtung, die das lebendige Wort, den Ausdruck des Gedankens, über den todten Stoff der Sachen setzt und diese selbst nur aus jenem und für ihn deutet? ja ist nicht eben jene philologische Schärfe der Exegese und Kritik, die dem Laien Silbenstecherey und Kleinfram dünkt, weit entfernt bloß dem Studium der alten Classiker zu dienen, für jede Wissenschaft, die es mit der Auslegung urkundlicher Grundlagen zu thun hat, die unverfälgliche Quelle und das ewige Muster der Gründlichkeit und Genauigkeit, ohne welche keine derselben ihr Ziel wahrhaft erreichen kann, geschweige denn die Archäologie, die mit jener selbst auf gleichem Boden steht und von den ähnlichen Voraussetzungen ausgeht? Daß wir Philologen nicht alle zugleich Archäologen vom Fache seyn können, liegt in der Natur der Sache, seitdem die großen Entdeckungen, deren Autopsie eben das ausmacht, was Herr Braun das materielle Wesen seiner Wissenschaft nennt, ihr Rüstzeug dergestalt vervielfältigt haben, daß ein Menschenleben kaum ausreicht, um dieses in seiner ganzen Fülle zu umfassen; aber darum hört die Archäologie eben so wenig auf ein Theil der Philologie zu seyn, als z. B. die Chemie durch ihre in neuerer Zeit erlangte Ausdehnung und Vervollständigung aus dem großen Ganzen der Naturwissenschaft herausgetreten ist; und der Archäologe, der sich nicht mehr zugleich als Philologe wissen oder wohl gar die Kritik philologischer Forschungsweise verschmähen und verspotten wollte, würde sich eben dadurch aus dem organischen Verbande lebendiger Alterthumswissenschaft ausschließen, ohne welchen seine ganze Thätigkeit, gleich der des



Pharmaceuten im Verhältnis zum wissenschaftlichen Chemiker, zu einer technischen Empirie heruntersinken muß.

Gesetzt übrigens auch, was allerdings sogar die Meinung vieler Philologen ist, obschon Ref. es nach seinen Begriffen von seiner Wissenschaft nie einräumen wird, daß Philologie und Archäologie sich nicht als Mutter und Tochter, sondern als zwey unabhängige Schwestern zu einander verhielten, so wird sich doch jedenfalls die Verachtung der ersteren an der letzteren eben so gewis rächen, als dies der Theologie oder Jurisprudenz begegnen würde, wenn sie einen altclassischen Text oder Ausdruck für ihre Zwecke verwendeten, ohne ihn mit philologischer Schärfe verstanden und geprüft zu haben; und wenn auch das Bisherige mehr im Allgemeinen zur Abwehr möglicher Consequenzen als mit besonderer Rücksicht auf Herrn Brauns Buch von uns geschrieben ist, so können wir nicht verhehlen, daß wenigstens die letztgedachte Beziehung auch auf ihn hier und da specielle Anwendung findet. Schon in der früheren Anzeige mußten wir bey aller Anerkennung seines archäologischen Scharffsinnes den Mißbrauch rügen, den er von einem Beynamen der Artemis für eine Kunstvorstellung gemacht hatte, die mit dem urkundlichen und historisch bekannten Gebrauche jenes Beynamens nichts gemein hatte; Aehnliches begegnet uns aber auch hier wieder gleich in den ersten beiden Bildern, deren eines er *Athena Agoraia*, das andere *Artemis So teira* betitelt hat, ohne daß in denjenigen Stellen der Alten, die uns allein berechtigen können, jenen Gottheiten solche Beynamen beyzulegen, die geringste Andeutung enthalten wäre, daß dieselben mit den hier vorliegenden Vorstellungen verknüpft gewesen seyen.

(Schluß folgt.)

---

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

34. 35. Stück.

Den 29. Februar 1844.

---

L e i p z i g.

Schluß der Anzeige: Antike Marmorwerke zum ersten Male bekannt gemacht von Emil Braun.

Eine *Ἀθηνᾶ Ἀγοραία* namentlich kommt, so viel Ref. bekannt ist, ein einziges Mal bey Paus. III. 11. 8 ohne alle nähere Bezeichnung vor, als daß ihr Heiligthum auf dem Markte zu Sparta stand, und lediglich diesem Standorte verdankt sie auch ihren Namen; mit den 'Kämpfen der Rede' aber, mit dem 'Wechselglücke der Dialectik', womit Hr Braun glaubt daß der Künstler die vorliegende Statue habe 'in nächste Beziehung setzen wollen', hat bekanntlich eine spartanische Volksversammlung, deren Beschützerin jene hiernach vorstellen müßte, eben so wenig zu thun, als dieselbe überhaupt auf dem Markte, wo jenes Heiligthum stand, abgehalten ward; und da an keinem andern Orte Griechenlands weder in Athen noch in irgend einer sonstigen Demokratie von einer Göttin dieses Namens die Rede ist, so werden wir ihn auch

Hrn Brauns Bilde wenigstens so lange bestreiten müssen, bis er entweder noch andere Minerven desselben Beynamens an Orten, wo Volksversammlungen gehalten wurden, nachgewiesen, oder mit sonstigen Gründen dargethan haben wird, daß das Original seines Bildes jenem spartanischen Tempel angehört habe. Berechtigter erscheint er allerdings bey seiner Benennung der andern Gottheit in so fern, als Artemis theils wirklich mehrfach in Griechenland als Ketterin verehrt und dargestellt ward, in welcher Hinsicht wir zunächst nur an das Marmorbild erinnern, das nach Pausan. VIII. 30. 5 die Athener Kephisodotos und Xenophon für Megalopolis verfertigt hatten, theils Dtr. Müller selbst, der gewiß nicht die Archäologie auf Kosten der Philologie zu heben gewillt war, jene Bezeichnung für eine gewisse Classe von Artemisbildern zuzulassen geneigt ist; wenn jedoch auch eine solche Auctorität den Philologen nicht eigener Prüfung überhebt, so kann sie Hn Braun um so weniger zu Gute kommen, als die Müllersche Beschreibung der "Αρτεμις Σώτριά" weder völlig auf sein Bild paßt noch von ihm selbst auf dasselbe angewendet wird. 'Wenn sie im langen Gewande, sagt Müller, die Hand nach dem Köcher bewegt, ohne Zeichen von heftiger Bewegung, sanfte Anmuth in den Mienen, so liegt die Vorstellung näher, daß sie ihn schließen, als daß sie ihn öffnen wolle, und man darf wahrscheinlich den Namen Σώτριά auf eine solche Artemis anwenden'; von diesen Zügen paßt aber auf die unstrige nur die sanfte Anmuth ohne heftige Bewegung, nicht das lange Gewand, da sie vielmehr als hochaufgeschürzte Jägerin mit ἐνδορομίῳ an den Füßen erscheint, und auf diesen Charakter deutet auch der Hund an ihrer Seite, während die Art, wie

die linke Hand den Bogen hält \*), und der Blick in die Ferne es noch sehr ungewis läßt, ob die Bewegung der Rechten nach dem Köcher so friedlicher Natur sey. Doch selbst die gänzliche Uebereinstimmung des Bildes mit Müllers Vorstellung angenommen, zweifeln wir noch sehr, ob ein Grieche den Begriff, welchen er sey es im Cultus oder im Leben mit der *"Αρτεμις Σώτειρα* verband, in unserm Bilde wiedergefunden haben würde, das sie wenn auch nicht als Verderberin, damit doch auch noch keineswegs positiv als Ketterin zeigt. Hinsichtlich des eigentlich religiösen Begriffs kann es schon nach Aristoph. Ran. v. 380. und Aristot. Rhetor. III. 18 keinem Zweifel unterliegen, daß *Σώτειρα* nicht schlechthin als Appellativum jede rettende Göttin, sondern gleich der eleusinischen *Κόρα* oder arkadischen *Λέσποινα* eine eigenthümliche chthonische Mysteriengottheit ältester Zeit bezeichnete, die später je nach den verschiedenen Vertlichkeiten als Athene, als Demeter, als Persephone aufgefaßt doch im Grunde ein und der nämliche Cultusgegenstand war, vgl. Lobeck Aglaoph. p. 980, Preller in der Zeitschr. f. d. Alterth. 1836, S. 624, Fritzsche de Aristoph. carm. mystico p. 72, und uns. Quaestt. Oedipod. p. 80 sqq.; und daß wir dazu auch wenigstens diejenigen Erscheinungen der Artemis Soteira rechnen dürfen, deren Ursprung jenseits der Geschichte liegt, zeigt das was Paus. II. 31 und VII. 27 gerade von den beiden bedeutendsten Orten ihrer

\*) Herr Braun deutet das erhaltene Bruchstück auf einen Jagdspeer: wenn aber die Zeichnung richtig und der Arm alt ist, so würde die Fortsetzung des Schaftes in gerader Linie zu weit von der stehen gebliebenen Stütze vorbeiführen, um eine solche Verlängerung der letzteren denken zu lassen.

Verehrung Erözen und Pellene erzählt, daß im ersteren Tempel sich βωμοὶ θεῶν τῶν λεγομένων ὑπὸ γῆς ἄρχειν befänden, und hier Semele von Dionysos, Kerberos von Herakles aus dem Hades heraufgebracht worden sey, das andere Heiligthum aber außer dem Priester von Niemanden betreten werden dürfe. Hält nun wohl Hr Braun sein Bild für ein Tempelbild dieses Cultus, etwa wie es Paus. VIII. 39. 3 in Phigaleia sah: Ἔστι δὲ Σώτειρας τε ἱερόν ἐνταῦθα Ἀρτέμιδος καὶ ἄγαλμα ὀρθὸν λίθου? Wir denken nicht, da es keine Spur mystischer oder Hieratischer Bedeutung an sich trägt, eben so wenig als die Müllersche Charakteristik auf den Sinn paßt, in welchem allein hier Artemis als Schützerin in Schrecknissen des Hades und Führerin zu neuem Leben die Rettende heißen konnte; noch weniger aber können wir sey es in dieser Charakteristik oder in jenem Bilde die gleichsam historische Ἀρτεμις Σώτειρα erkennen, wie sie z. B. in Megara und Pagä nach Paus. I. 40 und 44 zum Andenken der Rettung aus Feindeshand verehrt ward. Denn einer Göttinn, welche die Perser in nächtlicher Verirrung ihre Pfeile verschießen läßt und am andern Morgen wehrlos den Griechen Preis gibt, ziemt auch die sanfte Anmuth und geringe Bewegung nicht, und so gelangen wir also auch hier nur zu dem Resultate, daß von allen den Gesichtspuncten, unter welchen Artemis in Griechenland nachweislich als Σώτειρα aufgefaßt und dargestellt worden ist, keiner auf unser Bild paßt. Freilich hat es auch Hr Braun gar nicht so gemeint: er betrachtet die beiden Bilder, von welchen wir sprechen, als Gegenstücke und Theile einer größeren Gruppe, die er mit der Fabel des Drestes in Beziehung setzt: Ἀθηνῆα als Areopagitis gedacht, Artemis die Er-

innym beschwichtigend', und deutet demgemäß auch das Motiv des emporgehobenen Armes abmahnend, 'dies Mahl mit demselben nicht des Bogens, sondern der Worte Pfeile geleitend'; damit wird jedoch die Sache für den Philologen um nichts besser, der, selbst die Möglichkeit dieser Deutung zugegeben, sich weder die Stifterin des Areopags als *ἀγοαία* darstellen, noch für jede Artemis in der zufälligen Situation einer Rettenden sofort das typische Epitheton *Σώτειρα* gelten lassen wird, mit dem er aus seinen Alten zu bestimmte Vorstellungen zu verbinden gelernt hat, um es als bloßes Appellativum zu behandeln. Selbst Athene, die, wie bemerkt, denselben Beynamen führte (Paus. VIII. 44; Hesych. T. II, p. 1336), würden wir nicht ohne Weiteres wagen in dem Prozesse des Drestes damit zu bezeichnen, obgleich sie dieser bey Aesch. Eumen. v. 744 geradezu anredet: *ὦ Πάλλας ὦ σώσασα τοὺς ἐμοὺς δόμους*, geschweige denn Artemis, die bey jener Gelegenheit gar nicht vorkommt; und gesetzt auch sie passe als Apollis Doppelgängerin eben so wohl hierher, wie sie in Jahn's Vasenbildern zu Delphi als Schützerin des Drestes erscheint, so kann sie doch darum eben so wenig sofort *Σώτειρα* heißen, als der Topograph einer Stadt jede Straße, die krumm ist, ohne Weiteres die krumme Straße, oder der Mahler jede Madonna, die auf einem Sessel sitzt, Madonna della sedia nennen wird.

Inzwischen können wir, wenn wir doch einmahl unsere ganze Meinung über diese Bilder abgeben sollen, auch in archäologischer Hinsicht der Auslegung des Verfs keineswegs beypflichten, und finden selbst in dem Gemälde bey Jahn, das ihn zunächst darauf geführt zu haben scheint, zu bedeutende Abweichungen, um auch nur an eine ver-

wandte Idee denken zu können. Daß Artemis dort eine viel bewegtere schreitende Stellung hat, wird Hr Braun selbst nicht leugnen; aber wenn auch dieser Unterschied theils in der Verschiedenheit der Situation, theils in dem ruhigern Charakter der Plastik gegen die Mahlercy seine Erklärung fände, so ist doch auch die Haltung der rechten Hand auf dem Vasenbilde keine mahrende oder abwehrende, sondern die Bewegung nach den Augen, um recht zu sehen, wie sie die Folge eines unerwarteten gleichsam blendenden Unblickes zu seyn pflegt; und was sollen wir endlich zu dem Hunde sagen, der in dem Marmor so ruhig und gleichgiltig zu seiner Herrin hinausblickt, wie es in einer Gruppe, zu welcher Erinyen gehörten, kaum denkbar wäre? Außerdem ist es auch kaum möglich, daß in einer Scene, wie sie Hr Braun denkt, Athene das Gegenbild von Artemis gewesen wäre, und diese, wie es zwischen diesen beiden Bildern der Fall ist, jener in gleicher Höhe gegenübergestanden hätte; ich meine Athene hätte das Mittelbild seyn müssen, gegen welches Artemis als die unbedeutendere Nebenfigur nothwendig zurücktrat, und dieser hätte vielmehr eine Erinyis entsprochen, wenn es überhaupt erlaubt ist, uns eine solche als Gegenstand ähnlicher plastischer Darstellung zu denken. Doch alles dessen bedarf es auch nicht, sobald wir uns nur erinnern, wovon ja Hr Braun selbst ausgeht, daß diese Bilder der römischen Kunst angehören, für deren Auslegung wir weder an die Namen noch an die Zwecke der griechischen gebunden sind; gerade nach dem Grundsatz, den der Verf. als maßgebend erkennt, nichts hinein zu deuten, was der Künstler nicht hinein gelegt hat, ist es wohl am Einfachsten, sie als zwey zur Verzierung eines Gebäudes oder Parks bestimmte Pen-

dants zu nehmen, bey welchen es ohne alle symbolische oder mythenhistorische Bedeutung lediglich auf die lebendige und charakteristische Ausführung zweyer bekannter edler Göttertypen ankam. Auch auf der folgenden Platte stehen wir keinen Augenblick an den bärtigen Doppelkopf als eine Janusherme zu nehmen, welche die Villa eines reichen Römers zierte, und begreifen nicht wie der Verf. einerseits sich abmüht, einen griechischen Zeus daraus zu machen, und andererseits doch dem Künstler, welcher diese edlen Züge bildete, die Geschmacklosigkeit zutraut, dieselben durch Verbindung mit einem Rumpfe zu einer Monstrosität herabgewürdigt zu haben, die man wohl einem Vasenbilde oder einer Münze aus der Zeit der sinkenden Kunst, aber nimmermehr einer selbstbewußten Plastik beylegen kann! Selbst von Janus zweifelt Böttiger Kunstmythol. B. I. S. 257 mit Recht, ob in den ersten Jahrhunderten Roms ganze Statuen gebildet worden, und sogar von Statuetten, wie der von Cirillo beschriebenen (*Illustrazione di una statuetta di Giano Patulcio, Napoli 1831*) ist die Echtheit bestritten, vgl. Wiener Jahrb. B. LV. Anz. Bl. S. 20—22; als Herme dagegen gab das altgeheiligte Doppelhaupt einen würdigen Stoff künstlerischer Beredlung, und weßhalb diese nicht vorzugsweise den Zeustypus hätte verfolgen sollen, ist um so weniger abzusehen, als Janus in den italischen Religionen Jupitern selbst den Rang streitig macht. Hätte Hr Braun, der hier so vieles Gewicht auf 'des Zeus Züge' legt, sich deren doch lieber auf Taf. V erinnert, wo er ein nacktes Kind, das einem vor ihm stehenden Flußgotte einen Apfel zu zeigen oder zu reichen scheint, bloß darum, weil auf dem Felsen, unter welchem es liegt, eine Taube sitzt und ein Eichbaum wächst, für den jungen



Zeus erklärt! Daß es kein Tages ist, wozu es die italiänischen Gelehrten stempeln wollen, räumen wir ihm gern ein; von einem jugendlichen Zeus aber, namentlich wo die sonstige Scenerie schwankend ist, erwarten wir gerade wie von dem jungen Herakles, daß er den Typus seiner künftigen Bildung bereits im Keime zeige, und werden in dieser niedrigen und flachen Stirne, diesem hinterwärts gedrückten Kopfe, und diesem schlichten Haarwuchse nimmermehr den Götterknaben erkennen, dessen Charakter sich in den von Hrn Braun selbst in den Ann. dell' Inst. 1840, p. 140 sqq. herausgegebenen Terracotten so deutlich ausdrückt.

Doch auch abgesehen von dieser archäologischen Frage wird es sich wenigstens der Philologe schwerlich gefallen lassen, in dem runden Gegenstande, den der besagte Knabe hält, die Kugel zu erkennen, welche nach Apollon. Rhod. III. 135 Adrastea dem Zeuskinde als Spielwerk gegeben haben soll: *Χρύσα μὲν οἱ κύκλα τετεύχεται ἄμφι δ' ἐκάστω διπλοῖαι ἀψίδες περιήγες εἰλίσσονται*, womit offenbar die Erdkugel mit ihren Zonen und Meridianen angedeutet ist; oder wenn wir auch einräumen, daß der Globus, welchem der spätere Reichsapfel seinen Ursprung dankt, nicht durchweg als Armillarsphäre erscheinen kann, so tritt doch seine Kugelgestalt deutlich hervor, wie auf der Hand der römischen Kaiser, oder auf der von Hrn Braun erwähnten Münze, wo der junge Zeus darauf sitzt, während dieselbe hier so versteckt und zusammen geschrumpft ist, daß der Knabe das Ganze in einer Hand birgt. Und was sollen wir erst dazu sagen, wenn derselbe eine zweite Münze hierher zieht \*), wo die beiden Söhne des Gallienus mit

\*) Diese beschreibt er übrigens selbst ungenau, wenn er sagt, daß der eine Knabe auf der Ziege sitze, und Blitz

der Ziege Amalthea abgebildet sind, und die Umschrift dieses Revers: Pietas Faleri, damit in Verbindung setzt, daß das hier beschriebene Relief aus den Ruinen des alten Falerii stamme? Er fragt: 'sollte man die Aufschrift auf die Falerenser beziehen dürfen?' diese aber wohnten in Falerio in Picenum (vgl. Orelli Inscr. Coll. T. II. p. 37), wogegen die Einwohner von Falerii bekanntlich Falisci hießen; und welchen Zusammenhang sollen diese mit dem Zeuskinde und seiner Amme haben, während doch nichts näher liegt, als nach der bereits von Marini Frat. arv. T. I, p. 97 und neuerdings von Borghesi im Bullet. dell' Inst. archeol. 1841, p. 142 hinlänglich beglaubigten Verwechslung von F und V eine Pietas Valeriana herauszulesen? Auch zu Taf. X, so geistreich und überzeugend sie im Uebrigen erläutert ist, begegnet uns eine Ungenauigkeit, in so fern der Verf. sagt: 'in der besseren Zeit der Republik scheint man den Todten häufig durch sehr faßliche Andeutungen seiner irdischen Laufbahn geehrt zu haben'; und daran nun die Erklärung des Sarkophags knüpft, auf welchem einerseits 'ein mit Waaren belastetes Fahrzeug, das der Leuchthurm bereits zur Sicherheit des Hafens geleitet hat', und andererseits der Wanderer abgebildet ist, 'welcher auf bequemem Reisewagen der Heimath zueilt.' Diese Vorstellung aber kann unmöglich aus den Zeiten der Republik stammen, wo Italien noch keinen Leuchthurm kannte; die Romulea Pharos, wie es Anthol. Lat. III. 58 heißt, ward erst von Claudius vor dem Hafen von Ostia erbaut, dessen Beschrei-

und Adler zur Seite sey; bey Eckhel T. VII. p. 409 heißt es: quorum alter lac sugit, alter humi considet, juxta aquila, in imo fulmen; und dem entspricht auch die Abbildung bey Khell Suppl. p. 178.

bung bey Sueton c. 19 deutlich zeigt, daß ein solcher Bau noch nichts Gewöhnliches, sondern eben erst ad exemplum Alexandrini Phari angelegt war, und wenn derselbe auch schon unter Tiberius c. 74 ein ähnliches Werk bey Capri erwähnt, so fällt doch auch es innerhalb der Kaiserzeit. Noch anstößiger jedoch wird jedem philologischen Leser mit uns der Dionysos Dendrites seyn, den uns Hr Braun in der zweyten Tafel der zweyten Dekade vorführt, wo über einem von Reben umschlungenen Baumstamme eine bärtige Dionysosherme mit Pantherfell zwischen zwey Frauenköpfen hervorragt; allerdings eine höchst singuläre Darstellung, die aber eben deshalb am wenigsten hätte mit jenem Namen bezeichnet werden dürfen. Denn was sagt Plutarch Quaestt. Symp. V, 3 an der einzigen Stelle, aus welcher uns jener Beyname bekannt ist? *Ἀμφότεροι γὰρ οἱ θεοὶ τῆς ὑγρᾶς καὶ γονίμου κῦριοι δοκοῦσιν ἀρχῆς εἶναι, καὶ Ποσειδῶνί γε φυταλμίῳ Διονύσῳ τε δενδρίτῃ πάντες ὡς ἔπος εἶπειν Ἕλληνες θύουσι!* Und die Darstellung eines Gottes, der in ganz Griechenland verehrt ward, soll ein Gebilde seyn, von welchem ein Kenner des Antikenschatzes wie Hr Braun selbst sagt, es stehe in seiner Art so einzig da, daß er nichts Aehnliches, ja nicht einmahl Analoges kenne? Das glaube wer da kann; wir zweifeln keinen Augenblick, daß der *Διόνυσος δενδρίτης* nicht deshalb so hieß, weil er mit einem Baume gleichsam verwachsen war, sondern wie es Cornutus de nat. deor. c. 30 nur umschreibt, als *τῶν ἡμέρων δένδρων ἐπίσκοπος καὶ δοτήρ*, also wie der *ληναῖος*, von dem auch Diodor III. 62 sagt, daß er nicht nur die Bereitung des Weines gelehrt habe, sondern auch *τὴν τῶν συκῶν καὶ τῶν ἄλλων ἀκροδούων*

τὴν καθήκουσαν ἐπιμέλειαν καὶ παράδοσιν ποιήσασθαι, καὶ καθόλου τὰ περὶ τὴν συγκομιδὴν τούτων τῶν καρπῶν ἐπινοῆσαι: und so gut wir es uns nach dieser Stelle auch gefallen lassen könnten, wenn jemand den härtigen Bacchus, von dem Diodor dort zunächst spricht, schlecht- hin *δενδροίτης* nannte, so würde ihm doch dieses Epitheton nur in demselben Sinne wie *ληναῖος* zukommen, und den Baumstamm, aus welchem er hier hervorstößt, eben so wenig wie die beiden Frauentöpfe an seiner Seite erklären. Diese nennt Hr Braun Hamadryaden, was ein eben so schiefes Bild gibt, da sie doch zu dem Baumstamme in keinem andern Verhältnis stehen können, als der männliche Bacchuskopf auch, und sein Mißgriff ist um so unerklärlicher als er gleich in der nächsten Zeile fortfährt: 'muß durchaus ein Name für sie gefunden werden, so nenne man sie Demeter und Kora', was unstreitig die richtigste Spur ist, auf die er kommen konnte, wenn er sie nur weiter verfolgt hätte. Denn daß wir hier eine Dreieinheit\*) jener chthonischen Götter vor uns haben, die unter manigfachen Namen und Gestalten, aber stets in ähnlichem Verhältnis nicht bloß in griechischen Culten vorkommen, hat er um so richtiger erkannt, als ihm dabey auch noch der geflügelte Genius am Fuße des Baumstammes zu Statten kommt, den er Sakchos nennt, und der wohl im Wesentlichen kein anderer ist, als dem wir in den samothrakischen Mysterien als Kadmilos begegnen; aber warum nun nicht geradezu, da es doch ein römisches Werk ist, Ceres, Liber und Libera, die

\*) Symplegma nennt es Hr Braun; wir zweifeln aber, daß dieser Ausdruck auf eine Tripelherme ohne weitere Verschlingung sprachlich oder kunstgeschichtlich anwendbar seyn dürfte.

hier nur eben so gräcisiert erscheinen, als wir vorhin den italischen Janus zum Zeustypus erhoben sahen? Den Baum dagegen betrachten wir als ganz bedeutungslose Variation eines Hermenschafts, und finden dafür eine Berechtigung auch in der von Schöll (archäol. Mittheil. aus Griechenland S. 94) beschriebenen vierseitigen Herme des Dionysos und dreier weiblicher Figuren, welche dieser Archäologe unbedenklich als Liber cum Libera triformi gedeutet hat; unserem Künstler war nur der alte Cippus zu einförmig, und derselbe Verzierungsgeist, wie er in pompejanischen Candelabern den einfachen Stock in einen Baumstamm verwandelt und selbst in der Architectur zuletzt die gewundenen und verschnörkelten Säulenschäfte eingeführt hat, leitete ihn auf diese Form, die noch dazu den Vortheil gewährte, daß an ihrem Fuße der eben erwähnte Genius auf ähnliche Art angebracht werden konnte, wie im Mus. Borbon. IV. 59 ein Silen am Fuße eines Candelabers ruht. Endlich noch ein Wort über die folgende Tafel, die Herr Braun wiederum griechisch als Demeter Thesmophoros einführt, obgleich er selbst am Besten weiß, daß es nur eine Römerin neben ihrem mit der Toga bekleideten Manne ist, die sich durch eine Aehre in der Hand hat zur Ceres stempeln lassen; Thesmophoros nennt er sie nur wegen des seitwärts stehenden weiblichen Figürchens, das mit dem Griffel etwas in ein aufgeschlagenes Diptychon einzeichnet, und das er auf die Säkungen der Ceres bezieht, 'welche doch höchst wahrscheinlich in ähnlicher Weise schriftlich verzeichnet worden seyn mögen'! Daß die Säkungen der Demeter *ρόμοι ἄγραφοι* waren, sagt Lysias adv. Andoc. §. 10 ausdrücklich; auch ist es offenbar nicht Ceres, sondern eine andere im Profil stehende weibliche Figur,

welche die kleine Schreiberin mit dem Finger anweist; und dieser Umstand empfiehlt vielleicht eher die Auslegung, daß wir hier ein Ehepaar vor uns sehen, dessen Verdienste und Wohlthaten eine personifizierte Stadt oder Provinz aufzeichnen läßt. Da die Köpfe fehlen, so bleibt die Entscheidung über die Personen ungewiß; möglicherweise ließe sich an Germanicus und Agrippina denken.

Mit allen diesen Bemerkungen soll jedoch dem Werthe des vorliegenden Werkes im Ganzen, auch hinsichtlich des erklärenden Commentars, keineswegs Eintrag geschehen, sondern nur der Wunsch begründet seyn, daß Hr Braun, der durch sein Talent wie durch seine Stellung gleich Wenigen zur gedeihlichen Förderung des archäologischen Studiums berufen ist, dieselbe Strenge der Grundsätze, die er gegen seine Gegner richtet, auch bey sich anwenden und sich durch den Panzer der ächten Philologie gegen die Versuchungen wappnen möge, die gerade den Begabten am Ersten verlocken, sich und mit sich durch seine wohlverdiente Auctorität auch Andere von dem festen Boden methodischer Forschung in die Truggefilde vager Möglichkeiten zu verlieren. Denn gerade ein Vorkämpfer in der Wissenschaft muß nichts mehr als das böse Beyspiel meiden, das dann Duzende nachahmen, ohne gleich ihm einen Fehlgriff durch zehn desto glücklichere wieder gut zu machen; und nur deshalb haben wir uns bey jenen so lange verweilt, während an sich betrachtet das Buch weit mehr Beyspiele richtiger und wahrhaft divinatorischer Auslegung darbietet. Schon Taf. I. Taf. 4. ist der eichenbekränzte Kopf mit Wahrscheinlichkeit als Zeus Dodonaios gedeutet, sodann Taf. 6 das Reliefbild einer weiblichen Figur mit Schildkröte und Adler sehr ansprechend auf Higena als Geliebte des Zeus bezogen, und bey dieser Gelegenheit auch

ein Vasenbild ähnlichen Gegenstandes mitgetheilt, das nicht nur zur Ergänzung der Abb. von Panofka, Berlin 1836, sondern zugleich zur Berichtigung einer Auslegung in Creuzers Gallerie alter Dramatiker S. 47 dienen kann; hiernächst Taf. 7 und 8 ein Reliefbild der Selene auf ihrem Wagen, und ein Sarkophag, der dieselbe vor dem schlafenden Endymion mit vielen Figuren umgeben vorstellt, namentlich auch durch Bezugnahme auf mithrische Vorstellungen erschöpfend erläutert, und darauf Taf. 9. das Bruchstück eines Frieses, wie es scheint\*), von griechischer Arbeit mitgetheilt, das in doppelter Hinsicht von ungemeiner Wichtigkeit ist. Einmahl ergänzt es auf überraschende Weise ein anderes Fragment, das bereits Winkelmann Monum. ined. 136. ediert und, wie Hr Braun sich mit Recht ausdrückt, mit Seherblick auf die Leichenseyer des Hektor bezogen hat; zweytens aber bietet es mit diesem vereinigt eine eben so überraschende Aehnlichkeit des ganzen Motivs mit der Gruppe der Tabula Iliaca aus Rhaps. XXIV dar, wo Hektors Leichnam zur Bestattung weggetragen wird; und auch ohne darauf Gewicht zu legen, daß, wie Hr Braun glaubt, unsere Bruchstücke gleichfalls aus Bovillä stammen können, wo die ilische Tafel gefunden ist, berechtigen sie uns jedenfalls in den Streifen der letzteren die verkleinerte Nachbildung eines Frieses zu erblicken, über dessen Beschaffenheit selbst weitere Entdeckungen nicht außer dem Gebiete der Möglichkeit liegen. Ueber Taf. 10: 'des Piloten Heimkehr' ist schon oben mit gebührender Anerkennung gesprochen; noch glänzender und überzeugender aber ist die Deutung des in ein weites schleppendes Tuch gehüllten

\*) Herr Braun sagt: 'Metope oder Fries'; ersterer Bestimmung aber kann das Verhältnis der Länge zur Höhe unmöglich entsprechen.

Knaben Del. II. Taf. 1. durch den Hermes des homerischen Hymnus v. 387 sqq., der in seine Windel verummumt sich vor Zeus gegen die Beschuldigung des Kinderdiebstahls verantwortet: und Aehnliches gilt von Gros und Anteros Taf. 5, deren Beziehung durch den Einklang der Flügelbildung des Anteros mit dem gleichfalls hier mitgetheilten Relief des neapolitanischen Museums eben so sicher wird, als die Bedeutung dieses letzteren durch Paus. VI. 23. 4 feststeht. Auch die Erklärung des Sarkophags mit dem Raube der Proserpina Taf. 4. aus dem modenesischen Lustschlosse Cattajo ist nicht nur als Nachtrag zu der Abh. von Welcker in s. Zeitschr. f. Gesch. u. Ausl. d. a. Kunst, sondern auch durch den Aufschluß über die Stellung der Minerva wichtig, die auf mehreren dieser Denkmähler ganz wie anderswo den kämpfenden Herakles, so hier den Räuber Pluto begünstigt; und eben so wird man trotz der Häufigkeit des Gegenstandes mit Vergnügen und Belehrung die Auslegung der kalydonischen Jagd und ihrer Folgen auf einem Sarkophage der Villa Pamfili Taf. 6. a und b lesen, wobey uns nur das einzige Bedenken bleibt, ob der Mann mit dem Doppelbeil wirklich als Herakles und nicht geradezu als Ankäos zu fassen ist, dem jene Waffe typisch zukommt, vgl. Thirlwall im Cambr. Philol. Museum T. I, p. 106 sqq. Daß Herakles in keinem Kataloge der Theilhaber jener Jagd vorkommt, hat Hr Braun selbst bemerkt, und seine Vermuthung, daß er aus dem Argonautenkataloge eingemischt sey, ist um so unwahrscheinlicher, als seine Erscheinung unter den Argonauten selbst so außerwesentlich ist, daß er auch hier nicht ursprünglich seyn dürfte; so sehr also die fragliche Gestalt seinem ganzen Typus entspricht, so könnte dieser doch um so eher auf Ankäos übergetragen seyn, als dieser selbst unter den Argonauten stäts wie ein anderer Herakles und in dessen Gesellschaft vorkommt,



vergl. Apollon. I. 396. 446. 531, und bey näherer Betrachtung des Kopfs dürfte sogar das Fell, mit dem der fragliche Held bekleidet ist, vielleicht eher dem Bären des Antäos (Apollon. I. 168) als dem nemeischen Löwen angehören. Freylich liegt es näher, wie auch Hr Braun gethan hat, den unter dem Eber niedergestreckten Verwundeten für Antäos zu nehmen, den schon Pherekydes bey dieser Gelegenheit umkommen ließ; inzwischen nennen selbst die Mythologen noch andere Todte, und will man dazu nicht greifen, so kann auch dieselbe Person zweymahl vorkommen, wie ja selbst die Gestalt der Jägerin doppelt vorhanden ist, so daß Hr Braun gleichfalls ohne urkundliche Stütze oder innere Wahrscheinlichkeit neben Atalante Artemis als Theilhaberin aufführt. Unter den übrigen Bildern ist besonders Tafel 7 dadurch interessant, daß sie uns eine Vorstellung, die wir bisher nur auf Vasen kannten, in Marmor zeigt: Herakles mit dem Löwen an der Erde kämpfend, und zwar so daß selbst die eigenthümliche Bewegung der linken Hintertaxe nach dem Haupte des Helden nachgeahmt ist, die wir in ähnlicher Lage bey Gerhard auserl. Vasenbilder Tafel CII. und in den von Roulez im Bullet. de l'Academie de Bruxelles 1842, Heft VIII. p. 284 nachgewiesenen Beyspielen finden; dann folgt Taf. 8 ein Kriegstanz (*πυρριξη*) zweyer edler Jünglingsgestalten auf einem Relief, dessen Kunstwerth Herr Braun dem im Museum Pio-clem. IV. 9 vorzieht; und zum Schlusse zwey Bruststücke von Kaiserstatuen mit reich verzierten Harnischen, welchen der Herausgeber schon darum kunstgeschichtliche Wichtigkeit beylegt, weil sie von den Werken der Goldarbeiter in der Kaiserzeit einen Begriff geben. Ueberhaupt kann die erneuerte Aufmerksamkeit, welche derselbe der Kunst dieser Periode zuwendet, von den Freunden allseitiger und harmonischer Behandlung der Kunstgeschichte nicht genug verdankt werden; und ihn selbst wird eine weitere Fortsetzung dieser Richtung auch um deswillen schon vor den oben berührten Fehlgriffen bewahren, weil diese zum Theil wenigstens sichtlich nur aus der in der Auslegung älterer griechischer oder etruskischer Werke angenommenen Manier entstanden sind: bleibt uns also für den Fortgang dieser Sammlung noch ein Wunsch übrig, so wäre es höchstens der, die Dimensionen und die Steinart der einzelnen Denkmähler inskünftige genauer und durchgängiger als jetzt angegeben zu sehen.

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften,

---

## 56. Stück.

Den 2. März 1844.

---

### N a r a u.

Verlag von H. R. Sauerländer 1843. Zur Einleitung in Pindars Siegeslieder. Von Rudolf Rauchenstein, Prof., d. Z. Rector der Nargauischen Cantonschule. VI und 151 Seiten in Octav.

Man hat Einleitungen und Vorschulen zu Homer und den Tragikern, die deren kaum in solchem Maße als Pindar bedürfen, da die Schwierigkeiten, welche der Lyriker dem Anfänger entgegenstellt, ungleich größer erscheinen. Wer am Lesen des Pindar wirklich Geschmack finden soll, dem müssen außer sprachlicher Fertigkeit eine Menge Kenntnisse zur Seite stehen, ohne welche das Lesen der herrlichen Kunstwerke zu einer wahren Qual werden muß. Hr Rauchenstein wollte mit seiner Schrift den Schülern der obersten Classen der Gymnasien, auf denen Pindar gelesen wird, und angehenden Lesern desselben nützlich werden, er hofft aber zugleich, auch Lehrern an gelehrten Schulen nicht unwillkommen zu seyn. Er selbst hatte die

Erfahrung an seinen Schülern gemacht, daß Pindar, so sehr er allmählich ansprach, doch anfänglich sehr schwer ward. Den Grund dieser Erscheinung erkannte Hr Rauchenstein in dem Mangel einer umfassendern Einleitung.

Ref. glaubt versichern zu dürfen, daß Hrn Rauchensteins Schrift ganz geeignet ist, dem immer noch mehr gepriesenen als gelesenen und begriffenen Dichter wackere jüngere Leser zu gewinnen. Nur drängt sich die Frage auf, ob es denn überhaupt möglich oder wünschenswerth sey, den Pindar Gymnasiafen in die Hände zu geben?

Herr Rauchenstein wirft diese Frage, ob und wie Pindar auf Gymnasien zu lesen sey, selbst auf und sucht sie natürlich zu bejahen. Ref. muß sie auf das Entschiedenste verneinen. Was Herr Rauchenstein dafür mit Geschick und Ueberredungsgabe anführt, klingt allerdings recht schön, ist aber für den, welcher die Zwecke des Gymnasialunterrichts in scharfer und nothwendiger Begrenzung auffaßt, nicht überzeugend. Zunächst findet Herr Rauchenstein es wünschenswerth, dem Schüler ein Bild aller drey Hauptgattungen der griechischen Poesie vorzuführen; ungern entbehre man ein Mittelglied zwischen Epos und Drama. Denn die lyrischen Anthologien böten zu wenig Ganzes, den Schönheitsfönn Befriedigendes, die Jugend Stärkendes und Erhebendes. Diese bedürfe eines Hauptschriftstellers der Gattung, an den sie sich mit Lust und Liebe anschmiege und von dem aus sie zu andern übergehe, um die Eigenthümlichkeiten derselben vergleichend zu prüfen und eine Uebersicht über die allmähliche Gestaltung einer Kunstgattung zu erlangen. Daß aber gerade Pindar jugendlich frische Gemüther besonders ergreife und fessele und worin der Zauber seiner Poesie für die Jugend bestehe,

hat Hr Rauchenstein S. 5 flg. schön entwickelt. Darauf gibt Hr Rauchenstein Anweisung, wie junge Leute, die mit Homer vollkommen vertraut sind (solche scheinen bey uns von Jahr zu Jahr seltner zu werden, da man auf manchen Schulen den Homer schon früh zu beseitigen oder nebenbey zu treiben sich angelegen seyn zu lassen scheint), unter Anleitung eines seiner Sache mächtigen, mit Begeisterung für den Dichter erfüllten Lehrers zu einem einigermaßen genügenden und Genuß gewährenden Verständniß des Dichters angeleitet werden können. Soll Pindar einmahl gelesen werden, so ist der von Hrn Rauchenstein vorgezeichnete Weg gewiß der verständigste. Er erzählt S. 11 flg., was er in einer Einleitung vorauszuschicken und welche Auswahl der Gedichte er zu treffen pflege.

Ref. muß nun zunächst in Abrede stellen, daß die Schule den Wunsch haben müsse, Proben von allen Hauptgattungen der Literatur den Schülern vorzulegen. Die Eigenthümlichkeiten der verschiedenen Dichtungsarten zu erkennen, sind Schüler kaum im Stande, abgerechnet einzelne besonders Begabte, auf die der Lehrer im Allgemeinen keine Rücksicht nehmen kann. Vielmehr muß das der academischen Studienzeit anheim gegeben werden. Man wird einwenden, daß nur gar Wenige, die nicht etwa Philologen von Profession werden wollen, Sinn genug für das Alterthum über das Abiturientenexamen hinaus retten, um die Studien der griechischen Literatur auf der Hochschule fortzusetzen. Leider kann Ref. dem nicht widersprechen. Allein es kommt doch bey einzelnen Befern vor, die noch etwas mehr geistige Nahrung begehren, als das leidige Brodstudieren gewähren mag. Nun muß aber die Schule eben den Standpunct festhalten, als bereite sie wirklich einen Jeden nur

für weitere Studien vor; werden sie nach der Entlassung aus derselben hintangesetzt, so verschlägt es ja in der That gar nichts, ob ein junger Mensch auf Schulen einen Geschmack von einem schwerern Schriftsteller erhalten hat oder aber auch nicht. Finden sich einzelne besonders talentvolle Schüler, so wird der Lehrer, dem etwa Pindar besondere Freude macht, besser in abgesonderten Stunden diese auch seinen Schülern mitzutheilen versuchen. Aber nicht Alle wollen Philologen werden und da ist Ref. durchaus der Ansicht, daß Interesse fürs Alterthum viel sicherer gewonnen werde durch das Lesen von Schriftstellern, die dem jugendlichen Gedankenkreise näher stehen und in Inhalt und Form weniger Schwierigkeiten darbieten. Allerdings muß Ref. sich bescheiden, vielleicht zu irren. Denn Hr. Rauchenstein hat den Versuch gemacht, und er ist ihm gelungen. Seine Begeisterung für den Dichter wird empfängliche Gemüther getroffen haben. Aber überall gibt es solche Schüler nicht, und es läßt sich zweifeln, ob viele Lehrer den Pindar so zum Gegenstande eines besondern Studiums gemacht haben, daß sie im Stande sind, Andern das Verständniß des unsäglich schwierigen Dichters zu erschließen. Der Kern der Pindarischen Poesie steckt tief und die Schale, die ihn birgt, ist herbe. Freylich ist bey aller Lectüre der Classiker zu bedenken, daß sie für Männer schrieben, folglich ihr Verständniß auf Schulen immer nur ein relatives seyn kann. Doch fragt es sich, ob die Zeit, welche eine nur einigermaßen befriedigende Lectüre des Pindar heischt, nicht viel zweckmäßiger auf das Lesen leichterer Dichter verwandt werde, und ob nicht vielmehr die für Alterthumskunde auf den meisten Gymnasien in der obersten Classe angesetzten Lehrstunden durch einen Ueberblick über die

Literaturgeschichte der alten Griechen und Römer eine allgemeine Kunde der nicht gelesenen Schriftsteller geben sollen. So viel Ref. bekannt, ist Pindar noch nirgend auf unsern Gymnasien eingebürgert, und er muß trotz Hrn Rauchensteins warmer Fürsprache ihm das Recht dazu bestreiten. In einigen Schriftstellern sich eingewohnt haben, scheint ihm viel wünschenswerther, als bey vielen Besuche abzustatten, bey denen es nicht viel über die Begrüßung auf der Schwelle hinauskommt. Die Universität muß auch etwas für sich behalten.

Jungen Männern hingegen, die etwa mit Hilfe eines Commentars an Pindar zu gehen gesonnen sind, möge die vorliegende Einleitung bestens empfohlen seyn. Allein auch Vorgerücktere, die im Pindar bereits Fuß gefaßt haben, werden das Buch mit Vergnügen und Nutzen lesen. Denn Hr Rauchenstein redet vom Pindar und seiner Poesie als ein Kenner, den langjährige Studien mit der Art des geliebten Dichters vertraut gemacht haben. Manches Neue für Critik und Erklärung gibt Zeugnis von dem auf das Verständnis des Dichters mit Glück verwandten Eifer und es ist Hrn Rauchenstein gelungen, dem alten Thebaner manches Geheimnis zu entlauschen, wogegen sich sämmtliche Erklärer verschlossen hatten. Bey einem Dichter von solcher Fülle und Tiefe der Gedanken und von solcher Feinheit in der Anlage seiner Schöpfungen ist das nicht zu verwundern.

Vier Abschnitte bilden die eigentliche Einleitung. Der erste handelt vom Epinikion nach Entstehung, Zweck und Wesen; der zweyte von Pindars Persönlichkeit; der dritte von den Eigenthümlichkeiten der Pindarischen Kunst und der letzte über die Composition der Gedichte. Auffallend ist es, daß Hr Rauchenstein nirgend eines freylich ältern, aber

immer noch schätzenswerthen Büchleins erwähnt, welches dem feinigem in Zweck und Ausführung verwandt manchem frühern Leser Pindars gute Dienste geleistet hat, Chr. Gottl. Schneiders Versuch über Pindars Leben und Schriften. Strassburg 1774.

Der Abschnitt über das Epinikion von S. 17 bis 45 bespricht den Ursprung, Inhalt und das Wesen des Siegesliedes, schildert die festlichen Kampfspiele, die hohe Bedeutung des Sieges für den Sieger, seine Familie und seine Heimath, und die Feyer desselben durch den Dichter, und gibt an, wie der Sieger im Liede gelobt wird und wie der reiche Inhalt des Liedes durch eingewebte Betrachtungen über menschliches Glück, Schicksale und Weisheit, durch Ermahnungen und Ermunterungen und durch manche engere Beziehungen manigfach variiert wird. Die lebendige Darstellung des Herrn Verfs weiß mit Gewandtheit das dahin Gehörige aus den Pindarischen Gedichten zusammen zu flechten und die Lectüre selbst durch Einführung in die Gedankenkreise des Dichters zweckmäßig vorzubereiten. Der folgende Abschnitt von S. 47 bis 82 hebt nach einer allgemeinen Charakteristik der Zeit die Züge von der Persönlichkeit des Dichters nach den Aeußerungen und Beziehungen der Lieder selbst hervor, betrachtet den Glauben des Dichters vom Einflusse des Stammes und Geschlechtes auf Glück, Segen und Tüchtigkeit, seine Verehrung für das Dorische, auch in der Politik, seinen schlichten politischen Glauben ohne Einseitigkeit, die Innigkeit und Wärme, mit der er zum Sieger spricht, seine Sprache vor Königen und Hohen; schildert ferner die hohe Achtung, deren sich der Dichter und seine Lieder in ganz Hellas erfreuten, das Bewußtseyn von seiner poetischen Kraft und Ueberlegenheit,

seine Sinnesart, seinen Verkehr mit Andern, seine Lebenswünsche, sein Verhalten bey der unglücklichen Spaltung der Ehebaner im zweyten Meder-Kriege, seine Sorgen bey den politischen Misgeschicken; endlich den heitern Ernst seines Wesens, die Vorstellungen von den Göttern und göttlichen Dingen, seine Frömmigkeit und seinen Glauben vom Leben nach dem Tode.

Herr Rauchenstein hat die äußeren Lebensumstände des Dichters nur kurz angedeutet, weil die zugänglichen Handbücher darüber genug geben. Freylich wohl das Nothdürftigste. Sonst glaubt Ref. in einer Abhandlung, die er der von ihm besorgten neuen Ausgabe des Dissen'schen Pindar vorausgeschickt hat, gezeigt zu haben, wie sich auch nach so manchen Vorarbeiten Vieles noch sicherer erforschen und zusammenhängender auffassen ließ. So möge denn jene Abhandlung zur Ergänzung des hier Gebotenen dienen, bey der Ref. es übrigens bedauern muß, Hrn Rauchensteins Buch noch nicht gekannt zu haben.

Ganz besonders gelungen scheint der nächste Abschnitt über die Eigenthümlichkeiten der Pindarischen Kunst. Indem Hr Rauchenstein die Mythen als einen ursprünglichen und wesentlichen Bestandtheil des Epinikions auffaßt, erörtert er sehr schön die Anwendung derselben zum Ausdruck manigfaltiger Beziehungen, prüft die von Andern gemachten unrichtigen Beziehungen des Mythos, entwickelt die Grundsätze Pindars in der Auswahl der Mythen und ihre ethische Bedeutung, den Werth derselben für den religiösen und geschichtlichen Glauben und für die Sitten des Volks, warnt vor schiefer Auslegung der Mythen, indem man dieselben nicht bis in alle Einzelheiten auf die Verhältnisse des Siegers zurückbeziehen soll, worin die sinnigsten Er-



klärer Pindars am meisten gefehlt haben; darauf zeigt Hr Rauchenstein durch Bergliederung der vierten Pythischen Ode die Verschiedenheit in der Darstellung der Mythen von der epischen Erzählung, ferner wie die Mythen mit ihrer Grundlage, dem Polytheismus, eine von der modernen abweichende poetische Auffassung und Darstellung der Natur begründen und wie dieser Umstand auf die Pindarische Darstellung in Naturschilderungen einwirkt, ferner in Bezeichnung von Dertlichkeiten und im Gebrauche von Tropen. Daran schließt sich eine Erörterung über die Pindarischen Tropen, Metaphern, Allegationen, Sprichwörter und Sentenzen, seine humoristischen und gemüthlichen Aeußerungen und die Eigenthümlichkeiten in der Darstellung des Kriegerischen und Politischen.

Im letzten Abschnitt betrachtet Hr Rauchenstein die Composition, d. h. die Art, wie in einem Liede die Theile zum Ganzen verknüpft sind; wie man den Grundgedanken des Liedes und somit seine Einheit und das Verhältnis der Theile zur Einheit auffinde. Natürlich lebt auch Hr Rauchenstein der Ueberzeugung, daß tiefe Ueberlegung in diesen Kunstwerken herrsche und daß der Dichter sich der Grundsätze, nach denen er schaffte und arbeitete, wohl bewußt war. Die Dissensche Schematik verwirft er als zu abstracte Allgemeinheiten, die zur Erkennung des poetischen Fadens von geringem Nutzen seyen. Er selbst hat es vorgezogen, nach einigen Bemerkungen über die oft scheinbar schroffen Uebergänge in der Verknüpfung der Theile zwey Gedichte in ihrem Bau eindringend zu analysieren, *Ol.* 9. und *Pyth.* 1. Letztere Ode gehört zu den allerschwierigsten, Hrn Rauchensteins Ausführung aber zu dem Gelungensten des Buches. Er zeigt gut das Ungenügende und Verfehlt in den

gewöhnlichen Auffassungen des Grundgedankens und weist nachher überzeugend im Einzelnen nach, daß die leitende Grundidee des Dichters keine andere ist, als: 'Die Harmonie, die schöne Ruhe der Ordnung in der Natur, in dem sittlichen Leben und im Staate ist dem Zeus lieb und steht unter seinem Schutze; die rohe und wilde der Ordnung widerstrebende Gewalt schlägt er.'

Ref. muß sich hier mit dieser allgemeinen Inhaltsangabe begnügen und kann das um so eher, da er bereits in den Nachträgen zu seiner Ausgabe einzelne Ansichten Herrn Rauchensteins kurz besprochen hat und er demnächst bey der Bearbeitung des Commentars zum Pindar, bey der Hrn Rauchensteins Schrift ihm förderlich seyn wird, auf Anderes einzugehen Veranlassung nehmen wird. Nur einige Bemerkungen seyen hier verstattet. So richtig Hr Rauchenstein über die Auslegungskunst des Mythischen redet, so wenig kann Ref. einstimmen, wenn er S. 89 in dem ersten Nemeischen Gesange den Teiresias wahr sagen läßt B. 64 ff., daß Herakles nach Vollbringung großer Thaten durch den krummen Haß des feindlichen Mannes, des Nessos, fallen werde und wenn er daraus auf Neider des Chromios, dem das Lied gehört, schließt. Ist denn etwa Nessos ein Neider gewesen? Keineswegs. Aber die ganze Deutung der Worte widerstrebt, da Pindar vielmehr den Teiresias sagen läßt, Herakles würde manchen ihm verhaßten Frevler dem Verderben überantworten. Denn sicherlich ist Nessos Ermordung der Stelle fremd. — Wenn Herr Rauchenstein S. 94 fragt, warum Pindar in den Epinikien auf Sikelioten keine einheimische Landesagen behandle, so scheint das darin seinen Grund zu haben, daß dort durch die Colonien nur Sagen aus dem Mutterlande, wie die vom Apheos und

der Artemis, Wurzel geschlagen hatten, während manche eigenthümlich sikulische mehr dem Cultus angehörend einen mystischen Anstrich zeigen, der sie für das Epinikion nicht gefügig erscheinen lassen mochte. Die Libysche Colonie von Kyrene hingegen war durch die Sage vom Raube der Nymphe mit Apollon und durch die Megiden mit der Argonautenfahrt verschlungen, woraus reichhaltige Landessagen hervorstiegen. Beachtenswerth ist übrigens Böckhs Bemerkung, daß Pindar gerade in den für die Sikulischen und Italischen Hellenen bestimmten Liedern die Sagen des Mutterlandes behandelt, die dort einen eigenthümlichen Reiz haben mußten. Außerdem kann Ref. mit manchen Auffassungen einzelner Stellen oder Lesarten nicht einverstanden seyn. So ist das S. 18 in Nem. IV, 89 gebilligte Futurum entschieden unmöglich, theils wegen des Tempus, theils wegen der ganz unpindarischen Vorstellung, als sey es Denen im Hades gestattet, ihre Beschäftigungen der Oberwelt fortzusetzen. Wohl trägt Aho den Ruhm der Enkel hinab zu ihren Ohren, aber in die Saiten können sie nimmer mehr greifen. Eben so geht Hr. Rauchenstein S. 55 fehl in dem über Pyth. X, 11. Gesagten, wo er durch *τσοῖς τε μήδεσι τοῦτ' ἐπραξεν* zwey Factoren, die den Sieg des Hippokleas bewirkt, erhalten will, Apollons Segen und das *συγγενές*. Aber die Verbindung ist ganz unmöglich und *τε* allein richtig. Auch die S. 58 getroffene Wahl der Lesart in Ol. XIII, 5 sqq. halte ich für unglücklich, so wie das S. 65 in Isthm. II, 12 geschützte *ἀγνώτι*, S. 118 die impersonelle Auffassung des *λέλογχε* Nem. I, 24. u. s. w. Manignahl wird Hrn. Rauchensteins allzu treue Uebersetzung Pindarischer Stellen schwerlich richtig verstanden werden, wenn man nicht die Worte selbst

im Gedächtnisse hat. So heißt es S. 35 unrichtig: 'Strepfiades führt Tugend nicht weniger schön als sein Wuchs,' Isthm. VI, 22. ἄγει τ' ἀρετὰν οὐκ αἰσχίον φῶας, d. h. seine ἀρετὰ entspricht der Schönheit des Aeußern. Ebenfalls unklar heißt es: 'tadelnswerth von Ansehn, aber zusammen zu treffen mit der Kraft gewaltig' Isthm. III, 64; S. 36: 'Jenen Mann loben die Verständigen. Bekanntes will ich sagen' Pyth. V, 100., während λεγόμενον ἐρέω vielmehr heißt: allgemein Unerkanntes will ich sagen; S. 38: 'wo die Tapfersten des Kriegs Hader hatten in den letzten Hoffnungen' sollte vielmehr heißen: wo die Besten Stand hielten im Kampf trotz der äußersten Noth, s. Isthm. VI, 35. Und S. 41: 'In Kurzem wächst der Menschen Freude, so fällt sie aber auch zur Erde, von feindlichem Sinn geschüttelt' ἀποτρόπῳ γνώμα σεσεισμένον, was vielmehr bedeutet: durch abgewandten Sinn der Götter erschüttert. Endlich aber noch Eins. Wer den Pindar nicht kennt, wird sich sehr verwundern, wenn ihn Hr Rauchenstein S. 120 sich berühmen läßt, 'Thebas liebliches Wasser zu trinken, wenn er den Kämpfern Lieder slicht.' Da wird Pindar viel lieber Wein getrunken haben, wie der alte Aeschylus und Vater Ennius und jeder ächte Dichter. Den Poesien der Hydropoten hat Kratinos längst das Urtheil gesprochen. F. W. S.

### S t u t t g a r t.

E. Schweizerbartsche Verlagsbuchhandlung 1843.  
 Physiologische Untersuchungen über die Bewegungen des Gehirns und Rückenmarks, insbesondere den Einfluß der Cerebrospinalflüssigkeit auf dieselben von Dr. Alex. Ecker, Professor und Pri-

vatdocent an der Universität zu Heidelberg u. s. w.  
124 Seiten in Octav.

Eine Brüsseler Preisaufgabe hat die Veranlassung zu dieser Schrift gegeben, ohne daß dieselbe jedoch zur Concurrnz eingesandt worden wäre. Nach einer Uebersicht der Meinungen und Ansichten, nach Beschreibung einer Reihe von Experimenten kommt der Verf. endlich zu dem Schlusse, daß wahrscheinlich die Bewegungen des Gehirns auch im unverletzten Zustande des Schädels Statt finden. Dies ist heutzutage nicht mehr zulässig und war es nicht mehr, seit man die Vorstellungen von dunsterfüllten Räumen zwischen den Eingeweiden des Körpers oder um dieselben immer mehr als irrig erkannt hat. Der Verf. hat leider den Punct, in welchem der physicalische Irrthum liegt, nicht aufgefaßt. Die Art, wie einige der bedeutendsten Physiologen sich über die Unmöglichkeit ausgesprochen haben, schien dem Verf. nicht zu genügen, weil man jetzt weiß, daß allerdings das Gehirn nicht so ganz genau den Schädel ausfüllt, sondern daß die Cerebrospinalflüssigkeit auch einen Theil des Raumes einnimmt. Es ist wahr, daß dieses einige Modificationen in unsern Vorstellungen über mögliche Bewegungen des Gehirns hervorbringen muß (vergl. R. Wagners Handwörterbuch der Physiologie. Bd. II. 'Kreislauf') aber eben so gewis, daß Eckers Ansicht über die Bewegungen des Gehirns dennoch Unmöglichkeiten voraussetzt. Der von dem Verf. übersehene Punct ist, daß wir hier mit incompressibeln Flüssigkeiten zu thun haben. Damit läßt sich seine Ansicht durchaus nicht vereinigen. Derselbe denkt sich die Bewegungen des Gehirns nämlich so: bey der Expiration ändert sich das Volumen der Blutgefäße, besonders der größeren um etwas;

indessen ist dies bey den sinus des Schädels nicht sehr bedeutend; auch zeigt es sich, daß selbst nach Durchschneidung der Hauptvenen, welche das Blut vom Gehirn wegführen, die Bewegung noch nicht sogleich verschwindet, sondern erst in Folge der Verblutung aufhört; dies scheint nun dadurch erklärbar, daß die sinus des Rückenmarks viel dehnbarer sind, bey ihrer Ausdehnung einen Theil der Cerebrospinalflüssigkeit in den Schädel treiben und daß diese zum Theil in die Ventrikel dringend das Gehirn ausdehnt. — Es scheint aus den Experimenten des Verf. mit einiger Wahrscheinlichkeit hervor zu gehen, daß ein solcher Vorgang wirklich vorkommen kann. Bey unverletztem Schädel ist er aber unmöglich, es kann sich nicht die Quantität der Flüssigkeit im Schädel vermehren, während zugleich die Gefäße anschwellen, oder wenigstens einen vermehrten Druck ausüben. Da das Rückenmark wenigstens von nachgiebigern Theilen als das Gehirn umgeben ist, so ließe sich noch eher der umgekehrte Vorgang denken. Verminderte sich die Quantität der Flüssigkeit im Schädel um etwas, so ließe sich ein Anschwellen des Gehirns denken, so wie auch allerdings ein Aufblähen desselben von den Hirnhöhlen aus möglich ist, wenn das Wasser in diesen sich vermehrt, an der äußern Hirnoberfläche vermindert. — So viel hier über das, was der Vf. als Hauptpunkte bewiesen zu haben glaubt. — Wenden wir uns nun noch mit einigen Worten zu den Experimenten. Der Verf. fand die Bewegungen des Gehirns, welche dem Athmen entsprechen, bey Säugethieren, nicht bey andern Wirbelthieren. Derselbe constatirte, namentlich bey Hunden, auch eine dem Pulse entsprechende Bewegung. Seine

Angaben hierüber entsprechen ganz dem, was man nach Versuchen mit dem Blutdruckmesser erwarten konnte. Am Rückenmark fand man nur die der Respiration entsprechenden Bewegungen deutlich. Bey den Versuchen über die Beziehung der Cerebrospinalflüssigkeit ging Verf. besonders so zu Werke, daß erst die Bewegungen an einer Trepanöffnung constatirt wurden, dann aber die Flüssigkeit durch Eindringen auf die Rückenmarkshäute am Halse und Durchschneidung derselben entleert wurden. Dabey collabierte denn das Gehirn und die Bewegungen desselben wurden sehr schwach oder völlig unmerklich. Daß dies nicht bloß Folge der Schwächung des Thieres, namentlich der Respirationsbewegungen war, geht aus dem Versuche besonders hervor, daß Compression des Thorax, welche sonst bedeutendes Steigen des Gehirns bewirkt, hier unwirksam wurde. Einen andern Einwand hat aber der Verf. nicht gehörig berücksichtigt: daß es nämlich doch sehr wahrscheinlich ist, daß durch den Collapsus des Gehirnes nach Entleerung des Ventrikelwassers die Circulation im Gehirne mechanisch belästigt wird, daß daher die Beschränkung der Bewegung doch nicht ganz von dem Wegfall jenes Aus- und Eintretens des Wassers in die Hirnventrikel herrühren wird. Namentlich aber ist es doch wohl einleuchtend, daß das Gehirn, so lange es von der Cerebrospinalflüssigkeit fast schwimmend getragen wird (eine Wirkung, welche diese Flüssigkeit haben muß, wenn ihre, das Hirn umgebende Schicht auch sehr dünn ist) sehr viel leichter so wohl durch in ihm enthaltene Gefäße angeschwellt als durch die an der Basis befindlichen gehoben werden kann. Nur durch diese fast schwimmende Lage

des Gehirns ist es auch leicht denkbar, daß das Wasser so leicht in die Ventrikel eindringt, wie der Verf. annimmt. Derselbe gibt allerdings auch an, daßselbe aufgetrieben zu haben durch Luft, welche er in die arachnoidea des Rückenmarks blies. Dieser Versuch verdiente wohl wiederholt zu werden, da das doch nur durch anatomische, bis jetzt unbekanntere Verhältnisse denkbar wäre, welche die Luft hinderten sich statt dessen auf die pia mater an der Oberfläche des Gehirns zu begeben.

Dr. Bergmann.

### B r e s l a u,

bey Graß, Barth und Compagnie 1843. Vergleichende Zoologie. Verfaßt von F. L. G. Gravenhorst. Nebst vielen synoptischen Tabellen. XX und 686 Seiten in Octav.

Der würdige und hochverdiente Zoolog, Herr Geh. Hofrath Gravenhorst, gibt uns, ähnlich wie Aristoteles in seiner Thiergeschichte, eine vergleichende Zoologie; wie nämlich in der vergleichenden Anatomie und Physiologie nicht einzelne Arten oder Gattungen für sich abgesondert und nach einander, in allen ihren Beziehungen betrachtet, sondern von allen Thieren die einzelnen gleichen Theile und deren Functionen zusammen gefaßt und mit einander verglichen werden, so hat derselbe auch Aehnliches mit der Zoologie im weitesten Sinne versucht, nur mit dem Unterschiede, daß jede einzelne Thierklasse besonders dargestellt ist. Nach Beendigung des Werkes wünschte der Hr Verf., daß er die gleichen Theile und Sitten sämmtlicher Thiere ununterbrochen



aus allen Classen vergleichend zusammen gestellt hätte, indes macht es ja keine große Mühe das zusammen Gehörende aus den einzelnen Classen aufzufinden und im Zusammenhange zu betrachten. — In der Classification ist der Verf. hauptsächlich dem Cuvierschen Systeme, aber in umgekehrter Ordnung, gefolgt; jedoch ist er in mancher Hinsicht abgewichen, und hat so das System noch mehr einem natürlichern genähert. Dabey sind die Diagnosen nur von äußern, oder doch äußerlich zu erkennenden Theilen hergenommen, und zwar hauptsächlich, weil nur äußere Merkmale beständig und an allen Individuen ohne weiteres, und ohne diese mehr oder weniger zu zerstören oder zu entstellen, erkannt werden können. — Was nun den Gang der Darstellung betrifft, so gehen jeder Classe synoptische Tabellen der Ordnungen, Familien, Zünfte und wichtigern Gattungen voran; der Text enthält sodann in verschiedenen Abschnitten die Classification, äußere körperliche Beschaffenheit, den inneren Bau, die Lebensweise, Fortpflanzung und Entwicklung, besonders Physiologisches, den Nutzen und Schaden, wobey der Herr Verf. besonders seine eigenen Erfahrungen, dann aber auch die Beobachtungen Anderer umsichtlich benutzt hat. Ref. bezweifelt nicht, daß dieses Buch den Beyfall Vieler erlangen und zur Erleichterung und Erweiterung des zoologischen Studiums wesentlich beytragen werde. Berthold.

---

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

## 37. Stück.

Den 4. März 1844.

---

### L e i p z i g,

bey Engelmann 1843. Schafarik, slawische Alterthümer. Deutsch von Mosig von Lehrenfeldt. Herausgegeben von H. Wuttke. 548 S. in Octav.

Schon 1838, in demselben Jahre, in welchem J. Kollar durch seine patriotische Schrift 'O wzjagmnosi Slovanju' die slawischen Gelehrten aller Stämme zu gemeinsamer Erforschung der vaterländischen Literatur und Geschichte aufforderte, erschienen Schafarik's Alterthümer. Der Wunsch des geistvollen Dichters wurde durch diese gewissermaßen erfüllt, noch ehe man seinen Ruf allgemein vernommen hatte. Denn hier war zum ersten Mal, was die einzelnen Stämme zur Aufhellung ihrer Vorzeit gethan hatten, aufs Geschickteste zusammen gefaßt und schwer möchte es seyn, das alte Zeugnis, das Denkmahl, die Spur alter Sitte oder das Bruchstück eines in frühere Zeiten hinauf reichenden Liedes zu nennen, welches dem Scharfblick des böhmischen Gelehrten entgangen wäre. Die umfassende Gelehrsamkeit und die frische, selbständige

Forschung, welche dem Sachkundigen auf jeder Seite des Sch. Buchs entgegen treten, verschafften demselben auch binnen Kurzem die verdiente Anerkennung. Schon im zweyten Jahre nach seinem Erscheinen wurde in Moskwa eine Uebersetzung veranstaltet. Nur Deutschland, das doch sonst mit gespannter Aufmerksamkeit auf jede geistige Bewegung in der Fremde lauscht und mit geschäftiger Hast das Beste wie das Schlechteste sich aneignet, entbehrte bisher einer solchen. Der vorliegende Versuch ist der erste. Wir sind dem Hn Buttke für die Herausgabe Dank schuldig, denn auch die neueren Untersuchungen von C. Neuß und Eichhoff scheinen uns Sch.'s Leistungen keineswegs entbehrlich gemacht zu haben. Manches bedarf wohl der Umzeichnung, aber die Grundzüge werden stehen bleiben und Stützpunkte bilden, auf die sich alle künftigen Untersuchungen des slawischen Alterthums mit Vertrauen werden lehnen können.

Plan, Umfang, Eintheilung, Ordnung und Folge seiner Untersuchungen deutet Sch. S. 6 und 7 selbst an. 'Die vollständige Darstellung des slawischen Alterthums muß außer der Forschung über den Ursprung des slaw. Volks, dessen Schicksale enthalten von der ältesten Zeit bis zu jener Periode, wo die zuverlässige Geschichte jedes einzelnen Stammes beginnt. Dieser lange Zeitraum läßt sich theilen in die Urgeschichte, in Herodots ferne Zeit hinauf reichend und bis zum Fall des hunnischen und römischen Reichs hinab gehend, und in die Geschichte der slawischen Stämme bis zum Siege des Christenthums, von der Mitte des 5ten bis zu Ende des 10ten Jahrhunderts.' Und (S. 7) 'Hinsichtlich des Stoffes theilen wir das Ganze in zwey Haupttheile; der eine umfaßt: Ursprung, Sitte, Stammeintheilung und Thaten; der andere soll

Charakter, Lebensweise, Glauben und Verfassung, Literatur und Wissenschaft der alten Slawen behandeln.' Einem kurzen Berichte über Quellen und Hilfsmittel folgen zwey Fragen, die an der Spitze der Untersuchung stehen und auf die eigentlich das ganze Buch eine Antwort ist. Bey den vielen confusen Ansichten, die sich noch in Köpfen und Büchern behaupten, müssen wir diesen Ausgangspunct billigen und es auch gut heißen, wenn S. 23—39 etwas ausführlich den Slawen ihre Stelle in der indoeuropäischen oder, wie wir sagen, indogermanischen Völkerfamilie vindicirt wird. Die beiden Fragen lauten mit Schafarik's eignen Worten: 'waren die Slawen alte oder neue Bewohner Europas?' und 'unter welchem Namen erschienen die Vorfahren der Slawen zuerst in der Geschichte?' In der Antwort auf die erste derselben so wie an andern Stellen nimmt Schafarik die uralte Gesesshaftigkeit der Slawen in Europa zwischen Germanen und Kelten mit einer Wärme in Schutz, die uns häufig an das *'Αντικοὶ μόνοι δικαίως εὐγενεὶς αὐτόχθονες'* erinnert hat. Doch dieser Anspruch ist natürlich und hat etwas Ehrenwerthes, wenn er sich in so tüchtiger Weise geltend macht. Die für die Autochthonie angeführten Gründe wiegen indessen nicht alle gleich schwer. Das Schweigen der Alten über eine Einwanderung, die Vergleichung der keltischen, gothischen und tschudischen Sprache, die eben so wie die überraschende Ähnlichkeit in Völker- und Eigennamen, in Sitten, Gebräuchen und Einrichtungen des häuslichen und des öffentlichen Lebens auf eine frühzeitige Verbindung der Slawen mit den alteuropäischen Stämmen hinweisen, bilden den Mittelpunct dieser Argumentation (S. 43—65). Wie lauteten nun die ursprünglichen Namen der Slawen? (S. 65—100)

Die Ansicht, daß die Veneter des Tacitus und Ptolemäus mit den Weneden des Jornandes und Fredegar identisch seyen, zu der sich schon längst die tüchtigsten slawischen und deutschen Gelehrten bekannten, war durch Dobrowsky's Widerspruch erschüttert worden. Ohne Grund und mit Unrecht, wie Schafarik beweist. Der Name 'Weneden' war die uralte Stammbezeichnung aller Slawen bey Germanen, Finnen und Litthauern. Das skandinavische 'Vanr' und das finnische 'Wäne, Wene' entspricht dem deutschen 'Wind, Wende'. Die Ausstößung des Consonanten d nach n ist in der finnischen Sprache nicht ungewöhnlich. Wie 'Wend' der älteste auswärtige, so war 'Srb, Serbe' der älteste einheimische Name. Abschnitt II. trägt die Aufschrift 'die Sitze und die Geschichte der alten Slawen'. Die Wenden scheinen aus dem Besitze des Bernsteinhandels und der Bernsteinküste erst durch die einwandernden Gothen verdrängt zu seyn (S. 101—107). Die critische Beleuchtung der Zeugnisse der Alten schreitet nun in chronologischer Folge von den ältesten bis zu denen des Jornandes und Paulus Diaconus fort (S. 107—132). Wir bedauern, daß unsere Aufgabe es nicht zuläßt, aus der Fülle der scharfsinnigen und gelehrten Bemerkungen das Wichtigste auszuheben. Der skandinavischen Sage, die S. 132—145 auch als Quelle benutzt wird, können wir keine größere Beweiskraft einräumen, als von Dahlmann geschehen ist, sind aber mit den bescheidenen Folgerungen Schafarik's im Ganzen einverstanden. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß der Name Vauir, Vanaland, Vanaquisl von dem Volke der Wenden entlehnt ist und daß die Skandinavier die Sitze dieser Wenden tief ins Innere, hinter die Finnen, östlich von Skandinavien verlegten. Vom Ursprung und Bedeu-

tung des Namens 'Weneden' handelt S. 151—165. Die verschiedenartigen Formen, unter denen das Wort vorkomme, hält Schafarik für dialectische Abweichungen und Schattierungen. Die Grundformen, auf die sich alle anderen zurückführen lassen, sind die germanische 'Wind, Wende' und die finnische 'Wäne, Wene'. Alle bisher versuchten Deutungen sind unhaltbar und gehen bey einer strengen Prüfung in Rauch auf. Die ältesten Zeugnisse über die Serben durchläuft der Paragraph 9 (S. 165—181). Die Wurzel dieser uralten, einheimischen Volksbenennung erblickt Schafarik in dem sanskr. *su* (*generare, producere*). Aus der ersten Bedeutung von 'Srb, Serb' Sprößling (= dem lat. *satus, τέκνον*) entwickelte sich dann in logischer Weiterbildung die zweyte *natio, gens*, worin ihm das indische, aus derselben Wurzel entstandene *serim* (*natio*) entspricht. Die Aufzählung der slawischen Stämme im Lande der Winden und Serben nach Herodot und Ptolemäos ist äußerst sorgfältig, wir können nur die Resultate andeutend erwähnen. Die Budiner erklärt Schafarik nach Ossoliniskis Vorgange für Slawen. Unter den angeführten Gründen befindet sich auch der, daß der Name 'budia' slawisch ist und sich in vielen Orts- und Flußnamen Weißrußlands, dem eigentlichen Sitze der alten Budiner, erhalten hat. Eben so scheinen ihm die Neuren wegen ihres Namens — altslawisch heißt 'nur' Land, Volk — und wegen ihrer Sitze nur für einen Zweig des großen Wendenstammes gelten zu können. Das Gewirre der Ptolemäischen Völkernamen ordnet Schafarik erst in bestimmte Gruppen und möchte dann die *Βούλανες, Ἀρσιῆται, Πιεργῖται, Σαβῶκοι, Βίεσσοι, Σταυᾶνοι, Ἰγυλλίωνες, Κοιστοβῶκοι, Τρανομοντᾶνοι, Ουέλται, Κάρβωνες, Καρεῶται,*

*Παγγοῖται, Σάναροι, Βοροῦσκοι, Ἀκίβοι, Νάσκοι, Ἰβίωνες, Ἰδοίαι, Στουῖροι, Καρύωνες, Καρπιανοί, Ἰηοῦνοι, Ἀμαδόκοι, Τυραγγῖται, Τάγροι* für slawische Völker erklären. Den durchweg geistreichen und scharfsinnigen Deutungen dieser Namen schrittweise zu folgen, würde uns zu sehr in Einzelheiten führen. Wir wenden uns deshalb sogleich zu den Slaven an der Donau und den Veneten am adriatischen Meer (S. 223—265). Schafarik glaubt nämlich, daß die alte, von Nestor, Dalimil und Boguchwal erhaltene Volksüberlieferung, nach welcher die Slaven einst an der Donau wohnten und von den Wlachen aus diesen Sitzen vertrieben wurden, ihren guten Grund habe. Unter den Wlachen seyen die Kelten zu verstehen, denn daß deutsche Walh, Væalh laute slaw. Wlach, wie Hals mit Versetzung des l slaw. hlas. Die Kelten seyen aber nach den Berichten der Römer und Griechen gegen 350—336 in Illyricum und Pannonien eingedrungen und haben die dort ansässigen Völker theils unterjocht, theils zur Auswanderung gezwungen. Die Slaven, welche sich nicht zu ihren Stammgenossen hinter den Karpathen wandten, haben sich unter verschiedenen Namen, den Hunnen, Gothen u. tributpflichtig, am südlichen Abhange der Karpathen erhalten. Daher die vielen slawischen Ortsnamen in diesen Gegenden (S. 245 und 249). Ob die eigentlichen Illyrier und ihre Nachbarn die adriatischen Veneten slawischen Stammes gewesen seyen, wagt Schafarik nicht zu entscheiden. Die bloße etymologische Ausdeutung der Ortsnamen scheint ihm unzuverlässig zu seyn, wenn die auf diesem Wege gefundenen Resultate nicht durch anderweitige Zeugnisse gestützt werden. Slawische Elemente möchten sich aber immerhin in dem illyrisch-thrakischen Völkerknoten befunden haben.

Auf die Stammverwandtschaft der Wenden und der adriatischen Veneter kann man mit größerer Sicherheit schließen. Wenigstens darf man diese nicht für Kelten ausgeben, dem steht das Zeugniß des Polybios, wonach sie eine von der gallischen verschiedene Sprache redeten, entgegen. Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit ist noch lange keine Gewisheit und deshalb darf man, ehe sich die Zeugnisse vermehren, die armorischen Veneten nicht unbedingt zu den Wenden zählen. Um diese Anschauung der slawischen Urgeschichte noch wahrscheinlicher zu machen, läßt Schafarik nun eine gedrängte Uebersicht der benachbarten alteuropäischen Stämme folgen. Die Skythen sind nach ihm ein mongolisches, aus Oberasien eingewandertes Volk, verwandt mit Saken und Massageten. Sie wurden im ersten christlichen Jahrhundert von den Sarmaten unterjocht und gingen in diesen unter. Die Aehnlichkeit vieler skythischen Namen mit medopersischen muß theils aus dem langen Aufenthalt derselben in Medien (633 — 605 v. Chr.), theils aus der Vermischung mit den Sarmaten, einem medischen Stamme, erklärt werden. Den slawischen Namen Szud (Tschud) verwandelten die Griechen ihren Lautgesetzen gemäß in *Συθῆς*. Die Denkmähler, welche in den weiten unabschbaren Ländergebieten vom Ural und der Wolga über den Irtysh bis an die Selenga und den Amur gefunden werden, sind ein Werk sinnischer Hände. Man darf unbedenklich annehmen, daß die Stämme dieser einst mächtigen Nation schon im ersten christlichen Jahrhundert dieselben Sitze behaupteten, in denen wir sie bey Jornandes und Prokop antreffen. Die Paragraphen über die Verzweigungen der uralischen Tschuden (S. 318—333) die Sarmaten (S. 333—374) die Kelten (S. 374—401) die Deutschen (S. 401—443) die Litthauer (S. 445 — 476) und die Thraker



(S. 467 — 477) fesseln überall durch sinnreiche Combinationen und legen von der seltenen Gelehrsamkeit, dem Scharfsinn und der nüchternen Besonnenheit ihres Verfassers ein glänzendes Zeugniß ab. Zu bedauern ist es, daß Schafarik Diefenbachs reiche Materialiensammlung zur keltischen Geschichte nicht kannte und benutzen konnte, wir sähen dann gewiß viele Fragen ihrer Erledigung näher gebracht, als es in Diefenbachs fleißiger, aber an scharfen, überzeugenden Resultaten armen Schrift geschehen ist. Der vierte Abschnitt ist verhältnißmäßig am stiefmütterlichsten bedacht und läßt noch eine reiche Nachlese übrig. Den Inhalt desselben bildet eine geographische Uebersicht der Gebirge, Flüsse, Städte und Alterthümer im Lande der Urslawen. Eine resumierende Betrachtung, welche auch den slawischen Volkscharakter gegen die Verunglimpfungen ausländischer Historiker in Schutz nimmt und eine chronologische Uebersicht der altslawischen Geschichte schließen im fünften Abschnitt passend das Buch. Wir haben uns absichtlich aller materiellen Ausstellungen enthalten. Niemand mag seine Ansichten und Ueberzeugungen wehrlos und nackt dem Papier anvertrauen; für eine Beweisführung aber von der Länge und Gründlichkeit, wie sie die hier besprochenen Gegenstände erfordern, sind die Grenzen, wie sie uns der Charakter dieser Blätter vorschreibt, zu enge. Nur das müssen wir schließlich noch bemerken, daß wir eine Mythendeutung, welche, wie die S. 358 geübte, die frische Naivetät des ursprünglichen Mythos von dem Gemachten späterer Scribenten so wenig sondert, unmöglich für die wahre halten können.

Dr. H. B.

# Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

38. 39. Stück.

Den 7. März 1844.

---

H a m b u r g,

bey S. A. Meißner 1843. *Johannis Saresberien-  
sis Entheticus de dogmate philosophorum nunc  
primum editus et commentariis instructus a Chri-  
stiano Petersen, in Gymnasio Hamburgensi  
academico Philol. Class. Profess. publ. O. XXI  
und 134 Seiten in Octav.*

Dieses hier anzuzeigende von dem Herrn Pro-  
fessor Petersen zum ersten Mahle herausgegebene  
Gedicht in 1852 Versen ist so lange der gelehrten  
Welt nicht zufällig, noch weniger wegen erman-  
gelnden Interesses unbekannt geblieben. Eine neu  
aufgefundene Schrift des Johannes von Salisbury,  
welcher in seinen bisher bekannten Werken eine so  
sehr wichtige Quelle für die Geschichte der Philo-  
sophie und Literatur seines Jahrhunderts, auch  
für die politische Geschichte seiner Zeit, in welcher  
er selbst eine nicht unerhebliche Rolle spielte, be-  
deutsam ist, dürfte wohl unbedingt als weiterer  
Verbreitung würdig betrachtet werden. Da meh-  
rere Handschriften dieses Gedichtes an verschiede-

nen Orten, namentlich zu Oxford (nunmehr für den Herausgeber durch Herrn Th. Wright verglichen) und Cambridge vorhanden sind, so ist wohl anzunehmen, daß nur in den Schwierigkeiten des Verständnisses desselben der Grund seiner bisherigen Verborgenheit liegt. Wir dürfen uns daher freuen, daß die auf der Hamburger Stadtbibliothek liegende Handschrift in die Hände eines kenntnisreichen, in der Geschichte der Philosophie wohl bewanderten Philologen gefallen ist, welcher mit der erforderlichen Kenntniß mittelalterlicher Zustände ausgerüstet, dieses Gedicht zuerst bekannt, aber auch zugleich verständlich gemacht hat.

Als der Hauptzweck dieses Werkleins dürfte die Absicht des Verfassers zu bezeichnen seyn, seine eigene Philosophie in der Darstellung der Lehren der Philosophen des Alterthumes niederzulegen, sich dadurch seinem einflussreichen Gönner, dem damaligen Kanzler Englands, Thomas Becket, zu empfehlen und denselben in den würdigen und erhabenen Grundsätzen, welche durch das Hofleben so leicht gefährdet wurden, zu befestigen. Die Darstellung der älteren Philosophie deutet auf eine uns unbekante Quelle, für welche der Herausgeber den vom Dichter angeführten Flavianus, den Vf. eines Buches de vestigiis philosophorum, erklärt und in welchem er den Virius Nicomachus Flavianus erkennt, an welchen Symmachus alle Briefe seines zweyten Buches gerichtet hat, und dessen auch Macrobius, so wie eine Marmorinschrift gedenken. Zugleich ist dieses Gedicht aber auch ein Strafgedicht gegen die Irrlehrer und die schlechten Sitten seiner Zeit und wird uns in dieser Hinsicht besonders lehrreich. Die oben angedeuteten Schwierigkeiten des Verständnisses dieses Gedichtes liegen nun aber darin, daß der Verfasser neben

den wenig bekannten, ihm befreundeten Lehrern seiner Zeit seine Gegner aller Stände unter verkappten, gewöhnlich römischen Satyrkern und Komikern entlehnten Namen anführt, deren oft schwierige Nachweisung einiges Licht bringt, welches in manchen, wenn gleich nicht allen Fällen die wirklich gemeinte Person erkennbar gemacht hat.

Die wichtigsten Erläuterungen zu dem Entheticus haben die übrigen Schriften des Johannes von S. selbst geliefert, besonders dessen Metalogicus. Doch bleibt noch immer der wahre Name des von ihm als Irrlehrer und Verleumder vielfach geschmähten, doch aus Schonung so benannten Cornificius, so wie der des Sertorius verborgen. Bey dem großen Einflusse, welcher diesen Männern zugeschrieben wird, würde hierin ein großer Vorwurf gegen unsere Litterarhistoriker begründet erscheinen, wenn nicht jener Cornificius sich anders als in gehaltlosen, wenn gleich gefährlichen Reden ergangen und seine Lehren nieder zu schreiben sich nicht gewahret hätte. Da jedoch der Cornificius uns als ein Mönch bezeichnet wird (*extrinsecus religionem induit. Metalog. l. I. c. 5*), welcher die Werke des Aristoteles heftig tadelte und besonders dessen in der Isagoge des Porphyrius studierte Logik, und als ein streitsüchtiger, hohler Schwärzer und Gegner aller seiner ausgezeichneten, der Verehrung des Aristoteles hingeebenen Zeitgenossen auftrat, so möchte ich die folgenden Verse auf ihn beziehen, welche sich in einem Gedichte des Walter Mapes, eines Zeitgenossen unseres Johannes, bey der Aufzählung der damahls lebenden Philosophen finden:

Reginaldus monachus clamose contendit  
et obliquis singulos verbis comprehendit;  
hos et hos redarguit nec in se descendit,  
qui nostrum Porphyrium laqueo suspendit.

Vielleicht dürfen wir uns in unsern Vermuthungen noch weiter führen lassen und folgern, daß der außerordentliche Haß des Johannes gegen einen Mann, dessen Namen zu nennen er sich aus Rücksichten versagt, auf einen nicht talentlosen und deshalb gefährlichen, aber ihm nahe stehenden Gegner hinweist. Wir könnten diesen im Reginald, Sohn des Bischofs Jocelin finden, einem Gegner des Thomas von Canterbury, welcher Archidiaconus zu Salisbury im J. 1174 zum Bischofe von Bath und 1191 zum Erzbischofe von Canterbury erwählt, in demselben Jahre starb, ein Mann, dessen Kenntnisse und lateinische Verse gerühmt werden.

Die Zeit der Abfassung des Entheticus setzt der Herausgeber in dieselbe, in welcher der Metalogicus geschrieben wurde, nämlich zu Anfang des Jahres 1160, also unmittelbar nach der zu Rom vollendeten Abfassung des letzten Buches seines Policraticus s. de Nugis Curialium et Vestigiis Philosophorum, kurz vor dem Tode seines Gönners und Landsmannes, des Papstes Hadrian IV. Doch scheint uns der Entheticus vor dem Metalogicus in Tagen einiger Ruhe gedichtet, ehe Johannes nach Canterbury kam, wo letzteres Werk unter dem Drange der von dem tödtlich erkrankten Erzbischofe Theobald ihm aufgetragenen Geschäfte in großer Hast beendigt ist. Der Verfasser war noch nicht zu Canterbury, wo Odo und Brito lebten, welche zu begrüßen er seinem Büchlein empfiehlt, eben so wie er, was der Herausgeber übersehen hat, derselben Männer in den dem Policraticus vorgesezten Versen gedenkt. Für die Identität des Odo, dessen 'aurea lingua' gepriesen wird, mit dem in den Streitigkeiten des Erzbisthums Canterbury bewährten Odo, Prior des

dortigen Klosters zur h. Dreyfaltigkeit, welcher im J. 1175 Abt des Klosters Battle (S. Martini de bello bey Hastings) wurde, läßt sich aus einer Geschichte jenes Klosters anführen, daß jener wegen seiner 'insignis eloquentia' gepriesen wird (Monastic. Anglic. Vol. III. p. 234). Eine handschriftliche Biographie dieses Odo weist Leland (Collectanea T. IV. p. 68) nach.

Doch nicht nur in Erwähnung jener beiden Freunde des Dichters, sondern selbst in einzelnen Versen stimmen beide Gedichte auffallend überein. Im Polycraticus heißt es vom Kanzler Thomas:

Hic est qui regni leges cancellat iniquas.

Im Entheticus B. 1297:

Hic est carnificum qui ius cancellat iniquum.

Zu diesem Buche sagt der Dichter B. 1637 flg.:

Pontificum regumque parens te Cantia fovit,

Hospitiumque tibi praeparat, immo domum,

Haec petit, ut redeas et in illa sede quiescas.

Im Polycraticus sagt er zu dem Buche:

Cantia te felix genuit, te Cantia fovit

Illustris regum pontificumque parens.

Hic tibi debetur sedes finisque laborum,

Illa tibi requiem praeparat, illa domum.

Im Polycraticus wird das Buch gewarnt auf der Reise bey Geizigen einzusprechen, da diese auf Bücher keinen Werth legen. Dabey heißt es:

Omnia cum possit manus Omnipotentis, avarae  
Mentis egestatem non satiare potest.

Non satiare potest manus Omnipotentis avarum.

Der Entheticus B. 1659 flg. sagt in demselben Zusammenhange:

Omnia posse Deum notum satis est, sed avarum,

Scilicet omnipotens, non satiare potest.

Auch die perpetua sitis atque fames der Geizigen Enthet. v. 1666, so wie der livor edax der

Neider B. 1721 findet sich in dem andern Gedichte wieder.

In diesen Uebereinstimmungen ist hier jedoch etwas mehr als bloße Parallelstellen zu suchen. Jene dienen auch die einander nahe liegende Zeit der Abfassung zu erweisen, so wie die gleiche Absicht, welche beiden Werken zum Grunde lag. Es handeln nämlich die Verse 1533—1636 des *Entheticus* von der Verschiedenheit der *hospitia* und von dem Betragen in denselben. Der Herausgeber hat in jenen die Wohnungen der Lehrer und Studenten zu Oxford zu finden geglaubt, eine Ansicht, welche auf viele andere Erläuterungen des Gedichtes Einfluß ausgeübt hat, und welche, wenn begründet, für die Geschichte jener Universität von hohem Interesse seyn würde. Doch können wir unter jenen Hospitien nur die Klöster und öffentlichen Häuser verstehen, in welchen der Reisende einkehrt, wie eine unbefangene Durchlesung ergeben und vor allem die Vergleichung mit jenen wörtlich übereinstimmenden, doch in den Reiserregeln ausführlicheren Versen des *Policraticus* noch mehr bestätigen muß. Freylich erscheint diese Anweisung für den Reisenden besonders in dem vorliegenden Werke außer Zusammenhang mit dem Hauptinhalte. Doch möchte jener darin zu suchen seyn, daß der Verfasser in beiden dem Kanzler Thomas gewidmeten Gedichten unter dem vielfachen Gefahren ausgefekten Reisenden sich selbst schildert und den Kanzler auffordern will, ihn der lästigen Reisen zu entbinden und ihm in dem viel gepriesenen *Canterbury* neben seinen Freunden *Do* und *Brito* eine für seine wissenschaftlichen Studien geeignete Stellung anzuweisen. Daß ihm dieses einigermaßen gestattet wurde, ist bereits oben erwähnt.

Die Universitäten Oxford und Cambridge wer-

den in dem Gedichte nicht genannt, eben so wenig London und ist eine Stelle, welche der Herausgeber von dem zu London und Kent belegenen erzbischöflichen Pallaste verstehen will, worunter er vermuthlich Lambeth versteht, um so mehr auf Canterbury zu beziehen, da jener Pallast erst später erbauet wurde.

Zu den Namen seiner Lehrer, welche der Dichter andeutet, finden wir die besten Erläuterungen in seinen anderen, früher genannten Schriften, welche der Herausgeber daher sorgsam benützt hat. Ein besonders schwieriger Punct, welcher zu der Aufklärung des Ganzen zu lösen war, die Bestimmung der Zeit, in welcher Johannes jene Lehrer hörte, scheint jenem durchaus gelungen. Es ergibt sich aus unserem Schriftsteller, daß Abälard noch im J. 1136 zu Paris öffentlich lehrte, was mit den gewöhnlichen Angaben im Widerspruch steht. Der Mag. Adam de parvo Ponte, welcher den Johannes so sehr anzog, war ein Waliser von Geburt und Pariser Domherr, welchem später im Jahre 1175 König Henry II. das von dem bekannten Galfrid von Monmouth so eben nieder gelegte Bisthum zu St. Asaph verlieh, und der im Jahre 1181 zu Oxford starb\*), ein Umstand, welcher vermuthen läßt, daß er seinem alten Lehreramte nicht völlig entsagte. Seinen Beynamen führte er von dem petit pont zu Paris, wo er sein Lehrzimmer hatte, nach welchem denn unser Gedicht ihn auch Pontilianus nennt und so wie der s. g. Walter Mapes ihn und seine Schüler als Parvi pontis incolae bezeichnen.

Als seine Lehrer in der Grammatik führt Jo-

\*) S. über ihn Benedict. v. Peterborough hist. a. 1175. Gervasius. Roger de Hoveden. Radulf de Diceto. Monastic. Anglic. T. VI.



hannes den Guillaume de Conches an, so wie den Richard (nicht Bernhard, wie S. 72 gesagt ist) genannt l'Esvesque, welcher später Archidiaconus zu Coutances wurde, Metalog. l. I. c. 24. Ueber Robert von Melun hätte bemerkt werden können, daß er, ein Engländer von Geburt, im J. 1164 das Bisthum zu Hereford erhielt, wo er nach zwey Jahren starb. Ueber andere seiner Lehrer, den Teutonicus Hardevinus, den Magister Theodoricus, Wilhelm von Soissons, so wie Simon von Poissy (Pexiacensis) ermangeln wir näherer Angaben; nicht so über den durch seine Disputation mit Abälard zu Rheims bekannten Gilbert de la Porrée, welcher als Bischof von Poitiers im J. 1154 starb.

Bey der vorherrschenden Ansicht des Verfassers, daß in dem Entheticus von Studien in England die Rede sey, darf es auffallen, daß Johannes von den genannten Lehrern dort den Gilbert und den Mag. Theodoricus gehört haben könnte, freylich nicht zu Oxford, aber zu Cambridge. Es hatte nämlich ums J. 1109 Toffrid, Abt von Eroyland, aus seinem früheren Wohnorte, dem Kloster St. Evroul zu Duche in der Normandie, vier Mönche gebracht, welche das Studium zu Cambridge nach dem Muster dessen zu Orleans gründeten: den Professor der Theologie Mag. Giselbert, den Grammatiker und Satyriker Ddo, den Terricus, welcher die Logik des Aristoteles nach Porphyrius den Sünglingen erläuterte, und Wilhelm, welcher Rhetorik lehrte. Es ist nicht unmöglich, daß jener Gilbert de la Porrée war, Terricus der Mag. Theodoricus, dessen Urtheil über die Topica des Aristoteles im Metalog. l. IV. c. 24 angeführt wird. Vielleicht dürfen wir selbst in jenem Wilhelm den von dem dem Kloster St. Evroul

benachbarten Gonches benannten Grammatiker erkennen, welcher in der Mitte des 12. Jahrhunderts starb. Wir geben diese gewagten Muthmaßungen über die in einer bekannten viel bestrittenen Stelle des Geschichtswerkes des Petrus Blesensis nur als solche und um fernere Untersuchungen anzuregen.

Gar manche Erläuterungen zu dem lehrreichen Gedichte sind noch nachzuforschen. Besonders auffallend ist, daß der von dem Verfasser wiederholt genannte für die Geschichte der Philosophie des Alterthums lehrreiche Furuus uns unbekannt ist, welchen er mit Marcianus Capella zusammenstellt, von dem er sagt, daß er wegen seiner unverständlichen, schwülstigen Sprache außer Gebrauch gekommen, doch von Wilhelm de Gonches und Adam de Petit Pont gern gelesen sey, so wie auch 'in pago Ligurino. Hic ubi de florum germine nomen habet' — einem Orte, welcher wohl nur Florenz bezeichnen kann. J. M. L.

### B e r l i n,

bey Rücker und Püchler 1844: Ueber die Besserungsgefängnisse in Nordamerika und England. Nach eigenen Beobachtungen in den Jahren 1838 bis 1843, von J. Louis Tellkamp, Dr der Rechte und Prof. am Columbia-College in New-York. Nebst Bemerkungen über den Gesundheitszustand der Sträflinge in den obigen Anstalten von Dr Theodor Tellkamp, prakt. Arzte in Cincinnati. Mit vier Plänen.

Wir beeilen uns, diese so eben im Drucke erschienene Schrift hier zur Anzeige zu bringen, da der darin abgehandelte Gegenstand zu denen gehört, die gerade im gegenwärtigen Augenblicke ein vor-

zügliche Interesse in Anspruch nehmen. Während die Rechtsphilosophie von den verschiedensten Gesichtspuncten aus den Begriff der Strafe theoretisch festzustellen vielfach bemüht gewesen, die Praxis des Strafrechts aber ohne entsprechenden Fortschritt und im Gegensatz sonstiger humanen Bestrebungen in unsern civilisirten europäischen Staaten noch immer auffallend im Rückstande geblieben ist, hat der practische Sinn der Nordamerikaner uns längst den Weg gezeigt, der zur Lösung der Aufgabe zu führen verspricht. Wie in Frankreich die Werke der Herren de Beaumont und de Tocqueville, und später der Herren Demetz und Blouet, in England der Bericht von Crawford, so verbreitete in Deutschland die umfassende Schrift des Dr Julius 'über Nordamerikas sittliche Zustände' eine genauere Kunde jener Gefängnisanstalten, durch welche man nicht allein die sichere Haft der Uebelthäter, sondern auch deren Besserung vor ihrer Rückkehr in die menschliche Gesellschaft bezweckt. Wie man aber bey lebhafter Theilnahme leicht in den Fall kommt, schon die gute Absicht für die Ausführung zu nehmen, so konnte man sich durch die größtentheils sehr empfehlenden Darstellungen jener Schriften zu dem Glauben hinreißen lassen, in den nordamerikanischen Besserungsgefängnissen sey das Ziel, welchem so manche Menschenfreunde vergeblich nachgestrebt, endlich glücklich erreicht worden. Denn von fast wunderbarer Einwirkung auf die Sinnesänderung der Gefangenen erschien nach ihnen der Einfluß der Isolierung oder des Schweigens, worin die beiden dortigen Systeme (Philadelphia = und Auburn = System) bekanntlich das Princip der Besserung suchen. Namentlich ward dem Trennungssystem so eifrig nachgerühmt, daß es eine heilsame Zerklüftung

des Gemüths bey dem Verbrecher herbey führe und auf dem Wege der Reue und Buße ihn zur Umkehr bringe. Dieser Wahn wird nun freylich durch die in vorliegender Schrift gebotenen Mittheilungen vollständig zerstört. Der Verf. derselben hat Gelegenheit gehabt, vielfache Beobachtungen in einer großen Anzahl nordamerikanischer Besserungsgefängnisse anzustellen und diese Gelegenheit mit großer Umsicht und Ausdauer zu nutzen gewußt. Sein Urtheil ist wohlwollend, aber unbestochen von der Täuschung des Scheins; er verhehlt uns nicht die schwachen Seiten, wie geneigt er sich auch zeigt, die wirklichen Vorzüge des besprochenen Gefängniswesens vor Augen zu legen. Unter diesen Umständen erhält seine Darstellung allerdings in Beziehung auf Dr Julius Schrift einen polemischen Charakter und ist daher als wesentliche Ergänzung derselben zu betrachten. Einer besondern Beachtung scheint uns werth, was der Verf. über die Erieglichkeit der vermeintlichen Besserungsmerkmale, den in England statuierten Unterschied zwischen einer moralischen und politischen Besserung, die erfahrungsmäßig ungenügenden Erfolge eines strengen Trennungssystems und namentlich über den Grundirrtum desselben: von mechanischen Mitteln bedeutende moralische Wirkungen zu erwarten, in seinem Werke äußert. Er glaubt, das ganze System nur dann billigen zu können, wenn die Strafzeit verhältnismäßig kurz bestimmt, sofort für angemessene Beschäftigung so wie für entsprechenden Unterricht des Gefangenen Sorge getragen, und wenn ferner zur Erhaltung der Gesundheit ihm täglich Bewegung im Freyen gestattet werde.

Diese Ansichten erhalten eine nachdrückliche Bekräftigung durch das — vorherrschend vom ärztlichen Standpuncte gefällte — Urtheil des Dr.

med. Zellkampf, des Verf. Bruder, der seinen Besuchen der Besserungsgefängnisse sich mehrfach angeschlossen und die schätzbaren Ergebnisse seiner Untersuchungen nebst andern interessanten Bemerkungen in einem Anhange der vorliegenden Schrift niedergelegt hat. Hier erfährt man, wie ungenügend und unzuverlässig die Angaben und Berichte der nordamerikanischen Aerzte abgefaßt, mit welcher Behutsamkeit sie daher zu benutzen sind; überhaupt blickt aus diesen Mittheilungen ein noch sehr unmündiger Zustand der medicinischen Kunst und Wissenschaft jener Gegend hervor. Zu dem Beachtungswerthesten gehört in dem weitem Berichte, daß bey Besprechung der Ursachen des Wahnsinns, der so oft in den Besserungsgefängnissen hervorgetreten, die Schuld davon hauptsächlich der verkehrten anfänglichen Behandlung der Gefangenen, ihrem Hinbrüten in dumpfer Unthätigkeit und Einsamkeit, dagegen keineswegs vorherrschend, sondern nur mittelbar dem Laster der Onanie (als einer der Folgen jenes heillosen Zustandes) zugeschrieben wird. Vorzügliche Erwägung verdient wohl vor Allem der Vorschlag (S. 244, übereinstimmend mit S. 163 ff.) die getrennte Gefangenschaft mit der gemeinsamen des s. g. Schweigsystems dergestalt zu combinieren, daß die gesammte Dauer, der Individualität des Sträflings gemäß, auf beide vertheilt werde. Auf den ersten Anblick scheint hierdurch allerdings dem Vorstande der Strafanstalt eine zu große Gewalt eingeräumt; wenn man indessen den Zweck der Strafe erwägt, so muß man zugeben, daß wohl schwerlich auf einem sichrerem Wege Gerechtigkeit und Menschlichkeit zugleich geübt werden können. Dem richterlichen Ausspruch nämlich geschieht Genüge, da an der gesammten Strafzeit nichts gekürzt wird; der billigen Rücksicht auf Menschenwohl dagegen nicht

minder, indem der Sträfling den heilsamen Einfluß gemeinsamer Beschäftigung erfährt, so bald der Zustand seiner Gesundheit die längere Absonderung gefährlich macht. Die angehängten Bemerkungen enthalten, wie man sieht, nichts weniger, als ein einseitig medicinisches Specialvotum, sondern ein auf Beobachtungen des Gesundheitszustandes der Sträflinge gegründetes allgemeines Urtheil über den Gegenstand. Dabey thut es wohl, in ihnen eben so wohl, wie in der Schrift selbst, den Ausdruck eines warmen Mitgefühls wahrzunehmen, das sich namentlich am Schlusse ausspricht, als von der zu modificierenden Uebertragung der Besserungsgefängnisse auf Deutschlands Boden die Rede ist. — Es war sicher kein geringer Vortheil für das Buch, daß während der Verf. seine Aufgabe als Jurist ins Auge faßte, er dem Bruder, der als practischer Arzt die localen Verhältnisse kennen gelernt, die medicinische Seite der Beurtheilung überlassen konnte, wodurch der Gegenstand eine um so schärfere Beleuchtung und Critik erfährt und manigfacher Täuschung vorgebeugt wird, die bey practischer Anwendung verderblich wirken könnte.

Die Schrift ist Sr Majestät, dem Könige von Preußen gewidmet, welchem der Verf., wie wir hören, bey seinem neulichen Besuche Deutschlands persönlich ausführlichere Mittheilungen über den Gegenstand zu machen die Ehre gehabt hat. Möchten die in der Widmung ausgesprochenen Hoffnungen auf baldige, dem Fortschritt der Humanität entsprechende, Verbesserungen des Gefängniswesens nicht nur in Preußen, sondern in sämmtlichen Staaten Deutschlands in Erfüllung gehen!

H.

A.

B r e s l a u,

gedruckt bey Graß, Barth und Compagnie 1841.  
Ueber den Jurakalk von Kurowitz in Mähren, und

über den darin vorkommenden *Aptychus imbricatus*. Von Ernst Friedrich v. Clocker, ordentl. Professor der Mineralogie und Director des Mineraliencabinetts an der Universität in Breslau u. Mit vier Steindrucktafeln. 62 Seiten in Quart.

An der südlichen Seite des Dorfes Kurowitz, welches ungefähr eine Meile südöstlich von Kremser und zwey Meilen südlich von Prerau auf dem linken Ufer der March im Gradischer Kreise liegt, erhebt sich, als Theil einer in nordöstlicher Richtung streichenden Bergkette, eine mäßige, aber ziemlich steile Anhöhe, welcher der Verf. vorliegender Schrift in Ermangelung eines anderen Namens, den des Kurowitzer Kalkberges beygelegt hat. Am Fuße desselben tritt unter der Lehmdecke ein sehr feinkörniger, kalkiger Sandstein hervor, der nicht allein den weiter oben auf dem Berge anstehenden Kalkstein zu umlagern, sondern auch ihm aufgelagert zu seyn scheint. Den dichten Kalkstein, woraus der Gipfel des Berges besteht, hält Herr von Clocker für identisch mit dem oberen Jurakalke Schwabens und Frankens, so wie mit dem von Nickolsburg im südlichen Mähren, und stützt seine Ansicht so wohl auf die petrographische Ähnlichkeit, als auch und zwar besonders auf die in dem Kalkstein sich findenden *Aptychusschalen*. Das Vorkommen des Jurakalkes in jener Gegend war bis zum October 1840, wo Herr von Clocker den Kurowitzer Kalkberg zuerst besuchte, nicht bekannt, indem man bis dahin nur wußte, daß jenes Gebilde sich bey Nickolsburg im südlichen Theile des Brünner Kreises und bey Stramberg im östlichen Theile des Prerauer Kreises in kleinen Gebirgsmassen aus der Tertiärformation erhebt. Außer dem ausgezeichneten dichten Kalkstein kommen am Kurowitzer Kalkberge auch Einlagerungen von hellgrauem Mergel und von einem mergeligen Conglomerate vor. Der Verf. theilt

genaue Beschreibungen von den verschiedenen Modificationen des Kalksteins und durch Abbildungen erläuterte Beobachtungen über die darin sich findenden ausgezeichneten Mangandendriten, und gewisse flach-nierenförmige, sphäroidische oder spitzkegelförmige Concretionen mit. Das Kalkconglomerat besteht aus kleinen eckigen Stücken von dichtem Kalk und Schalenresten von *Aptychus imbricatus*, die entweder durch ein mergeliges Gement, oder für sich allein innig verbunden sind. Häufig zeigen sich auch kleine graulich oder schwärzlich grüne Partikeln, ähnlich den Glaukonitkörnern des Grünsandes, eingemengt. Die *Aptychus*-schalen finden sich besonders an der oberen Seite der Conglomeratschichten angehäuft, wo sie mit ihrer converen Seite nach oben gekehrt zu liegen pflegen.

In einem besonderen Abschnitt wird von dem *Aptychus imbricatus* im Kurowitzer Kalk gehandelt. Der Verf. theilt lehrreiche, von Abbildungen begleitete Beobachtungen über dies räthselhafte Petrefact mit, und pflichtet der von Hermann v. Meyer zuerst ausgesprochenen Meinung bey, daß die *Aptychus*-schalen für die inneren Schalen eines nackten Weichthieres zu halten seyen, welches auch wohl die wahrscheinlichste Annahme seyn dürfte. Gleichzeitig mit der vorliegenden Arbeit ist bekanntlich die schätzbare Abhandlung von Coquand über die *Aptychus*-schalen im Bulletin de la Société géologique de France, Tome XII. p. 376—391 erschienen, wo jener Ansicht auch beygestimmt, zugleich die Kenntnis der Arten erweitert und gezeigt wird, daß das Vorkommen nicht auf die Surasformation beschränkt ist, sondern daß gewisse Arten von *Aptychus* in den Schichten sich finden, welche man mit dem Namen Terrain néocomien belegt hat.

Ein Anhang zu obiger Schrift liefert schätzbare Bemerkungen über die kalkführende Sandsteinforma-



tion auf beiden Seiten der mittleren March, in der Gegend zwischen Kwassitz und Kremfier, zur Vergleichung mit dem Sandstein von Kurowitz. In einem an einer Anhöhe bey Kwassitz sich findenden, feinkörnigen Sandstein mit eingesprengten dunkelgrünen und schwarzen Körnern, neben welchen auch fast mikroskopischkleine krystallinische Kalkspaththeilchen erkennbar sind, kommen viele Abdrücke von Stengeln, Zweigen und Blättern von Pflanzen vor, die nach den Untersuchungen des Verf. zum großen Theil saftige Sumpfpflanzen, zum Theil aber auch Landpflanzen gewesen zu seyn scheinen, aber mit keinen jetzt lebenden Pflanzenarten übereinstimmen. Besonders auffallend ist bey ihnen ihre lebhaft grüne Farbe, welche man sonst bey Phytolithen nicht zu sehen gewohnt ist. Herr von Glocker hat von diesen fossilen Pflanzen zwey Gattungen näher bestimmt und von jeder eine Species abgebildet. Die eine ist von ihm zum Andenken an einen um die geognostische Kenntniß Mährens verdienten Mann, den verstorbenen Generalmajor Keck von Keck, mit dem Namen *Keckia annulata* bezeichnet, die andere *Gyrophyllites Kwassizensis* benannt worden. Der Kurowitzer Sandstein stimmt in seinen petrographischen Beschaffenheiten mit den Sandsteinen der Gegend zwischen Kwassitz und Kremfier überein; und der Verf. hält dafür, daß diese Gesteine dem Kreide- oder Grün-sandsteingebilde angehören. Diese Annahme stellt sich allerdings als die wahrscheinlichste dar; doch würde es für eine völlig sichere Bestimmung der Formation jenes Sandsteins und seines Verhaltens zum Kurowitzer Kalkstein erwünscht seyn, wenn es gelänge, die Lagerung beider Gebilde genauer auszumitteln, als solches nach den Mittheilungen des Herrn v. Glocker bis jetzt möglich gewesen zu seyn scheint.

---

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

## 40. Stück.

Den 9. März 1844.

---

### G ö t t i n g e n .

Verzeichnis der Vorlesungen, die von den hiesigen öffentlichen Professoren und von den Privat-Lehrern auf das künftige halbe Jahr angekündigt sind, nebst vorausgeschickter Anzeige öffentlicher gelehrter Anstalten zu Göttingen. — Die Vorlesungen werden insgesammt in der mit dem 22. April beginnenden Woche ihren Anfang nehmen, und in der mit dem 9. September beginnenden Woche geschlossen werden.

### Öffentliche gelehrte Anstalten.

Die Versammlungen der Königl. Societät der Wissenschaften werden, in dem Universitäts-Gebäude, Sonnabends um 3 Uhr gehalten.

Die Universitäts-Bibliothek wird alle Tage geöffnet: Montags, Dinstags, Donnerst. und Freyt. von 1 bis 2 Uhr, Mittwochs und Sonnabends von 2 bis 4 Uhr. Zur Ansicht auf der Bibliothek selbst erhält man jedes Werk, das man nach den Gesetzen verlangt; über Bücher, die man aus derselben geliehen zu bekommen wünscht, gibt man einen Schein, der von einem hiesigen Professor unterschrieben ist.

Die Sternwarte, der botanische und der öconomische Garten, das Museum, die Gemäldesammlung, die Sammlung von Maschinen und

Mobellen, der physicalische Apparat, und das chemische Laboratorium, können gleichfalls von Liebhabern, welche sich gehörigen Ortes melden, besucht werden.

## Vorlesungen.

### Theologische Wissenschaften.

Theologische Encyclopädie und Methodologie trägt Hr Lic. Hänell 3 St. wöch. um 11 Uhr vor.

Eine crit. und hermeneut. Einleitung in die Bücher des Alten Testaments gibt Hr Prof. Bertheau, um 2 Uhr.

Exegetische Vorlesungen über das Alte Testament. Hr Prof. Redepenning erklärt die Psalmen, 5 St. wöch. um 10 Uhr; Hr Prof. Bertheau, die Genesis und ausgewählte Abschnitte aus den übrigen Büchern des Pentateuch, um 10 Uhr; Hr Prof. Wüstenfeld, den Jesaias, um 8 Uhr; Hr Prof. Wieseler, den Jesaias, 5 St. wöch. um 10 Uhr; Hr Lic. Holzhausen, die Psalmen, mit besonderer Rücksichtnahme auf die hebr. Grammatik, um 10 Uhr.

Eine Einleitung in die canon. Bücher des Neuen Testaments gibt Hr Prof. Reiche, 5 St. wöch. um 11 Uhr.

Exegetische Vorlesungen über das Neue Testament. Hr Consist.-R. Abt Lücke erklärt, nach einer Einleitung in sämtliche Briefe des Apostels Paulus, dessen Briefe an die Thessalonicher und an die Römer und gibt sodann eine kurze Erläuterung des Briefes des Jakobus, 6 St. wöch. um 9 Uhr; Hr Prof. Reiche, die drey ersten Evangelien, zugleich mit einer sorgfältigen Beurtheilung der neueren Untersuchungen über die histor. und dogmat. Glaubwürdigkeit der Evangelien, 6 St. wöch. um 9 Uhr, den Brief an die Hebräer, Mont. und Donnerst. um 3 Uhr, öffentlich; Hr Prof. Köllner, das Evangelium und die Briefe des Johannes, um 9 Uhr; Hr Lic. Matthäi, die Briefe des Ap. Paulus an die Römer und Galater, 6 St. wöch. um 9 Uhr.

Die Geschichte der christl. Apologetik trägt Hr Lic. Hänell Mittw. um 4 Uhr unentgeltlich vor;

Die biblische Theologie des A. und N. Test., Hr Prof. Redepenning, 5 St. wöch. um 2 Uhr; biblische Theologie, Hr Prof. Wieseler, 5 St. wöch. um 2 Uhr.

Ueber das Leben Jesu hält Hr Lic. Matthäi eine Vorlesung, Mont. Dinst. Donnerst. um 3 Uhr.

Die Lehre Christi vom Staate und von der

Kirche trägt Hr Lic. Matthäi Freit. um 1 Uhr unentgeltlich vor;

Die Dogmengeschichte, Hr Prof. Duncker, 5 St. wöch. um 4 Uhr.

Eine Einleitung in die dogmatische Theologie, wobey die christl. Apologetik ausführlicher behandelt werden wird, gibt Hr Consist. = R. Abt Lücke nach s. 'Grundriß der evang. Dogmatik, für Vorlesungen, statt handschriftlicher Mittheilung. Götting. 1844', 4 St. wöch. Mont. Dinst. Donnerst. Freyt. um 4 Uhr, öffentlich.

Die dogmatische Theologie trägt Hr Consist. = R. Gieseler, 5 St. wöch. um 5 Uhr vor;

Das dogmat. System der Lutherischen Kirche, mit einer histor. Einleitung in die Lutherischen Symbole, Hr Prof. Köllner, Mont. Dinst. Donnerst. um 5 Uhr, öffentlich;

Die christliche Moral, Hr Consist. = R. Abt Lücke, 5 St. wöch. um 11 Uhr;

Kirchliche Archäologie, Hr Repet. Wolbe, Mont. Donnerst. Freyt. um 3 Uhr.

Vorlesungen über Kirchengeschichte. Hr Consist. = R. Gieseler trägt den zweyten Theil seiner Kirchengeschichte 6 St. wöch. um 8 Uhr vor, die Kirchengeschichte der neuesten Zeit, Sonnab. um 11 Uhr, öffentlich; Hr Prof. Duncker, die erste Hälfte der Kirchengeschichte, 6 St. wöch. um 8 Uhr, die Kirchengeschichte der neueren Zeit, 4 St. wöch. um 3 Uhr, öffentlich; Hr Lic. Holzhausen, die allgemeine Kirchengeschichte, 8 St. wöch. um 8 u. 11 Uhr.

Homiletik und Seelsorge trägt Hr Prof. Redepenning 4 St. wöch. um 3 Uhr vor; Homiletik, Hr Prof. Köllner, Mont. Dinst. Donnerst. Freyt. um 2 Uhr.

Die Uebungen der Mitglieder des königl. homiletischen Seminars werden unter der Aufsicht des Hrn Prof. Redepenning Mittw. um 8 und um 3 Uhr ihren gewöhnlichen Fortgang haben.

Die Theorie der religiösen Katechetik trägt Hr Generalsuperint. Dr. phil. Rettig, nach s. 'Grundrisse zu academischen Vorlesungen über religiöse Katechetik, Gött. bey Vandenhoeck u. Ruprecht 1843,' 4 St. wöch. um 1 Uhr vor. — Die practischen Uebungen seiner Zuhörer wird derselbe Mittw. u. Sonnab. um 1 Uhr leiten.

Zu Privatissima über die theol. Wissensch. erbiethet sich Hr Lic. Holzhausen; zu Examinatorien, Hr Rep. Dr. Lünemann.

Die exegetischen und systematischen Uebungen der theologischen Gesellschaft unter der Aufsicht des

In Consist.-R. Abt Lücke, u. die von In Consist.-R. Bieseler errichtete theologische Gesellschaft werden auf die bisherige Weise fortgesetzt werden. — Hr Prof. Redepenning wird die Uebungen seiner exegetischen Gesellschaft wie bisher, Hr Prof. Bertheau die s. exegetischen Gesellschaft Freytag Abends, leiten. — Die Studien s. theol. Gesellschaft leitet Hr Prof. Köllner wie bisher; die Uebungen s. theol. Gesellschaft Hr Prof. Duncker. — Die exeget. Gesellschaft des Hrn Prof. Bieseler wird wie bisher fortgesetzt werden. — Auch die theol. Gesellschaft des Hrn Lic. Hänell wird ihren Fortgang haben.

In dem Repetenten-Collegium wird Hr Repet. Wolde den Brief des Ap. Paulus an die Galater durch die Zuhörer erklären lassen, Dinst. Ab. von 8 bis 10 Uhr; Hr Repet. Dr Lünemann erklärt den Brief des Ap. Paulus an die Epheser, Dinst. u. Freyt. um 3 Uhr.

### Rechtswissenschaft.

Die Encyclopädie des gesammten Rechtes trägt Hr Geh. Just. R. Hugo, nach der 8. Ausgabe seines Lehrb., um 8 Uhr vor; Hr Assessor Dr Unger, 4 St. wöch. um 3 Uhr;

Das Völkerrecht, Hr Dr Wippermann, um 8 Uhr;

Das deutsche Staatsrecht, Hr Prof. Zachariä nach s. Lehrbuche 'Deutsches Staats- und Bundesrecht. Gött. 1841', um 8 Uhr; Hr Assessor Dr Unger, um 11 Uhr;

Das Forst- und Jagd-Recht, Hr Dr Rothamel;

Die Strafrechtstheorien, Hr Dr Mejer, Sonnabends um 11 Uhr, unentgeltlich;

Das allgem. deutsche Criminalrecht, mit einer Vergleichung der neuern Strafgesetze, vorzüglich des neuen hannover. Strafgesetzbuches, Hr Prof. Zachariä, um 10 Uhr; das Criminalrecht, nach Feuerbachs Lehrbuche, Hr Dr Wippermann, um 3 Uhr; das Criminalrecht, das gemeine so wohl als das im R. Hannover geltende, Hr Dr Mejer, 5 St. wöch. um 10 Uhr;

Die Geschichte des Römischen Rechtes, Hr Geh. J.R. Hugo, nach der 11. Ausg. seines Lehrb. um 10 Uhr; Hr Dr Leist, um 10 Uhr.

Hr Dr Leist hält Mont. Dinst. Donnerst. um 4 Uhr ein exeget. Collegium, in welchem er zur Erläuterung der Theorie des heutigen römischen Rechtes die schwierigern Stellen aus den Quellen erläutern wird.

Die Institutionen des Römischen Rechtes trägt Hr Hofr. Francke, um 11 Uhr vor;

Die Pandecten, Hr Hofr. Ribbentrop, um 9 und 11 Uhr; einige Abschnitte des allgemeinen Theiles der Pandecten, derselbe, Freyt. um 5 Uhr, öffentlich; Hr Dr Rothamel, privatissime; Hr Dr Bensfey, nach Mühlensbruchs Lehrbuche, privatissime; Hr Dr Wippermann, nach Mühlensbruchs Lehrbuche, um 10 und 11 Uhr;

Das Erbrecht, Hr Hofr. Francke, um 3 Uhr.

Ein Civil-Practicum hält Hr Prof. Duncker, Mont. Dinst. u. Donnerst. um 5 Uhr; Hr Dr Wolff nach Anleitung seines Werkes 'Rechtssfälle etc. Gött. 1842', Mont. Dinst. und Donnerst. um 5 Uhr.

Zu einem Privatissimum über das Römische Recht er bietet sich Hr Dr Mejer.

Das Kirchenrecht der Protestanten so wohl als der Katholiken trägt Hr Prof. Kraut 5 St. wöch. um 10 Uhr vor; Hr Dr Rothamel, um 2 Uhr; Hr Dr Mejer, um 2 Uhr;

Das deutsche Privat-Recht nebst dem Lehen- u. Handels-Rechte, Hr Prof. Kraut, nach der zweyten Ausgabe seines 'Grundrisses zu Vorlesungen über das deutsche Privat-Recht nebst beygefügtten Quellen, Gött. 1839', 12 St. wöch. um 7 und 9 Uhr, in Verbindung mit theoretisch-practischen Uebungen in einer seinen Zuhörern passenden Stunde; das deutsche Privatrecht, Hr Dr Wolff nach s. Lehrbuche, 6 St. wöch. um 11 Uhr.

Das Lehen- und Handels-Recht handelt Hr Dr Wolff, 5 St. wöch. um 4 Uhr ab;

Das Hannoverische Privat-Recht, Hr Dr Grefe, nach seinem 'Leitfaden zum Studium des Hannoverischen Privat-R.' 4 St. wöch. um 5 Uhr.

Die Vorlesung, welche von Hn Prof. Duncker für die hier studierenden Nassauer über die Verfassung und Verwaltung des Herzogthums Nassau gehalten wird, s. unten bey den historischen Wissenschaften.

Die Theorie des deutschen Criminal-Processus trägt Hr Prof. Zachariä nach s. 'Grundlinien des gem. deutschen Strafprocesses. Gött. 1837', um 11 Uhr, in Verbindung mit pract. Uebungen, vor;

Die Theorie des Civil-Processus sammt dem summar. Prozesse und dem Concurss-Processus, Hr Prof. Duncker, um 8 Uhr; die Theorie des Civil-Processus sowohl des ordentl. als des summarischen, Hr Dr Grefe, 6 St. wöch. um 4 Uhr;

die Theorie des bürgerl. Processus, Hr Assessor Dr Unger, um 8 Uhr.

Die Lehre von den Klagen und Einreden erläutert Hr Dr Benshey, 4 St. wöch. um 7 Uhr Morg.

Ein practisches Collegium über den Process hält Hr Geh. J. R. Bergmann 5 St. wöch. um 9 Uhr; ein Relatorium, 3 St. wöch. um 10 Uhr, mit Hinweisung auf seine 'Beyträge zur Einleit. in die Praxis der Civilproceffe', und seine 'Anleit. zum Referieren.'

Die Extrajudicial-Jurisprudenz d. h. die so genannte willkürliche Gerichtsbarkeit, das Notariats-Wesen, die Cautelar-Jurisprudenz, handelt Hr Stadt-Synd. Dr Desterley 4 St. wöch. um 9 Uhr ab; Notariatskunst, derselbe, 2 St. wöch. um 3 Uhr, unentgeltlich.

Zu Privatissimis, General- so wohl als Special-Examinatorien über die verschiedenen Rechtstheile, in deutscher oder lateinischer Sprache, erbiethet sich Hr Dr Rothamel; zu Examinatorien und Repetitorien über das römische Recht, das deutsche Privat-Recht und den Civil-Process Hr Ob Zimmermann.

## Heilkunde.

Die Vorlesungen über Botanik und Chemie s. bey der Naturlehre.

Eine Einleitung in das Studium der Medicin trägt Hr Hofr. Conradi, nach der 3. Ausg. seines 'Grundrisses der medic. Encyclopädie und Methodologie', Mittw. um 3 Uhr öffentlich vor; Hr Hofr. Marx, Mittw. um 8 Uhr, öffentlich;

Histologie und Anthropochemie, erläutert durch mikroskopische Demonstrationen und chemische Experimente, Hr Prof. Vogel, Mont. Dinst. Donnerst. Freyt. um 3 Uhr;

Die Osteologie und Syndesmologie, Hr Ober-Med. R. Langenbeck, nach seinem Lehrbuche, Mont. Dinst. Mittw. um 11 Uhr;

Die Neurologie, Hr Ob. M. R. Langenbeck nach seiner 'Nervenlehre', Donnerst. und Freyt. um 6 Uhr Ab. und Sonnab. um 6 Uhr Morgens;

Vergleichende Anatomie, Hr. Prof. Bergmann, 4 St. wöch. um 8 Uhr;

Die pathologische Anatomie, Hr Prof. Vogel,

5 St. wöch. um 7 Uhr Morgens; Hr Dr Krämer, 5 St. wöch. um 7 Uhr Morgens;

Die Physiologie, durch anatomische Demonstrationen und Experimente erläutert, Hr Prof. Berthold, nach seinem 'Lehrbuche der Physiologie des Menschen u. der Thiere' (2. Ausg. 1837), um 10 Uhr;

Physiologie des menschlichen Körpers, erläutert durch Versuche und mikroskopische Beobachtungen, Hr Prof. Herbst, 5 St. wöch. um 6 Uhr Morgens;

Geschichte und Berrichtungen des Lymphgefäßsystems, nach s. nächstens erscheinenden Werke: 'das Lymphgefäßsystem u. seine Berrichtung', Hr Prof. Herbst, Mont. und Donnerst. um 5 Uhr, öffentlich.

In dem physiologischen Institute lehrt Hr Prof. Wagner, 2 St. wöch. von 4—6 Uhr, practische Zootomie oder practische zootomische Uebungen und bedient sich dabey der '2. Ausgabe seines Lehrbuches der Zootomie, Leipz. 1843.' — Hr Prof. Vogel wird die mikroskopischen und zochemischen Uebungen Mont. und Donnerst. von 4—6 Uhr leiten.

Allgemeine Pathologie handelt, nach der sechsten Ausg. seines Handbuches, und allgemeine Therapie, nach seinem Lehrbuche, Hr Hofr. Conradi um 3 Uhr ab; Hr Hofr. Marx, 4 St. wöch. um 4 Uhr; Hr Dr Kraus, nach seinem Handbuche 'Allgem. Nosologie und Therapie wissenschaftlich dargestellt';

Diagnostik und Semiologie, Hr Prof. Fuchs, 5 St. wöch. um 2 Uhr.

Ueber Auscultation und Percussion hält Hr Dr Krämer einen Vortrag, Mont. Dinst. und Mittw. Ab. um 6 Uhr, und verbindet damit practische Uebungen.

Ueber die Wirkungen und die Anwendung der Heilmittel und über Receptierkunde hält Hr Hofr. Marx 5 St. wöch. eine Vorlesung um 3 Uhr.

Materia medica, die Kunst Recepte zu schreiben und die Arzneyen zu dispensieren, lehrt Hr Prof. Müete um 4 Uhr;

Pharmakologie oder Materia medica, Hr Dr Kraus, nach s. 'Uebersicht der gesammten Heilmittellehre' um 4 Uhr;

Medicinische Naturgeschichte, Hr Prof. Grisebach, Mont. Dinst. Donnerst. Freyt. um 11 Uhr;

Pharmacognosie, Hr Dr Wiggers, nach s. Grundriß (Göttingen 1840), 4 St. wöch. um 1 Uhr oder in einer andern den Zuhörern bequemen Stunde.



Die Pharmacie lehrt Hr Prof. Wöhler 4 St. wöch. um 6 Uhr Morgens.

Zu Repetitorien und Examinatorien über Pharmacie etc. ist Hr Dr Stromeyer, so wie auch Hr Dr Wiggers erbötig.

Den ersten Theil der speciellen Pathologie und Therapie, die Fieber, Entzündungen und Hautaus schläge enthaltend, handelt Hr Hofr. Conradi, nach der 4. Ausg. seines Lehrbuches, um 5 Uhr ab;

Den zweyten Theil der speciellen Pathologie u. Therapie, Hr Prof. Fuchs, 6 St. wöch. um 5 Uhr.

Den theoretischen Theil der Augenkrankheiten trägt Hr Prof. Rüete um 7 Uhr Morgens vor.

Die Augenkrankheiten handelt Hr Dr Langenbeck um 9 Uhr ab.

Den practischen Theil der Krankheiten der Augen und des Gehörs, mit Demonstrationen an Kranken und Abbildungen, lehrt Hr Prof. Rüete, um 9 Uhr.

Anleitung zur augenärztlichen Praxis gibt Hr Dr Langenbeck um 4 Uhr.

Zu Examinatorien und Repetitorien über verschiedene Zweige der practischen Medicin ist Hr Dr Krämer erbötig.

Die erste Hälfte der Chirurgie lehrt Hr Ob. Med. R. Langenbeck von 1 bis 3 Uhr.

Zu chirurgischen und augenärztlichen Operationen gibt Hr Dr Langenbeck um 1 Uhr Anleitung, privatissime.

Die Lehre von dem chirurgischen Verbande trägt Hr Dr Pauli Abends um 7 Uhr, verbunden mit einer Anleitung zu practischen Uebungen, vor.

Practische Uebungen in den Operationen bey Augen- und Gehörkrankheiten leitet Hr Prof. Rüete, privatissime.

Eine Anleitung zu der Behandlung der Zahnkrankheiten und zu den dabey erforderlichen Operationen, so wie auch zu der Verfertigung und Einsetzung künstlicher Zähne und Gebisse, vorzüglich mit Anwendung der Email-Zähne, gibt Hr Dr Pauli privatissime.

Die Lehre der Geburtshilfe trägt Hr Hofr. von Siebold 5 St. wöch. um 9 Uhr vor, und gestattet seinen Zuhörern zugleich den Besuch der clinischen Stunden so wie die Beobachtung der im Entbindungshause vorkommenden Geburten; zu den geburts-hilflichen Operationen am Fantome, in Verbindung mit Ex-

plorations- und Auscultationsübungen an Schwangeren und Beobachtung der vorkommenden Geburten gibt er um 3 Uhr und in anderen passenden Stunden Anleitung; die practischen Uebungen setzt er in den clinischen Stunden wie bisher fort. — Hr Prof. Oslander lehrt die Entbindungskunst, 5 St. wöch. um 9 Uhr. — Hr Prof. Tresurt trägt die Geburtslehre 6 St. wöch. um 9 Uhr vor; um 2 Uhr gibt er Anleitung zu den geburtshilflichen Operationen. Auch ist er bereit privatissime Anleitung zu der practischen Geburtshilfe zu geben.

Die gerichtliche Medicin lehrt Hr Hofr. von Siebold 4 Stunden wöchentlich um 4 Uhr; Hr Prof. Bergmann, für Studierende der Rechte, Dinst. Donnerst. u. Freyt. um 3 Uhr.

Für die chirurgischen und augenärztlichen Uebungen im chirurgischen Krankenhause bestimmt Hr Ober-Med.R. Langenbeck die Stunde von 8 bis 9 Uhr.

Anleitung zur medicinischen Praxis in dem academischen Hospitale und der damit verbundenen ambulatorischen Klinik gibt Hr Hofr. Conradi täglich um 10 Uhr.

Für die clinischen Uebungen unter der Aufsicht des Hn Prof. Fuchs ist die Stunde von 11 bis 12 Uhr angefahrt.

Die Krankheiten der landwirthschaftlichen Hausthiere handelt Hr Director Dr Lappe 6 St. wöch. um 11 Uhr ab; die veterinarische Arzneymittel-Lehre, 4 St. wöch. um 2 Uhr; die veterinarische Polizey, 4 St. wöch. um 3 Uhr. Die practischen Uebungen in dem der Aufsicht des Hn Director Dr Lappe untergebenen Königl. Thier-Hospitale werden täglich um 10 Uhr fortgesetzt.

Ueber das Aeußere des Pferdes hält der Universitäts-Stallmeister, Hr Rittmeister Auwers, eine Vorlesung; die Reitkunst lehrt derselbe, 6 St. wöch. — Die Uebungen auf der Königl. Reithahn werden wie bisher unter seiner Aufsicht fortgesetzt werden.

### Philosophische Wissenschaften.

Die Geschichte der alten Philosophie trägt Hr Prof. Kriske 6 St. wöch. um 8 Uhr vor;

Die Logik, Hr Hofr. Ritter nach seinem Handbuche, 5 St. wöch. um 7 Uhr Morgens;

Psychologie, Hr Hofr. Ritter, 5 St. wöch. um 5 Uhr;  
 Pädagogik, mit Zugrundelegung von 'Herbarts Umriss pädagog. Vorlesungen. 2. Ausg. Gött. 1841,' Hr Assessor Dr Lott, Dinst. Mittw. Donnerst. um 5 Uhr unentgeltlich;

In dem pädagogischen Seminarium wird Hr Prof. Hermann die Grundsätze des Schulunterrichtes vortragen und die Uebungen der Mitglieder des Seminars leiten, Donnerst. Freyt. Sonnab. um 11 Uhr.

### Staatswissenschaften und Gewerbswissenschaft.

Politik und europäisches Staatsrecht, mit einer kurzen Darstellung der Polizey u. des Völkerrechts, trägt, für Zuhörer aus allen Facultäten, Hr Prof. Roscher um 2 Uhr vor;

National = Deconomie und Finanzwissenschaft, Hr Prof. Roscher nach seinem bey Dieterich 1843 erschienenen 'Grundrisse zu Vorlesungen über die Staatswirthschaft. Nach historischer Methode,' um 4 Uhr. Die Uebungen der national = öconomischen Gesellschaft wird derselbe in einer passenden Stunde leiten. — Hr Dr Tögel wird nach seiner Rückkehr von der Reise seine Vorlesungen anzeigen.

Die forstwissenschaftlichen Vorlesungen des Hn Hofr. Meyer werden in dem Winter = Semester fortgesetzt werden.

Die Technologie trägt Hr Hofr. Hausmann, Mont. Dinst. Donnerst. und Freyt. um 10 Uhr vor; Hr Dr Köhler, Mont. Dinst. Donnerst. Freyt. um 2 Uhr.

### Mathematische Wissenschaften.

Die reine Mathematik trägt Hr Prof. Ulrich, nach seinem Handbuche, um 3 Uhr vor; Hr Dr Focke; Hr Dr Köhler nach Lorenz, 5 St. wöchentl. um 3 Uhr; Hr Dr Stern, um 5 Uhr;

Die Differential = und Integral = Rechnung, Hr Dr Stern, um 7 Uhr;

Die Wahrscheinlichkeits = Rechnung, Hr Dr Goldschmidt, 4 St. wöch. um 11 Uhr;

Die ebene und sphärische Trigonometrie und die Stereometrie, Hr Dr Stern, 4 St. wöch. um 3 Uhr;

Die practische Geometrie, Hr Prof. Ulrich nach f. Handbuche, Mont. Mittw. u. Freyt. von 5 bis 7 Uhr.

Die in der höheren Geodäsie anzuwendenden Werkzeuge, Messungen und Berechnungen wird Hr Hofr. Gauss um 10 Uhr erläutern.

Die theoretische Astronomie lehrt Hr Dr Goldschmidt, 5 St. wöch. um 8 Uhr;

Populäre Astronomie, Hr Dr Goldschmidt, Mont. und Donnerst.;

Die practische Astronomie, Hr Hofr. Gauß, privatissime;

Angewandte Mathematik oder die Elemente der Statik und Mechanik und deren Anwendung bey Maschinen, Hr Prof. Ulrich, um 2 Uhr;

Die Lehre von den Dampfmaschinen, mit Zugrundelegung der de Pambourschen Theorie, Hr Prof. Listing, privatissime.

Die Theorie der bürgerlichen Baukunst, Hr Dr Focke an beliebigen Tagen und Stunden; Hr Dr Köhler, mit Uebungen im Zeichnen, Mont. Dinst. Donnerst. und Freyt. um 11 Uhr.

Zum Privat-Unterricht in einzelnen Theilen der mathematischen Wissenschaften ist Hr Dr Köhler erbötig.

## N a t u r l e h r e.

Allgemeine Naturgeschichte u. specielle Zoologie trägt Hr Prof. Berthold mit Demonstrationen im academischen Museum um 5 Uhr vor; Naturgeschichte oder physische Anthropologie und allgemeine Zoologie, für Zuhörer aus allen Facultäten, Hr Prof. Wagner, 5 St. wöch. um 10 Uhr.

Hr Prof. Berthold wird mit Vergnügen den Wünschen derjenigen entsprechen, die Dinstags von 3 bis 5 Uhr, in welchen Stunden das academische Museum geöffnet ist, ihn um eine genauere Erklärung der zoologischen Merkwürdigkeiten ersuchen werden.

Die specielle Botanik lehrt Hr Prof. Bartling 5 St. wöch. um 7 Uhr; die medicinische Botanik, Mont. Dinst. Donnerst. Freytag um 8 Uhr; öconomische Botanik an denselben Tagen um 11 Uhr; botanische Excursionen werden auf die gewöhnliche Art Statt haben; Demonstrationen in dem acad. Garten, in einer passenden Stunde. — Hr Prof. Grisebach lehrt so wohl generelle als specielle Botanik um 7 Uhr, und erläutert seine Vorträge auf botanischen Excursionen und durch Demonstrationen an Pflanzen des botanischen Gartens. Zu Privatissima erbiethet sich derselbe.

Mineralogische Demonstrationen in dem aca-

demischen Museum stellt Hr Hofr. Hausmann, auf die bisherige Weise, öffentlich an.

Die Geognosie lehrt Hr Hofr. Hausmann um 8 Uhr, und stellt zu diesem Zwecke Excursionen an.

Die physiologischen Grundsätze der Agricultur, nach Liebig, wird Hr Prof. Grisebach, Mittw. um 11 Uhr öffentlich vortragen;

Meteorologie, Hr Prof. Listing, Mittw. u. Donnerst. um 11 Uhr, öffentlich;

Die Experimental-Physik, Hr Prof. Listing, 5 St. wöch. um 4 Uhr; Hr Prof. Himly, 5 St. wöch. um 3 Uhr; auch ist derselbe zu Repetitorien und Examinatorien in diesem Fache erbötig.

Practisch-physicalische Uebungen stellt Hr Prof. Listing im academischen Laboratorium Freyt. von 10 bis 12 Uhr an.

Die theoretische Chemie, verbunden mit den erläuternden Experimenten, handelt Hr Prof. Wöhler 6 St. wöch. um 9 Uhr ab. Die practischen chemischen Uebungen in dem academischen Laboratorium werden auf die bisherige Weise fortgesetzt werden.

Practische chemische Uebungen wird Hr Prof. Himly in passenden Stunden in seinem Laboratorium wie bisher anstellen.

Zu Repetitorien und Examinatorien über einzelne Theile der Chemie ist Hr Prof. Himly, über theoretische Chemie, Stöchiometrie u. Hr Dr Stromeyer, Hr Dr Wiggers erbötig.

## Historische Wissenschaften.

Griechische und römische Paläographie und Diplomatie trägt Hr Prof. Schaumann Mittw. und Sonnab. um 1 Uhr vor und verbindet damit pract. Uebungen im Lesen alter Handschriften und Diplome.

Allgemeine vergleichende Geographie trägt Hr Assessor Dr Wappäus 4 St. wöch. um 11 Uhr vor;

Geographie der alten Welt, Hr Dr Eckermann, 5 St. wöch. um 10 Uhr;

Allgemeine Geschichte der alten Welt, Hr Prof. Hoek, 5 St. wöch. um 9 Uhr;

Eine kurze Uebersicht der Geschichte und der Alterthümer Indiens, Hr Dr Bensfey, Mittw. um 1 Uhr, unentgeltlich.

Die Geschichte Europas seit dem achtzehnten Jahrhundert bis zum Jahre 1815 handelt Hr Prof. Havemann 5 St. wöch. um 3 Uhr ab;

Die Geschichte der neuesten Zeit vom Anfange der französischen Revolution an bis zum Jahre 1840, Hr Prof. Schaumann, 4 St. wöch. um 4 Uhr;

Die Geschichte des Templerordens, Hr Prof. Havemann, Mont. u. Donnerst. um 11 Uhr, öffentlich;

Die Geschichte der Guelfen unter den Kaisern Friedrich I. und Heinrich VI., Hr Dr Thospann, 4 St. wöch.;

Die Geschichte der Kirchenreformation und des dreißigjährigen Krieges, Hr Prof. Roscher, Mont. u. Donnerst. um 1 Uhr, öffentlich.

Ueber die Verfassung und Verwaltung des Herzogthums Nassau wird Hr Prof. Dunder für die hier studierenden Nassauer um 3 Uhr eine Vorlesung halten.

Die Uebungen der histor. Gesellschaft wird Hr Prof. Schaumann auf die bisherige Weise leiten.

Die Kirchengeschichte s. bey den Theologischen Wissenschaften.

### Literär-Geschichte.

Die Geschichte der römischen Literatur trägt Hr Prof. von Leutsch 5 St. wöch. um 3 Uhr vor;

Die Geschichte der deutschen Literatur von Klopstock bis auf unsere Zeit, Hr Prof. Bohß, um 5 Uhr;

Die Geschichte der französischen Literatur, Hr Prof. César, als Einleitung zu seiner Erklärung der Phädra von Racine;

Die Geschichte der französischen dram. Dichtkunst, Hr Prof. César in franzöf. Sprache, 4 St. wöch. um 4 Uhr.

Mit einer Uebersicht der Geschichte der englischen Literatur in den letzten funfzig Jahren wird Hr Lector Dr Melford seine Erklärung von Byrons Mazeppa, eröffnen.

Die Vorlesungen über die Geschichte einzelner Wissenschaften und Künste sind bey jedem einzelnen Fache erwähnt.

### Schöne Künste.

Aesthetik trägt Hr Prof. Bohß Mont. Dinst. Donnerst. Freyt. um 3 Uhr vor.

Die Vorlesungen über die Baukunst s. bey den Mathematischen Wissenschaften.

Ueber das Leben Raphaels von Urbino und die eigenthümlichen Vorzüge seiner Gemälde wird Hr Prof. Desserley Mont. u. Donnerst. um 5 Uhr eine Vorlesung halten und dabey zur Erläuterung die Königl. Gemälde- und Kupferstichsammlung benutzen. Für die Leitung academischer Uebungen bestimmt er die Stunden von 7 bis 9 Uhr Morg. Dinst. und Sonnab. Auch wird er Privat-Unterricht im Zeichnen und Mahlen ertheilen. — Anleitung zum Landschaftszeichnen gibt Hr Eberlein.

Für die Sing-Academie bestimmt Hr Musik-Director Dr Heinroth den Abend jedes Donnerstags von 6 Uhr an; in Stunden, die er später näher anzeigen wird, übt er Gesänge des Predigers am Altare ein. Auch erbietet er sich zum Privat-Unterricht im Gesange und Clavierspiele.

### Alterthumskunde.

Archäologie oder Geschichte der Kunst bey den Griechen und Römern trägt Hr Prof. Hermann 5 St. wöch. um 4 Uhr vor;

Geschichte und Archäologie der Kunst bey den Babyloniern, Persern, Phönicern, Juden und Aegyptern, Hr Prof. Wieseler, Dinst. u. Freyt. um 1 Uhr, öffentlich.

### Orientalische und alte Sprachen.

Die arabische Sprache lehrt Hr Prof. Bertheau, Donnerst. und Freyt. um 1 Uhr, die syrische Sprache, Dinst. um 1 Uhr, öffentlich;

Die Anfangsgründe der arabischen und persischen Sprache, Hr Prof. Wüstenfeld, in passenden Stunden, öffentlich;

Vergleichende Grammatik der griech. und latein. Sprache und des Sanskrit, Hr Dr Bensfey, 4 St. wöch. um 8 Uhr;

Die Grammatik des Sanskrit, Hr Dr Bensfey, Mont. und Dinst. um 1 Uhr, unentgeltlich.

In dem philologischen Seminarium wird Hr Geh. Just. R. Mitscherlich die Mitglieder des Seminars Sonnabend um 11 Uhr die Thebais des Statius weiter

erklären lassen; Hr Prof. Hermann wird Mittw. um 11 Uhr die Mitglieder in schriftlichen Aufsätzen und deren Vertheidigung üben; Hr Prof. Schneidewin wird Mont. u. Dinst. um 11 Uhr die Hymnen der Homeriden, Hr Prof. von Leutsch, Donnerst. u. Freyt. um 11 Uhr das 6. Buch der Aeneide des Virgilius erklären lassen.

Vorlesungen über die griechische Sprache und über griechische Schriftsteller. Hr Prof. von Leutsch erklärt den Thucydides, 5 St. wöch. um 9 Uhr; Hr Prof. Krische, die Metaphysik des Aristoteles, Mont. und Donnerst. um 1 Uhr, öffentlich; Hr Prof. Wieseler, den Agamemnon des Aeschylus, mit einer Einleitung in die Werke des Dichters, 5 St. wöch. um 10 Uhr; Hr Dr Lion, Homers Odyssee Buch 1—4, um 10 Uhr, den Panegyricus des Isokrates und des Lysias Reden, um 11 Uhr. Zum Privat-Unterricht im Griechischen er bietet sich Hr Assessor Dr Bode, Hr Dr Lion.

Vorlesungen über die lateinische Sprache u. über lateinische Schriftsteller. Hr Prof. Hermann erklärt Ciceros Rede für P. Sestius, 4 St. wöch. um 5 Uhr; Hr Prof. Schneidewin wird eine Vorlesung halten über die Komödie der Römer und sodann des Plautus Bacchides erklären, 5 St. wöch. um 2 Uhr; Hr Assessor Dr Bode erklärt Ciceros Bücher vom Redner, 5 St. wöch. um 4 Uhr; Hr Dr Lion, auserlesene Briefe des Cicero, um 1 Uhr, und ausgewählte Abschnitte aus Gellius Noct. Attic. nach f. Ausg., um 2 Uhr; Hr Dr Eckermann, Tacitus Germania, nebst einer Einleitung über die Gottheiten der Deutschen, 2 St. wöch. um 2 Uhr, unentgeltlich. — Zum Privat-Unterricht im Lateinischen er bietet sich Hr Assessor Dr Bode, Hr Dr Lion.

Hr Prof. Schneidewin wird Philologie Studierende in der Critik und Auslegung alter Schriftsteller üben, privatissime.

Die Uebungen der philologischen Gesellschaft unter der Leitung des Hn Prof. Wieseler werden fortgesetzt werden.

Die histor. Grammatik der deutschen Sprache, mit Berücksichtigung der verwandten Sprachen besonders des Griechischen und Lateinischen, trägt Hr Assessor Dr Müller, 4 St. wöch. um 2 Uhr, vor.

Die Gedichte Walthers von der Vogelweide erklärt Hr Assessor Dr Müller, nach Lachmanns 2. Ausg. Berlin 1843, mit einer Einleitung über die Minnesinger, Mittw. und Sonnab. um 1 Uhr, unentgeltlich.



## Neuere Sprachen und Literatur.

Die französische Sprache lehrt Hr Prof. Cesar. Mittw. um 1 Uhr erläutert er öffentlich die Phädra von Racine und läßt eine kurze Geschichte der französischen Literatur voraus gehen. Zur Erläuterung französischer Schriftsteller ist derselbe erbötig. Zu Uebungen im Sprechen und im Schreiben bestimmt er je 4 Stunden wöchentlich um 5 Uhr und um 6 Uhr Abends. Privatissima, und unter andern für den diplomatischen Stil, werden gleichfalls ferner von ihm gegeben werden. — Hr Lector Dr Melford so wie Hr Dr Lion sen. sind ebenfalls zum Unterricht im Französischen erbötig.

Die englische Sprache lehrt Hr Hofr. Benede Mont. Donnerst. und Freyt. Ab. um 5 Uhr, öffentlich. — Die Anfangsgründe der englischen Sprache trägt Hr Lector Dr Melford, nach s. 'vereinfachten engl. Sprachlehre (1841)' und 'The English Reader. Ed. 3. (1844)' 4 St. wöch. um 7 Uhr Morg. vor. — Die Synonyme der englischen Sprache wird derselbe nach Anleitung s. 'synonym. Handwörterbuches der engl. Sprache. Braunsch. 1841' erläutern und damit praktische Uebungen verbinden, 3 St. wöch. um 2 Uhr.

The merry wives of Windsor von Shakespeare erläutert Hr Assessor Dr Bode, nach einer Einleitung über die dramatische Kunst dieses Dichters, um 5 Uhr.

Nach einer Uebersicht der englischen Literatur in den letzten funfzig Jahren wird Hr Lector Dr Melford Byrons Mazeppa (nach s. Ausgabe) und Sardanapalus erklären, 3 St. wöch. um 1 Uhr.

Zum Unterricht in der englischen Sprache erbietet sich Hr Lector Dr Melford, Hr Dr Lion sen.

Die italiänische Sprache lehrt Hr Lector Dr Melford, Hr Dr Lion sen.;

Die spanische Sprache, Hr Lector Dr Melford.

Die Fechtkunst lehrt der Universitäts = Fechtmeister Hr Castrop; die Tanzkunst, der Universitäts = Tanzmeister, Hr Hölzke.

Bey dem Logis = Commissär, Hedell Huch, können diejenigen, welche Wohnungen suchen, so wohl über die Preise als andere Umstände Nachricht erhalten, und auch durch ihn im Voraus Bestellungen machen.

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

## 41. Stück.

Den 11. März 1844.

---

L e i p z i g,

bey F. A. Brockhaus 1842. Die Lehre von der Ansteckung mit besonderer Beziehung auf die sanitätspolizeiliche Seite derselben, von Dr. G. A. L. Hübner, prakt. Arzte zu Heide in Norderdithmarschen. XVI und 610 Seiten.

Der Verf. hat sich in vorstehender Schrift rühmlichst bestrebt, das Dunkel in einer Lehre aufzuhellen, an welcher seit Gründung der heute noch gangbaren Ansichten sich viele Schriftsteller, und unter diesen die berühmtesten, versucht haben. Seit man angefangen, die Pathologie vom historischen Gesichtspuncte aus zu betrachten, wozu der verewigte Hensler den ersten Impuls gab, hat man sich der Hoffnung hingeben dürfen, daß man über die dem Menschengeschlechte von jeher so todbringenden Seuchen ein helleres Licht angesteckt erhalte, damit man ihnen nicht unvorbereitet entgegen gehe. Viel Widersprechendes ist freylich, auch in der neuesten Zeit, zu Tage gebracht worden, so daß es einmahl erforderlich schien, mit kritischem Blicke das bis jetzt

Dargebotene zu prüfen, Unrichtiges auszumerzen, Irrthümliches zu berichtigen, überall aber die Erfahrung, diese vortreffliche Lehrmeisterin, zu Rathe zu ziehen. Diesen Anforderungen hat sich der Verf. unterzogen: er hat zuvörderst die verderblichsten Seuchen, welche von jeher das Menschengeschlecht verheerten, aufgezählt und dann auf den unbestreitbaren Zusammenhang alles Geschaffenen unter einander aufmerksam gemacht, namentlich den gegenseitigen Einfluß der Weltkörper auf einander zu zeigen gesucht. Er hat darauf hingewiesen, wie die gegenwärtigen Körperleiden nur eine Stufe der Entwicklung in einer großen Reihe von Erscheinungen sind. Der Mensch, lehrt der Verf., ist den Gesetzen unterthan, wenn er auch, weil ihn seine Vernunft zum Herrn der Schöpfung macht, im Stande ist, bisweilen den Einwirkungen der Außendinge einen Widerstand zu leisten. So ist die echte Cultur die Schwester der Heilkunde, sie entfernt manches Uebel, was den Uncultivierten trifft, wogegen die unechte, anstatt Uebel zu heben, sie schafft. Der Verf. hat es nachgewiesen, daß den Griechen, Römern und Arabern die Uebertragung der Krankheiten auf Gesunde keineswegs unbekannt war. Seit Fracastorius hat die Contagienlehre wenig mehr Terrain gewonnen, und zwar darum, weil man die Krankheiten bloß vom nosologischen Standpunkte aus betrachtete, weil man sich Träumereien hingab, welche immer weiter vom Wege der Wahrheit entfernten. Dann setzt der Verf. die Begriffe Epidemie und Endemie fest, und zeigt, wie erstere nicht den Gegensatz von Contagium bilde, sondern daß eine contagiöse Krankheit, die auch spontan aufzutreten im Stande sey, sporadisch bleiben und epidemisch werden könne; die *Constitutio annua* und *stationaria* übt wie auf die nicht ansteckenden,

so auch auf die ansteckenden Uebel ihren Einfluß. Als fast ermittelt hat sich der Unterschied zwischen Miasmen und Contagien ergeben. Erstere sind ein Product der mit Unrecht so genannten todten Natur. Sie sind Erzeugnisse aller drey Reiche der Natur, des Thierreiches aber nur, wenn der Menschen- oder Thierleib den Gesetzen des Chemismus anheim gefallen ist. Die Luft ist der Träger der Miasmen und ihre Strömungen, die Winde, verbreiten sie von einem Orte zum andern, Windstille vermehrt ihre Bössartigkeit. Um Miasmen zu erzeugen, genügen indessen Reste von Mineralien, Pflanzen und Thieren im Zustande der Auflösung nicht, es müssen zwey Factoren zu ihrer Ausbreitung beitragen, starke Hitze und eine geringe Quantität Feuchtigkeit. So übt die Mal'aria überall ihre Herrschaft, wo halb eingetrocknete Sümpfe sind; sie entsteht nicht, wo freyer Zu- und Abfluß des Wassers Statt findet, eben so haben künstliche Bewässerungen und Rückbildungen der Sümpfe in Teiche stäts einen günstigen Einfluß auf die Gesundheit der Anwohner ausgeübt, wogegen der Anbau des Reises, die bis jetzt übliche Verfahrungsart bey dem Kösten des Hanfes und Flachses schädlich darauf einwirkt. Die Wirkungen der Miasmen dauern so lange fort, als die letztere erzeugenden Ursachen da sind, aber nicht alle Exponierte werden mit Nothwendigkeit von derselben Krankheit befallen, auch werden miasmatische Krankheiten nicht von einem Kranken auf den Gesunden übertragen. Zu unterscheiden ist von den Miasmen die Luftverderbnis, welche vom Mangel an dem zum Athmen nothwendigen Sauerstoff herrührt und selbst durch Gesunde in verschlossenen Räumen erzeugt wird (Bereitung eines animalischen Giftes). Ueber die Zusammensetzung der Miasmen hat bis

jetzt die Chemie keinen Aufschluß gegeben, dagegen die Erfahrung das Vorhandenseyn derselben außer allen Zweifel gesetzt, die sich den Armen schädlicher beweisen als den Wohlhabenderen. Sie erregen vorzüglich eine erhöhte Thätigkeit im Lymphsysteme: Scharbock, Chlorose, intermittierende Fieber, Dedeeme, Wassersuchten, Scropheln, Phthisen, so wie Leber- und Milzleiden entstehen als Folgekrankheiten. Bodencultur und Reinlichkeit sind die beiden Hauptmittel, um miasmatischen Krankheiten mit Erfolg begegnen zu können. Ohne Prädisposition entsteht keine Krankheit, daher hat der Verf. den Rath ertheilt, sich inmitten der Mal'aria vor jeder physischen und geistigen Erschöpfung zu hüten, nahrhafte Speisen und Getränke zu genießen, am wenigsten aber zu Reizmitteln seine Zuflucht zu nehmen. Man lebe mäßig, trage die gesunde Hautthätigkeit erhaltende Kleidung, bewege sich täglich, schlafe wo möglich nicht innerhalb des Bereiches der Miasmen, oder doch in den oberen Stockwerken des Hauses. Prophylactica gegen die Einwirkungen miasmatischer Krankheiten aus dem Bereiche der eigentlichen Arzneymittel gibt es nicht. Vom Miasma ist das Contagium wohl zu unterscheiden. Letzteres ist ein krankhaftes Erzeugnis des thierischen Körpers, also ein Product des Lebens, welches durch mittelbare oder unmittelbare Berührung eines anderen dazu Disponierten, dieselbe oder auch eine höchst ähnliche Form der Krankheit erregt, woran der Kranke eben darniederliegt, welche zugleich den Samen des Contagiums in sich enthält. Jedoch kann sich die miasmatische Krankheit mit einem Contagium verbinden. Letzteres aber verschwindet bey dem Aufhören der Verhältnisse, welche diese Verbindung zu Wege brachten, wieder, und das Miasma allein bleibt zurück. Das Contagium streng geschieden von

Miasma, wenn auch oft mit einem miasmatischen Beysage nach den Beobachtern, ist weder mit den Giften, noch mit etwas Anderem, am meisten noch mit der Zeugung niederer Organismen vergleichbar. Es gibt ein acutes und ein chronisches Contagium. Die durch Vermittelung der Einbildungskraft entstandenen Leiden sind den Contagien nicht zuzuzählen. Auch für das Contagium muß eine Disposition Statt finden, hervor gerufen durch Alter, Geschlecht, Temperament, Erblichkeit, Klima, diätetische Verhältnisse u. s. w. Einige acute Contagionen befallen in der Regel den Menschen nur einmahl, doch ist der Schutz häufiger nur für die Dauer der herrschenden Epidemie giltig; zweymahliges, ja öfteres Vorkommen derselben contagiösen Krankheiten sind vom Verf. und Anderen mehrfach beobachtet worden. Als Ergebnis der Erfahrungen aller Zeiten hat sich heraus gestellt, daß jene Eintheilung der Mittheilungsweise der Contagien die richtige sey, wonach angenommen wird, daß sie 1) durch den eigentlichen Contact und 2) durch Träger mitgetheilt werden. Erstere ist die gewöhnlichste, der Körper ist vom contagiösen Stoffe durchdrungen und entweicht demselben durch die natürlichen Secretionen, und wenn ein Gesunder den Körper des Kranken berührt, so wird das Contagium ihm entweder durch die Vermittelung der gesunden Haut, durch die Schleimhäute oder durch von der Epidermis entblößte Stellen mitgetheilt. Auch verbinden sich die Ausdünstungen der Kranken durch Haut und Lunge, mithin die gasartigen Effluvien, mit der übrigen Atmosphäre und dies kann bey Disponierten Krankheit erregen. Wo die reine Luft keinen Zutritt hat, finden sich die meisten Contagionen, ja jedes Schwächefieber vermag in den Häusern der Armen bey stattfindender Unreinlichkeit,

ein Contagium zu erzeugen. Die durch beygemengte schädliche, oder ihr entzogene zur Gesundheit erforderliche Stoffe verunreinigte Luft wird Hauptquelle, wenigstens Beförderungsmittel des Ausbruchs und der Fortpflanzung contagiöser Krankheiten. Wo bey einem Contagium sich eine palpable Materie, Schleim, Eiter, Lympe, thierische Excretionen, die den Ansteckungsstoff enthalten, sich vorfindet, da entsteht mit Nothwendigkeit, mit seltenen Ausnahmen der idiosyncratisch Verschonten, dieselbe Krankheit, woran der Mittheiler der Ansteckung leidet, wogegen die unreine Luft nicht stäts dieselbe Krankheit hervorrufft. Am meisten haften die Contagien an rauhen porösen Gegenständen, doch müssen diese mit den Kranken in Berührung oder doch in ihrer Nähe gewesen seyn, wenn sie Ansteckung verbreiten sollen. Die herrschende Krankheitsconstitution ist, und oft mehr als die bloße Berührung, die Vermittlerin ansteckender Krankheiten, von Individuum zu Individuum, von Ort zu Ort; es ist häufig ein miasmatischer Beysatz erforderlich, um eine contagiöse Krankheit eine epidemische Verbreitung gewinnen zu lassen, d. h. ein eigenthümliches Zusammenwirken allgemeiner, atmosphärischer und tellurischer Einflüsse, welche den Organismus für die Ansteckung empfänglich machen. Von Kranken getragene Kleider und mit denselben in Berührung gekommene Waaren können, wenn sie so verpackt sind, daß die äußere Luft nicht mit ihnen in Verbindung kommt, die Ansteckung weit verschleppen, ohne die Intensität zu verlieren. Der contagiöse Proceß bedarf zu seinem Zustandekommen 1) des durch Resorption und durch Endosmose bey dem Athmen in das Blut und die Gewebe gelangenden Contagiums, 2) des Blutes und 3) des Nervenagens. Es ist aber kein passives Aufnehmen,

sondern der Menschenleib reagiert gegen den eindringenden Feind. — Einen Haupttheil der Schrift hat der Verf. der Abwehr der Contagien gewidmet: er hat eine Geschichte der Quarantänen gegeben, die Anstalten zu Venedig und Marseille, so wie die östreichischen und russischen Institute zur Abwehr der Pest, des gelben Fiebers, beschrieben, und gezeigt, wie es noch mehr gelingen würde, diese Uebel von Europas Grenzen abzuhalten, wenn schon am Orte ihres gewöhnlichen Herrschens Anstalten getroffen würden, die es verhinderten, daß das Uebel zu Wasser oder zu Lande eingeschleppt würde. Alle so genannten Prophylactica sind ohne Nutzen (innere Pestpolizey), der Chlor ist bey der Desinfection ohne allen Nutzen, und nur Luft und Wasser sind die mächtigsten Reinigungsmittel. Alle Räucher mittel verderben eher noch mehr die Luft, und selbst die von Guyton Morveau und Carmichael Smyth empfohlenen mineral-sauren Räucherungen haben nach neueren Erfahrungen den erwarteten Nutzen nicht geleistet. Bey solchen Krankheiten, die den Menschen nur einmahl befallen, hat sich die Inoculation bewährt, namentlich bey den Blattern. Der Verf. hat gezeigt, daß die trotz geschehener Einimpfung sich zeigende, unter dem Namen der Varioloiden bekannte Ausschlagsform nur dann erscheint, wenn die Inoculation nicht mit den gehörigen Cauteleu geübt wird; und daß eine selbst unvollkommen ausgeführte, die Blattern nur in verkümmert Gestalt hervorrust, beweiset für die Vortrefflichkeit der Vaccination. Solche Impfungen indessen müssen nur bey solchen ansteckenden Krankheiten in Ausführung gebracht werden, wo ein gelinderes Uebel als dasjenige entsteht, was man verhüten will. In der Pest haben die angestellten Impfversuche keinen günstigen Erfolg gehabt. Eben so wenig hat die Belladonna ihren



Ruhm als Prophylacticum bey dem Scharlach behaupten können, ja sie hat selbst geschadet. — Schliesslich hat der Verf. gezeigt, wie sehr sich die Regierungen, besonders die preussische, um Verhütung der Ansteckung bey den mancherley, auch den chronischen Contagien verdient gemacht haben, so daß man den Medicinalgesetzen Preussens, die bis jetzt unübertroffen dastehen, volle Gerechtigkeit widerfahren lassen muß.

### E r l a n g e n ,

bey C. Heyder 1843. Die Dogmatik der evangelisch-lutherischen Kirche dargestellt und aus den Quellen belegt von Heinrich Schmid, Dr. phil. und Repetent an der Universität Erlangen. XVIII und 505 Seiten in Octav.

Der Verf. stellt die Dogmatik der Lutherischen Kirche nicht so dar, wie nach seiner Meinung etwa einer der alten Dogmatiker in unserer Zeit reden würde, sondern er stellt die alte Dogmatik, und zwar in ihrem ganzen Umfange, ganz objectiv dar. Er gibt deshalb zuerst im Texte die Lehre der Kirche kurz, klar und präcise an, sodann erhalten wir in den Noten eine genügende Anzahl von Auszügen aus den Werken der alten Dogmatiker selbst, so daß man sich daraus ein möglichst vollständiges Bild der gesammten Dogmatik bis zu Hollaz nach Form und Inhalt bilden kann. Mit Recht nämlich ist die Reihe der in Betracht kommenden Dogmatiker bey Hollaz abgeschlossen. — Dieser tüchtigen Arbeit ist eine möglichst weite Verbreitung zu wünschen.

### B e r i c h t i g u n g .

St. 21, S. 207, Z. 14 sind nach Tafos noch die durch ein Versehen weggebliebenen Städte Lampsakos und Neapel hinzuzufügen. K. Fr. H.

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

42. 43. Stück.

Den 14. März 1844.

---

## B r a n d e n b u r g.

Druck und Verlag von A. Müller 1842. Evangelisches Gesangbuch für Schule und Haus. Herausgegeben von Dr Wilhelm Hermann Blume. 320 Seiten, 509 Nummern.

Daselbe Bedürfnis, welchem im Jahre 1837 das zu Hannover erschienene Schulgesangbuch seine Entstehung verdankte, hat auch Hn Blume, den wohlverdienten Director der Ritteracademie zu Brandenburg, veranlaßt sein evangelisches Gesangbuch für Schule und Haus, herauszugeben. Es ist dies nicht allein, was zunächst sich bemerklich macht, 'das Bedürfnis einer, für die Zwecke höherer Erziehungsanstalten ausreichenden, durch Inhalt und Form befriedigenden geistlichen Liedersammlung für die täglichen Morgen- und Abendandachten' (s. Vorwort); es verräth sich darin eine tiefere Bewegung, welche, oberflächlicher Betrachtung vielleicht sich entziehend, im Innern der höheren Schulen vorgeht. Die Gymnasien fangen an in ihrer Entfremdung von der Kirche sich unbehaglich zu fühlen. Von der

Kirche, als dem in die Erscheinung fallenden Institute, haben sie sich losgesagt — ob mit Unrecht, oder durch die Fehler der Kirche dazu berechtigt, diese Frage mag dahin gestellt bleiben — und die frühere Abhängigkeit in der alten Form wieder herzustellen ist geradezu unmöglich. Aber darum wollen sie doch keinesweges von der großen Gemeinschaft des christlichen Lebens, vom Christenthume selbst abgetrennt seyn. Alle ihre gesunden Glieder wenigstens, alle edleren und reicher begabten Naturen, die ihre Kräfte der Jugendbildung widmen, fühlen das tiefe Glend solcher Isolierung (wir erinnern nur an die Schrift von Klopsch über den Religionsunterricht auf den evangelischen Gymnasien); weder die bloß formale, classische Bildung, noch der einseitige materialistische Realismus befriedigt sie; es kommt ihnen zum Bewußtseyn und sie fangen an sich ein Gewissen darüber zu machen, daß viele höhere Schulen durch den in ihnen herrschenden, in Zucht, Umgangssitte und Lebensgewohnheiten sich äußernden Geist die Mehrzahl ihrer Schüler mit Nothwendigkeit dahin führen, in ihrem künftigen Leben der Kirche gegenüber sich wenigstens fremd, wenn nicht als Feinde zu verhalten; und immer entschiedener stellt es sich heraus, daß die Schule, will sie anders etwas Höheres erstreben als sich der eiteln, oberflächlichen und egoistischen Tagesbildung dienstbar zu machen, nothwendig ihrerseits, ohne von einer fremden geistigen Macht sich Gesetze vorschreiben zu lassen, aus eignem Triebe in ihrem Kreise und mit ihren Mitteln das Leben der christlichen Gemeinschaft im höchsten und edelsten Sinne fördern muß. Für diese innere Bewegung zeugt das neuerwachte Interesse, welches der Religionsunterricht auf den höheren Schulen findet, so daß bereits

eine vollständige Literatur über diesen Gegenstand vorhanden ist; vielleicht mehr noch der würdige Ernst, mit welchem neuerdings auf vielen Schulen die täglichen Andachten geleitet werden. Und indem diese wieder eingeführt werden, wo sie ganz verschwunden waren, oder wieder belebt, wo sie nur als abgestorbene Reste einer gottesfürchtigeren Zeit noch bestanden, macht sich dann eben das Bedürfnis eines Gesangbuches für die Gymnasien fühlbar.

Warum aber, könnte man fragen, ein eigenes Schulgesangbuch? Warum soll nicht ein jedes allgemeine kirchliche Gesangbuch, sofern es an sich brauchbar und zweckmäßig ist, auch für die Schulandachten benutzt werden können? Abgesehen davon, daß die Kritik der vorhandenen Gesangbücher bis jetzt wohl ihre Mängel nachgewiesen, aber noch nicht dahin geführt hat ein durchaus genügendes Liederbuch darzustellen, daß also immer neue Versuche auf diesem Gebiete nur erwünscht seyn können, so hat auch die kleine Schulgemeinde ganz andere Bedürfnisse als die kirchliche Gemeinde. Es sind verschiedene Kreise, die nicht ganz und in jeder Hinsicht zusammen fallen; manche Beziehungen des allgemeinen christlichen Lebens können in der Schule nicht hervor treten, andere stehen in ihr voran, die dort nur untergeordnete Bedeutung haben; und mit dem besondern Zwecke eines Schulgesangbuches ist eben so wohl seine Existenz gerechtfertigt als das Princip für seine Composition und die Regel für seine Beurtheilung gegeben.

Fragen wir hiernach, wie in der vorliegenden Sammlung die Aufgabe gelöst ist, so müssen wir mit der Auswahl der Lieder im Allgemeinen uns einverstanden erklären. Am reichhaltigsten ist, was nur gebilligt werden kann, der letzte Ab-

schnitt, der die 'Lieder für besondere Zeiten und Verhältnisse' (Nr. 329—509) enthält, und in den übrigen Theilen wird jede Beziehung des christlichen Lebens, jede Gemüthsstimmung hinreichend vertreten. Wollte man etwas dawider einwenden, daß manche Lieder zum Singen sich weniger eignen, manche, wie das Arndtsche über das Thema 'Christus der Weg, die Wahrheit und das Leben' (Nr. 57) mehr reflectierend als lyrisch sind, andere für das jugendliche Alter noch wenig passen, so ist der Herr Herausgeber gerechtfertigt durch die Absicht, zugleich 'für die Religionsstunden einen zum Memorieren hinlänglichen und angemessenen Liedervorrath darzubieten', und durch den Wunsch, daß die Sammlung 'auch später — für alle Umstände und Wechsel des Lebens eine Quelle des Trostes, der Ermunterung, Stärkung, Erhebung und Heiligung in Christo bleiben möge'. Indes möchten Lieder für den öffentlichen Gottesdienst selbst und für die Abendmahlsfeier doch nur dann in ein Schulgesangbuch gehören, wenn die Schule wirklich als solche einen Cultus hat. — Bey der Aufnahme und Zurückweisung der Lieder wird die verschiedene Subjectivität sich nothwendig immer geltend machen. Vergleicht man das s. g. Hahnsche Schulgesangbuch mit dem des Hn Blume, so ergibt sich zwar in Betreff der Kernlieder vorwiegende Uebereinstimmung; doch kann man nicht umhin in dem letzteren hin und wieder eine strenger sichtende Auswahl zu wünschen, besonders in den Fest- und Bußliedern, ferner würden wir manche Producte der neuesten Zeit gern entbehren und dagegen mehrere in der Sammlung fehlende Hauptlieder aufgenommen sehen, wie z. B. 'Mein Schöpfer steh' mir bey', 'Ist Gott für mich, so trete zc.', 'Nun lob' mein' Seel' den Herren zc.',

‘Mein Gott in der Höh zc.’ (die Umarbeitung Nr. 28 ersetzt den Mangel nicht), ‘Erinnere dich, mein Geist zc.’, ‘Herzlich lieb hab’ ich dich zc.’ ‘Warum sollt’ ich mich denn grämen zc.’ u. a. m. Dagegen finden wir hier zwar die im Hahnschen Schulgesangbuche fehlenden Nummern 84 (‘An deine Leiden denken wir zc.’), 96 (‘Wir danken dir, Herr Jesu zc.’), 105 (‘Ich weiß, daß mein Erlöser zc.’), 137 (‘Erhalt uns Herr zc.’, freylich auf drey Verse reducirt), 139 (‘Herr deine Kirche streitet zc.’), 140 (‘O Jesu Christe, wahres Licht zc.’), 174 (‘Schmücke dich zc.’ — sofern überhaupt Abendmahlslieder hier an ihrer Stelle waren), 160 (‘Ich bin getauft zc.’), 213 (‘Nach meiner Seelen zc.’), 285 (‘Gieb mir o Gott ein Herz zc.’), 324 (‘O Ewigkeit, du Freudenwort zc.’), 451 (‘Nun ruhen alle Wälder zc.’), 462 (‘So ist die Woche nun verflossen zc.’). — Merkwürdig ist es, daß das schöne Neujahrsklied von Aug. Herm. Franke Nr. 469 mit geringen Abänderungen unter Nr. 292 noch einmahl vorkommt. Einige gute Missionslieder, an denen immer noch Mangel ist, kommen unter Nr. 61, 142 und 143 vor und sind in einem Schulgesangbuche besonders willkommen.

Weniger können wir uns mit der *U n o r d n u n g* der Lieder befreunden, indem die 27 Rubriken, weder nach einem innerlichen Theilungsprincipe aufgestellt, noch in der rechten Folge geordnet erscheinen. Nach den ersten beiden Abschnitten (Allgemeine Bitten — Gottesdienst und Sonntagsfeier) scheinen III bis VI der Ordnung des Glaubensbekenntnisses zu folgen; VII bis XIII gehen dem Festcyclus nach; XIV bis XXVI aber behandeln in buntester Mischung die verschiedenen Beziehungen des christlichen Lebens, Gebet (nämlich Lieder über das Gebet, während die Lieder des Gebets

die erste Rubrik bildeten) — Confirmation, Abendmahl, Buße, Glauben, christliches Leben und Wandel (zu diesem gehören ja alle vorhergehenden und nachfolgenden Rubriken!) — Liebe zu Gott und Christo, Vertrauen auf Gott, Lob- und Danklieder, Nächstenliebe, Seligkeit der Christen in diesem Leben, Flüchtigkeit des Lebens und Tod, ewiges Leben, und die letzte Rubrik XXVII (Lieder für besondere Zeiten und Verhältnisse) ist durch eine Unzahl von Unterabtheilungen zerstückelt. Außerdem müssen wir es in Anspruch nehmen, daß die Lieder jeder Abtheilung nach dem Alphabete rangiert sind; ein ganz äußerliches Anordnungsprincip, durch welches oft das am wenigsten Zusammengehörige an einander gereiht wird (man sehe z. B. die seltsam gemischten Lieder der Jahreszeiten Nr. 473 — 481) und dem selbst das in dem neuen Hamburgischen Gesangbuche befolgte chronologische Princip vorzuziehen seyn möchte. — Es ist freylich eine schwierige und unsers Wissens noch nirgend genügend beantwortete Frage, nach welcher Ordnung die Materien in einem Liederbuche zu disponieren seyen. Kein Eintheilungsgrund paßt überall, keiner genügt um den Reichthum des Vorhandenen in ein klares und übersichtliches System zu bringen. Jedensfalls sind zu viele Hauptrubriken nicht wünschenswerth; vier bis fünf würden hinreichen, Bittgebete und Lob- und Danklieder müßten bey einander bleiben, sodann die Festlieder, die Lieder des Glaubens und Bekenntnisses, die Lieder des christlichen Lebens und die für besondre Lebensverhältnisse jedesmahl eine Abtheilung bilden. Weiterer Erwägung sey noch der Vorschlag anheim gegeben, die Lieder einzig und allein nach den Verfassern und zwar der Zeitfolge nach zu ordnen. Gerade was die Kirche hindern müßte, in ihr'em,

in einem rein-kirchlichen Gesangbuche diese Ordnung zu beobachten, nämlich das individuelle und subjective Gepräge jedes Dichters, gerade dies möchte die vorgeschlagene Anordnung für ein Schulgesangbuch empfehlenswerth machen. Eine solche geistliche Anthologie würde der Jugend zunächst eine vollständigere Bekanntschaft mit dem eigenthümlichen Leben der einzelnen frommen Dichter verschaffen, und eben dadurch ein um so umfassenderes Verständniß des objectiven Charakters der Kirche vorbereiten und vermitteln, und die größere Schwierigkeit des Gebrauches würden verständige und in der Sache lebende Lehrer leicht überwinden.

Borzüglich ist man bey einem neuen Gesangbuche berechtigt nach der Redaction des Textes zu fragen. Wir bedauern, daß der jetzt so allgemein beliebte Grundsatz willkürlicher Textveränderung auch von dem Herrn Herausgeber angenommen und in ziemlich ausgedehnter Weise angewandt ist. Nirgends zwar im antichristlichen Sinne, nirgends aus der Gesinnung heraus, die das christliche Dogma nicht leiden kann, und deshalb es zu verwässern oder zu verflüchtigen beflissen ist; vielmehr verleugnet sich an keiner Stelle der Christ, der Mann von durchaus ehrenhafter Gesinnung, und die Veränderungen, die meistens im Sinne des Knappschen Liederschazes sind und diesem gewöhnlich folgen, sind offenbar nur aus dem Bestreben hervor gegangen einen möglichen Anstoß für schwächere Gemüther zu vermeiden und die Gesänge dem gegenwärtigen Geschmack mehr anzupassen. Dennoch müssen wir unser Bedauern darüber aussprechen. Ueber und für den Geschmack lassen sich bekanntlich allgemein giltige Regeln nicht aufstellen. Wer daher Veränderungen einführt, kann nur seinem, dem individuellen Gefühle fol-



gen, und das kann nicht das der Allgemeinheit seyn; gerade was ihm am meisten zusagt, muß bey Andern nothwendig Anstoß erregen, und zwar um so mehr, je tiefer und schöner die Lieder sind, je älter und durch längeren Gebrauch geweiht. Lieder aus neuerer Zeit, Lavatersche, Niemeysersche (weniger schon die Gellertschen, weil auch schon nach einem bestimmten Typus Eigenthum der Gemeinde), mag Jeder zuschneiden und modeln nach seinem Geschmacke; sie sind noch nicht kirchliches Gemeingut geworden. Aber an den altkirchlichen Liedern, die im Volke leben, an denen die Kirche ein geheiligtes Besitzrecht hat, in denen jede, auch die kleinste Abweichung unmittelbar bemerklich und störend ist, sollte sich billig Niemand vergreifen. Der zweyte Vers von Nr. 254 ('Befiehl du deine Wege &c.' — übrigens sind gerade die Paul Gerhardschen Lieder ziemlich unverlezt erhalten) fängt bey Herrn Blume an: 'Dem Herrn mußt du vertrauen'; in jedem Gedächtnisse steht aber unvertilgbar: 'Dem Herren mußt du trauen', und wie unbedeutend die Veränderung auch ist, man stößt doch dabey an, sie stört auf unangenehme Weise, sie verlezt das kirchliche Gefühl. Und was für ein Uebelstand ist denn vermieden, welcher Vortheil gewonnen durch die Veränderung? Lieder wie: 'Liebster Jesu &c.', 'An Gott will ich gedenken &c.', 'O Lamm Gottes &c.', 'Wie schön leucht' uns &c.', 'Bis hieher hat mich Gott gebracht &c.', müssen ganz unverändert bleiben, und wenn Einzelnes in ihnen für die jetzige Zeit gar zu unpassend scheinen sollte, lieber entweder ganz weggelassen, oder neben dem ächten Originale eine passende Umarbeitung gegeben werden. — Um diese eben so unnöthige als unberechtigte Veränderungsmanier durch ein Beyspiel zu charakterisieren, führen wir das

schöne Lied von Josua Stegmann an, das durch einen glücklichen Gedanken — oder Zufall — an der Spitze der ganzen Sammlung steht.

Am wenigsten werden solche Veränderungen Widerspruch erfahren, welche die Absicht haben eine unbekannte und schwierige Melodie durch eine geläufigere zu ersetzen, wie z. B. bey dem Liede von Georg Weiffel 'Macht hoch die Thür 2c.' geschehen ist. Um so auffallender ist es, daß das schöne Morgenlied von Kaspar Neumann 'Mein Gott nun ist es wieder Morgen 2c.', welches in den Kirchengesangbüchern der Melodie 'Wer nur den lieben Gott 2c.' folgt, in dieser Sammlung durch eine Verkürzung der letzten Zeile ('Die Ruh' ist aus, der Schlaf ist hin — Ich sehe, wo ich bin') ganz unsingbar geworden ist. — Nur angemerkt sey noch, daß dem Liede Nr. 377 das liebe Winterlied von F. A. Krummacher: 'Wie ruhest du so stille 2c.' zum Grunde liegt.

Um endlich noch etwas anscheinend Unbedeutendes zu erwähnen, so können wir uns mit den kleinen Initialen im Anfange der Verszeilen nicht befreunden. Von den zwey möglichen Weisen sollte billig eine vollständig durchgeführt seyn: entweder, wie im Hahnschen Schulgesangbuche, die moderne Form einer Liedersammlung mit abgesetzten Zeilen und groß gedruckten Substantiven; oder die altkirchliche Sitte die Zeilen nicht abzusetzen, aber durch große Anfangsbuchstaben zu unterscheiden, wogegen dann, um diese nicht zu sehr zu häufen, die Substantiva klein geschrieben werden. Zwar haben mehrere neuere Sammlungen (wie der Berliner Liederschaz und das neue Hamburgische Gesangbuch) die vom Hn Herausgeber beliebte Weise gleichfalls angenommen. Aber störend bleiben doch für das Auge und erschwerend für den Gebrauch

die durch Nichts unterschiedenen Verszeilen. Sollten aber die Kleingeschriebenen Substantive als der jetzigen Bildung anstößig erscheinen, so sey dagegen erinnert, daß der Proceß über die Rechtschreibung der Substantive noch keinesweges entschieden ist, daß die Mehrsten unserer großen Grammatiker sich für die, ehemahls in Deutschland allgemein und in den übrigen Sprachen fortwährend beobachtete Weise, sie klein zu schreiben, erklärt haben, und daß es der Kirche wohl zukommen möchte, in den für ihren Gebrauch speciell bestimmten Büchern, vorzugsweise in Bibel und Gesangbuch, bis zur Entscheidung der Frage der alten Form ein sicheres Asyl zu gewähren.

Wir können diese Bemerkungen nicht schließen, ohne dem Hn Herausgeber für das unternommene Werk unsern Dank darzubringen und die Ueberzeugung auszusprechen, daß dasselbe nicht ohne segensreiche Frucht bleiben werde. Ehre sey den Männern, die in solchem Geiste wirken! Ehre jedem Unternehmen, das dahin abzielt das heranwachsende Geschlecht auf dem Grund und Boden der christlichen, — d. i. der ewigen Wahrheit heimisch zu machen! Von den gemeinsamen Andachten sämmtlicher Glieder der Gymnasien, Lehrer wie Schüler, hängt sehr viel ab. Sie können ein elender, todter Mechanismus werden; sie sind es leider oft geworden — wir könnten Selbsterlebtes darüber berichten; sie müssen es werden, wenn nicht auch sonst und überall ein christlicher Geist die Anstalt durchdringt, und dann schlagen sie nothwendig in das Gegentheil ihrer Bestimmung, in eine widrige Caricatur ihrer selbst um. Wenn aber, was doch mit Recht gefordert werden kann, das Christenthum die Lebenssubstanz der Anstalt bildet, wenn zwar nicht in erzwungener Absichtlich-

keit die Beziehung auf dasselbe herbengezogen, aber seine Macht und Bedeutung auf allen Gebieten anerkannt und zugleich den Schülern der objective Lehrinhalt durch einen tüchtigen Religionsunterricht mitgetheilt wird, dann werden sie von der höchsten Wichtigkeit, von dem entschiedensten Segen seyn. Dann ist in ihnen, was auf keinem Gebiete, am wenigsten aber auf dem der Religion, entbehrt werden kann, das Element der Uebung und Gewöhnung gegeben. Dann vereinigen sie die Schüler aller Classen, größere und kleinere, nebst ihren Lehrern täglich zu einer kleinen Gemeinde, und von ihnen aus strömt täglich frisch ein stiller, friedsamere Geist durch die ganze Gemeinschaft, statt des in Gymnasiaclassen leider so oft herrschenden eitlen, aufgeblasenen, trohigen und feindseligen esprit de corps ein Geist der Liebe, des Wohlwollens und des gegenseitigen Vertrauens. Die gemeinsamen Andachten, wie sie recht segensreich nur werden können unter der Bedingung, daß die Gymnasien sich als eigene kirchliche Corporationen fühlen, werden ihrerseits mehr als irgend etwas Anderes dazu beytragen, daß sie eben dies wirklich werden, wozu das Bedürfnis der Zeit und ihre ganze Entwicklung sie drängt: selbständige, unabhängige, in ihrer Sphäre und nach ihrer Eigenthümlichkeit für die Kirche und in Einklang mit ihr arbeitende kirchliche Organismen. Möge die Zeit bald kommen, wo die Schule, anstatt wie bisher so oft in feindseligen Gegensatz zu Christenthum und Kirche sich zu stellen, selbst das Ihre thun wird, das der letzteren zugesügte Unrecht wieder gut zu machen und für ihr Gedeihen kräftig mitzuwirken!

## C a s s e l,

bey Friedrich und Andreas Perthes zu Hamburg und Gotha 1843. Geschichte von Hessen durch Christoph von Rommel. Achter Band. Auch unter dem Titel: Neuere Geschichte von Hessen. Vierter Band. XIV und 810 Seiten in Octav.

Bey der Anzeige \*) des vorhergehenden Bandes dieses schätzbaren Werkes hatte Referent nicht ohne Grund die Befürchtung ausgesprochen, daß der Hr Verf. seine Arbeit — in gleichem Grade, als dieser mehr und mehr die Gestaltung moderner Verhältnisse der Hessischen Fürstenhäuser zum Grunde liege — aus naheliegenden Motiven gedrängter zusammenfassen, statt tief eingreifender Analysen und Erörterungen mehr allgemeine Uebersichten, statt der historischen Entwicklung der das äußere und innere Leben der hessischen Lande bedingenden Zustände sich mit den schlichten Resultaten begnügen werde. Um so freudiger war seine Ueberraschung, als er den vorliegenden Band dem Zuschnitte der früheren völlig angepaßt sah. Darf man doch eben darin eine Gewähr erblicken, daß der Verf. die begonnene Arbeit auf eine Weise, daß überall die einzelnen Theile derselben, im Verhältniß zu der ihr innewohnenden Wichtigkeit, ihr Ebenmaß behaupten, bis zum Schlusse durchführen werde. Man kann nicht leugnen, daß die hiermit verknüpften Schwierigkeiten nicht gewöhnlicher Art sind. Die bloße Bekanntschaft, geschweige die Sichtung, eines unglaublich gehäuften Materials erfordert eben so viel Geduld und Schnelligkeit des Blicks, als in dem Ordnen und Verweben der Thatsachen, in der Nachweisung des innigen,

\*) Jahrgang 1840. St. 42.

wenn auch nicht immer augenblicklich hervortretenden, Zusammenhanges derselben mit der deutschen Gesamtgeschichte nach Möglichkeit ein Ersatz für die der Zeit mangelnde gesunde Frische gewonnen werden muß und endlich die Erzählung, in gleichem Verhältnisse als sie sich der Jetztzeit nähert, mit Feinheit und Umsicht fortgeführt werden will. Wer aber dem Verf. in seinen Forschungen gefolgt ist, wird unbedingt zugeben, daß für die Bewältigung eben dieser Schwierigkeiten schon in den bisherigen Leistungen desselben die Garantien sich bieten.

Hiervon abgesehen, muß die speciell durchgeführte Darstellung des vorliegenden, von 1627 bis 1650 sich erstreckenden, Bandes von um so größerem Gewichte seyn, als der Verf. darin Gelegenheit fand, nicht durch Râsonnement, sondern durch Entwicklung von Thatsachen, gewissen modernen Richtungen in der Behandlung der Zeit des dreyßigjährigen Krieges entgegen zu treten, welche schon früher in eben diesen Blättern mit Ernst und Nachdruck von ihm bekämpft sind. Es ist eine trübe, zerrissene Zeit, in die wir eintreten, eine Zeit, in welcher das Göthe'sche: 'Sehe jeder wie er's treibe' bey Fürsten und Râthen nur allzusehr als Norm galt, eine Zeit ohne Gemeinsinn im deutschen Reiche, schwach im Schaffen, kümmerlich im Erhalten, nur im Zerstören stark. Und aus dieser Zeit treten uns hier zwey sittlich starke, hoch über dem entartenden Treiben sich behauptende, für Freyheit und Glauben unablässig ringende Erscheinungen in dem Landgrafen Wilhelm V. und besonders in der unvergleichlichen Amalia entgegen. Was unter den widrigsten Verhältnissen ein ungetrübter Blick, Ausdauer für die Ueberzeugung, auch wenn sie Opfer erheischt, vor allen

Dingen ein unwandelbares Vertrauen auf göttliche Hilfe vermag, zeigt das Leben beider. Durch sie konnte selbst inmitten dieser entsetzlichen Zeit die glückliche Beylegung eines langwierigen Erbstreites mit dem Vetter in Darmstadt errungen, die Vergrößerung der hessen=casselschen Lande herbegeführt werden.

Es ist dem Verf. sehr ohne Grund der Vorwurf gemacht, daß er in dem früheren Bande seinen Blick weniger auf das Darmstädter, als auf das casselsche Fürstenhaus gerichtet habe. Letzteres behauptet auch in diesem Bande den Vorrang. Es mußte es beide Male, sollte die Stellung beider zu den großen Begebenheiten der Zeit keine schiefe werden. Wo die Landgrafen von Cassel selbständig handelnd auftraten, entweder als mächtige Leiter einer Partey, oder doch als solche, die den Stützpunkt der letzteren abgaben, sehen wir die Landgrafen von Darmstadt von den Einflüssen größerer Staaten umspinnen, nur getrieben, oder auf Befehl sich in Bewegung setzen, fern von dem edlen, auf dem Bewußtseyn ihres innersten Werthes gegründeten, Stolze einer Amalia.

Die Erzählung beginnt mit den nicht fruchtlosen Versuchen Wilhelms V., sich mit dem auf seinen kurfürstlichen Schwiegervater in Dresden sich stützenden Landgrafen Georg II. von Darmstadt wegen der marburger Erbschaft gütlich zu verständigen. Weniger erfolgreich war Wilhelms Reise an den kaiserlichen Hof in Prag, um eine Erleichterung des durch das Ligaher auf seinem Lande lastenden Druckes zu bewirken. Nun erschien das leidige Restitutions=Edict und obwohl die hessischen Stifter schon vor dem passauer Vertrage durch Landgraf Philipp reformiert waren, konnte doch Wilhelm V. die Invasion Hersfelds

durch die katholische Partey nicht abwenden. Die Stellung des von Gläubigern gedrängten, wegen seines Glaubens verfolgten Landgrafen, für den nicht, wie für den Agnaten in Darmstadt, ein dem Kaiserhose befreundetes Kurhaus das Wort führte, wurde täglich mislicher. Aber anstatt, gleich den meisten Ständen des Reichs, im Zagen zu erschlaffen, sann er rastlos auf Wege zur Rettung, begab sich heimlich zu dem befreundeten Dranier nach dem Haag und ging endlich — die ausführliche Mittheilung dieser Unterhandlung gewährt vielfaches Interesse — den Bund mit Gustav Adolph, dann mit den kriegerischen Brüdern von Weimar ein. Nun brach, vornämlich nach dem Falle Magdeburgs, der Sturm ins Land, das, nächst Gott, der Schweden Nahen, des Landgrafen Standhaftigkeit — die Ritterschaft rieth Unterwerfung — vor raschem Untergange schirmte. In Werben erneuerte Wilhelm V. den Bund mit der Krone Schweden und die Schlacht bey Breitenfeld entschied für längere Zeit den Gang der Begebenheiten.

Schritt für Schritt folgt der Verf., entwickelnd, berichtend, durch die ihm zu Gebote stehenden handschriftlichen Quellen die treffliche Arbeit Köses und ungleich mehr das mit geringerer Critik abgefaßte Werk des Grafen von der Decken ergänzend, den Wechselfällen des großen Krieges. Daß der Bericht über den Verlauf der Kämpfe im nördlichen und mittleren Deutschland den Hauptgegenstand abgeben mußte, ist in der Natur der Sache begründet. Diesem zur Seite erscheinen die Resultate landständischer Verhandlungen, kirchliche Einrichtungen, die Durchbildung des Wehrstandes, Berücksichtigung der Finanzen, die Gestaltung der Landesregierung. Doch konnten diese Fäden nur



spärlich in das Gewebe eingeschlagen werden, da alle Kräfte und Richtungen der Zeit fast ausschließlich dem entsetzlichen Kampfe angehörten.

Wie wesentlich des Verfs Anschauung von der Stellung Gustav Adolphs zum deutschen Reiche von der Bartholds abweicht, ist bekannt. Ohne sich momentanen Stimmungen (oder Verstimmungen) hinzugeben, folgt er den Ergebnissen gewissenhafter Forschungen, stets beflissen, zwischen heftig eifernden Parteyen das einzige Ziel, Wahrheit, nicht aus den Augen zu verlieren. Referent wurde, als er sich mit dem überall auf archivalischen Documenten basierten Inhalte dieses Werkes bekannt machte, unwillkürlich an den Ausspruch Ranke's im Vorworte des ersten Theiles seiner 'deutschen Geschichte im Zeitalter der Reformation' erinnert: 'Ich sehe die Zeit kommen, wo wir die neuere Geschichte nicht mehr auf die Berichte selbst nicht der gleichzeitigen Historiker, außer in so weit ihnen eine originale Kenntniß beywohnte, geschweige denn auf die weiter abgeleiteten Bearbeitungen zu gründen haben, sondern aus den Relationen der Augenzeugen und den echten, unmittelbarsten Urkunden aufbauen werden.'

In Bezug auf die Spaltungen, welche nach dem Tode Gustav Adolphs unter den Führern der protestantischen Heere herrschten, die Abneigung vieler gegen Schweden, die Zuneigung Einzelner zum kaiserlichen Hofe, die Annäherung des Bundes von Heilbronn an Frankreich, den Abschluß des unglücklichen Friedens von Prag werden hier eine Menge neuer Gesichtspuncte geboten.

(Schluß folgt)

---

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

## 44. Stück.

Den 16. März 1844.

---

### C a s s e l.

Schluß der Anzeige: 'Geschichte von Hessen durch Christoph von Rommel. Achter Band. Auch unter dem Titel: Neuere Geschichte von Hessen. Vierter Band.'

Bey Gelegenheit des Anschlusses von Kurhessen an den Hof zu Wien, besonders in den für Hessen so furchtbaren Kämpfen des Jahres 1637 verdiente Landgraf Wilhelm V. mit vollstem Rechte den Beynamen des Beständigen. Fern von der verheerten Heimath, voll fester Zuversicht auf den glücklichen Ausgang der guten Sache, ging der starke, ritterliche, mit Liebe die Künste des Friedens pflegende Fürst in Ostfriesland aus dem Leben. Sein letzter Wille bestimmte seine Gemahlin Amalia zur Vormünderin seiner unmündigen Kinder und fünf geheime Rätthe zu Regenten des Landes. Hiermit schließt das sechste Buch.

Das siebente, aus vier Hauptstücken bestehende, Buch erörtert die Geschichte Hessens unter Amalia

Elisabeth als Vormünderin des achtjährigen Wilhelm VI. und unter Georg II. von Darmstadt. Den Inhalt der Erzählung führen die einleitenden Worte des ersten Hauptstücks in scharfen Umrissen an uns vorüber. Hier heißt es: 'Ein vom Kaiser geächteter im Ausland gestorbener Regent, eine Wittwe mit sechs unmündigen Kindern, ein Nachfolger von acht Jahren, eine mit dem regierenden Hause noch nicht völlig abgetheilte Nebenlinie, ein von unversöhnlichen Feinden, von abgefallenen Freunden, von eigennütigen Nachbarn umgebenes, von kaiserlichen und liguistischen Truppen umringtes tief erschöpftes und verwüstetes Land, eine Kammer Schuld von 2,095,000 Thalern, eine getrennte Regierung und ein getrenntes Heer, ein solcher Staat glich einem von Sturmwellen hin und her getriebenen, seines Steuermannes, seiner Masten und Segel beraubten, dem nächsten Freybeuter preis gegebenen Fahrzeuge. In so verzweiflungsvoller Lage vereinte sich die Klugheit einer hochherzigen über den Schwächen ihres Geschlechtes erhabenen Frau mit der Ausdauer eines treuen, kräftigen, mehr als einmahl das Elend zu gemeinsamer Rettung verschmerzenden Volkes.'

Die Drohungen der kaiserlichen Feldherrn, das lieblose Auftreten Georgs von Darmstadt, die Härte Ferdinands III., der das Testament Wilhelms V. für nichtig erklärte, die Entfernung ihres treuen Heeres von den Erblanden, das alles konnte Amalia nicht bewegen, ihre Einwilligung zu Verträgen zu geben, die dem Glauben der Unterthanen Gewalt anthaten und die Rechte des fürstlichen Hauses schmälerten. Sie, die über der Erziehung der Kinder die Regierung nicht verabsäumte, die die Verhandlungen mit nahen und fernen befreundeten Mächten selbst leitete und den Gang kriegerischer

Unternehmungen ihrem Melander selbst vorzuzeichnen pflegte, hatte sich das hohe Ziel gesteckt, nicht für ihres Hauses und Landes Erhaltung allein, auch für die Sicherung des reformierten Glaubens nach Kräften zu ringen. Der Vertrag mit Herzog Georg von Braunschweig-Lüneburg, die Einigung mit Frankreich und Schweden gab neuem Hoffen Raum. Der hohe Geist der Fürstin theilte sich den Verbündeten mit; sie verzagte auch dann nicht, als die Welfen sich durch den unglücklichen Vertrag von Goslar mit dem Kaiser ausöhnten und erreichte, daß, während diese der durch die Waffen Georgs und alte Verträge erworbenen Landschaften wieder verlustig gingen, ihrem Hause der künftige Erwerb der Grafschaft Hanau zugesichert wurde und der Anspruch auf die marburger Erbschaft durch Waffengewalt und Unterhandlungen geltend gemacht werden konnte.

Dieselbe unerschütterliche Standhaftigkeit der Fürstin gab sich während des Verlaufs der Verhandlungen in den beiden westphälischen Friedensstädten kund, wo ihre Gesandte für den evangelischen Glauben und die Amnestie beredt das Wort führten, für ihr Haus, außer kleineren Entschädigungen, der Besitz der Abtei Hersfeld und eines Theils der Grafschaft Schaumburg errungen wurde. So legte für Hessen-Cassel der furchtbarste Krieg der jemahls Deutschland verheerte, den Grund zur Entwicklung eines starken selbständigen politischen Lebens. Das war, der Hauptsache nach, das Werk Amalias, die, nachdem sie ihrem für volljährig erklärten Sohn, Landgraf Wilhelm VI., die Regierung übergeben, lebensmüde — sie hatte lange gewacht — 8. August 1651 die Augen schloß.

Hav.

## B e r l i n .

Verlag von Hermann Schulke 1843. Germania. Enthaltend: sprachwissenschaftliche und geschichtliche Abhandlungen, Abdrücke und Erläuterungen kleiner Stücke Altdeutscher Sprache und Poesie, Nachrichten von Altdeutschen Handschriften, Mittheilungen aus lebenden Deutschen Mundarten, einzelne Sprachbemerkungen, Beiträge zur deutschen Litteraturgeschichte, und Uebersichten der Deutschen Sprachlitteratur seit 1834. Von der Berlinischen Gesellschaft für Deutsche Sprache und Alterthumskunde. Herausgegeben durch Friedrich Heinrich von der Hagen. Fünfter Band. Mit Beiträgen von August, Bormann, Förstemann, Höfer, Kläden, Kuhn, Lütcke, Pischon, Tostmann, Zelle, Zeune, Zinnow und dem Herausgeber. — Auch unter dem Titel: Neues Jahrbuch der Berlinischen Gesellschaft für Deutsche Sprache und Alterthumskunde u. s. w. 276 Seiten in Octav.

Die Thätigkeit, welche die Berlinische Gesellschaft für deutsche Sprache durch ihr Jahrbuch von 1834 bis jetzt bekrundet hat, ist durchaus erfreulich durch den warmen Antheil am Vaterländischen, welches sich in allen von den einzelnen Mitgliedern gelieferten Abhandlungen und Beyträgen ausspricht, durch das erkennbare Fortschreiten mit der von Tage zu Tage mehr Umfang gewinnenden deutschen Alterthumswissenschaft und durch das Bestreben nach Kräften zu ihrer Förderung mitzuwirken. Und wenn auch einzelne Beyträge mehr davon zeugen, daß ihre Verfasser lieber sich das Ziel stecken wollten aus Interesse an dem Gegenstande mitzulernen, als selbständig umfassendere

Untersuchungen anzustellen, — wodurch es allerdings gekommen ist, daß wir vom Standpuncte der Wissenschaft aus hier und da einige Mittheilungen lieber verkürzt gelesen hätten, andern von eben diesem Standpuncte aus eine größere Schärfe gewünscht, andere als nichts Neues von Erheblichkeit bietend lieber beseitigt gesehen hätten, — so würde es doch auch wohl Manchem zu hart dünken, wenn man an diese harmlos in einem Kreise von Freunden dargebotenen Leistungen durchaus den strengen Maßstab der Wissenschaft legen wollte. Ref. erlaubt sich daher nur im Allgemeinen die Bemerkung, daß die Herausgabe von bis dahin unbekanntem oder minder bekannten Denkmählern, Sammlungen von Einzelheiten, welche auf Deutsche Sprache, Literatur und Deutsches Alterthum Bezug haben, ihm unter allen Gaben ganz besonders lieb gewesen sind.

Der vor uns liegende fünfte Band der Germania enthält: I. Nibelungen. Ein und zwanzigste Handschrift. Von v. d. Hagen S. 1—11. — Abdruck des Linzer Bruchstückes aus dem fünften Berichte des Verwaltungsausschusses des Museum Francisco - Carolinum zu Linz, dem das entsprechende Stück aus der verwandten Berliner Handschrift gegenüber gestellt ist. — II. Älteste altdeutsche heidnische Gedichte. Von A. Zeune. S. 12—19. Erklärung der bekannten von J. Grimm herausgegebenen heidnischen Gedichte ohne erhebliche neue Zuthaten. Das schwierige *cuoniowidi* wird S. 15 durch starke (?) Fesseln übersetzt. — Damit verbinden wir XV, Noch etwas über *Idisi* von G. Förstemann S. 219—21. Der Verf. hält *hera duoder* für Apposition zu *Idisi* und erklärt 'die Erhabenen der Völker' (?); der Vers *suma clübödu* umbi

cuoniowidi wird übersetzt: 'andere spalteten Königsdiademe' (?). — III. Die deutsche Sprache in der Königlichen Academie der Wissenschaften von v. d. Hagen S. 20 — 24. Academische Antrittsrede am Leibniztage 8. Julius 1841, welche sich insbesondere über die Stellung der Berliner Academie zur deutschen Sprachforschung verbreitet. — IV. Ueber die Sage von Biterolf und Dietleib von Zinnow. S. 25 — 43. Bekanntlich hat W. Grimm in der deutschen Heldensage zu erweisen gesucht, daß dem Gedichte von Biterolf und Dietleib keine echte Sage zum Grunde liege, daß der Dichter nur die von ihm selbst erfundenen Begebenheiten an namhafte Personen der deutschen Heldensage angeknüpft habe. Der Verf. dieses Aufsatzes sucht das Gegentheil hauptsächlich dadurch zu erweisen, daß er in der Sage von Biterolf und Dietleib eine verdunkelte historische Erinnerung an den bekannten Krieg des Attila gegen den Burgundenkönig Gundahari im Jahre 435 nachzuweisen sucht, welches Ereignis hier treuer im Andenken geblieben sey als selbst in der Nibelungensage. Auch die Siegfriedsage zeige sich in diesem Gedichte in einer echtern Gestalt, da die Unverwundbarkeit des Helden hier nicht erwähnt werde; eben so stamme ja auch das, was von Dietrich von Bern und Walthar erzählt wird, aus alter echter Sage. — Aber die an sich schon fragliche Annahme, daß jener Vernichtungskrieg des Attila gegen die Burgunden zu einer Dietleibsage umgewandelt sey, in welcher niemand umkommt, fällt, so bald diese aus andern Gründen als Nachwerk erkannt wird, und das Uebrige beweist nur, daß dem Dichter die bekannten Heldensagen geläufig waren. Obgleich nun außerdem Hr Zinnow den Dichter noch gegen die Abgeschmacktheiten, welche Grimm

ihm nachgewiesen hat, in Schutz nimmt, so kann Ref. dessen ungeachtet dem Verf. nicht beystimmen. Freylich ist es wohl gewis, daß Witerolf und Dietleib in deutschen Liedern bekannte Namen waren, da sie die Wilkinasage und den letztern wenigstens auch das Gedicht vom König Laurin kennt, aber die Geschichten, welche der Dichter des Witerolf aus irgend einer localen oder persönlichen Veranlassung von ihnen erzählt, zeigen nur, daß er es wohl verstand, aus ihm bekannten Sagen eine neue zusammen zu leimen, welche freylich nirgend einen originellen Zug enthält, wie sie echte Sagen zu enthalten pflegen. Da außerdem die Haupthandlung des Gedichts, der Zug an den Rhein, der verbreiteten Sage zuwider läuft und Dietleib hier in nähere Verbindung mit Ekhel gebracht wird, während er sonst als Geselle Dietrichs von Bern erscheint, so möchte gegen die Annahme der Willkür von Seiten des Dichters sich wenig Erhebliches einwenden lassen. — V. Bedeutung und Unterschied der Bestimmungswörter Groß, Klein; Hoch, Tief, Nieder; Ober, Unter von Zelle S. 44 — 57; eine synonymisch = lexicologische Untersuchung, für den Gegenstand fast zu ausgedehnt. — VI. Erinnerung an G. G. Graff von v. d. Hagen und VII. Graff als Pädagog von Bornmann S. 58 — 80. Kurze Lebensbeschreibung des Verstorbenen und Würdigung seiner Verdienste um die deutsche Sprache und Literatur, so wie um das Unterrichtswesen\*). — VIII. Zum jüngeren Titirel von Lofmann S. 81 — 102. Eine Vergleichung der ersten zehn Kapitel der

\*) Warum Herr v. der Hagen S. 63 nachherige Verbesserungen von dem was Graff falsch gelesen hatte, 'kleinliche Besserlesereien einzelner Buchstaben der alten Handschriften' nennt, ist nicht abzusehen.



Ausgabe von 1477 mit dem Hahnschen Abdruck, welcher sich aber nur auf die Abweichungen in Beziehung auf Zusätze und Weglassungen ganzer Strophen beschränkt. In einer angefügten grammatischen Bemerkung wird die Umschreibung mit worden (vgl. Grimms Grammatik 4, 15) aus dem Titirel (Str. 885 H.) und aus Denkmählern des vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderts nachgewiesen. — IX. Altddeutsche Baukunst und Bildwerke von v. d. Hagen S. 103—113. Relation aus dem Werke: 'Denkmale der Baukunst des Mittelalters in Sachsen herausgegeben von Dr Puttrich.' — X. Das Heldenlied von Walther und Hildegunde. Von v. d. Hagen S. 114—121. Restitutionsversuch des Bruchstückes nach Karajans Ausgabe. Maßmann hatte 1841 Herrn v. d. Hagen seine Berichtigungen mitgetheilt. Seitdem hat Maßmann dieses interessante Denkmahl im zweyten Bande der Zeitschrift für deutsches Alterthum mit seinen Ergänzungen abdrucken lassen und Haupt einige Bemerkungen dazu gegeben, auf welche Ausgabe hier keine Rücksicht genommen ist. — XI. Der Wiener Meerfahrt. Von Lütcke S. 122—142. Bemerkungen über den Koloczaer Codex, in welchem dieser Schwank sich befindet; Vermuthungen über den Verfasser desselben; Besprechung des Inhaltes und Nachweisung anderswo vorkommender Fassungen derselben Sage. Für den Verfasser hält Hr Lütcke mit Schädel (vgl. diese Blätter 1843 St. 120) den Stricker, was doch nicht zur Genüge erwiesen werden kann, und wogegen auch spricht, daß die in diesem Gedichte vorkommende Manier einzelne Abschnitte der Erzählung mit drey Reimen zu schließen dem Stricker fremd ist. Wenn B. 47 'daz hât der vreden lære gemachet' richtige Lesart ist —, so kennen wir wenigstens den

Beynamen eines andern Dichters. — XII. Wil-  
 liram's Verdeutschung des Hohen Liedes.  
 Von v. d. Hagen S. 142—190. Abdruck der  
 zweyten Hälfte der bis jetzt unbenutzten Berliner  
 Handschrift, deren Anfang in dem vierten Bande  
 der Germania erschien; eine sehr dankenswerthe  
 Gabe. — XIII. Anastasius Grün. Von dem-  
 selben S. 191—208. Recension des 'Schutt' und  
 der Gedichte von A. Grün. — XIV. Nochmals  
 Nibelungen S. 209—214. Vollständiger Ab-  
 druck der Würzburger Bruchstücke, deren abwei-  
 chende Lesarten von Reuß in dem Serapeum 1841  
 Nr. 4 mitgetheilt sind, von Franz Roth. Von  
 der Hagen vergleicht dazu S. 215—17 die ent-  
 sprechenden Stellen der zweyten Münchener Hand-  
 schrift, welche jener am nächsten steht. — XVI.  
 Ueber den Eingang zu Eschenbach's Parzival  
 von E. Kläden S. 222—46. Dieser Aufsatz  
 liefert manches zu Beachtende und näher zu Er-  
 wägende gegen Lachmann's Erklärungen in den  
 Abhandlungen der Berliner Academie vom Jahre  
 1835. Unhaltbar scheint uns die S. 240 ausge-  
 sprochene Ansicht, die Verse 1, 15—28 habe  
 Wolfram erst später als eine Erwiderung eingefügt,  
 als er Gottfried's bekannten Angriff erfahren, und  
 das etwas seltsame Bild von dem Hasen (1, 19)  
 stamme also ursprünglich von diesem Dichter, nicht  
 von Wolfram, dessen sonstiger Manier es doch  
 ganz entspricht. — XVII. Proben niederdeutscher  
 Mundarten von A. Ruhn S. 246—251; meist  
 in Sagen, Sprichwörtern und Reimen. Sind will-  
 kommen wie XVIII. Ein plattdeutscher Reim  
 durch einen englischen erklärt von A. Höfer  
 S. 252—54. — XIX. Ueber einen alten Kelch  
 und eine Patere der NicolaiKirche in Berlin von

Pischo n S. 255—260. Besprechung dieser kostbaren und interessanten Denkmähler mittelalterlicher Kunst, welche nach den Inschriften Johannes und Otto Marh. in das dreyzehnte Jahrhundert gehören. Doch läßt sich nicht entscheiden ob Johann der Erste (1220—66) oder der Zweyte, (1266—82) Otto der Dritte (1220—67) oder der Vierte (1282—1308) gemeint ist. Nach einer neuern Inschrift schenkte Kurfürst Friedrich Wilhelm der Große im Jahre 1642 beide Stücke an die NicolaiKirche. — XX. Göthe S. 261—66. Bemerkungen über die dem Dichter fälschlich zugeschriebene Flohdissertation von v. d. Hagen; über Göthes Nachtlid von A. Kuhn, welches mit einem deutschen Volksliede zusammen gestellt wird u. A. — XXI. Jahresberichte über die Arbeiten der Gesellschaft und Uebersicht der wichtigsten neuen Werke deutscher Sprache und Alterthumskunde. W. M.

### Freiburg (im Uechtland),

bey L. J. Schmid 1843. Biographie de François Guillimann, par Alex. Daguët, de Fribourg. V und 82 Seiten in Octav.

Franz Guillimann, der Verfasser der Werke de Rebus Helvetiorum und der Habsburgiaca, war einer der ausgezeichnetsten Schriftsteller seiner Zeit. Im vorigen Jahrhundert bedauerte der berühmte Rechtsgelehrte Freyherr v. Senkenberg, in seinen Select. jur. et histor. den Mangel an zuverlässigen Berichten über die Lebensumstände dieses Gelehrten den er so sehr hoch schätzte. Seit dem erschien eine 'Abhandlung über

Guillimanns Leben und Schriften' von Franz Gafler, k. k. österr. Archivar (Wien 1783. 67 S. in Oct.), welche vorzüglich von Guillimanns Verdiensten als österreichischem Geschichtschreiber handelt, jedoch nur für die zweyte Lebensperiode Guillimanns wichtig ist. In dieser Beziehung wurde sie von Hn Daguet benutzt. Letzterer, ein junger Gelehrter, dem vor Kurzem die ehrenvolle Ernennung zum Director der Normalschule in Pruntrut zu Theil ward, unternahm es, den Geschichtschreiber seines Vaterlandes darzustellen, dem berühmten Landsmann ein Denkmahl zu errichten, und die historische Literatur mit einer schätzbaren Monographie zu bereichern, welche auch außerhalb der Grenzen der Eidgenossenschaft sich einer guten Aufnahme zu erfreuen haben wird, zumahl da Guillimann sowohl Deutschland als der Schweiz angehört.

Franz Guillimann wurde zu Freiburg im Uechtland in der zweyten Hälfte des 16. Jahrhunderts, von unbemittelten Aeltern geboren. Sein Vater that das Mögliche um ihn gut erziehen zu lassen. Nachdem der Knabe in Freiburg den ersten Unterricht genossen, schickte man ihn nach Dillingen, wo er während eines dreijährigen Studiums allen seinen Genossen als Vorbild diente. Er lernte mehrere Sprachen, und wurde in der Schweiz bald rühmlich bekannt. Im Jahre 1589 wurde er, auf Empfehlung des Solothurner Kanzlers J. J. v. Staal zum Provisor oder Lehrer der lateinischen Schule in Solothurn ernannt und nach zweyjähriger Thätigkeit von der dortigen Regierung mit dem Bürgerrecht verehrt. Allein bald entzweyeten Fragen der Politik den Gelehrten mit der Regierung. Zwey Parteyen, die Heinrichs IV.

und der Ligue theilten damahls Solothurn und die Eidgenossenschaft. Guilliman hielt es mit der Ligue und wurde dafür auf Antrieb der gegnerischen Partey, zu einer Buße verurtheilt, die jedoch seine Freunde für ihn erlegten. Da er aber dessen ungeachtet nicht schwieg und zu neuen Klagen Anlaß gab, wurde er, den 15. Merz 1595, seiner Stelle entsetzt, aus der Bürgerliste gestrichen und fortgeschickt. Der spanische Gesandte, Graf Casati, nahm ihn als Geheimschreiber in seinen Dienst. Die Zeit, welche dem Gelehrten nun übrig blieb, widmete er den Musen. Im Jahre seiner Verweisung ließ er in Pruntrut zwey rasch auf einander folgende Sammlungen lateinischer Gedichte religiösen Inhalts drucken, welche äußerst selten sind und, wenigstens in Hinsicht der Sprache, von Kennern geschätzt werden.

Schon während seines Aufenthalts in Solothurn war Guillimann mit dem Gedanken umgegangen, ein die gesammte Eidgenossenschaft umfassendes historisches Werk zu bearbeiten. Jetzt, da er Muße hatte, faßte er den Entschluß, sein Vorhaben auszuführen. Außer Tschudi (dessen Werk theilweise erst im 18. Jahrhundert erschien), kann man ihm nur einen schweizerischen Historiker jener Zeit, den gelehrten und gefälligen Simler, zur Seite stellen. Wie dieser die Reformation hervorhob, so blieb Guillimann dem katholischen Glauben treu. Indessen sollte in der Feder dieser zwey, durch die classischen Schriften des Alterthums gebildeten, Männer die Geschichte keinesweges in einen confessionellen Proceß ausarten. Guillimanns Werk zerfiel in zwey Hälften; in der erstern behandelte er die Alterthümer und frühesten Zustände der Schweiz, bis auf den eidgenössischen

Bund; in der zweyten, die allgemeine Geschichte des gesammten Vaterlandes bis auf seine Zeit. In manchem Orte, vorzüglich in Freiburg, fand sein Streben Anerkennung, Beyfall und Aufmerksamkeit. Seine Vaterstadt öffnete ihm sogar ihr bisher unbenutztes Archiv. Gründliches Studium, ein scharfer Blick, römischer Ernst, ein zierlicher Styl, erhabene Gedanken, zeichnen sein Werk rühmlichst aus. Es ist wahrlich kein geringes Verdienst, daß Guillimann, der überall das Wahre vom Falschen zu unterscheiden suchte, der erste Geschichtschreiber der Schweiz war, der die Fabeln aus dem Gebiete der Geschichte wies. Eben dadurch, daß er sich über allgemeine und tief eingewurzelte, Vorurtheile erhob, mußte er vielfachen Anstoß erregen. Dadurch, daß er Salodorum unter die zwölf Städte zählte, welche die Helvetier in Asche legten, reizte er die Solothurner, welche den Ursprung ihrer Stadt bis auf die Zeiten Abrahams hinaufführten. Aber vorzüglich nahmen die Schweizer an seiner Erklärung des Ursprungs der Eidgenossenschaft Aergernis, indem er behauptete, daß die drey, zwar freyen, aber den Klöstern zinspflichtigen Länder, (Waldstätte) auf ihr Verlangen von Kaiser Friedrich II., einem Feinde der Mönche, in den unmittelbaren Schutz des Reiches aufgenommen seyen. So geschah es, daß, als er einst durch ein Dorf im Zürcherlande reiste, er von einem tobenden Haufen umringt, angegriffen, und in einen Brunnen geworfen wurde. Empört über eine solche Behandlung und andere Unannehmlichkeiten wandte Guillimann sein Herz von seinem Vaterlande ab. Er bearbeitete seit dem eine Geschichte des habsburgischen Hauses, welche 1605, auf Kosten des spanischen Königes, in Mailand

erschien. Kaiser Rudolph II. belohnte ihn, und der Erzherzog Maximilian ernannte ihn (1606) zum Professor der Geschichte und Literatur an der Universität in Freiburg. Nach einem eilfjährigen Aufenthalte in Luzern bey seinem Gönner, dem Grafen Casati, folgte der berühmte Gelehrte diesem Rufe, durch den er seiner Heimath verloren ging. Hier endet die erste Hälfte seines Lebens.

Guillimann bewährte sich in Freiburg als einen trefflichen Lehrer. Allein, kaum glaubte ihn der Erzherzog für die Universität gewonnen, als er seiner Stelle überdrüssig ward. Der Neid seiner Amtsgenossen und andere Umstände brachten ihn zu dem Entschlusse, sich vom Katheder zurück zu ziehen und ausschließlich seinem Lieblingsfache, der Geschichte, zu leben. Die erste Frucht seiner Forschungen waren 10 Bücher der *Principes Austriae*. Diese Geschichte der Fürsten Oesterreichs wird mit Recht geschätzt, würde aber ungleich vollständiger seyn, wenn nicht die Aengstlichkeit der Klosterherren und die schüchterne Politik der Fürsten dem Forscher den Zutritt zu den Archiven erschwert und außerdem manche Hindernisse in den Weg gelegt hätten. Guillimann erholte sich von seiner mühsamen Arbeit durch einen lebhaften Briefwechsel, aus welchem Hr. Daguet manchen interessanten Bericht geschöpft hat. Wir wollen dem Verf. der hier besprochenen Biographie in der Beschreibung der zweyten Periode von Guillimann's Leben nicht Schritt für Schritt folgen und dürfen um so eher kurz seyn, als Manches vom Verf. mitgetheilt schon aus Gasplers Abhandlung bekannt ist. In Hinsicht auf Guillimann's Briefe soll bloß erinnert werden, daß einer derselben den Namen Guillimann's weit mehr verbreitet hat, als alle

seine übrigen Schriften. Der Geschichtsforscher hatte nämlich, in einer Antwort an Goldast den Satz hingeworfen, daß die sogenannte Tell'sche Geschichte nichts weiter als eine Erdichtung sey. Dieser Ausspruch gab, wie bekannt, zu einem heftigen Streit über die Tellfrage Veranlassung. Die Literatur und den ganzen Hergang dieser von 1607 bis 1842 sich erstreckenden Untersuchung hat der Verf. der *Recherches critiques sur l'histoire de Guillaume Tell* vollständig besprochen. Eine Bemerkung desselben, (S. 64.) die Behandlung der Tell'schen Frage im Gelehrten Vereine zu Straßburg betreffend, mißfiel dem Hn Daguet, der, obgleich in derselben nicht genannt, diese Gelegenheit benutzte um sich zu rechtfertigen, und sich über Guillimann's Aussage in einer Weise zu erklären, welche einer Ergänzung oder Berichtigung zu bedürfen scheint. Schriftstellerische Eizgenliebe hat öfters der Wahrheit geschadet, und diese, glauben wir, sollte doch in der Wissenschaft dem Gelehrten immer am meisten gelten. Wozu hilft es, z. B. in Schedeler einen älteren Gewährsmann für die Tellfrage anzuführen, da es Thatsache ist, daß er den Etterlin wörtlich abgeschrieben? Warum verschwieg Hr Daguet, wenn er die Tellsage berühren wollte, die wahren Quellen der Erzählung der schweizer Chronisten, welche der Verf. der obgenannten Schrift entdeckt und bekannt gemacht hat?

Guillimann stand im verbreiteten Verkehr mit mehreren ausgezeichneten Männern. Die Briefe, welche er an sie schrieb, sind für die Geschichte seiner Zeit wichtig. Die Gunst, welche ihm von Seiten Kaiser Rudolphs II. und vorzüglich des Erzherzogs Maximilian zu Theil ward, erlaubte



ihm sich der Geschichtsforschung ganz zu widmen. In dem Archiv von Innsbruck fand er eine reiche Ausbeute. Man erstaunt bey der großen Thätigkeit und dem aussharrenden Fleiße dieses Mannes. Allzu große Anstrengung, Verdruß und Kummer untergruben seine Gesundheit. Er starb den 12. Oct. 1612 mit Hinterlassung einer zweyten Gattin und vier Kinder.

Die zahlreichen Schriften Guillimanns werden von seinem Lebensbeschreiber besprochen. Der eigentlichen Biographie folgt (S. 65—82) ein Anhang, der eine Abhandlung über Guillimanns Geburtsort, einige Proben aus dessen Dichtungen, Briefe von ihm und an ihn, und ein Actenstück aus dem Archiv von Freiburg in Breisgau, enthält. — Die Beweisstellen und was sonst in dem Texte der Biographie nicht wohl Platz finden konnte, ist in die Noten verwiesen, welche die besten Beweise von dem Fleiße und dem Forschungseifer des Verfs geben. In dieser nach den Quellen bearbeiteten Lebensbeschreibung ist, nach der Aussage des Verfs, kein einziger Bericht, der nicht das Resultat einer Untersuchung wäre. Wir dürfen dieselbe als eine sehr interessante, mit Geschmack und Sorgfalt geschriebene Abhandlung empfehlen, welche noch größere und schönere Früchte aus der Feder des wackeren, jungen Gelehrten verheißt. Den im Verzeichnisse angezeigten Druckfehlern fügen wir zwey hinzu: S. 33. Note 12. Vanloo statt Venloo. und S. 37. Note 20. die Jahrzahl MDCCIX statt MDCCLX.

H — y.

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

## 45. Stück.

Den 18. März 1844.

---

N a u m b u r g,

gedruckt bey G. N. Klaffenbach: Q. D. B. V.  
Scholae Portensis a Mauritio Princ. Duce  
Saxoniae a. d. XII. Cal. Junias a. MDXLIII.  
feliciter conditae sollemnia saecularia diebus  
XX. XXI. XXII. Maji a. MDCCCXLIII pio fe-  
stoque ritu celebranda indicit et scholae fauto-  
res et amicos omnes his sollemnibus ut benigne  
interesse velint collegii magistrorum Portensium  
nomine invitat C. Kirchner S. S. Th. et Ph.  
Dr. Rector scholae prov. Portensis. VIII und  
zusammen 239 Seiten in Quart.

So wenig auch sonst der Raum und die Be-  
stimmung dieser Anzeigen die Berücksichtigung all-  
jährlicher Schulprogramme gestattet, so wird doch  
für gegenwärtiges nicht allein seinem äußeren Um-  
fange sondern auch seinem innern Gehalte nach  
eine Ausnahme um so eher zulässig seyn, als zu-  
gleich die Gelegenheit, zu welcher es geschrieben ist,  
selbst eine außerordentliche und nur selten wieder-  
kehrende ist. Auch hat unsere Universität neben

dem allgemeinen Interesse, welches das Bestehen und Gedeihen einer ehrwürdigen Pflanzschule solider Bildung jedem Freunde ächter Wissenschaft einflößen muß, noch einen besondern Grund zur Theilnahme an dem Jubelfeste der Pforte darin, daß sie dieser segensreichen Anstalt selbst mehre ihrer verdientesten Lehrer verdankt, von welchen einer, den ihr erst vor wenigen Jahren der Tod entrißen hat, noch in frischem Andenken lebt, ein anderer fortwährend als kräftiger Jubelgreis die classische Gediegenheit pfortnerischer Disciplin vergegenwärtigt, und so möge denn wenigstens eine kurze Anzeige ihres reichen Festprogrammes als Wahrzeichen dienen, daß ihr Ehrentag nicht unbeachtet an uns vorüber gegangen ist. Welche bedeutende und auch für höhere Wissenschaft fruchtbare Gaben die Pforte ohnehin alljährlich in wechselnden Festschriften ihrer Lehrer darbringt, ist den Männern vom Fache wohl bekannt; es bedarf also nur der Bemerkung, daß hier jene sämtlichen ehrenwerthen Kräfte sich zu einem gemeinschaftlichen Opfer auf dem Altare der Musen vereinigt haben, um den Werth der vorliegenden Schrift ermessen zu lassen, und wenn es auch die Natur der Sache mit sich bringt, daß nicht alle diese Beyträge streng wissenschaftlicher Art seyn können, so ist doch auch diese Seite nicht ohne namhafte Ausbeute geblieben. Selbst die zunächst aus dem practisch-localen Gesichtspuncte verfaßte Abhandlung des Rectors Dr Kirchner, welche den größeren Theil des Ganzen auf 159 besonders paginierten Seiten einnimmt: 'Die Landesschule Pforta in ihrer geschichtlichen Entwicklung von dem Anfang des XIX. Jahrhunderts bis auf die Gegenwart, mit einem Grundrisse'; hat nicht nur wegen der Bedeutung der Dertlichkeit als solcher, sondern

auch in weiterem Maßstabe Wichtigkeit für die Geschichte der neuern Pädagogik, deren Principien sich bey den reichen Mitteln dieser Anstalt in vieler Hinsicht freyer als anderswo entfalten konnten, während sie auf der andern Seite weit mehr als bey einer neuen Stiftung an die historischen Grundlagen gebunden waren; zu einer näheren Beleuchtung eignet sich jedoch für unsere Zwecke dieser Gegenstand eben so wenig als die 'Aussicht auf Pforta', mit welcher der geistliche Inspector Prof. Niese die Aufsätze der einzelnen Lehrer eröffnet. Unter diesen, deren jeder acht gleichfalls besonders paginierte Seiten zählt, heben wir zuerst den Commentar des Prof. G. H. B. Wolff zu Plauti Aulularia Act. III. Sc. 5 heraus, der sich in so fern an die im Jahre 1836 erschienenen Prolegomena desselben Verfs zu jenem Stücke anreicht, als gerade diese Scene nach der Bemerkung von Ladewig in der Zeitschr. f. d. Alterth. 1841, S. 1085 für die Zeitbestimmung wichtig ist; obgleich wir offen gestehen, daß, so gewiß jene Scene nicht während der Giltigkeit der lex Oppia, also zwischen 215 und 195 a. Chr. geschrieben seyn kann, wir sie doch weit lieber vor 215 als mit dem Verf. und seinem Vorgänger nach 195 setzen möchten. Wenigstens würde es sehr auffallen, gerade in einer Klage über den Luxus des weiblichen Geschlechts das eben erst aufgehobene Gesetz, wodurch derselbe gezügelt worden war, gar nicht erwähnt und zurück gewünscht zu sehen, während die Nothwendigkeit eines solchen im Jahre 215 um so mehr einleuchtet, wenn wir annehmen dürfen, daß es damit bereits damals so stand, wie es der plautinische Megadorus schildert; und Ladewigs Gegengrund, daß I, 2. 8 und IV, 8. 4 Philipp von Macedonien fast sprichwörtlich als einer der reichsten Könige bezeichnet werde, während die Römer doch erst im zweyten punischen

Kriege mit demselben in Berührung gekommen seyen, kann, in so weit er überhaupt hierher gehört, eher für als gegen uns beweisen. Denn gerade wenn dort von dem damaligen Gegner der Römer die Rede wäre, so dürfte man sehr bezweifeln, ob derselbe nach 195, als er bereits besiegt und gedemüthigt war, in solcher Weise auf der römischen Bühne habe genannt werden können; inzwischen ist es ohnehin viel wahrscheinlicher, daß darunter eben so wenig ein Zeitgenosse verstanden ist, wie unter dem zugleich genannten Darius, und die ganze sprichwörtliche Erwähnung vielmehr auf den Vater Alexanders geht, dessen Name sich durch das bekannte aurum Philippeum für den Römer eben so typisch mit dem Begriffe des Reichthums verknüpfte, als dieses bey Darius durch die Dariken der Fall war. Aus den Bemerkungen über einzelne Stellen, von welchen Hr Wolff selbst sagt, daß er sie *levius tantum et perfunctorie* berühre, erwähnen wir nur, daß er v. 31 und 32 *aliena manu intrusos* glaubt; doch entkräftet er den hauptsächlichsten Verdachtsgrund, daß *villa* nirgends weiter bey Plautus vorkommt, wieder dadurch selbst, daß er nicht consequent, wie Osann Anal. rei scaen. p. 183, auch die Stellen mit *villicus* verwirft; und daß *plaustra* für Damenfuhwerke steht, dürfte unseres Erachtens gerade auf eine Zeit deuten, wo der Luxus noch keine besonderen Stadtwägen kannte, so daß wir die bloße Entbehrlichkeit der beiden Verse, die außerdem recht gut ins Ohr fallen und sich bequem an das Vorhergehende anschließen, noch nicht für genügend halten, um sie zu verwerfen. Die mathematischen Abhandlungen der Professoren Jacobi I. und II.: 'Probe einer leichten und einfachen Behandlungsweise der Kegelschnitte', und 'analytische Behandlung eines Satzes aus der Lehre des ge-

radlinigen Dreyecks', so wie die des fleißigen Verfassers der im vorigen Jahre erschienenen Quaestiones Suchenwirtianae, Prof. Koberstein 'über die Betonung mehrsyllbiger Wörter in Suchenwirts Versen', und des Predigers und Adjuncten Dr Bittcher 'über das Werk des P. Abälard: Ethica seu scito te ipsum', die nur einen unvollendeten Auszug gibt und diesen mit einigen abschweifenden Noten begleitet, begnügen wir uns für die Freunde der betreffenden Fächer anzuführen; ein allgemeineres Interesse dagegen nimmt der Aufsatz des Prof. Dr Jacob in Anspruch, der mit der klaren und gefälligen Darstellung, wie sie dem gewandten Verf. im Lateinischen wie im Deutschen eigen ist, das Andenken zweyer ausgezeichneten Gelehrten feyert, welche auf der Pforte den Grund zu ihrer vielseitigen und gesegneten Wirksamkeit legten. Johann Georg Grävius, dessen umfassender Geist zuerst die gelehrten Früchte des siebenzehnten Jahrhunderts theils in zahlreichen Ausgaben cum notis variorum theils in dem Riesenwerke seines Thesaurus zu concentrieren unternahm, und Johann August Ernesti, der als Begründer einer rationellen streng grammatischen Auslegungsweise nicht bloß in der classischen Philologie, sondern auch in der Geschichte der Theologie und gewissermaßen selbst der Jurisprudenz Epoche macht, haben ihre erste Bildung auf der Schulpforte empfangen; und es war ein glücklicher Gedanke, an dem Tage, wo die Schule sich ihres Fortlebens erfreute, auch der Männer nicht zu vergessen, die selbst wenn der Sturm der Zeiten jener ein Ende gemacht hätte, doch hinreichen würden, um mit ihrem eigenen Andenken auch das ihrige unsterblich zu erhalten.

Doch auch diese Arbeit ist einer näheren Analyse nicht empfänglich; dagegen müssen wir bey den

folgenden Symbolis criticis des Prof. Dr. Steinhart wenigstens so lange verweilen, als es nöthig ist, um unser Bedauern zu begründen, daß dieser scharfsinnige und denkende Gelehrte, der bey dieser nämlichen Gelegenheit seine seltene Bekanntschaft mit dem Schake und den Formen der griechischen Sprache durch eine pindarische Jubelhymne von nicht weniger als 322 Versen dargelegt hat, sich gleichwohl in diesem Programme in Emendationsversuchen gefällt, von welchen eine besonnene Critik verhältnismäßig nur wenige adoptieren kann. Namentlich gilt dieses von den drey Stellen des platonischen Parmenides, wo Hr. Steinhart ineptissimas sententias erblickt und darnach Aenderungen vorschlägt, die uns bey richtiger Einsicht in Sinn und Sprache des Schriftstellers weder nöthig noch zulässig scheinen; und da sich nicht gerade jedermann aufgelegt fühlt, den abstrusen Zusammenhang dieses Gesprächs näher zu verfolgen, und Hr. Steinhart seine Behauptungen mit einer Zuversicht vorträgt, die bey seiner wohlbe gründeten Auctorität auf diesem Gebiete leicht bestechen kann, so wird es nicht unwichtig seyn, auch einige Gründe in die andere Wagschale zu legen. Die erste Stelle ist p. 161 A, wo Plato die Negation des Eins von der Seite auffaßt, daß nur das Einsseyn, außer diesem nichts verneint werde, und jenem folglich auch alle anderen Bestimmungen außer dieser einzigen, Eins zu seyn, ungeschmälert bleiben: *εἶναι μὲν δὴ τῷ ἐνὶ οὐχ οἷόν τε, εἴπερ γε μὴ ἔστι, μετέχειν δὲ πολλῶν οὐδὲν κωλύει, ἀλλὰ καὶ ἀνάγκη, εἴπερ τό γε ἐν ἐκείνο καὶ μὴ ἄλλο μὴ ἔστι*: und hieran schließen sich nun die Worte: *εἰ μὲντοι μήτε τὸ ἐν μήτ' ἐκείνο μὴ ἔσται ἀλλὰ περὶ ἄλλου του ὁ λόγος, οὐδὲ φθέγγεσθαι δεῖ οὐδ' ἕν*, die zwar auch den meisten frühern Erklärern Anstoß verursacht haben,

deren Sinn jedoch schon Heindorf richtig getroffen und auch Stallbaum nicht so weit verfehlt hat, daß Hr Steinhart sagen durfte: *vix ullius plausum feret, qui connexum sententiarum recte perspexerit*, obgleich uns auch seine Emendation eben so unnöthig als die Steinhartische dünkt, und wir die Stelle richtig verstanden für völlig heil halten. Die Pointe liegt darin, daß im Vorhergehenden *ἐν* das Attribut *ἐκεῖνο* bey sich hat und nur sein Prädicat *ἔστι* verneint ist: stände freylich, fährt nun Plato fort, die Sache so, daß die Verneinung nicht bloß das Seyn des *ἐν*, sondern auch des *ἐκεῖνο* umfaßte (*si neque τὸ ἐν neque illud non erit*) und folglich bey dem *μὴ εἶναι* von etwas anderm als dem bloßen *ἐν* die Rede wäre, so wäre kein Wort mehr zu verlieren, weil ihm dann jede andere Bestimmtheit eben so wohl wie die des *ἐκεῖνο* fehlen könnte; wenn aber unsere Voraussetzung die ist, daß nur das *ἐν* und nichts weiter negiert sey (*εἰ δὲ τὸ ἐν ἐκεῖνο καὶ μὴ ἄλλο ὑπόκειται μὴ εἶναι*), so kann ihm sowohl das *ἐκεῖνο* wie jedes andere Attribut oder Prädicat außer dem Einzigen, es selbst zu seyn, zukommen. Hr Steinhart emendiert: *εἰ μὲντοι μηδὲ τὸ ἐν ἐκεῖνο μὴ ἔσται*, worin der Sinn läge, daß nicht einmahl das Seyn des Eins negiert wäre; das entspricht aber der entgegengesetzten Unterstellung: wenn die Negation das Eins allein und nichts anderes außer ihm beträfe, eben so wenig als seinem nächsten Gegensatze: *sed de alio quopiam non definito sermo fit*, wo gerade von demselben *ἄλλο τι* die Rede seyn soll, das man zu dem vorhergehenden nicht einmahl durch geschweige supplieren müßte; und wie dann zu allem diesem den Schluß paßt, den Hr Steinhart so übersetzt: *tunc certe nihil omnino de eo dicere oportet, ne id quidem, esse ἐκεῖνο*, ist so schwer einzu-



sehen, daß selbst wenn seine Ansicht dem Sinne des Ganzen mehr entspräche als es wirklich der Fall ist, die Leichtigkeit des Verständnisses dadurch um keinen Schritt gefördert wäre. Noch mehr hat derselbe übrigens Plato's einfachen und klaren Sinn an der zweyten Stelle p. 162 A mißverstanden, wo jene Argumentation, daß dem nicht seyenden Eins gleichwohl mit alleiniger Ausnahme seines eigenen alle sonstigen Prädicate zukommen, selbst auf das Seyn ausgedehnt und dieses durch die bekannten Sophismen bewiesen wird, daß wenn das nicht seyende Eins gar nicht wäre, man auch nicht einmahl dieses von ihm sagen könnte, daß es nicht sey, überhaupt gar keine Kenntnissnahme von ihm möglich wäre, und zweytens, daß sein Seyn gerade darin bestehe, nicht seyend zu seyn, indem, wenn es dieses nicht wäre, folglich die Verneinung seines Seyns ihm nicht zukäme, es vielmehr seyn als der Voraussetzung gemäß nicht seyn würde. So muß ihm also, sagt Plato wörtlich, wofern es überhaupt nicht seyn soll, gerade daß es als Nichtseyendes ist, zur Befestigung seines Nichtseyns dienen, gleich wie umgekehrt das Seyende nur dadurch wahrhaft Seyn ist, daß es nicht Nichtseyendes ist; und dieses erläutert er dann noch näher in den Worten, die Hn Steinhart sinnlos dünken, aber so schwer, ja unmöglich sie auch in deutscher Construction nachzuahmen sind, doch im Griechischen nicht schärfer und bündiger gegeben werden konnten: οὕτως γὰρ ἂν τὸ τε ὄν μάλιστα ἂν εἶη καὶ τὸ μὴ ὄν οὐκ ἂν εἶη, μετιχοντα τὸ μὲν ὄν οὐσίας τοῦ εἶναι ὄν, μὴ οὐσίας δὲ τοῦ εἶναι μὴ ὄν, εἰ μέλλει τελέως εἶναι, τὸ δὲ μὴ ὄν μὴ οὐσίας τοῦ μὴ εἶναι μὴ ὄν, οὐσίας δὲ τοῦ εἶναι μὴ ὄν, εἰ καὶ τὸ μὴ ὄν αὐτὸ τελέως μὴ ἔσται.

(Schluß folgt)

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

46. 47. Stück.

Den 21. März 1844.

---

N a u m b u r g.

Schluß der Anzeige: 'Scholae Portensis sollemnia saecularia indicit C. Kirchner.

Am Besten werden wir die Sache, weil ja doch hier ganz mit Begriffen gerechnet wird, durch eine mathematische Formel verdeutlichen. Wenn das einfache Seyn oder Seyende  $= a$  ist, so werden wir das wahrhaft ( $\tau\epsilon\lambda\acute{\epsilon}\omega\varsigma$ ) oder seyend Seyn ( $\acute{\omicron}\nu \epsilon\acute{\iota}\nu\alpha\iota$ ) durch  $a \times a = a^2$  ausdrücken können, und eben so das nicht seyend Seyn ( $\epsilon\acute{\iota}\nu\alpha\iota \mu\grave{\eta} \acute{\omicron}\nu$ ) durch  $a \times -a = -a^2$ ; in so fern aber ersteres, gerade um wahrhaft zu seyn, zugleich die Negation des Nichtseyns seyn muß, so kann sein Wesen auch entweder so ausgedrückt werden, daß es  $-a \times -a$  oder daß es nicht  $a \times -a$  sey, und eben so hinwiederum das Wesen des Nichtseyns einerseits durch die obige Formel, daß es  $a \times -a$  sey, andererseits aber daß es nicht  $-a \times -a$  sey, während Hn Steinharts Emendation die Sache geradezu herum dreht und das Seyende ( $a^2$ ) nicht  $-a \times -a$ , das Nichtseyende ( $-a^2$ ) dagegen

nicht  $a \times$  —  $a$  seyn läßt. Läge freylich in den Worten: *μετέχον μὴ οὐσίας τοῦ εἶναι μὴ ὄν*, das, was Hr Steinhart hereinträgt: quod sit, id ita *μὴ οὐσίας* partem habere, ut ipsum sit non-ens, so wäre das Unsinn; aber erinnern wir uns nur, daß Plato jedes Prädicatsverhältniß als eine *μέθεξις* oder *μετουσία* ausdrückt, so werden jene Worte von dem ὄν gebraucht nichts weiter bedeuten als *μὴ ὄν τοιοῦτον ὥστε μὴ ὄν εἶναι* und umgekehrt von dem *μὴ ὄν* die Worte *μετέχον μὴ οὐσίας τοῦ μὴ εἶναι μὴ ὄν* so viel als *μὴ ὄν τοιοῦτον ὥστε μὴ εἶναι μὴ ὄν*, d. h. ὥστε εἶναι ὄν: und so schwerfällig und tautologisch diese Umschreibungen auch aussehn mögen, so nothwendig sind sie doch für den strengen Parallelismus, der den ganzen Parmenides im Großen und Kleinen durchzieht, wenn nicht nur angegeben werden soll, was das Seyende und Nichtseyende seyn müssen, um das zu seyn was sie sind, sondern auch was sie nicht seyn müssen, um nicht das Gegentheil von dem, was sie sind, zu werden. Die Genitive nach *οὐσίας* haben mit der Bedeutung in Ansehung, welche ihnen Hr Steinhart beylegt, nichts zu thun, und wenn Plato das gemeint hätte, was dieser voraussetzt, so würde er gewiß den Dativ gebraucht haben; die Genitive aber nehmen bey dem Verbalsubstantiv *οὐσία* dieselbe Stelle ein, welche das Prädicat bey dem Verbum haben würde, also von dem *μὴ ὄν*: *μετέχει οὐσίας τοῦ εἶναι μὴ ὄν* s. v. a. *ἐστὶ τὸ εἶναι μὴ ὄν*, es ist  $a \times$  —  $a$ , sein Seyn besteht darin, daß es nicht seyend ist, oder *μετέχει μὴ οὐσίας τοῦ μὴ εἶναι μὴ ὄν* s. v. a. *οὐκ ἐστὶ τὸ μὴ εἶναι μὴ ὄν*, es ist nicht —  $a \times$  —  $a$ , sein Nichtseyn ist das Gegentheil von dem, durch welches das Seyende das Nichtseyn nicht ist; und

so selten auch eine solche Construction wegen ihrer Schwerfälligkeit seyn mag, so entspricht sie doch eben so wohl dem Geiste der Sprache, der dem Prädicat durchgehends dieselbe Construction wie dem Subjecte einräumt, als der Eigenthümlichkeit des Parmenides, dessen Schlüsse ja nicht selten gerade auf dieser Gleichstellung und Verwechslung des Subjects und Prädicats bey εἶναι und μὴ εἶναι beruhen. In der dritten Stelle endlich p. 165 A, ist es unbegreiflich, daß Hr Steinhart nicht gesehen hat, wie die Worte διὰ τὸ μὴ δύνασθαι ἐνὸς αὐτῶν ἐκάστου λαμβάνεσθαι, nicht mit dem nächst vorhergehenden μικρότερα δέ, sondern mit dem ganzen Satz πρό τε τῆς ἀρχῆς κ. τ. λ. verbunden werden müssen, weil sie eben den Grund enthalten, weshalb man, so bald das Eins als nicht seynd hinweggedacht wird, nirgends ein bestimmtes Ziel finden kann, sondern wie in den Paralogismen des Zeno, Alles ins Unendliche theilbar ist; seine Emendation μικρότερα ἢ δύνασθαι würde das Satzglied, in welchem gerade das Verhältnis der Unterstellung zur vorliegenden Folgerung ausgedrückt ist, zu einer bloßen Ausmahlung des Comparativs herunter setzen.

Dies möge genügen, um Hn Steinharts Verfahren zu charakterisieren und es zu rechtfertigen, wenn wir ähnliches Mißtrauen auch für seine übrigen Vermuthungen empfehlen, deren er auf weniger als sechs Seiten noch ein zweytes Kapitel zu Aristoteles drey Büchern de anima, und ein drittes zu allen sieben Tragödien des Sophokles hinzugefügt hat. Eine jede derselben auf ähnliche Art zu erörtern, würde einen drey- und vierfach größeren Raum erfordern, als er selbst darauf verwendet hat, und so gern Ref. die geniale Leichtigkeit und Sprachfertigkeit anerkennt, mit welcher er na-

mentlich zu den Stellen des Sophokles, wo Neue durch Stern oder Kreuz die Conjecturalcritik gleichsam provociert hat, Lesarten vorschlägt, deren sich der Dichter gewiß nicht zu schämen hätte, so kann er sie doch im Ganzen nur der Kühnheit und Subjectivität des Urtheiles vergleichen, womit weiland Reiske die Hariolationen des Augenblicks aus vollem Beutel aussäete. Weit mehr haben ihn jedenfalls verhältnismäßig die beiden folgenden Aufsätze befriedigt, in deren erstem Prof. Fickert Bruchstücke eines lateinischen Glossariums mittheilt, die er als Bibliothekar der Anstalt von einigen alten Einbänden abgelöst hat, in dem andern aber Prof. Keil aus dem reichen und in seiner Art einzigen Schatze seiner onomatologischen Forschungen ein Scholion Arateum aushebt, das an interessanten Aufschlüssen und Zusammenstellungen keiner Partie seiner *Analecta* nachsteht. Das Glossarium trägt die Züge des Xten Jahrhunderts, und dürfte auch seinem Ursprunge nach keiner viel früheren Zeit angehören, da es nicht allein Mehreres mit Isidor gemein hat, sondern auch neben den Namen classischer Schriftsteller ausdrücklich Eucherius Bischof von Lugdunum und insbesondere Placidus anführt, aus dessen Glossen eine bedeutende Anzahl der hier verzeichneten entlehnt ist. Inzwischen deutet Anderes auch wieder auf andere Quellen, wie z. B. die Notiz pag. 3: *Dios Bitiniensium lingua martius mensis dicitur Eidios bizantinorum lingua martius mensis dicitur. Apamina cappadocum lingua november mensis dicitur, Appelleos macedonum lingua december, unstreitig aus einem der Menologien entlehnt ist, wie wir sie u. A. in Stephani Thesaurus T. VIII, p. 710 ed. Lond. abgedruckt finden; vergl. Benfey und Stern über die Monatsnamen S. 118.*

Daß der pag. 8 nachträglich erwähnte *Sebastus* (*perintorum lingua AG mensis dicitur*) nach Cypern gehört, hat Herr Fickert selbst bemerkt; aber auch der *Eidios*, den er als *Εἰδιος*, Wonnemond, erklärt, ist gewis nur eine entstellte Wiederholung des vorhergehenden bithynischen *Diös*. Was das Scholion *Arateum* betrifft, so darf man sich durch diese Ueberschrift nicht verleiten lassen, eine Erläuterung zu dem Dichter *Aratos* zu erwarten; vielmehr bezieht es sich zunächst auf den bekannten Staatsmann des achäischen Bundes, dessen Namen Hr Keil mit gewohntem Scharfblicke in einer Inschrift des C. I. n. 1201 herstellt und bey dieser Gelegenheit mehre Einzelheiten aus seinem Leben gelehrt erörtert: doch geht er davon auch auf andere Männer derselben oder verwandter Namensform über, ergänzt beyläufig noch eine zweyte Inschrift des C. I. n. 217 und schließt zuletzt mit einer Aufzählung weiterer Namen, die theils vorn theils hinten mit *αρατος* componiert sind, während ihm der Name "*Αρατος*" sowohl als einfacher wie in Zusammensetzungen wenigstens als unsicher oder höchst singular gilt.

Auch die letzte Abhandlung endlich, über die wir hier zu berichten haben, *commentationis de quibusdam consonae v in lingua latina affectionibus particula*, von dem Adjuncten Dr Dietrich, ist ein rühmliches Zeugnis fleißiger und eingehender Beschäftigung mit der rationellen und vergleichenden Etymologie, die ihm eine reiche Uebersicht der einzelnen Fälle und dadurch mitunter überraschende Blicke gewährt hat. Sein Kreis ist freylich in so fern zu eng gesteckt, als er sich nur auf die ältere Sprachbildung beschränkt, und dieselben Erscheinungen in der Entwicklung und Entartung der Sprache nicht beachtet, wo er für manche noch

viel reicheren und größeren Stoff finden konnte, wie z. B. für die Verwechslung von B und V in Osanns Programm de tabula patronatus, Gießen 1839, für F und V im Bullet. di corrisp. archeol. 1841, p. 142; inzwischen wollen wir ihm daraus um so weniger einen Vorwurf machen, als ihm der zugemessene Raum selbst von den dreyn Abschnitten, worauf er seine Darstellung berechnet hatte, nur die Uebergänge des Spiranten Bau in Labiale und sein Verschwinden theils zwischen zwey Vocalen theils nach einem Consonanten zu betrachten gestattet hat. Von einzelnen Bemerkungen heben wir insbesondere die heraus, wo Hr Dietrich auch solche Fälle, wo Q in P übergegangen scheint, als eine ähnliche Verwandlung aus V betrachtet, wie er sie in bonus für duonus, bellum für duellum u. s. w. findet, daß nämlich wie hier D, so dort Q weggefallen und das zurückgebliebene V in P verdichtet wäre; nur gestehen wir offen, daß gerade diese uns mehr blendend als haltbar dünken will. Wir wollen uns gern gefallen lassen, was Hr Dietrich mit guten Parallelen belegt, daß in solchen Fällen wie equus und ἵππος, qua und πῆ u. s. w. die Form mit Q dem Urstamme näher stehe, und namentlich auch da, wo solchem P in andern Formen wieder T entspricht, wie que (off. pe, griech. τε) quatuor (äol. πῑουρες, att. τέσσαρες) und dgl. dieses T selbst wieder als jüngere Formation aus P erkennen; aber ganz in derselben Art konnte ja auch die labiale Tenuis aus der gutturalen hervorgehen, und wie Hr Dietrich selbst nachher viele Beispiele aufstellt, wo das V zuerst nach Q ausgefallen und dieses daher in C verwandelt worden sey, so dürfte auch da, wo später P statt Q erscheint, vielmehr gerade ein ähnliches Ausfallen des V anzunehmen

seyn. Da er tritt sogar in directen Widerspruch mit sich, indem er dieselben Beyspiele, wie *oquulus* (vergl. *ὄψις*) und *sequor* (vergl. *ἔπω*) zuerst bey der Verwandlung und dann wieder bey der Ausstossung des V beybringt; und wenn man sieht, wie er seiner Hypothese zu Liebe, um *lupus* und *λύκος* zu vermitteln, eine Form *luquus* annehmen muß, die nirgends bestätigt wird, und, nur um keinen unmittelbaren Uebergang aus K in P zu statuieren, zwischen *specio* und *σκέπτω*, *spolium* und *σπύλον* sogar den etymologischen Zusammenhang läugnet, so wird man doch noch Bedenken tragen müssen, sich seiner Lehre anzuschließen.

K. Fr. H.

### Herrn G. K. Bessler's zu Greifswald Volks- Recht und Juristen-Recht.

Wenn man auch noch so geneigt ist, sich zu schmeicheln, man könnte gemeint seyn, wenn der Verf. S. 58. von Denen spricht, die er wohl nur, um sie durch namentliche Anführung nicht zu stolz zu machen, nur im Allgemeinen damit bezeichnet, sie hätten schon vor Savigny 'mehr oder weniger klar erkannt', daß Recht sey, wie die Sprache, die Sitten, man hat auch die Verfassung genannt, da diese aber ein Theil des Rechts ist, so mag lieber Kunst und Religion hinzugesetzt werden, der Verf. sagt 'in seiner ersten Entstehung', besser wäre es vielleicht: allein oder hauptsächlich nicht durch Zufall oder menschliche Willkür, Ueberlegung und Weisheit entstanden; so kann man doch an dem Gegensatz der beiden noch nicht sehr gewöhnlichen Ausdrücke für Arten von Recht Anstoß nehmen. Es ist schon lange bemerkt worden, daß die Römer von dem *jus* für Rechts-Wahrheiten (also in dem,



wie man in Deutschland, ohne zu wissen, daß der Ausdruck von Realisten und Nominalisten so umgestaltet worden ist, sagt: objectiven Sinne) bey weitem nicht so viele Arten kennen, wie die Neuern, die dann alle, und noch mehr, auch in das deutsche Wort Recht übergegangen sind; aber Volksrecht könnte man doch recht gut so und nicht für das dem Volke zustehende Recht nehmen, da es ja dem lateinischen *jus civile* für die in einer *civitas* geltende Rechtswahrheiten entspricht, und wir *civitas* eher durch Volk, als durch Staat, übersetzen. Eine andere Zweydeutigkeit aber, die schon bey der Quelle unseres Verfassers bemerkt worden ist, bleibt, daß jetzt, was man vielleicht am besten Rechtsbücher einzelner Völkerschaften nennen könnte, wie z. B. die *lex Salica* und dgl., von Eichhorn und Denen, die ihm folgen, Volksrechte genannt werden. Auch gegen Juristenrecht, oder, wie es Savigny nennt, wissenschaftliches Recht, lassen sich Zweifel erheben, ob es gleich dem *jus civile* in dem Sinne, wo es ausdrücklichen Quellen und auch dem prätorischen Rechte entgegen gesetzt wird, entspricht. Man sieht nämlich nicht wohl ein, warum dies nicht auch zu dem im Volke sich bildenden Rechte gerechnet werden soll, da doch die Juristen eines Volks gewis auch so gut wie andere im Volke heirathen, etwas Einzelnes erwerben, heredes werden und machen, Contracte eingehen und dgl. von Dem als Dritte thun hören, wie man bey juristischen Dingen unter allen im Volke zuerst an die Juristen denken wird, die der sel. Gönner beschuldigt hat, sie wollten Repräsentanten des Volks seyn, und die es in der That eben so sind, wie bey der Sprache die Schriftsteller, bey den Sitten die Bewohner der Hauptstadt, bey der Kunst die Künstler und bey der Religion die Priester oder,

wie wir es nennen, die Geistlichen. Bleiben wir nun bey dieser Vergleichung des Rechts mit den anderen Fächern, die sich auch größtentheils ohne Gesetze, die besonders gegeben werden, bilden, so würde freylich der Gegensatz von Volkssprache und Sprache der Sprachlehrer, von Volkssitte und der Sitte der Menschen, welche sich mit einer Anweisung zu einem anständigen Betragen abgeben (so mögen diese lieber heißen, als Sittenlehrer, weil man bey diesen an die allgemeine Moral und nicht an die nach Zeit und Ort verschiedenen Gebräuche denken würde), bey Volkskunst und der Kunst der Kunstverständigen, endlich bey Volksreligion und Religion der Gottesgelehrten ganz anders verstanden werden. Volk wäre da das gemeine Volk mit seinen Sprachfehlern, Unanständigkeiten, Vorurtheilen und seinem Aberglauben. Bey allem diesen hätte das Wissenschaftliche den Vorzug. Bey dem Rechte nimmt es nun unser Verf. ganz anders. Bey ihm steht das Volksrecht im vollen Glanze, und das Juristenrecht kommt gar übel weg. Und warum dieses? Weil die Juristen auch, und so gar recht viel auf das Römische Recht Rücksicht genommen haben. Von diesem weiß nun allerdings auch das Volk, das sich nicht besonders mit dem Rechte beschäftigt, wenigstens das gebildete, doch auch allerley, denn daß die Testamente nichts ursprünglich Deutsches seyen, wird doch Jeder zugeben. Nun aber der Vorwurf, Etwas sey von einem gebildeten Volke zu einem andern gekommen, scheint doch bey weitem so schlimm nicht, wie er gerade bey dem Rechte schon lange Denen erschienen ist, die bloß bey Dem bleiben wollten, was sie etwa, ohne das Römische Recht gelernt zu haben, wußten, und die es verdroß, daß nicht sie allein Recht sprechen könnten, oder auch jetzt

von so Vielen angesehen wird, denen ein lateinisches corpus juris schon wegen des Lateins ein Gräuel ist, und die glauben, mit einem Deutschen Gesetzbuche würde Jedermann im Stande seyn, sich bey allen Rechtsgeschäften selbst zu helfen, und keinen Proceß zu führen, den er nicht ohne alles Bedenken bey allen Richtern gewinnen müßte. Der nächste Grund, warum nicht alles Ausländische im Rechte so gar verwerflich sey, liegt denn nun auch wieder in der Aehnlichkeit mit andern Fächern, auf die eben verwiesen worden ist, denn wie Vieles haben wir nicht in unserer Sprache von anderen alten und neuen Völkern angenommen, ohne daß, wer die Sprachreinigung so weit treibt, wie sie sich nicht treiben läßt, dabey Anstoß findet, wie ja schon der Titel unsers Verfassers auf dem Titelblatte, Geheimer JustizRath, den man wohl von allen hohen Schulen zuerst in Göttingen und lange Zeit ohne Nachahmung auf irgend einer andern, für ältere Lehrer, die ersten funfzig Jahre bloß für Juristen, benutzt hat die Anstalt zu ehren, ein Beyspiel ist. In unsern Gebräuchen haben wir erstaunend viel Ausländisches, in der Dichtkunst, außer Dem, was sich von Aristoteles erhalten hat, eine Menge Bestimmungen über Oden, Sonette und dgl. von den Italiänern, und wenn man bey diesem Allen meint, es sey doch nicht bloß, wie bey der Annahme des Römischen Rechts, Alles von einem und demselben Volke, und es sey auch nicht so bedeutend, nicht so der Gegenstand eines eigenen Unterrichts, so trifft doch Beides mit Dem, was bey unserer Religion eintritt, zusammen, die wahrhaftig auch nicht in Deutschland entstanden ist, und die sogar erst nach blutigen Kämpfen über die einheimische gesiegt hat. Aber eben dieser vollständige Sieg und die Glaubenslehre der christ-

lichen Religion, sie sey für alle Völker bestimmt, machen, daß man bey den Klagen über das fremde Recht die fremde Religion ganz vergißt.

Unser Verf. nun ist zuerst nicht lange nachdem er um Michaelis 1833 zur Vollendung seiner Universitätsjahre hierher gekommen war, mit dem Anfange der Bearbeitung einer Lehre des ursprünglich Deutschen Rechts aufgetreten, die zwar Widerspruch gefunden hat, aber doch als ein schätzbares Werk anerkannt worden ist, und auf welche er auch in dem gegenwärtigen Buche öfters verweist. Daß nun ein Germanist, wenn man den Namen beybehalten will, der allerdings von einem mehr sagenden Namen: Germanicum herkommt, da dieser doch gewiß auch das Staatsrecht mit begreifen sollte, wo aber Deutsches Privatrecht oder gar Privatrecht schlecht weg, weniger genau ist, da zu beiden Namen auch das Römische Recht gehört, und also hier, wie bey Collegien-Namen so oft, eine gewaltige Abkürzung Statt findet, — daß ein Germanist keine Vorliebe für das Römische Recht hat, ist begreiflich. Indessen, so lange das Römische Recht noch einen so großen Theil unseres Rechts ausmacht, ist es doch bedenklich, wenn ein Rechtslehrer den Juristen bloß wegen des Römischen Rechts so wenig Ehre läßt, als hier geschieht. Es ist wohl aufgefallen, wenn man unter den Vorwürfen, die manchen Rechtslehrern gemacht werden könnten, auch den Haß gegen ihr Fach aufgeführt gefunden hat. Allein was ist es anders, wenn ein Lehrer, wie der sel. Thibaut gethan haben soll, damit anfängt, seine Zuhörer würden sich nie in ihr Fach verlieben, was zu seiner Ueberzeugung, ohne ein bürgerliches Gesetzbuch, zu welchem er eines über den Proceß und eines über das Criminalrecht auch rechnete, sey für unser Recht in

Deutschland kein Heil, und zu der Neigung, überall, so viel bey seiner lebendigen Ueberzeugung, was er für wahr halte sey 'sonnenklar' nur möglich, Ungewisheiten aufzufinden, recht gut paßt.

Wäre es da nicht besser, die Lernenden auf den großen Vortheil aufmerksam zu machen, den die Annahme des Römischen Rechts auf der einen Seite durch das Bedürfnis der Kenntnis wenigstens der Römischen nicht nur Sprache sondern auch der damit verbundenen Zustände für das Geschichtliche, auf der andern durch die Vergleichung mehrerer ganz verschiedenen positiven Rechte für die Philosophie desselben unserm Fache, im Gegensatze anderer, verschafft hat? Freylich wird dadurch nicht Jeder, es wird wohl nicht ein Mahl der größte Theil der Tausende, die sich jährlich zu dem juristischen Stande entschließen, geschichtlichen Sinn und Fleiß, verbunden mit freyer Ansicht menschlicher Verhältnisse, oder auch nur Eines von Beiden, bekommen, die Meisten werden auch hier bey dem Mittelmäßigen bleiben und nur darauf denken, durch die Prüfungen zu kommen und ihre juristischen oder auch nicht-juristischen Geschäfte so zu besorgen, daß sie ihre Stelle oder ihre Klienten nicht verlieren und im Fortrücken nicht zurückgesetzt werden. Aber besser ist es doch immer, als wenn man ihnen sagt, wer vom Römischen Rechte gar nichts wisse, sey eben darum ein um so brauchbarer Richter und Sachwalter, schon jetzt und vollends wenn ein Gesetzbuch gemacht werde, wie die Römer in den besten Zeiten ihrer Rechtsgelehrsamkeit, wo Ulpian und Paulus ihre Werke so leicht vom Kaiser hätten dazu können machen lassen, nie an Eines gedacht haben.

Die Abneigung gegen das gelehrte, besonders das Römische Recht hängt denn allen einzelnen

Ausführungen im Buche an, unter welchen das neunte Kapitel S. 246—296 vom Volksrechte in Beziehung auf das Gerichtswesen die jetzt herrschende Meinung, ohne Geschworne sey keine gute Justiz wenigstens in der Bestrafung von Verbrechen möglich, bespricht. Wenn es aber da am Ende von S. 249 heißt, schon den Römern sey eine Trennung der Beurtheilung des Juristischen durch Juristen und des Factischen durch Nichtjuristen, wenigstens in einer beschränkten Anwendung, bekannt gewesen, so sollte man fast glauben, der Verf. halte den magistratus, der jus dicit, immer für einen Juristen und den iudex für einen Nichtjuristen. Dieß war aber bekanntlich nicht der Fall, bey den Volkswahlen, wovon die Juristen nicht ausgeschlossen waren, entschied der Kriegsrath, die Beredsamkeit, am meisten aber das auf Bestechungen verwandte Geld wenigstens eben so viel, als die Kenntniß des Rechts, und Servius Sulpicius einer der größten Rechtsgelehrten mußte als Prätor die *jurisdictio* einem General, dem *Murana*, überlassen und sich mit einer *quaestio* begnügen, und zuweilen nahm der magistratus, bey einer verwickelten Rechtsache, einen Rechtsgelehrten zum iudex. Das Amt eines *Jurisconsultus* war weder *jus dicere* noch *judicare*, sondern, wie schon der Name es mit sich bringt, das sich consulieren lassen, es sey vom magistratus, oder vom iudex, oder von einer Partey. Von aus Juristen und Nichtjuristen gemischten Gerichten haben wir noch heut zu Tage weit mehr Beispiele, als der Verf. anführt, die Kriegsggerichte, die Consistorien, die Universitätsgerichte, in welcher Gestalt aber die Nichtjuristen dabey meistens erscheinen, sagt 'a schon das bekannte Wortspiel, wo das lateinisch seyn sollende aus dem falsch

ausgesprochenen vota gemachte mit dem französischen *fautes* verwechselt wird.

Was übrigens das Aeußere des Buchs betrifft, so ist es 1843 in Leipzig bey Weidmann auf VI und 364 Seiten gr. Octav erschienen.

Hugo.

### P o s e n.

1842. Chronicon Wigandi Marburgensis. Primum ediderunt J. Voigt et E. Comes Raczynski. XIII und 377 Seiten in Quart.

Herr Schulrath Dr Lucas war so glücklich, auf einer Geschäftsreise zu Thorn in einem Bernhardinerkloster eine alte Handschrift aufzufinden, die er nach Form und Inhalt für einen Auszug aus den Annalen des Wigand von Marburg erklären zu können glaubte. Er lieferte den kostbaren Fund an das Archiv zu Königsberg ab und suchte in einer kleinen Abhandlung seine Ansicht näher zu begründen. Die Zustimmung der gründlichen Kenner ostpreussischer und polnischer Geschichten S. Voigt und E. Raczynski bewies bald, daß dieselbe gewichtige Gründe für sich habe. Der Thätigkeit und dem warmen Interesse der beiden Letzgenannten haben wir es auch zu verdanken, daß dieses wichtige Denkmahl dem historischen Publicum zugänglich geworden ist. Wichtig aber wird es gewis jeder nennen, der die Beschaffenheit der Geschichtsquellen des deutschen Ordens aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts kennt und selbst empfunden hat, wie schwer es ist, aus dem Vorhandenen zu einer lebensvollen Anschauung dieses thatenreichen Zeitraums zu gelangen. Die Chronik umfaßt — ohne sich indessen immer streng an die chronologische Folge der Begebenheiten zu binden — die Zeit vom Jahre 1293 bis zum Jahre 1394.

Der Epitomator schrieb die vorliegende Uebersetzung, wie er selbst sagt, ad instanciam venerabilis domini Johannis Dlugoszii (Dlugosch) im Jahr 1464. Spuren der Gelfertigkeit, mit der er zu Werke ging, sind die vielen verstümmelten Namen und die Barbarismen und Germanismen, von denen seine Darstellung wimmelt. Er hat das selbst empfunden und entschuldigt sich am Schlusse folgendermaßen: *‘translata est in latinum rude, ut patet legenti, et in diebus 22 completa, primo aspectu exemplaris et imo ne miretur quis, minus bene eam esse translata et in latino corruptam propter exemplaris imperfectionem et quorundam vocabulorum raritatem, que merito debent translatores excusare.’* Abgesehen von diesen Mängeln des lateinischen Ausdrucks hat die Erzählung viele innere Vorzüge. Mit Umsicht folgt dieselbe dem Laufe der Begebenheiten, berichtet treu und schlicht und erhebt sich da, wo es die Verherrlichung der Kämpfe und Siege der Christen über die Heiden gilt, sogar zu einer rednerischen Lebendigkeit. Um diese magere Charakteristik zu ergänzen sey der Schilderung des Gefechts bey Rudan hier ein Platz vergönnt. Anno 1370 dominica Exsurge ambo reges (Kynstutte et Olgerd) cum inhumanis exercitibus veniunt in dampnum Christianorum; vigiles hujusmodi percipiunt clamorem paganorum audientes, et festinanter equitantes, frivole pertranseunt stagnum in oppositum Lambiensi terrae. Consiliantes dividunt copiam in partes; Bayores et libertini terram vastant igne die prenomina, et in villa Rudow faciunt stacionem, viriliter domum impugnant. Magister Wynricus, videns paganos sic suos molestare, surgit viriliter contra tantum exercitum, dicens: videtis, quantus est iste exerci-



tus! Frater Lupus magnus commendator, Scindekop Marschalkus, digni laude, cum peregrinis militibus, burgensibus et villanis erant cum magistro et hostiliter invadunt paganos in occasione gladii et pagani econtra. In quo conflictu 26 fratres sunt occisi et 100 viri, signanter Scindekop marschalkus, Kun de Hattenstein et, qui a multis specialiter conquerulabantur. Ad mille fuerunt interempti. Dr H. B.

### P a r i s.

Administration de librairie. 1843. Mémoires sur les événemens qui ont précédé la mort de Joachim - Napoléon, roi des Deux - Siciles. Par Galvani. XI und 137 Seiten in Octav.

Der Verf. dieser kurzen Memoiren, welche, außer den zu Corsica gedruckten und zur Vertheilung unter die Bevölkerung des Königreichs Neapel bestimmten Proclamationen, den bekannten Erzählungen von dem tollkühnen Versuche Murats, das verlorene Reich wieder zu gewinnen, keinen Zug von einiger Erheblichkeit hinzusetzt, zeigt sich in seinem Berichte als ein unbedingter Anhänger Napoleons und der durch diesen begründeten Gewalten. Eine treue Seele, deren Flug sich nie über den engen Kreis des Tagesdienstes gehoben zu haben scheint. Deshalb verzeiht man ihm, wenn er mit umständlicher Wichtigkeit die Kleidungsstücke aufzählt, mit denen Murat auf seiner Fahrt versehen war, die Gerichte, welche sein Abendessen bildeten und wünscht nur, daß es ihm gefallen haben möchte, weniger von sich selbst und seiner Hingebung für die cause nationale, d. h. die Napoleoniden, zu reden.

---

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

## 48. Stück.

Den 23. März 1844.

---

### S a m b u r g.

Verlag von Friedrich Perthes 1841 u. 1842. Reformatoren vor der Reformation, vornehmlich in Deutschland und den Niederlanden, geschildert von Dr. C. Ullmann. Bd. 1. Das Bedürfnis der Reformation in Beziehung auf den Gesamtgeist der Kirche und einzelne kirchliche Zustände. XXXVIII und 472 Seiten in Octav. (Auch unter dem Titel: Johann von Goch und Johann von Wessel nebst reformatorischen Männern ihrer Umgebung, namentlich: Cornelius Graepheus, Gregor von Heimburg, Jacob von Süterbock und Matthäus von Cracow, u. s. w.) — B. 2. Die positiven Grundlagen der Reformation auf dem populären und wissenschaftlichen Gebiete. XXIV u. 744 Seiten in Octav. (Auch unter dem Titel: Johann Wessel, der Hauptrepräsentant reformatorischer Theologie im 15. Jahrhundert; nebst den Brüdern vom gemeinsamen Leben, namentlich: Gerhard Groot, Florentius Radewins, Gerhard Zerbolt und Thomas von Kempen; und den deutschen Mystikern: Ruysbroeck, Suso,

Lauler, dem Verfasser der deutschen Theologie und Staupitz in ihrer Beziehung zur Reformation u. s. w. Zugleich zweite, völlig umgearbeitete Auflage der Schrift: Johann Wessel, ein Vorgänger Luthers).

Wir würden mit einer Anzeige des vorliegenden Werkes schon zu spät kommen, wenn wir beabsichtigten unsere Leser auf dasselbe erst aufmerksam zu machen. Denn von allen Seiten hat man 'die Reformatoren vor der Reformation' schon längst mit dankbarer Freude als ein classisches Werk begrüßt. In der That ist man in Verlegenheit, den Verf. ehrenvoll genug zu bezeichnen. Wie er auf Schönste theologische Tiefe und liebliche Rede vereinigt, so nennen wir ihn im besten Sinne einen Sprecher der deutschen Theologie. Es fehlt Gottlob in unserer Zeit nicht an deutscher Theologie; aber Sprecher derselben können nicht gar Viele seyn; Manche wollen es auch nicht seyn. Ullmann ist es, ohne es seyn zu wollen. — Diese eingreifende Bedeutung für die Gegenwart ist nur möglich, wenn weithin gehende Wurzeln aus dem Boden der Vergangenheit äußern Halt und innere Lebenskraft wie eine ewige Jugend unablässig herbey führen. Und so ist es. Wir verehren in Ullmann einen der bedeutendsten Kirchenhistoriker, der sich in dem nun weiter zu besprechenden Werke als ein wahrer Geschichtschreiber deutscher Reformation bewährt hat. Können wir durch unsere Worte seinen wohlverdienten Ruhm freylich nicht mehren, so ist es uns doch jetzt schon vergönnt auf Einzelnes zu antworten, was die recensierende Critik geglaubt hat an dem Werke ausstellen zu müssen. Wir genügen damit unserm eigenen Bedürfnis, auf die Gefahr hin, dem hochverehrten Hn Verf. — nicht zu genügen.

Die 'Reformatoren vor der Reformation' sind äußerlich veranlaßt durch das Bedürfnis einer neuen

Auflage des 'Joh. Wessel'. Dieser vorreformatorische Mann führte auf ganze Kreise Verwandter. Denn die geistigen Fäden, die bey Luther Ausschlag und Einschlag geben, lassen sich durch Jahrhunderte rückwärts verfolgen. Dies hat man freylich schon längst gewußt und es gibt ja ganze catalogi testium veritatis. Aber man sah dabey überwiegend darauf, ob Jemand testis sey, nicht so sehr darauf, ob er die Wahrheit bezeuge. So fand man das Vorreformatorische mehr in der gewaltsamen Auflehnung gegen einzelne Theile des katholischen Systems und in dem dadurch herbey geführten Märtyrerthume, als in dem liebenden aber verschwiegenen Aussäen des Samens, den nur die Zeit und der Himmel zur Reife bringt. So kommt es, daß wir bey Ullmann die Absicht finden, vorzugsweise die unbekannteren Vorläufer der Reformation darzustellen. Wenn die Reformation ein Sonnenaufgang ist, so finden wir hier nicht die Gewitter, die Blitze und Hagelschauer, die ihm voran gingen, sondern die Atmosphäre mit ihren wechselnden Luftschichten und allmählichen Niederschlägen. Die Reformation ist, wie jede geistige Epoche der Weltgeschichte, der Gipfelpunct einer Entwicklungsbreihe. Ist sie nun Zurückbildung des entarteten Christlichen auf seinen apostolischen Lebensgrund, so dürfen wir erwarten, daß ihr schon voraus gehe einer Seits die sittliche Reaction des frommen Gemüthes, die sich durch die thatsächlichen Zustände des Katholicismus befremdet fand, anderer Seits das bewußte Zurückgehen auf die apostolische d. h. neutestamentliche Lehre und Kirche. Beide Seiten werden sich außerdem vielfach einigen, sie werden in den Individuen seyn und sie werden sich einzelnen Gemeinschaften mittheilen. Ist aber einmahl eine Gemeinschaft auf geistigem Grunde, so hat sie das Bedürfnis und

die Fähigkeit weitem Fortschreitens; sie wird die Höhen des Menschenlebens erklimmen und die Völkermassen durchziehen. Denn auch die geistige Gesundheit hat ihr Gesetz der Ansteckung.

Hiernach ist es leicht, drey Gliederungen in den vorreformatorischen Zuständen zu unterscheiden. Erstlich: das sittliche Gemüth, (wir setzen hinzu: das deutsche) stößt sich an der Entartung kirchlicher Einzelheiten, oder am Ganzen der Kirche; es gibt ja Einzelheiten, deren Verunstaltung das Ganze verschimpft. Die christliche Wahrheit ist nicht da — (so weit kommt man) — sie wird also gesucht. Zweytens: ist das Bestehende als das Unwahre erkannt, so wird es Einzelnen gelingen, Theile der Wahrheit zu finden, mindestens den Weg zu beschreiten, der zu ihr führt: man kann schon geben. Drittens: Beides wird zu Versuchen führen, die Wahrheit zu realisieren. Aber dem Bauen geht vorher das Abbrechen und Einreißen; Manche verkommen unter den Trümmern, Andere vergessen über ihnen den Neubau. — Bey unserm Verf. finden wir die ersten beiden Momente entwickelt; er zeigt einer Seits, wo und wie sich das Bedürfnis der Reformation findet sey es für Einzelheiten sey es in Bezug auf den Gesamtgeist der Kirche (B. 1); anderer Seits entwickelt er die positiven Grundlagen der Reformation eben so auf dem wissenschaftlichen als auf dem practischen Gebiete (B. 2). Das dritte Stadium jener gewaltigen Naturen eines Huß, Savanarola u. s. w. hat er ausgeschlossen, weil davon oft und genügend geredet sey. Aber neben jenen drey Kreisen, die wir fanden, geht ein Besonderes, das Allen gemeinsam Handreichung thut, das auch vorreformatorisch ist, nur in anderer Art. Dies ist das neu erwachte Studium des classischen Alterthums. Auch dies hat Ullmann ausgeschlossen. Aber wir können

nicht unterlassen, im Interesse der guten Sache zu bitten, daß in einem dritten Bande auch dies möge hinzu gethan werden. Reuchlin, Erasmus, Hutten u. s. w. wären zu hart gestraft, wenn ihre Bilder aus diesem Lararium der Reformation ausgeschlossen blieben.

Wir haben bisher auf sehr unhistorische Weise im lustigen Reiche der Ideen uns umgetrieben, weil dem epitomierenden Referenten der so oft gesiebte Stoff sich immer mehr verflüchtigt. Aber wir sind es dem Verf. schuldig, ausdrücklich zu bezeugen, daß er nur concrete Gestalten zeichnet. Bey ihm ist Geschichte, nicht macht er sie. Er zeigt uns für alle Hauptrichtungen des reformatorischen Gedankens lebensstreu Repräsentanten. Da ist Joh. Goch, der über die Verderbtheit des Gesamtgeistes in der Kirche nicht in Zweifel bleibt; er weiß vier Grundirrhümer aufzuzeigen. Und er hat sie mit dem Herzen erkannt und mit der Schrift bekämpft. Der Patron seiner Schriften (Cornelius Grapheus) bringt es nur zu einer verständigen Freude darüber, zu einer philologischen Begeisterung, die sich in Gedichten Luft macht, der aber im einsamen Gefängnis der Lebensathem ausgeht. Er ist reformatorischer Dilettant. — Da ist Joh. von Wessel, der das kirchliche Verderben in zwey Hauptwurzeln bekämpft, in dem Ablasswesen und in der Verderbtheit des Clerus. Er spürt dem Tode nach, der an den Wurzeln nagt, Matth. von Cracow sieht nur den verdrehten Gipfel; — einseitig sind also Beide, aber reformatorisch. Dazu kommen Andere von anderer Seite. Gregor von Heimburg kämpft für ein christliches Deutschland gegen welsches Papstthum; — was ist gegen ihn Aeneas Sylvius! Jac. von Süterbock weiß schon, daß eine Reformation kommen müsse, aber er sieht nicht wie sie möglich ist — ein Prophet

ohne Hoffnung! — Nicht weniger sträubt sich im Volke ein gesunder Sinn gegen Einzelheiten des kirchlichen Verderbens. Etliche Poeten gaben ihrem *θεῖον γένος ἐποίησαν* eine abenteuerliche Gestalt, aber mit christlichem Gehalt (Sebast. Brant). Ja das Bauernevangelium, jenes schauerliche Gemisch von irreligiöser Politik und unpolitischer Religion, das nachmahls die Praxis seiner reformatorischen Polemik bey Weinsberg ausübte und bey Frankenhausen aushielt, — hat seinen Vorläufer schon in Hans Böhme von Niklashausen. So weit die Suchenden (B. 1).

Doch hier sey es verstattet, eine Einschaltung vorzuschlagen. Ohne Zweifel liegt im Volke schon lange vor dem 16. Jahrhundert ein reformatorisches Bedürfnis, das sich von Zeit zu Zeit meistens in grotesken Misgestalten darstellt. Wir wollen weder an die Tempelherren noch an die Behmgerichte erinnern, denn Beides sind dunkle fast ungeschichtliche Dinge, die indessen mit Vorliebe gerade in der Volksfage geheimnißvoll umgingen. Aber warum hat der Verf. der flagellantischen Bewegungen nicht gedacht? Wir halten sie unbedenklich für ein reformatorisches Symptom im Volke. Denn sie beweisen, daß in Zeiten der Noth oder Sünde die Predigten und Zuchtmittel der Kirche fürs Volk nicht ausreichten. Das Volk fühlte dunkel, daß hier geschlagen werden müsse, aber es vergriff sich nun im Objecte und peitschte sich selbst. Aber je länger je mehr wurde der Flagellantismus entschieden feindlich gegen die Kirche. Wie würde sonst Gerson dagegen geschrieben haben? Oder wie würden sonst noch 1454 auf einmahl 91 verbrannt seyn? (in Sangerhausen). Feuer gebrauchte die katholische Kirche meist nur dann, wenn es wirklich schon brannte. Der Flagellantismus würde sicherlich eine schreckliche Geißel des Katholicismus

geworden seyn, wenn nicht die Reformation eingetreten wäre und hätte dem unverstandenen Volksbedürfnis christliche Mittel geboten. Aber ein vor-reformatorisches Element läßt sich darin nicht verkennen.

Der zweyte ungleich größere Band unsers Werkes zeigt auch noch Suchende, aber die schon geben. Wir finden hier eine so große Zahl von Repräsentanten der positiven Grundlagen der Reformation, daß es nöthig war, sie unter bestimmte Gesichtspuncte zu ordnen. Ist die Reformation nun die christliche Lebens- und Lehrererneuerung, so werden die vorbereitenden Elemente im practischen Leben und in der theologischen Lehre zu suchen seyn. Denkbar wäre noch Eins: die Präension der Offenbarung; aber die Zeit, als Montanus oder Mani den Parakleten in sich verkörpern wollten, war vorüber und Deutschland war niemahls der Ort dazu. — Wir haben also als positive Hinwirkungen auf die Reformation Leben und Lehre. Senes kann sich aber zwiefach gestalten, je nachdem es sich entweder engere Gemeinschaftskreise sucht, oder überall seine Kanzel aufschlägt, wo eine Predigt noth ist. Der Vf. unterscheidet hier das Practische und das Populäre; jenes in den freyen Vereinen der Brüder vom gemeinsamen Leben, dieses in der unvereinten Freyheit deutscher Mystik. Also die Form einer Seits und das Formlose anderer Seits bilden den Unterschied; der Geist ist schon deshalb vielfach verwandt, weil beide Erscheinungsformen aus Einer Quelle geflossen sind, bey der man wohl den Namen des Meister Eckart nennen darf. Nach ihm gehen die Richtungen in Joh. Ruysbroeck und Joh. Tauler auseinander. — Die freyen Vereine des gemeinsamen Lebens sind gleichsam Eine reformatorische Individualität. Denn wenn es auch heißt, Gerh. Groot wirkte in Pythagoreischer Spruchweisheit, Flor. Radewins schuf die



Formen der Gemeinschaft, Gerh. Zerbolt setzte die Landessprache wieder in ihr religiöses Recht ein und Thomas von Kempen repräsentiert das Blütestadium aller einzelnen Momente in ihrer Einigung, so ist die reformatorische Bedeutung aller dieser Männer doch hauptsächlich in ihrem Mit- und Nacheinanderseyn. Aber der Verf. thut wohl, alle diese Einzelheiten der reformatorischen Idee in den Individuen aufzuzeigen. Unvergleichlich ist dabey die Parallele zwischen diesen Brüdern des gemeinsamen Lebens und dem Pietismus und Herrnhutianismus. — Die deutsche Mystik hat bey unserm Vf. vier Träger; in Heinrich Suso überwiegt das dichterische, in Joh. Tauler das Gemüthliche, in dem Vf. der deutschen Theologie das Speculative, in Joh. Staupeiß das Practische. Diese Behandlung der deutschen Mystik verzichtet darauf, sie historisch zu erschöpfen, sie will nur das Reformatorische darin nachweisen.

Das auf die Reformation Hinwirkende in der Lehre oder die reformatorische Theologie ist relativ vollendet in Joh. Wessel. Des Vfs Monographie darüber, die in erweiterter und gebesselter Gestalt den Schluß dieses Werkes bildet, ist so allgemein bekannt und anerkannt, daß wir uns einzelner Andeutungen darüber enthalten.

Es kann überhaupt nicht unsere Absicht seyn, von dem vorliegenden Werke einen nur in Etwas befriedigenden Auszug zu liefern, und noch weniger wollen wir Einzelnes daran meistern und mäkeln\*). Unsere Anzeigen haben ja die gute Art, die auch ihr

\*) Eine ausführliche Recension des Ummannschen Werkes von dem Ref. erscheint in (Tholucks) literarischem Anzeiger, was hier nur deshalb bemerkt wird, um allerley unzulässigen Ausdeutungen entgegen zu kommen, die sich etwa daran knüpfen könnten, daß ein und dasselbe Werk von demselben Ref. in zwey verschiedenen Blättern zur Sprache gebracht wird. Aber das wirklich Gute kann nicht oft genug zur Sprache gebracht werden.

Recht hat, sich mehr des Guten zu freuen und daran zu lernen, als das Schlechte zu bekämpfen oder gar das Mittelmäßige zu bessern und hinauf zu schrauben. Das vorliegende Werk aber fordert recht eigentlich dazu auf, sich daran zu freuen und daraus zu lernen. Es ist zunächst äußerlich betrachtet nach Gehalt und Gestalt ein vollendetes historisches Kunstwerk, wo dem geschichtlichen Material sein eigenster Organismus abgelauscht, nicht ein fremder Schematismus aufgezwungen wird. Die Darstellung ist von der Feinheit und Frische und Anspruchslosigkeit, die nie etwas für sich, immer nur hingebende Dolmetscherin der Sache seyn will. Und diese Sache spiegelt sich in solch liebender Unermüdlichkeit der Forschung, in so viel Wärme des Herzens und Weisheit der Ueberlegung und Reife des Urtheils, ist so ungetrübt und unbeengt, daß sie gleichsam persönlich reizt und spricht, zieht und hält. Von dem zeitlich Zufälligen und Unwesentlichen scheidet sich der innere ewige Gehalt so natürlich und klar und greifbar, daß es keiner Predigt erst bedarf, um andere Zeiten, auch die Gegenwart, züchtigend oder beysfällig daran zu messen. Diese Geschichte der Vorbereitungen zur Reformation ist nicht die Erzählung von etwas Abgethanem, so wenig als die Reformation selbst etwas Abgemachtes ist; sie ist auch nicht das tastende Haschen oder coquettierende Zeigen eines Räthsels, dessen Lösung man nicht weiß, oder die auf Nichts hinaus kommt; sie ist kein Epös, wo die Götter lösen, was die Menschen verwirren: — sie ist die Wahrheit, furchtlos und treu. Es ist nicht genug, dabey von deutschem Fleiße und deutscher Gründlichkeit zu reden; denn unter allen fleißigen und gründlichen Deutschen können nicht viele solch ein Werk hervorbringen. Es ist mehr, es ist deutsche Tugend und deutscher Glauben darin. Solche Historie von der Reformation konnte nur da ent-

stehen und nur daraus, wo die Reformation selbst Leben und Gestalt empfing. Solch Werk — nicht bloß daß wirs bewundern müssen, wir können es auch lieben.

Berwunderlich ist dabey, daß dies nicht von allen Recensenten begriffen wird. Es gibt deren, die sich an einem guten Werke nur freuen können, wenn sie meinen, Etwas gefunden zu haben, was daran fehlt oder zu viel ist. Von diesen wollen wir auch noch (weiter unten) reden. Aber zunächst gehört das jedenfalls unter die Seltenheiten, daß ein edler Geist so verkannt wird, wie von einem unbekanntem Jemand geschehen ist, der sich zu folgenden Aeußerungen berufen glaubte: das Wohlgefallen an der practischen Mystik des Mittelalters habe Männer wie Liebner und Ullmann so begeistert, daß namentlich der Letztere eine Reihe dahin gehöriger Männer 'geradezu als Reformatoren vor der Reformation' hingestellt habe. Der Grund davon sey, daß diese Tendenz 'sich mit ihrem Stoffe mehrfach geistesverwandt wußte und demselben deshalb sofort auch ein gewisses apologetisches Studium zuwandte.' Dies 'Behagen an dem Stoffe selbst — heißt es weiter — erklärt sich hinreichend aus der eigenen orthodoxen, oder wie man bisher sagte supranaturalen Stellung der Verff., die in den Leistungen jener Mystik mehr oder weniger ihre eigene Auffassung des Christenthums wieder fanden.' Vgl. N. L. Z. 1843. Ergänzbl. Nr. 1. Wir gehen nun von der Annahme aus, daß jener Rec. nicht hämisch habe tadeln wollen, sondern nach bester Ueberzeugung nicht anders als so habe urtheilen können, so daß dies Urtheil nicht Fehler seines Herzens sondern seines Verstandes seyn wird. Was hat er denn zu rügen? Eine Vorliebe für die practische Mystik — eine Geistesverwandtschaft damit. Aber nach welchem Principe wählt man sich denn den Stoff zu einem historischen Werke?

Aus Haß? Conterfeyen die Mahler vorzugsweise Leute ab, die sie hassen? Reiset man, wenn man darüber zu verfügen hat, in Gegenden, die man nicht ausstehen kann? Nun, die historische Darstellung ist in gleicher Weise Mahlercy und Wanderung. Aber wenn dabey die Wahl nicht durch den Haß bestimmt wird, vielleicht wird sie es durch Gleichgiltigkeit? Aber wenn etwas gleich gilt, so wählt man nicht, weil nichts überwiegt. Freylich gibt es unter dem Nachwuchs unserer Historiker eine gemachte Gleichgiltigkeit; sie überlassen sich dem Strome, wie die blasirten Reitjünglinge ihren Pferden, und ist ihnen einerley, wohin sie getrieben werden. Aber eben darum verirren sie sich meist. Solche Entleerung von Voraussetzungen hat Strauß aufgebracht, d. h. er hat die bisher üblichen der gemüthlichen Liebe und der frommen Scheu beseitigt, aber daß er alsbald andere, schlechte zum Vorschein gebracht hat, ist ihm ja genügend nachgewiesen. Im Ernste also wird unser Mann es nicht tadeln können, daß der Historiker seinen Stoff mit Liebe wählt. Diese nun wird allerdings auf einer gewissen Geistesverwandtschaft ruhen. Denn die Liebe ist das Erkennende, sie wird im guten Sinne mit dem Apostel den Heiden ein Heide und den Juden ein Jude und bleibt doch sie selbst. Sie geht ein in das Fremde, begleitet es, lebt darin, weil sie sich selbst, verklärt oder verunstaltet, darin wieder findet. Die Liebe also liebt sich selbst in dem Andern, wenn sie das Gleichartige sucht. — Aber in dem Allen wird vorausgesetzt, daß die Liebe die rechte sey. Denn die Affenliebe und die Eigenliebe, die wetterwendische und die eifersüchtelnde Liebe — das ist freylich die rechte nicht. Es würde sich also fragen, ob unter der getadelten 'Vorliebe' eine solche unrechte Liebe gemeint sey. Dieß scheint allerdings so, denn das dem Stoffe zugewandte Studium wird ein 'apologetisches' genannt. Es ist wahr, die Ge-

schichte soll keine Advocatenschrift seyn. Das ist vielmehr das Schlimmste, was man ihr nachsagen kann. — Man hat wohl gehört, daß allzu großes Streben nach Unparteylichkeit gerade in Parteylichkeit umschlug. Von Planck sagte man das und neuerdings von K. U. Menzel; von Ullmann hörten wir es nie. In der That eine absurdere Behauptung gibt es kaum. Die ganze Tendenz unsers vorliegenden Werkes geht dahin, zu beweisen, daß es reformatorische Elemente schon vor der Reformation gab, die aber in ihrer Vereinzelnung oder in ihrem Zusammenseyn mit Verkehrtem oder in ihrer Formlosigkeit die Reformation selbst nicht machen konnten. Der Verf. zeigt also bey Allem was da ist, gerade was noch fehle. Er vergleicht z. B. die Brüder des gemeinsamen Lebens mit den Pietisten und zeigt, welche Bedeutung Beide hatten als Reaction des frommen Gemüthes gegen kahlen Verstand und leere Werkheiligkeit, zeigt aber zugleich, wie Beide vergehen mußten, nachdem die Elemente des Gegensatzes aufhörten. Und dies nennt man ein 'apologetisches Studium'! Wenn nun gar noch Orthodorie und Supranaturalismus gehört werden, so sieht man wohl, daß der Rec. einer Zeit angehört, die gewesen ist, und daß er alles Große in der Geschichte lieber infranaturalistisch oder gar nicht betrachten, als mit dem Auge bewundernder demüthiger Liebe nach den Spuren Gottes forschen will. Solche Historiker gleichen dem Prokrustes wenigstens nach einer Seite: sie schneiden das Große in der Geschichte ab, wenn es nicht in ihr Bett paßt. Ihr Bett aber ist ein Sarg.

Von anderer Seite hat man zwar den Geist und die Forschung unsers Werkes anerkannt, aber die Wertheilung des Stoffes gemisbilligt. Der Vf. zeigt, wie wir gesehen haben, die vorreformatorischen Gedanken sogleich an der historischen Persönlichkeit, der sie angehören. Aber es ist dabey sicher ein Misver-

ständnis, wenn man nun das Werk eine Sammlung von Biographien nennen wollte, oder wenn man glaubt, eine völlige 'Sachordnung' sey der hier gewählten vorzuziehen. Was soll das heißen, da es eine (Hegelsche) Evolution der Idee nicht heißen soll? Wir fürchten sehr, daß bey dieser Prätension eine Verkennung des Wesens der Reformation zum Grunde liegt. Uns ist eine Reformation und eine Sachordnung, die etwa äußere und innere Reformationsgeschichte unterschiede, unvereinbar. Denn das heißt die Erscheinung von ihrem Grunde abtrennen. Das Eine wird auf ein Zusammenstoßen von Zufälligkeiten, etwa 'Umstände' genannt, hinauslaufen, und das Andere wird nur zu oft der Versuchung erliegen, den Zusammenstoß der Geister in Liebe oder Zorn für eine Verirrung des Geistes zu erklären. Mit einem Worte: die Reformation ist kein Leichnam, den man erst anatomiert, während der Geist in einem Glase eingesperrt nachher besichtigt wird; die Reformation ist Leben. Leben aber entwickelt sich. Diese Entwicklung mag immerhin mit der Chronologie nicht parallel gehen, jedenfalls wird sie der Entfaltung des Menschengeistes analog seyn. Und die großen Menschen sind die Entwicklungsepochen der Geschichte. Gilt es also die Anfänge der Reformation aufzusuchen, so muß dies in den reformatorischen Menschen geschehen. Da gilt es, die unsichtbaren Fäden zu suchen, die verwandten Klänge zu belauschen, die Wellenkreise und Brechungen zu verfolgen. — Die Reformation geht zurück auf die Offenbarung. Diese aber kommt nicht plötzlich vom Himmel, sondern tritt ein in das Gebiet menschlicher Entwicklung; darum ist die Bibel eine Geschichte und nur der Koran (als die subjective Offenbarung) eine Predigt. — Hiernach scheint uns Ullmanns Verfahren aufs Beste gerechtfertigt. Seine Historie commentiert sich zwar im Menschenleben, aber sie

geht aus von dem Gedanken, der es bewegt. Darin ist die Sachordnung so weit beybehalten, als dies auf dem Gebiete der Reformationsgeschichte irgend möglich ist. — Doch man mißbilligt auch die Scheidung der negativen Vorreformatoren von den positiven. Es ist wahr, in Einem Menschenleben würde eine solche Unterscheidung oft fehlerhaft seyn. Man hat nicht seine Tage und Jahre, wo man immer und nur negiert oder positiv ist. Darum sind diejenigen Darstellungen der Reformationsgeschichte von Grund aus verkehrt, die Luthers Polemik gegen Papstthum oder gegen die Schweizer von seiner organisirenden Reformationssthätigkeit völlig abtrennen. Aber wo es gilt, mehrere Persönlichkeiten im Verhältnisse zu einander darzustellen, da ist die Sache wesentlich anders. Da gibt es allerdings negative Naturen, critische, den positiven gegenüber, wie es stille und friedliche gibt neben gewaltsamen. Es ist dabey nur von einem Mehr und Minder die Rede, indem die eine Individualität an der andern gemessen wird. Und darnach ist gewis Joh. von Wesel negativ, während Thom. von Kempen reformatorisch positiv ist. — Selbst das können wir nicht zugeben, daß die ausführlichen Rückblicke auf zeitlich frühere Entwicklungen, die der Verf. gibt, z. B. Bd. 1. S. 177 ff., ‘störend’ seyen. Sie sind vielmehr Bedürfnis. Sie gehören zur Geburtsgeschichte der Reformation, wie zu der eines Menschen Ort und Land, wo er geboren ist. Auch wären sie selbst bey der strengsten Sachordnung unvermeidlich. Oder man müßte — was nicht so absurd ist, als es scheinen mag — den Protestantismus in der apostolischen Kirche anfangen lassen, so daß Act. 15. der letzte Grund wäre von 1517. — Es ist nun wahr, daß wir im Zusammenhange von Ullmanns Darstellung wenigstens einige Male auf dieselben Gegenstände treffen, z. B. Heidelberg in seiner vorre-

formatorischen Bedeutung B. 1. S. 378 ff. B. 2. S. 359 ff. Dieser Uebelstand, wenn es ein solcher ist, kann leicht abgestellt werden und beruht keineswegs auf einem Fehler in der Dekonomie des Werkes. Die kleinen Episoden über einzelne Universitäten (Erfurt B. 1. S. 240 ff. Köln B. 2. S. 304 ff. Paris das. S. 319 ff.) sind so vortrefflich und gehören so genau an ihre Stelle, daß wir uns kaum getrauen, den Vf. zu bitten, daß er künftig einen gemeinsamen Abschnitt über die reformatorischen Verhältnisse der Universitäten etwa B. 1. S. 205 zwischen Nr. 5 u. 6. einschalten möge.

Doch gerade die Universitäten führen uns wieder auf die s. g. humanistischen Vorbereiter der Reformation. Der Vf. hat es abgelehnt, sie in den Kreis seiner Betrachtung zu ziehen. Wir haben ihn schon oben gebeten, dies annoch zu thun, und wiederholen dies aufs Eindringlichste. Denn diese Partie gehört ohne Zweifel noch genau zur Ganzheit des vorliegenden Werkes. Man wird es denn nicht mehr missverstehen können, daß hier die negative von der positiven Seite getrennt ist, weil in den Humanisten sich die Vermittlung ergeben wird. Dies ist jedenfalls ihre Bedeutung. Man unterschätzt sie aufs Kläglichste, wenn sie nur mittelbare Behikel seyn sollen und bey ihnen etwa an die Erfindung des Schießpulvers und die Entdeckung von Amerika erinnert wird. Solchen Historikern wäre wohl die Reformation des 16. Jahrh. undenkbar, wenn man damals Kartoffeln gehabt hätte. Vielmehr ist gerade die Reformation selbst nach einer Seite hin unverständlich, so lange diese vermittelnde Stellung der frühern Humanisten unbegriffen bleibt. Wir meinen Erasmus einer Seits und Melancthon anderer Seits. Beide zusammen vollenden die Bedeutung des Humanismus und Beide müssen in ähnlicher Weise historisch vorbereitet, motiviert seyn, wie etwa Luther und Zwingli.

In Betreff des Letztern verdanken wir dem Verf. eine schätzbare Hypothese, die gewis mehr als eine solche ist und die keineswegs den voreiligen Zweifeln Raum läßt, die man dagegen vorgebracht hat. Es wird nämlich versucht, einen Zusammenhang zwischen Wessel und der schweizerischen Abendmahlstheorie aufzuweisen. Joh. Rhodius und G. Sagarus brachten im Auftrage des Corn. Hoen Wesselsche Aufsätze an Luther, der sie in seiner Ausgabe der W'schen Farrago 1522 herausgab. Ein Tractat de coena, im Wesentlichen die Zwinglische Auffassung enthaltend, ward von ihm zurückgewiesen. Zwingli gibt ihn 1525 heraus. Den nähern Zusammenhang findet Ullmann in Hardenbergs fragmentarischen Lebensnachrichten Wessels und in einigen naheliegenden Combinationen, z. B. daß die in Luthers Schreiben an die Christen zu



Strassburg (v. 15. Dec. 1524) erwähnten 'zween' das Schreiben des Honius und der Aufsatz Wessels seyen. Auch läßt die Argumentation aus innern Gründen nichts zu wünschen übrig. Wir erlauben uns nur Folgendes noch mehr hervor zu heben. Hätte Zwingli seine Ansicht vom Abendmahle schon in Glarus (1512) gehabt, etwa aus Ratramnus und Wicliffe, wie erklärt es sich, daß er noch 1523 an Wyttenbach so unsicher und furchtsam darüber schreiben kann? Wie erklärt es sich ferner, daß Dekolampad bey seinem genauen Zusammenhange mit Zwingli noch 1520 (in seiner Predigt vom Abdm.) so mystisch und fast ganz lutherisch lehren kann, daß man wenigstens sieht, eine Verschiedenheit der Auffassung war noch nicht zum Bewußtseyn, geschweige denn zur Sprache gekommen \*). Dagegen läßt sich die spiritualistische Abendmahlslehre in den Rhein- und Niederlanden über Wessel hinauf zu J. v. Wesel, und selbst vielleicht noch über Rupert v. Deutz als eine Art Tradition verfolgen, und hieraus erklärt unser Vf. gewis ganz richtig den Beyfall, den diese Lehre, nachdem Zwingli sie erneuert hatte, in den genannten Gegenden finden konnte. — Fragt man, warum Zwingli seine Auctorität nicht nannte, so fragen wir: wo hat Zwingli überhaupt Auctoritäten? Er ist der radicale, subjective Reformator, der die Wahrheit nicht vertheidigt, weil sie schon früher diese und jene Vertreter gefunden hat, sondern weil sein Gewissen ihn dazu drängt. Denn er wird Wessels Abendmahlslehre nicht als etwas Fremdes in sich aufgenommen, sondern als etwas Eigenes aus sich wieder geboren haben. Ist sonach die Abendmahlsdifferenz älter als beide Kirchen der Reformation, so dürfen wir darin um so weniger eine Störung der 'Einheit im Wesentlichen' finden, als Luther selbst, ehe die Verhältnisse zum Verhängnisse wurden, von Wessel bekanntlich also zeugt: 'wenn ich den Wessel zuvor gelesen, so ließen meine Widersacher sich dünken, Luther hätte Alles vom Wessel genommen, also stimmt unser beider Geist zusammen.'

Es würde uns freuen, wenn der hoch geehrte Vf. anerkennen wollte, daß wir, wie er es von seinen Kritikern gewünscht hat, 'Mitarbeiter' zu seyn, wenigstens bestrebt waren. Das größere Publicum aber — und wir meinen nicht bloß das theologische — wird unserer Einladung nicht erst bedürfen, um sich an dem Ullmannschen Werke für die Gegenwart der Kirche des Herrn in seinem Glauben und für die Zukunft derselben in seiner Hoffnung zu erheben und zu stärken. Und das ist der beste Dank an den Verf. R. Rb.

\*) In der übrigens trefflichen Biographie Dekolampads von Herzog (Basel 1843, 2 Bde) ist auf diesen Punct leider nicht genauer eingegangen, vergl. Bd. 1. S. 319 ff.

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

## 49. Stück.

Den 25. Merz 1844.

---

Paris,

bey Brockhaus und Wenarius 1840. Eloge de la Chevelure, discours inédit d'un auteur grec anonyme, en réfutation du discours de Synésius, intitulé Eloge de la Calvitie, publié d'après un manuscrit grec de la Bibliothèque Royale, par E. Miller. 80 Seiten in Octav.

Vor einigen Jahren hat Herr Prof. Geel zu Leyden in einer besondern kleinen Schrift, die wir damahls in unsern Blättern kurz angezeigt haben, den Beweis geführt, daß in des Synesios *Φαλάκρας ἐγκώμιον* die kurze *μελέτη* des Dion Chrysostomos, wogegen eben Synesios zu Felde zieht, vollständig erhalten sey. Gegen die launige Lobeserhebung der Kahlköpfigkeit — Synesios ist dabey Partey — hat ein Anonymos sich nicht ohne Geschick in einer Diatribe versucht, die Herr Miller hier zuerst aus dem Codex 2953 der Königlichen Bibliothek veröffentlicht hat. Das Schriftchen sucht die Widersprüche und Ungereimtheiten, die Synesios

sich habe zu Schulden kommen lassen, aufzudecken und die Scheingründe desselben für durch eifrigst zusammengelesene Gründe gegen die Kahlköpfigkeit zunicht zu machen.

Herr Miller setzt den Verfasser fast dem Synesios gleichzeitig. Die dafür vorgebrachten Gründe sind nicht zwingend. Freylich, wenn der Codex mit Recht ins Ende des XIII. oder in den Beginn des XIV. Jahrhunderts gesetzt wird, so spricht das zu Gunsten jener Hypothese. Denn vom siebenten bis vierzehnten Jahrhundert hat wohl kaum irgend Einer so leidlich Griechisch geschrieben. Sonst würde Unterz. immer geneigter seyn, die Abfassung der Schrift in die letzten Jahrhunderte des Byzantinischen Reichs zu setzen, wo Manche nicht ohne Erfolg Attischer Prosa nacheiferten. Danach würde man nicht ängstlich zu fragen haben, wie ein so später Auctor auf den Gedanken gerathen sey, eine so viel frühere Schrift zum Gegenstand seiner Widerlegung zu nehmen. Offenbar strebt der Verf. der Attischen Sprachnorm nach; er zeigt Belesenheit vor Andern im Platon. Hin und wieder verfällt er indes in unzierlichen Gebrauch von Redensarten und Partikeln. So machen doch Verbindungen, wie p. 37, 15. τὰ μέγιστ' ἂν δεδυστυχήκασιν, p. 52, 6. ἢ αἰσχους εἶτε κάλλους — s. Lobeck Ajac. 178. — und Formen wie τοῦ νοός neben τοῦ νοῦ — s. Lobeck Phryn. p. 453. — und dergleichen mehr, ein fast dem Synesios gleiches Zeitalter wo nicht unmöglich, doch unwahrscheinlich. Einige Anzeichen scheinen Herrn Miller einen Neuplatoniker zu verrathen und dazu paßt allerdings die allegorische und mystische Auslegung des Homer, welcher der Verfasser huldigt. An Christliches erinnert kaum Etwas als ὁ Θεός, was indes nicht nothwendig einen christlichen Verfasser

voraussetzt. Nirgend Beziehungen auf das alte oder neue Testament. Unterz. wagt kein entscheidendes Urtheil über die Zeit der Abfassung und den Verfasser, kann aber versichern, daß die Schrift nicht schlechter ist als viele Declamationen späterer Sophisten.

Die Handschr., in Folio auf Baumwollenpapier geschrieben, enthält außer diesem Ineditum noch den Aristides, Libanius und Plato. Bekker führt nur den Gorgias daraus an; er nennt ihn W. Der Schluß unserer Schrift ist verstümmelt und überhaupt scheint der Text hin und wieder den Mangel der nachbessernden Hand des Verfassers zu verrathen. Der Abschreiber ist sorgfältig gewesen und Herr Miller hat nicht nöthig gehabt, an allzu viel Stellen nachzuhelfen, an noch wenigern zu verzweifeln. Er erkennt mit Dank die ihm von unserm trefflichen Landsmanne Dübner geleistete Hilfe an. Manches hat Hr. Miller beym ersten Wurf übersehen. Jeder verbessert das leicht beym Lesen. So steht p. 28, 25. ἀνελάμβανον τοῦ προτέρου κρείττονος νοῦν, was offenbar κρείττονα heißen muß; p. 31, 14. und 19. γυμνῆ περὶ τὴν μάχην χωρήσει κεφαλῇ statt πρὸς oder ἐπί; p. 49, 15. dürfte statt εἰσεφθάρησαν τοῖς σώμασιν λειχῆνες etc. wohl ἐνεσπάρησαν, der lin. 8. gebrauchte Platonische Ausdruck, herzustellen seyn, wie p. 51, 13. sicherlich statt διηνεγμένοι διενηνεγμένοι u. s. w. Sachlich Neues begegnet kaum. Nur für die Naturhistoriker möge die Notiz p. 37, 25. hier ausgehoben werden: "Ἀόρη μὲν λέων πιλὸς τὸν πώγωνα, φύει δὲ τρίχας ἢ θήλεια, worüber Aristoteles und Plinius schweigen. Sonst hält sich die Gelehrsamkeit des Verfassers im beschränkten Gebiete Homerischer und Hesiodischer Reminiscenzen. Die von Hn. Miller zum

Schluß gegebenen Noten weisen mit Fleiß die Quellen der Wendungen und Formeln lexicalisch nach. Mitunter ist die wahre Quelle übersehen. So p. 32, 24. stammen die *κρίοι μύξαι γέροντες* aus den Gedichten des Kerkidas von Megalopolis, der *κρίοι μύξοι ἄνδρες* verbindet, s. Meinek. Anall. Alex. p. 393 sq.

Wir wollen noch einen Blick in die Einleitung Sn Millers thun. Bey dieser neuen Entdeckung in einer gar nicht unbekannt gebliebenen Handschrift nimmt Hr Miller die Gelegenheit wahr, durch einzelne Beyspiele zu zeigen, daß die Handschriften selbst der sorgfältig untersuchten Bibliotheken noch manchen ungehofften Schatz bergen. Unter den Codd. Græc. Suppl. findet sich unter Nr. 388. eine Handschrift von hohem Alter, aus dem X. Jahrhundert, die neben andern Dichtern des Koluthos (*Αρπαγή*) *Ἐλένης* enthält. Bekanntlich hat der Cardinal Bessarion aus dem Kloster Casoli bey Otranto diesen Dichter im Jahre 1430 zuerst wieder hervor gezogen. Unter den bekannten Handschriften reicht nur der von Bekker benutzte Mutinensis, der wie Nr. 388 auch den Theognis enthielt und dessen Aufenthalt jetzt nicht auszumitteln ist, über das Jahr 1430 hinaus. Aus diesem alten Codex theilt Hr Miller zwey neue Verse mit, wodurch die augenscheinlichen Lücken unsers Textes auf unerwartete Weise ausgefüllt werden. Erstlich B. 62 ff. ist von dem Apfel der Erig die Rede, nach dem unser Text nur zwey Göttinnen trachten läßt:

*Ἥρη μὲν παράκοιτις ἀγαλλομένη Διὸς εὐνή  
ἴστατο θαμβήσασα καὶ ἤθελε λήϊζεσθαι· 65.  
πασάων δ' ἄτε Κύπρις ἀρειοτέρῃ γεγαυῖα  
μῆλον ἔχειν ἐπόθησεν, ὅτι κτέρας ἐστὶν  
ἐρώτων.*

Ζεὺς δὲ θεῶν καὶ νεῖκος ἰδὼν καὶ παῖδα  
καλέσας

τοῖον ἐφεδρήσονται προσέννεπεν Ἐρμάωνα.  
Schon Lennep sah ein, daß hier ein oder zwey Verse weggefallen seyn müßten, in denen Athene genannt war. Bekker und Hermann Emen- datt. Col. p. 12. gaben ihm Recht. Jetzt sieht man, daß freylich nicht, wie man gemeint hatte, hinter B. 65, wohl aber hinter B. 67. der Vers fehlt:

"Ἦρη δ' οὐ μεθέηκε, καὶ οὐχ ὑπόεικεν  
Ἀθήνη.

Zweytens B. 233 ff. staunt Paris über die Pracht in Sparta, ἔνθα μὲν αὐτῆς

Χρῦσεον ἐνδαπίης θηεύμενος εἶδος Ἀθήνης,  
ἔνθα δὲ Καρνεῖοιο παραγνάψας Ἰακίνθου,  
ὅν ποτε κουρίζοντα σὺν Ἀπόλλωνι νοήσας 240.  
δῆμος Ἀμυκλαίων ἠγάσσατο κτλ.

Hier befreyt uns der Paris. von einer ungefügigen Construction, nämlich παραγνάψας deflectens absolut zu fassen und zu Καρνεῖοιο Ἰακίνθου hinzuzudenken θηεύμενος εἶδος, wie Hermann es l. c. p. 18 für ausgemacht erklärte. Auch verschwindet der Κάρνειος Ἰακίνθος, den Müller Dorr. I, S. 354 zu deuten versucht hatte. Der Codex gibt:

"Ἐνθα δὲ Καρνεῖοιο φίλον κτέρας Ἀπόλ-  
λωνος,

Οἶκον Ἀμυκλαίοιο παραγνάψας Ἰα-  
κίνθου.

Uebrigens stimmt Par. mit Mut. in der fehlerhaf- ten Schreibung Καρηνοιο und οιακίνθου über- ein und bestätigt auch so die nahe Verwandtschaft Beider. Doch muß der Pariser sorgfältiger ge- schrieben seyn, da er die vom Mut. und den wahr- scheinlich aus eben diesem geflossenen jüngern Hand-

schriften übersprungenen Verse allein bewahrt hat. Dies läßt auch für Theognis trotz der hohen Vortrefflichkeit des Mut. eine Nachlese hoffen. Unterz. denkt darüber recht bald Weiteres berichten zu können.

Schließlich versucht Hr Miller seinen critischen Scharfsinn an einer erst durch die Ausgabe des trefflichen Letronne nach einer bessern Handschr. vervollständigten Stelle des Skylax p. 47. Huds., p. 237. Klausen. Er stellt sie im Ganzen richtig so her: *Τούτων δὲ ἔχονται Λιβύων ἔθνος, παρὰ τὴν Σύρτιν μέχρι τοῦ στόματος τῆς Σύρτιδος, Μακαί. Εἰς δὲ τὴν Σύρτιν ἀπὸ Ἑσπερίδων εἰσπλέοντι πρῶτοι Ἡράκλειοι θῆνες. Ἐχονται δὲ τούτων Δρέπανον, νῆσοι ποντιαὶ τρεῖς· κατὰ τοῦτο αἱ Λευκαὶ καλοῦνται. Ἐν δὲ τῷ κοιλοτάτῳ τῆς Σύρτιδος, ἐν τῷ μυχῷ Φιλαίνων βωμοὶ καὶ ἐπίνειον, ὃ ἡμῶς ἐστὶ πλοῦς τῆς Σύρτιδος.* Hiermit erklärt sich Letronne selbst nach einer Mittheilung p. 26 einverstanden; nur wünscht er hinter *Δρέπανον καὶ νῆσοι π. τ.* und vermuthet, *ἐν τῷ μυχῷ* sey nur Glosse zu *ἐν τῷ κοιλοτάτῳ*. Dies stimmt nicht wohl zu der fernern Muthmaßung, daß am Schluß zu lesen sey: *ἐν δὲ τῷ μυχῷ, ἐπίνειον· ὃ ἡμῶς ἐστὶ κτλ.* F. W. S.

### Heidelberg.

Academische Verlags-Handlung von J. C. B. Mohr. 1843. Handwörterbuch der topographischen Mineralogie. Von Gustav Leonhard, Doctor der Philosophie, Privatdocent an der Universität Heidelberg. XII und 593 Seiten in Octav.

Der Verfasser dieser Schrift tritt auf erfreuliche Weise in die Fußstapfen seines Vaters, des berühmten Heidelberger Mineralogen. Bekanntlich hat Herr Geheimerath von Leonhard in den Jahren

1805—1809 mit seinem aus drey Bänden bestehenden Handbuche einer allgemeinen topographischen Mineralogie auf einem damahls noch unangebaute[n] Felde zuerst die Bahn gebrochen, und auch später den Gegenstand dieses schätzbaren Werkes nie aus den Augen verloren. Sein Handbuch der Drykto-  
gnosie zeichnet sich vor allen ähnlichen Schriften durch die große Vollständigkeit und Genauigkeit der Angaben von dem Vorkommen und den Fundorten der Mineralkörper aus. Die vielen neueren Entdeckungen machten eine neue Bearbeitung der topographischen Mineralogie wünschenswerth, wozu freylich die Benutzung reicher Sammlungen und bedeutender literarischer Hilfsmittel erforderlich war. Beides stand dem Verfasser des vorliegenden Handwörterbuchs zu Gebote, und mit rühmlichem Fleiß hat er davon Gebrauch gemacht, um ein Werk zu liefern, welches geeignet ist, an die Stelle einer neuen Auflage der allgemeinen topographischen Mineralogie zu treten, und zugleich für das Nachschlagen größere Bequemlichkeit darzubieten. Die einfachen Mineralkörper sind alphabetisch aneinander gereiht, und bey jedem Mineral sind dann die Fundorte in geographischer Ordnung aufgeführt. Der Werth dieser Angaben wird dadurch besonders erhöht, daß dabey so viel als möglich auch die Art des Vorkommens berücksichtigt worden. Uebrigens kann eine solche Arbeit nie als eine abgeschlossene erscheinen, da jeder Tag neue Entdeckungen bringt. Der Verfasser obiger Schrift wird gewis nicht nachlassen, dieselbe zu vervollständigen, und dabey den Beystand Derer nicht verschmähen, welche sich für den Gegenstand seiner Arbeit interessieren. Daher erlaubt sich Ref. in den hier angehängten Notizen, welche er bey dem Durchblättern des Handwörterbuchs aufzeichnete, einen kleinen Beytrag für eine künftige neue Auflage desselben darzubieten. Ab-



sichtlich hat er nur solche Localitäten angemerkt, welche wegen eines ausgezeichneten oder merkwürdigen Vorkommens, oder wegen der Seltenheit eines Minerals besondere Beachtung verdienen dürften.

Albit, in netten Krystallen auf schmalen Gängen im Diabase des Steinberges bey Goslar. — Anhydritspath, krystallisiert, sehr selten auf den Erzgängen von St. Andreasberg. — Asphalt, an mehreren Orten in Westphalen, namentlich zu Darfeld, Coesfeld. — Auripigment, mit Realgar am Braous in den Seealpen. — Faser-Baryt von fleischrother Farbe, im Thongyps und Keupermergel der Gegend von Göttingen. — Bergmilch, häufig in der Gegend von Göttingen, auf Klüften des bunten Sandsteins und Muschelkalkes. — Bernstein, an manchen Orten im Lüneburgischen. — Bol, am Säseühl bey Dransfeld, am Habichtswalde bey Cassel. — Datolithspath, mit Arzinit, Apophyllit, auf dem Andraaser Orte zu St. Andreasberg. — Eisenglimmer, im Kalkmergel der Gegend von Osnabrück. — Eisenkies, in ausgezeichneten Krystallisationen im Thon von Großalmerode in Hessen; in Nieren (s. g. Mergelnüssen) im Keupermergel der Wesergegenden, zumahl im Lippeschen. — Grüner Granat, auf den Erzgängen zu St. Andreasberg. — GypsSPATH, in ausgezeichneten Krystallisationen zu Thiede bey Wolfenbüttel; im Thon zu Münchscheypenstedt unweit Braunschweig; zu Großalmerode in Hessen. — Harmotom, im Basalt der blauen Kuppe bey Eschwege; bey Cassel. — Jaspis, am Hohenhagen zwischen Göttingen und Münden. — Gediegen Kupfer, im Mergel von Helgoland. — Kupferindig, vormahls auf den Kupfererzergängen zu Lauterberg. — Mangankohlensaures, im Gelbeisenstein des Hopfenberges auf dem Reinhardswalde unweit Cassel. — Margarit, krystallisiert als Bekleidung von Rothgiltigerz-Krystallen und verb auf den Silbererzergängen von St. Andreasberg. — Pinit, im Thonporphyr des Auerberges bey Stolberg am Harz, der Gegend von Baden bey Rastadt. — Pyrolusit, krystallisiert auf Gängen im Grauwackengebirge bey Zellerfeld. — Realgar, mit Antimonglanz zu Wolfsberg am Harz; mit Auripigment am Braous in den Seealpen. — Retinit, eine Lage im Torf unweit Osnabrück bildend. — Selenkobaltbley, vormahls auf der Grube Lorenz bey Clausthal. — Steinsalz, im Anhydrit von Lüneburg, von Thiede bey Wolfenbüttel.

---

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

50. 51. Stück.

Den 28. März 1844.

---

G ö t t i n g e n .

Seine Majestät der König haben sich allergnädigst bewogen gefühlt, dem Professor Ribbentrop hieselbst, so wie dem bisherigen Ober-Appellationsrath und Professor Francke zu Jena, welcher einem Rufe an die hiesige Universität gefolgt ist, den Charakter von Hofräthe zu verleihen.

Se Majestät der König haben sich allergnädigst bewogen gefühlt, die außerordentlichen Professoren Hermann Loke, bisher zu Leipzig, und Wilhelm Roscher zu ordentlichen Professoren in der philosophischen Facultät zu ernennen.

Anmerkung: Herr Professor Loke wird während des Sommersemesters Vorlesungen über die Geschichte der neuesten Philosophie seit Kant fünfstündig und über reine und angewandte Logik vierstündig halten. Die zu wählenden Stunden werden durch Anschlag bekannt gemacht werden.

## G ö t t i n g e n .

Der königlichen Societät ist am 24. Februar von dem Professor Wöhler eine Vorlesung überreicht worden, mit der Ueberschrift: Untersuchungen über das Narcotin und seine Zersetzungsprouducte, von welcher das Folgende ein kurzer Bericht ist.

Die Untersuchung wurde aus dem allgemeinen Gesichtspunct unternommen, daß vielleicht die, bis jetzt noch wenig gekannten, Zersetzungs-Verhältnisse der vegetabilischen Salzbasen Aufschluß über die eigentliche Constitution und Entstehungsweise dieser merkwürdigen Classe von Körpern geben könnten. Aus mehreren Gründen wurde zunächst das Narcotin gewählt. Bey Gegenwart einer Säure oxydierenden Einflüssen ausgesetzt, zerfällt es in eine stickstoffreye Säure, in eine organische Base und in Kohlensäure. Am besten bewirkt man diese Zersetzung, indem man eine Auflösung von Narcotin in überflüssiger verdünnter Schwefelsäure mit fein geriebenem Mangansuperoxyd erhitzt, so lange sich noch Kohlensäuregas entwickelt. Die neue Säure hat den Namen Opiansäure, die neue Base den Namen Gotarnin erhalten.

I. Opiansäure. Sie ist bereits vor einigen Jahren gemeinschaftlich von Liebig und dem Verf. entdeckt und in diesen Anzeigen 1842 St. 138 kurz charakterisirt worden. Sie setzt sich bey dem Erkalten des obigen Gemisches als eine gelbe Masse von feinen Krystallen ab. Durch Behandlung mit unterchlorigsaurem Natron erhält man sie leicht vollkommen farblos. Sie krystallisirt in dünnen schmalen, oft baumförmig verzweigten oder concentrisch strahlig vereinigten Prismen, schmeckt nur schwach bitterlich, ist in kaltem Wasser nur wenig löslich, in viel größerer Menge in siedendem, so

daß eine heiß gesättigte Lösung beym Erkalten zu einem Krystallnetz erstarrt. Sie schmilzt bey  $140^{\circ}$  ohne dabey Waßer zu verlieren. Sie ist nicht flüchtig, zieht sich aber so an den Wänden des Gefäßes hinauf, daß sie überdestilliert. Sie verbrennt mit Flamme, ihr Dampf riecht aromatisch und erinnert an den Geruch des erhitzten Narcotins.

Durch den Einfluß der Wärme erleidet sie eine sehr merkwürdige Veränderung. Die geschmolzene Säure bleibt noch mehrere Stunden lang weich, durchsichtig, terpenthinähnlich. Dann fängt sie an, von der Oberfläche aus milchweiß zu werden und zu erhärten, jedoch nur so langsam, daß man, ähnlich wie bey der arsenigen Säure, in größeren geschmolzenen Stücken noch nach Tagen einen durchsichtigen weichen Kern findet. Sie ist nun in Waßer und in Alkohol, ja sogar in verdünnten Alkalien unlöslich geworden. Uebergießt man sie, wenn sie noch klar und amorph ist, mit Waßer, so wird sie milchweiß, und kocht man sie damit, so verwandelt sie sich in eine weiße erdige Masse, von der sich nur höchst wenig auflöst, das sich beym Erkalten in weißen, amorph aussehenden Flocken wieder abscheidet. Die Analyse hat gezeigt, daß die geschmolzene unlösliche Säure dieselbe quantitative Zusammensetzung hat, wie die krystallisierte. Die Erklärung dieser Isomerie folgt weiter unten.

Die Analysen der Opiansäure und ihres Silber- und Bley-Salzes haben für die krystallisierte Säure die Formel  $\text{H} + \text{C}^{20} \text{H}^8 \text{O}^9$  gegeben. In den Salzen wird das Waßer durch 1 Atom Base vertreten. Das Atomgewicht der waßerfreyen Säure ist = 2502,23.

Die Opiansäure bildet mit Baryt, Bleyoxyd und Silberoxyd in Waßer lösliche, sehr gut kry-

stallisierende Salze mit in der Wärme abscheidbarem Krystallwasser.

2. Opianäther. Dieser Körper konnte nicht durch Einwirkung von Salzsäuregas auf eine Lösung von Opiansäure in Alkohol erhalten werden. Er entsteht aber sehr leicht, wenn man statt der Salzsäure schweflige Säure anwendet. Aus der durch Verdunsten concentrirten Lösung krystallisiert er in feinen, farblosen, bündel- und kugelförmig vereinigten Prismen. Er ist ohne Geruch und fast ohne Geschmack. In kaltem Wasser ist er unlöslich. Damit erwärmt, schmilzt er nahe bey 100° zu einem klaren, schweren Liquidum, das beym Erkalten unter starker Zusammenziehung zu einer weißen, strahlig krystallinischen Masse erstarrt. Zwischen zwey Schalen ist er sublimierbar. Längere Zeit mit Wasser gekocht, löst er sich allmählich auf, indem er sich in Alkohol und Opiansäure verwandelt. Mit kauftischem Kali geschieht dies sehr rasch. Die Analysen bestätigten, daß er opiansaures Anthyloryd ist =  $C^4H^5O + C^{20}H^8O^9$ .

3. Opiammon. Es ist ein Product der Metamorphose des opiansauren Ammoniak's. Es entsteht schon beym Verdunsten seiner Auflösung. Vollständig geschieht die Verwandlung, wenn man die eingetrocknete Salzmasse vorsichtig und gleichförmig etwas über 100° erhitzt, so lange als noch Ammoniak weggeht. Zulezt ist sie in ein blaß citrongelbes Pulver verwandelt. Dies ist das Opiammon. In ganz reinem Zustande ist es wahrscheinlich farblos. Bey starker Vergrößerung erscheint es krystallinisch. In Wasser ist es ganz unlöslich. Erhitzt man es aber mit Wasser bis zu 150°, so löst es sich klar auf und beym Erkalten krystallisiert Opiansäure in einer Lösung von opiansaurem Ammoniak. Beym Erhitzen schmilzt das Opiammon leicht und

zieht sich an den Wänden hinauf, ohne sich zu verflüchtigen. Von verdünnten heißen Säuren wird es nicht verändert.

Nach den damit gemachten Analysen kann seine Zusammensetzung durch die empirische Formel:  $C^{40}H^{17}NO^{16}$  ausgedrückt werden. Es entsteht also dadurch, daß von der Zusammensetzung von 2 Atomen opiansaurem Ammoniumoxyd 4 Atome Wasser und 1 Aequiv. Ammoniak austreten.

4. Xanthopénsäure. Sie ist eine stickstoffhaltige Säure, die durch Einwirkung der Alkalien auf das Opium entsteht und durch die gelbe Farbe ihrer Salze charakterisiert ist. Eine Lösung von kaustischem Kali wirkt nicht im ersten Augenblick auf das Opium. Aber bald fängt es an, sich mit einer urangelben Farbe aufzulösen unter gleichzeitiger Entwicklung von Ammoniak. Kocht man, bis dies aufgehört hat, so hat man eine gelbe Lösung von xanthopénsaurem und opiansaurem Kali. Durch Salzsäure wird die Xanthopénsäure in gelben Flocken gefällt und kann abfiltriert werden, ehe noch die Opiansäure aus der heißen Flüssigkeit krystallisiert. Bey dieser Einwirkung des Alkalis gehen nur  $\frac{3}{4}$  des Stickstoffs vom Opium weg. — Die Xanthopénsäure ist ein citrongelbes krystallinisches Pulver, sie ist schmelzbar, in den Alkalien löst sie sich mit urangelber Farbe auf. Mit Natron-Kalk erhitzt, entwickelt sie Ammoniak. Ihre Zusammensetzung ist nicht untersucht.

5. Opianschweflige Säure. Diese Verbindung entsteht durch Einwirkung von schwefliger Säure auf Opiansäure. Letztere wird von der heißen Wasserlösung der schwefligen Säure in großer Menge aufgenommen, ohne beym Erkalten herauszukrystallisieren. Die Auflösung hat einen ganz eigenthümlichen bitterlichen Geschmack und hinter-

läßt noch lange einen eignen süßlichen Nachgeschmack. Die kohlenfauren Salze von Bleyoxyd und Baryterde lösen sich in der Flüssigkeit auf und bilden damit wohl krystallisierende, durch ihren Glanz ausgezeichnete Salze. Sie reducirt Selen aus seleniger Säure und Gold aus Goldchlorid.

Wird die Auflösung der Opiansäure in der schwefeligen Säure bey gelinder Wärme verdunstet, so bleibt die neue Verbindung als eine fein krystallinische, durchscheinende Masse zurück. Sie ist ganz geruchlos. Uebergießt man sie aber mit Wasser, so wird sie milchweiß und bekommt einen starken Geruch nach schwefliger Säure. Die sich abscheidende weiße Substanz ist unveränderte Opiansäure. Doch ist diese Zersetzung stäts nur partiell.

Die mit dem Bley- und dem Barytsalz angestellten Analysen haben gezeigt, daß die Zusammensetzung dieses Körpers durch die Formel  $H + C^{20}H^6O^7S^2$  ausgedrückt werden kann. Das Wasseratom repräsentiert die Basen in den Salzen. Auf die Betrachtung ihrer eigentlichen Zusammensetzungsweise kommt der Verf. nachher zurück.

6. Sulfopiansäure, eine organische, Schwefelverbindung, entsteht durch Einwirkung von Schwefelwasserstoffgas auf in Wasser aufgelöste Opiansäure bey einer Temperatur von höchstens  $70^{\circ}$ . Es entsteht eine allmählich zunehmende Trübung, die wie präcipitirter Schwefel aussieht. Der Körper, der sich hierbey abscheidet und in den die ganze Opiansäure verwandelt wird, ist die neue Verbindung. Erst nach tagelanger Einwirkung des Gases ist die Bildung vollendet. Die Sulfopiansäure scheidet sich als ein gelbliches Pulver ab. Erhitzt man dann die Flüssigkeit zum Sieden, so schmilzt der Niederschlag zu einem blaßgelben klaren Del

zusammen, das zu Boden sinkt und bey dem Erkalten erstarrt.

In diesem Zustande bildet die Sulfopiansäure eine amorphe durchsichtige Masse von schwefelgelber Farbe. Noch unter  $100^{\circ}$  erweicht sie, bey  $100^{\circ}$  ist sie völlig flüssig. Stärker erhitzt, zersetzt sie sich und stößt einen starken schwefelgelben Rauch aus, der sich zu feinen, gelben, in Alkohol leicht löslichen Krystallnadeln condensiert. Sie verbrennt mit Flamme und dem Geruch nach schwefliger Säure. In Alkohol ist sie mit gelber Farbe vollständig löslich. Selbst bey dem freywilligen Verdunsten bleibt sie, so bald sie geschmolzen war, wieder amorph zurück. War aber bey ihrer Bildung die Temperatur so getroffen, daß der Niederschlag nicht erweichen konnte, so krystallisiert sie aus Alkohol in feinen, durchsichtigen, blaßgelben Prismen. Sie erleidet also bey ihrem Schmelzpunkt eine ähnliche Veränderung wie die Opiansäure. Von den Alkalien wird sie mit gelber Farbe aufgelöst und durch Säuren daraus wieder als gelbe Emulsion gefällt, und zwar ohne Entwicklung von Schwefelwasserstoff. Nach einiger Zeit jedoch enthalten diese Lösungen gebildetes Schwefelalkali. Im noch unveränderten Zustande geben sie mit Bley- und mit Silber-Salzen bräunlich gelbe Niederschläge, die sich bey der Siedhitze in schwarze Schwefelmetalle verwandeln.

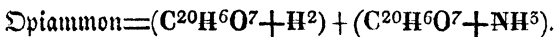
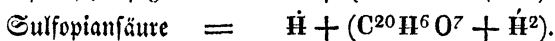
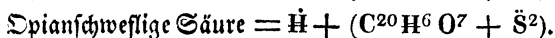
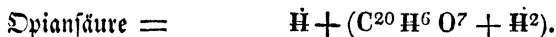
Die Sulfopiansäure ist nach der Formel  $\text{H} + \text{C}^{20} \text{H}^8 \text{O}^7 \text{S}^2$  zusammen gesetzt. Sie kann also zunächst als wasserhaltige Opiansäure betrachtet werden, worin 2 Sauerstoffatome durch 2 Schwefelatome vertreten sind, ihre Bildung ist also ganz einfach.

---

Die Existenz und Zusammensetzung dieser aus



der Opiansäure entspringenden Körper scheinen über die wahre Natur dieser Säure Aufschluß zu geben. Durch den Einfluß der schwefligen Säure und des Schwefelwasserstoffs werden offenbar aus ihrer Zusammensetzung die Elemente von 2 Atomen Wasser ausgeschieden, an deren Stelle äquivalente Mengen von schwefliger Säure oder von Schwefelwasserstoff eintreten. Dem Verf. scheint es am einfachsten anzunehmen, daß, außer dem durch Basen vertretbaren Wasseratom, auch diese beiden Atome Wasser als solches in der Opiansäure enthalten seyen, in einer Verbindungsweise, in der sie nicht durch Basen ausgeschieden werden können, so wenig wie der in der Benzoëschwefelsäure enthaltene organische Körper sich bey ihrer Vereinigung mit Basen von der Schwefelsäure trennt. Der Verf. hält die Opiansäure für eine copulierte oder gepaarte Säure, welche als Paarling 2 Atome Wasser enthält, an dessen Stelle schweflige Säure und Schwefelwasserstoff als andere Paarlinge treten können. Auch das Opiammon muß dann als in diese Reihe gehörend betrachtet werden; es ist eine gepaarte Verbindung von 2 Atomen Opiansäure  $2 \times (C^{20} H^6 O^7)$  mit 1 Aeq. Ammoniak und 2 Aeq. Wasser, d. h. eine Verbindung von 1 Atom wassergepaarter und 1 Atom ammoniakgepaarter Opiansäure. Die folgenden Formeln geben ein Bild von dieser Vorstellungsweise. Das herausgestellte Wasseratom ist das durch Basen vertretbare Wasser.



Das letztere könnte auch als zweifach = opiansau-  
res Ammoniumoxyd betrachtet werden =  $(\text{NH}^4 + \text{C}^{20} \text{H}^6 \text{O}^7) + (\text{H} + \text{C}^{20} \text{H}^6 \text{O}^7)$ . Aber es ist  
gewis, daß es kein Salz ist.

Ist diese Ansicht richtig, so wird es in hohem  
Grade wahrscheinlich, daß auch das Narcotin selbst  
in diese Reihe gehöre und ein dem Opiumanalog  
zusammen gesetzter Körper sey, in welchem in  
dem eben angegebenen Sinne Opiansäure präexi-  
stierend angenommen werden kann.

Die geschmolzene und dadurch unlöslich gewor-  
dene Opiansäure ist wahrscheinlich ein ganz anderer,  
mit der krystallisierten Opiansäure aber isomerischer  
Körper, dadurch entstanden, daß sich die Opian-  
säure unter dem Einfluß der Wärme die Elemente  
der 2 Wasseratome assimilirt hat. Besteht er,  
wie die mikroskopische Betrachtung zu zeigen scheint,  
aus zweyerley Körpern, so müssen diese, wie die  
Analyse zeigt, zusammen genommen die Zusam-  
mensetzung der krystallisierten Opiansäure haben.

7. Hemipinsäure. Sie entsteht durch höhere  
Oxydation der Opiansäure. Sie ist =  $\text{H} + \text{C}^{10} \text{H}^4 \text{O}^5$ .  
Aus 1 Atom Opiansäure entstehen also, durch Auf-  
nahme von 1 Atom Sauerstoff, 2 Atome Hemipin-  
säure. Diese Oxydation wird bewirkt, indem man  
Opiansäure oder unmittelbar auch Narcotin mit  
Bleisuperoxyd und verdünnter Schwefelsäure er-  
wärmt. Es ist aber schwer die Verhältnisse so zu  
treffen, daß die entstehende Säure nicht ihrerseits  
wieder zerstört wird. Auch durch Einwirkung von  
Braunstein auf eine Lösung von Narcotin in über-  
schüssiger Salzsäure wurde sie erhalten.

Die Hemipinsäure krystallisiert in farblosen vier-  
seitigen Prismen mit rhombischer Basis und schief  
angesehener Endfläche. Die Krystalle enthalten 2

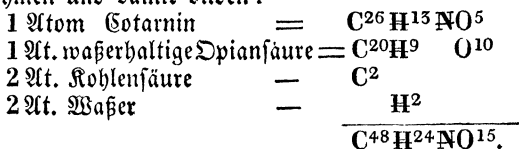
Atome Wasser, die noch unter  $100^{\circ}$  weggehen. Sie hat nur schwachen Geschmack, ist aber in Wasser viel leichter löslich, als die Opiansäure. Sie schmilzt bey  $180^{\circ}$  und ist wie Benzoesäure in glänzenden Blättern sublimierbar. Mit Ammoniak bildet sie ein leicht lösliches, krystallisierbares Salz. Ihr Silber Salz ist unlöslich und bildet einen weißen pulverigen Niederschlag. Es ist  $= \text{Ag} + \text{C}^{10} \text{H}^4 \text{O}^5$ .

8. Cotarnin, eine neue organische Base, die mit der Opiansäure aus dem Narcotin gebildet wird. Sie enthält den Stickstoff des Narcotins. Sie ist in der rothgelben Flüssigkeit enthalten, aus der sich die Opiansäure abgesetzt hat. Man fällt sie daraus durch Platin- oder durch Quecksilber-Chlorid, zersetzt das gefällte Cotarnin = Doppelsalz durch Schwefelwasserstoff und das so erhaltene salzsaure Cotarnin durch Barythydrat.

Das Cotarnin wurde als eine großstrahlige, tief gelbe Masse erhalten. Es ist so wohl in Alkohol als in Wasser leicht löslich mit einer intensiv gelben Farbe. Es schmeckt sehr bitter und reagiert schwach alkalisch. Beym Erhitzen schmilzt es und verkohlt sich unter Verbreitung eines unangenehmen Geruchs. Sein salzsaures Salz ist amorph, seine Lösung wird so wohl durch Gerbsäure als durch Platin- und durch Quecksilber-Chlorid gefällt. Das Platin-Doppelsalz ist röthlichgelb und krystallinisch, das Quecksilber-Doppelsalz blaßgelb und sehr krystallinisch. Beide sind in heißem Wasser löslich, scheinen aber bey längerer Einwirkung desselben eine Veränderung zu erleiden.

Aus der Analyse dieser Salze ging hervor, daß das Cotarnin wahrscheinlich  $= \text{C}^{26} \text{H}^{13} \text{NO}^5$  ist. Doch bedarf seine Zusammensetzung noch einer genaueren Untersuchung.

Nimmt man Regnaults Formel für die Zusammensetzung des Narcotins an  $= C^{48}H^{24}NO^{15}$ , so würde dasselbe bey der Zersetzung durch Mangansuperoxyd aus diesem 6 Atome Sauerstoff aufnehmen und damit bilden:



9. Humopinsäure, ein Product von der Zersetzung des Narcotins in der Wärme. Geschmolzen und bis zu  $220^\circ$  erhitzt, zersetzt sich dasselbe auf einmahl, unter starker Aufquellung, in Ammoniakgas und in eine braune, blasige Substanz, die im Wesentlichen aus Humopinsäure besteht. Durch Auskochen mit verdünnter Salzsäure, Auflösen in kauftischem Kali und Fällen mit Salzsäure wurde sie gereinigt.

Die Humopinsäure ist eine dunkelbraune, amorphe Substanz. Sie schmilzt beym Erhitzen und verbrennt mit leuchtender Flamme, unter Verbreitung eines narcotinartigen Geruchs. Sie ist so wohl in verdünnten Säuren als in Wasser ganz unlöslich. Von Alkohol wird sie mit tief gelbrother Farbe aufgelöst. Mit den Alkalien bildet sie tief safrangelbe Lösungen. Diese geben mit Baryt- und Bley-Salzen dunkelbraune, gelatinöse Niederschläge. Läßt man die Humopinsäure längere Zeit mit Wasser sieden, so wird sie in Ammoniak unlöslich, und bey ihrer Auflösung in Kali oder Alkohol hinterläßt sie einen schwarzbraunen Körper, der wahrscheinlich nichts anderes als Humin ist.

Die Analysen haben es zweifelhaft gelassen, ob die Humopinsäure  $= C^{48}H^{23}O^{17}$  oder  $C^{40}H^{20}O^{14}$

ist. Der ersteren Formel liegt Regnaults Formel für das Narcotin, der letzteren Liebig's Formel zu Grund, mit der Annahme, daß sich bey ihrer Bildung 1 Aeq. Ammoniak vom Narcotin ausscheidet und daß sie bey der Behandlung mit Alkali 2 Atome Wasser aufgenommen habe.

In der rohen Humopinsäure findet man übrigens stäts noch, wahrscheinlich als secundäres Product, eine Base, die von Narcotin und Cotarnin bestimmt verschieden, aber nicht näher untersucht ist. Sie gibt mit Platin- und Quecksilber-Chlorid krystallinische Doppelsalze.

10. Apophyllensäure, eine stickstoffhaltige Säure. Sie wurde nur ein einziges Mal erhalten und ist wahrscheinlich ein Zersetzungproduct des Cotarnins. Mit Krystallwasser bildet sie farblose, sehr scharfe Rhombenoctaëder, parallel mit der Basis und mit perlmutterglänzender Fläche leicht spaltbar. Noch unter 100° verlieren sie Wasser und werden milchweiß. In Wasser ist sie nur schwer und langsam löslich. Aus einer siedend heiß gesättigten Lösung krystallisiert sie ohne Krystallwasser in einer anderen Form. Sie schmeckt schwach sauer, etwas zusammenziehend. Beym Erhitzen schmilzt sie und verkohlt sich unter Entwicklung eines alkalisch reagierenden, öartigen Körpers, der, seinem Geruch nach, nichts anderes als Chinolin seyn kann. Ihr Ammoniaksalz krystallisiert. Es gibt weder mit Baryt- noch mit Bley-Salzen einen Niederschlag. Ihr Silbersalz scheidet sich nach einigen Augenblicken in feinen, weißen, sich kugelförmig gruppierenden Krystallnadeln ab. Beym Erhitzen verpufft es so lebhaft wie oxalsaures Silber.

11. Einwirkung von Kalihydrat auf Narcotin. Das Narcotin erleidet bey dem Erhitzen mit einer sehr concentrirten Kalilauge, ohne dabey,

wie es scheint, in irgend einer Form Kohlenstoff oder Stickstoff zu verlieren, eine merkwürdige Veränderung, die offenbar darin besteht, daß es in einen electronegativen, mit Basen verbindbaren Körper verwandelt wird, der aber so leicht in Narcotin zurück geht, daß bis jetzt kein Versuch zu seiner Isolierung glücken wollte. Höchst wahrscheinlich beruht diese Verwandlung auf dem Austritt der Elemente von Wasser, durch deren Wiederaufnahme wieder Narcotin entsteht. Man könnte diesen Körper Narcotinsäure nennen.

Das Kalisalz entsteht, wenn man Narcotin mit einer sehr concentrirten Kalilauge bis zum Sieden erhitzt und dies unter häufigem Umschütteln längere Zeit fortsetzt. Das Narcotin schmilzt zu einem gelblichen, ölähnlichen, untersinkenden Körper, der auch nach dem Abgießen der Lauge und nach dem Erkalten diese Form behält. Er ist nun in Wasser sehr leicht löslich. Die Lösung schmeckt sehr bitter. Erhitzt man sie, so trübt sie sich und beym Sieden erfüllt sie sich mit einem voluminösen Niederschlag von feinen Krystallnadeln, die unverändertes Narcotin sind. Aber erst nach längerem Kochen und starker Verdünnung wird auf diese Weise alles Narcotin wieder hergestellt. Die Flüssigkeit enthält dann freyes Kali und eine geringe Menge einer sie gelb färbenden Substanz, die ohne Zweifel ein durch Einfluß der Luft entstandenes unwesentliches Product ist. In Alkohol ist das narcotinsäure Kali ebenfalls sehr leicht löslich; beym Verdunsten bleibt es amorph zurück. In dieser Lösung erhält es sich unverändert. Vermischt man sie mit Wasser, so setzt sie nach einiger Zeit krystallisiertes Narcotin ab. Vermischt man die Wasserlösung mit einer Säure, so findet man darin sogleich ein Narcotinsalz. Baryt- und

Kalksalze werden nicht davon gefällt. Mit essigsaurem Bleyoxyd bildet sie einen sehr voluminösen blaßgelblichen Niederschlag, der in Alkohol löslich ist. In dieser Lösung durch Schwefelwasserstoff zerlegt, wurden zweyerley krystallisierte Körper erhalten; der eine war Narcotin, der andere verwandelte sich in Narcotin bey allen Versuchen, die zu seiner Isolierung angestellt wurden. Diese Bley-Verbindung enthielt nahe an 38 Procent Bleyoxyd. Dies gibt für die Narcotinsäure = 2284 Atomgewicht, was ungefähr die Hälfte vom Atomgewicht des Narcotins = 4673 ist. Es wäre also denkbar, daß sich das Atom des Narcotins durch die Einwirkung der Base in 2 Atome Narcotinsäure theilte. Nimmt man an, daß dabey zugleich die Elemente von 2 Atomen Wasser austreten, so wäre das Atomgewicht der Narcotinsäure = 2224, was sich der gefundenen Zahl ziemlich nähert.

12. Einwirkung von Chlor auf Narcotin und Opiansäure. Der Verf. theilt in diesem Abschnitt verschiedene Verhältnisse mit, die vielleicht bey künftigen Forschungen über die vegetabilischen Basen benutzt werden können, die aber hier übergangen werden, da sie zu keinen präcisen Resultaten geführt haben.

### B e r l i n,

gedruckt bei G. Reimer 1843. Die Heilung des Telephos. Drittes Programm zum Berliner Winkelmannsfest von Eduard Gerhard. 12 Seiten in Quart mit einer Abbildung.

Ebendasselbst: Mauritio Eduardo Meiero doctori atque magistro semisaecularia semiperfecta gratulatur Eduardus Gerhardus. 4 Seiten in Quart mit einer Abbildung.

Zwey unedirte Denkmähler, mit welchen der unermüdlche Bannerträger des archäologischen Studiums in Deutschland neuerdings seine Freunde beschenkt hat, verdienen auch in diesen Blättern eine dankbare Erwähnung, obgleich es auch nur einer Anzeige ihres Daseyns bedarf, um das gebührende Interesse für sie in Anspruch zu nehmen. Was die Spiegelzeichnung betrifft, welche das bekannte Sprichwort: *ὁ τροῖος καὶ ἰάσεται*, in einer Gruppe von drey durch die Beyschriften Tele(phe), Achle, Achmemrun hinlänglich charakterisierten Personen verbildlicht, so sagt Herr Gerhard selbst Seite 9, daß sie dem Kunsterklärer mehr reine Freude der Betrachtung, als Anlässe zur Erhellung verborgener Dunkelheiten gewähren; doch macht dieses eben ihr Verdienst aus, durch correcte Reinheit der Umrisse und lebendige sprechende Handlung wie wenige die Aufmerksamkeit des Beschauers zu erregen. Nur daß sie darum lediglich als etruskische Wiederholung eines griechischen Urbildes etwa nach Parrhasios (Plin. H. N. XXXV. 10. 71) zu betrachten sey, möchten wir dem verehrten Verfasser höchstens hinsichtlich des Motivs selbst und der Behandlung der Köpfe einräumen, in welchen wir allerdings eben das wahrnehmen, was Plinius als Erfindung jenes Meisters rühmt, *argutias vultus, elegantiam capilli, venustatem oris*; daß aber das Instrument, mit welchem Achill den Rost seiner Lanze auf Telephos Wunde schabt, sey es nun Hippe oder, wie der Verfasser lieber will, Striegel, nicht der *gladius* seyn könne, welchen Plinius anderswo (XXV. 5. 42; XXXIV. 15. 152) auf Gemälden dieses Gegenstandes erwähnt, hat Herr Gerhard selbst bemerkt; und während die Körperformen auf dieser Zeichnung selbst denjenigen des Dionysos und der Semele



auf dem bekannten Spiegel an idealem Schwunge weit nachstehen, tragen Achill und Telephos am linken Arme das Armband, das wir erst kürzlich in diesen Blättern (1843, S. 1158) als italischen Nationalschmuck nachgewiesen haben. Recht und rein griechisch dagegen bis ins kleinste Detail sind die Figuren des Vasenbildchens, womit der Verfasser seinen Glückwunsch an Herrn Professor Meier in Halle zu seinem fünf und zwanzigjährigen Doctorjubiläum begleitet hat: vier nackte Knaben oder angehende Sünge mit epheubekränzten Krügen schwärmend, von welchen die beiden mittleren, durch die Ueberschriften *νεανίας* und *καλός* als Liebespaar bezeichnet, das Haupt mit Binden umwunden, sich umschlungen halten und namentlich in dem Gange und der Kopfhaltung des einen die selige Trunkenheit leibhaftig gemahlt ist, während ein anderer epheubekränzter *καλός* hinterdrein tanzt, und ein Aehnlicher mit der Fackel vorleuchtet; und hier bietet sich denn zum Schlusse auch dem Erklärer noch die Schwierigkeit dar, daß dieser letzte Knabe nicht etwa, wie man erwarten durfte, als *κῶμος*, sondern als *παιῶν* überschrieben ist. An den Pāan, der nach aufgehobener Mahlzeit, aber vor dem Trinken gesungen wurde, ist, wie Hr Gerhard selbst bemerkt, hier nicht zu denken, und wie der apollinische Lobgesang anderswo gerade dem dionysischen entgegen stand, zeigt Plutarch de Ei apud Delphos c. 9: τὸν μὲν ἄλλον ἐνιαυτὸν παιῶνι χρωῶνται περὶ τὰς θυσίας, ἀρχομένου δὲ χειμῶνος ἐπεγείραντες τὸν διθύραμβον, τὸν δὲ παιῶνα καταπαύσαντες u. s. w.; wenn jedoch Hr Gerhard richtig gelesen hat — auf der Abbildung gleicht der erste Buchstabe eher *N* oder *H* als *Π* — so bleibt gleichwohl nichts übrig als auch hier eine Spur der häufigen Vermischung beider Culte zu erblicken. K. Fr. H.

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

52. Stück.

Den 30. März 1844.

---

S u n s b r u c k ,

gedruckt bey Felician Rauch 1842. Tirol und Vorarlberg, statistisch und topographisch, mit geschichtlichen Bemerkungen; in zwei Theilen von Joh. Sak. Staffler, Dr d. R. und Sekret. bei dem tirolischen Gubernium. Ihr Theil 1r Band. Auch unter dem Titel: Tirol und Vorarlberg, topographisch, mit geschichtlichen Bemerkungen von J. S. Staffler. 1r Band. XIV und 974 Seiten in Octav.

Wir wissen dies durch und durch gediegene Buch nicht besser zu empfehlen, als daß wir das Urtheil, welches der verewigte Heeren, über den ersten Theil dieses statistischen Werks (Gött. gel. A. 1839. St. 205) ausgesprochen hat, auch auf diese Fortsetzung beziehen. — Der Reichthum der in diesem Werke mitgetheilten Thatsachen, Beobachtungen und Untersuchungen ist in der That bewunderungswerth und wir tragen kein Bedenken dies Buch, dessen Vorzüglichkeit allein dem Fleiße und den Anstren-

gungen des unermüdblichen Verfassers zuzuschreiben ist, den gediegensten und reichhaltigsten derjenigen englischen und französischen statistischen Werke an die Seite zu setzen, welche in neuester Zeit über England und Frankreich erschienen sind, in welchen beiden Ländern doch, wie bekannt, von Seiten und auf Kosten der Regierungen jährlich so detaillirte statistische Materialien aufgenommen und publicirt, somit dem statistischen Schriftsteller auf die bequemste Weise zur Benutzung dargeboten werden. Dadurch, daß unser Verf. die Operationen, durch welche in England und Frankreich die Regierungen das Material zu ihren statistischen Publicationen erlangen, selbst hat übernehmen müssen, entbehren die von ihm bekannt gemachten Daten freylich der Auctorität officieller Angaben, gewiß aber wird man sie dessen ungeachtet als nicht minder schätzbar und zuverlässig ansehen können, wenn man erwägt, wie viel leichter die von Oben herab mit statistischen Aufnahmen beauftragten Unterbehörden, auf deren Berichte doch Alles ankommt, in ihren statistischen Nachforschungen geteuscht werden können und geteuscht werden, als ein Mann, der wie unser Verf. seiner amtlichen Stellung nach die Mittel hatte, zahlreiche Berichte sich zu verschaffen und der, nicht um aufgegebene Rubriken pflichtmäßig auszufüllen, sondern aus wahren, lebendigen Interesse an den zu erforschenden Verhältnissen, ihnen nachging und sich Zeit und Mühe nicht verdrießen ließ, mit eignen Augen zu prüfen und die erhaltenen Aussagen durch Vergleichung zu controlieren. Gewinnt aber hierdurch das Werk, was die statistischen Daten betrifft, die Zuverlässigkeit, welche die neuen statistischen Werke über Frankreich und England vor denen über deutsche Länder, wo die Erlangung amtlicher Materialien noch so

schwierig ist, meistens sehr auszeichnen, so besitzt es, was die Form betrifft, vor jenen nach officiellen Quellen bearbeiteten noch den Vorzug einer Frische der Darstellung, welche nur die eigene Anschauung der dargestellten Verhältnisse verschaffen kann. Deshalb gewährt dieses Werk neben der gründlichen Belehrung, welche es dem Statistiker darbietet, zugleich auch eine angenehme Lectüre, wes sich die englischen und französischen Specialstatistiken in der Regel nicht rühmen können, und da der Verf. außerdem das Interesse an den geographisch und statistisch dargestellten Landestheilen noch durch anziehende historische Mittheilungen zu erhöhen gewußt hat, so vereinigt das Werk die eigenthümlichen, wenn man so sagen darf, ganz heterogenen Vorzüge der gediegenen aber meistentheils sehr trockenen englischen und französischen Landesstatistiken und der jetzt auch in Deutschland so sehr beliebten, wissenschaftlich aber fast durchgehends unbrauchbaren so genannten 'mahlerischen und romantischen Länderschilderungen'.

Ref. würde es nicht gewagt haben, so über ein Werk zu urtheilen, welches seiner Natur nach selbst kaum von Seiten Desjenigen, der das geschilderte Land aus langjähriger eigener Anschauung kennt, eine ins Einzelne gehende strenge Critik zuläßt, geschweige denn von einem, der wie Ref. höchstens über die darin mitgetheilten Daten unfruchtbare Vergleichen mit anderen Büchern anstellen könnte, wenn nicht eben ein aufmerksames Lesen dieses Werkes ihm die Ueberzeugung gewährt hätte, daß der Verf. vollkommen Herr seines Stoffes gewesen und daß man sich auf die Wahrheit desjenigen, was derselbe in seiner Vorrede über die benutzten Quellen und über das von ihm zur Erreichung möglichst großer Genauigkeit angewendete Verfahren

angibt, vollkommen verlassen könne. Hiernach hat der Verf., ein Eingeborner des Landes, welches er schildert, und länger als 30 Jahre Staatsdiener in demselben, seine Wirksamkeit als Landrichter auf verschiedenen Posten im Süden und im Norden dazu benützt, vielseitige Kenntnisse über dasselbe zu sammeln. Ueber Dasjenige, wovon ihm persönliche Ueberzeugung zu erlangen nicht möglich war, erhielt er die umfassendsten Aufklärungen durch Mittheilungen der Kreishauptleute, Landrichter und anderer Civil- und Militär = Amtsvorsteher, wie auch der bischöflichen Consistorien und mehrerer verständiger und gelehrter Vaterlandsfreunde. Seinen geographischen Angaben legte er die Arbeiten des General-Quartiermeisterstabes zu Grunde und hypsometrische Beobachtungen lieferten ihm auch besonders die Professoren Thurwieser zu Salzburg und Lunelli zu Trient. Werthvolle Aufschlüsse gaben ihm die Archive, und für die geschichtlichen Bemerkungen sammelte der Verf. aus verschiedenen vaterländischen Papieren, Original-Handschriften und den reichhaltigen Bibliotheken des Freyherrn von Dipauli und des Ferdinandeums zu Innsbruck. Mit welcher Sorgfalt und Vorsicht der Verf. die topographischen und statistischen Daten sammelte und prüfte, geht daraus hervor, daß er, wo Verschiedenheiten zwischen den ihm zugekommenen landgerichtlichen Beschreibungen der einzelnen Kreise, Gerichtsbezirke u. s. w. und den von dem General-Quartiermeisterstabe aufgenommenen Karten sich zeigten, dieselben immer aufzuklären und die etwaigen Irrthümer zu berichtigen suchte durch neue Erhebungen und Untersuchungen im Wege der Landgerichte, der Waldämter oder der Kreis-Ingenieure; und daß derselbe seine Aufsätze — das sorgfältigst gesicherte

Resultat theils seiner eigenen Anschauungen, theils der von den Landrichtern und anderen landeskundigen Männern ihm mitgetheilten und in Folge seiner Bemerkungen von denselben verbesserten und ergänzten Darstellungen — noch von den Kreisauptleuten mit Beziehung ihrer Ingenieure oder von anderen mit den Verhältnissen des Kreises genau vertrauten Personen einer strengen Ueberprüfung unterziehen ließ.

Es bleibt uns nur noch übrig, da der Charakter des Werks eine Darlegung der Hauptdaten nicht gestattet, im Allgemeinen den Inhalt der bis jetzt erschienenen Theile anzudeuten. Das Werk zerfällt in einen allgemeinen und einen speciellen Theil. Der erste, den der Verf. den statistischen nennt, ist in dem schon 1839 erschienenen ersten Theile des ganzen Werks enthalten. Er gibt eine allgemeine geographisch-statistische Beschreibung des Landes, welches schon für sich allein eine sehr umfassende, namentlich auch die Productions- und Verkehrsverhältnisse klar darlegende Landesstatistik bildet. Der specielle Theil des Werks, von dem Verf. der topographische genannt, und von dem leider bis jetzt nur der vorliegende erste Band erschienen ist, betrachtet das Land in seinen einzelnen administrativen Abtheilungen. Der Verf. macht mit dem Kreise Voralberg den Anfang. Nach einer kurzen Skizzierung des Kreises, über welchen schon im allgemeinen Theile die wesentlichen Momente aufgeführt worden, unterliegen die Gerichtsbezirke, — Bestandtheile der Kreise — und die Gemeinden, — Bestandtheile der Gerichtsbezirke — einzelnweise einer scharfen Durchmusterung. Gegenstände der sorgfältigsten Aufmerksamkeit dabey sind, in Ansehung der Gerichtsbezirke: Lage, Grenzen, Größe, orographische und hydrographische

Verhältnisse, und rücksichtlich der Gemeindebezirke: das Wissenswürdigste überhaupt mit besonderer Bezeichnung der Städte, Marktflecken, Dörfer, Weiler, Schlösser, Edelsitze; deren Entfernungen und Verbindungswege; der Einwohner- und Häuserzahl; der Seelsorgsverhältnisse, Kirchen und Patronate; der öffentlichen Behörden und Aemter; der Unterrichts- und Erziehungsanstalten, der Klöster, Hospitäler u. s. w.; der Aerzte, Gesundbrunnen u. s. w.; der Messen und Jahrmärkte; Kapellen, Wallfahrtsorte, Monumente und Kunstwerke; interessanter Naturscenen und Naturmerkwürdigkeiten; der Kampfplätze aus der vaterländischen Kriegsgeschichte; der isoliert stehenden Einkehrhäuser; endlich der Männer eines ausgezeichneten Rufes, die der Geburt oder Einbürgerung nach der Gemeinde angehören. — Dieselbe Ordnung wiederholt sich in der Beschreibung der folgenden Kreise, von denen der vorliegende Band noch Oberinntal (mit Vinschgau) und Unterinntal (mit Wipptal) umfaßt. Es bleiben mithin noch vier Kreise nach: Pusterthal, Unter Etsch oder Bozen, Trient und Roveredo, deren Schilderung wohl noch einen starken Band anfüllen wird. Möge der Hr Verf., dem wir von Herzen Kraft und Muße zur Vollendung dieses reichhaltigen Werks wünschen, uns nicht zu lange auf diesen Band, mit dem wir zugleich ein, für ein solches Werk sehr wichtiges, ausführliches alphabetisch geordnetes Register erhalten sollen, warten lassen. Der Verf. selbst bezeichnet seine Arbeit zwar nur als Umriffe, welche möglichst treue Züge seines theuren Vaterlandes seyn sollen; gewis ist es aber nicht zu viel gesagt, wenn man dieselbe ein treu und mit Liebe ausgeführtes Bild nennt, welches jedem deutschen Sta-

tistiker als Muster deutscher Gründlichkeit und deutscher Vaterlandsliebe dienen kann und welches gewis dazu geeignet ist den Wunsch des Verf., dadurch die Liebe zum Vaterlande mehr zu entflammen, zu erfüllen. — Druck und Papier legen für die Vorzüglichkeit der Innsbrucker Officin ein schönes Zeugnis ab. Wp.

### H a n n o v e r,

bey den Gebrüdern Hahn 1843. Godofredi Wilh. Leibnitii annales imperii occidentis brunsvicensis, ex codicibus bibliothecae regiae hannoveranae edidit Georgius Henricus Pertz. Tomus I. Annales annorum 768—876. Auch unter dem Titel: Leibnizens gesammelte Werke. Erste Folge. Geschichte. Erster Band. XXXV und 754 Seiten in Octav.

Von dem welfischen Fürstenhause beauftragt, Herrschaft, Schicksale, Rechte und Ansprüche dieses erlauchten Geschlechts in einem umfassenden Geschichtswerke zu behandeln, verließ Leibniz gegen Ende des Jahres 1687 Hannover, um in solchen Landschaften Italiens und des südlichen Deutschlands, wo der Name der Welfen zuerst in der Geschichte auftaucht, nach Urkunden, Chroniken, Denkmählern jeder Art, welche über dieses Fürstengeschlecht Auskunft bieten könnten, Nachforschungen anzustellen. Nach dreyjähriger Abwesenheit kehrte der rastlos thätige Mann an den Hof von Ernst August zurück, überzeugt, daß er durch Hilfe der durch ihn aufgefundenen historischen Monumente im Stande seyn werde, die Geschichte der Welfen bis auf den Anfang des neunten Jahrhunderts zurück zu führen. Seitdem besuchte er die Bibliotheken und Archive von Niedersachsen und



Westphalen und begann, durch die gleichzeitige Herausgabe verschiedener selbständiger Untersuchungen und Abhandlungen auf dem Gebiete der deutschen und vornehmlich der niedersächsischen Geschichte, und durch Veröffentlichung von Quellschriften weniger in seiner Arbeit gehemmt als gefördert, die Lösung seiner großartigen Aufgabe. Daß diese, bey dem entschiedenen Mangel an Vorarbeiten und dem ihr bezeichneten Umfange, nur langsam vorrücken konnte, durfte den Kenner der Geschichte nicht befremden. Dagegen sah Kurfürst Georg Ludwig mit einer Ungeduld, die sich bey mehr als einer Gelegenheit in bittern Worten über den Gelehrten äußerte, dem Erscheinen des Werkes entgegen.

Leibnitz hatte seine Arbeit bis zum Jahre 1005 durchgeführt, als er (14. November 1716) derselben durch den Tod entrissen wurde. Was die zum Abdruck fertige, aus 15 Quartbänden bestehende Handschrift anbetrifft, so strich Johann Georg Eckhart nicht nur die von dem Geheimen Rath in Hannover und Wolfenbüttel als anstößig bezeichneten Stellen, sondern erlaubte sich auch außerdem verschiedene Abänderungen im Texte. Der hierauf beginnende Druck der *Annales* wurde durch die Entfernung Eckharts aus Hannover unterbrochen, dessen Nachfolger, Hahn, noch ehe er die für nothwendig erachteten Beweisstellen dem ganzen Werke hatte beyfügen können, 1729 aus dem Leben ging. Des Letzteren Beginnen gab Gruber, der Nachfolger Hahns, wieder auf, weil dadurch das Werk zu sehr anschwellen werde, erlebte aber den Druck der *origines guelficae* nicht, welche Georg II. noch vor den *Annalen* veröffentlicht zu sehen wünschte. Erstere traten durch Scheidt ins Leben und wurden durch Jung geschlossen. Das Andenken an die *Annales* aber erlosch im Publicum,

bis endlich der Herausgeber der *monumenta Germaniae*, der würdige Nachfolger einer Reihe ausgezeichneten Gelehrter, denen das Archiv in Hannover anvertraut war, das auf drey starke Bände berechnete Werk in seiner ursprünglichen Gestalt den Freunden der Geschichte vorlegte.

Sich ausschließlich auf die Geschichte des welfischen Hauses und der von diesem beherrschten Landschaften zu beschränken, mußte sich, namentlich in Betreff einer Zeit, wo die Quellen dafür überaus spärlich fließen, als unausführbar herausstellen und Leibniz entschloß sich deshalb bey dem Beginn seiner Arbeit 'die Annalen des deutschen Reichs, mit steter Berücksichtigung des braunschweigischen Hauses und Landes, bis auf seine Zeit herabzuführen.' Auch dieser Plan erlitt in so fern eine Abänderung, als Leibniz, in der Ueberzeugung, daß die Lösung dieser Aufgabe mehr als die Kräfte eines Menschenalters erfordere, anfangs als Schluß seiner Arbeit das Todesjahr von Kaiser Otto IV. festsetzte, dann die Grenzen noch enger zog und sich auf den Zeitraum von 768 bis 1024 beschränkte.

Es würde überflüssig seyn, darauf aufmerksam zu machen, bis zu welchem Grade seitdem der Reichthum an neu aufgefundenen Handschriften und Urkunden gemehrt und, vornehmlich durch den Herausgeber, critisch gesäubert und der Oeffentlichkeit übergeben ist. Doch wird, wie der Herausgeber in der Vorrede schlagend bemerkt, die Arbeit des geistreichen Mannes auf ähnliche Weise ihre Bedeutsamkeit behalten, wie die Werke eines Baronius und Muratori, trotz aller Zusätze und Verbesserungen, welche neuere Forschungen ihrem Gegenstande gebracht haben, noch jetzt als unentbehrlich gelten. Leibniz hat Erörterungen, Berichti-

gungen, selbst Polemik geschickt in seine Erzählung hinein zu ziehen gewußt, die, obwohl im Allgemeinen streng annalistisch gehalten, bey vorkommenden Veranlassungen auch auf Begebenheiten späterer Jahrhunderte sich Andeutungen erlaubt. Mit besonderer Vorliebe sehen wir ihn Genealogien verfolgen. Daß er in der Etymologie manchen gewagten Sprung versuchte, wird man am wenigsten ihm zur Last legen, da überall vor Jacob Grimm eine einigermaßen sichere Bewegung auf diesem Gebiete nicht möglich war.

### B r e s l a u ,

gedruckt bey Graß, Bahrt und Compagnie 1843. Uebersicht der Arbeiten und Veränderungen der schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur im Jahre 1842. Zur Kenntnißnahme für sämmtliche einheimische und auswärtige wirkliche Herren Mitglieder der genannten Gesellschaft. 223 Seiten in Quart.

Es gibt gewiß wenige gelehrte Gesellschaften in Deutschland, die eine so rege Thätigkeit entwickeln, als die schlesische. Davon zeugen die in jedem Jahre erscheinenden Berichte, welche nicht allein das Resultat des gewöhnlichen Geschäftsganges, sondern auch ausführliche Auszüge aus den Mittheilungen, und mitunter sogar diese letztern vollständig liefern. — Der allgemeine Bericht rührt vom Hn Geh. Med.=Rath Wendt, als erstem Generalsecretär der Gesellschaft, her; — über die naturwissenschaftliche Section berichtet Hr Professor Göppert, über die botanische Hr Prof. Wimmer, über die entomologische Hr Geh. Hofrath Gravenhorst, über die Sudetenkunde Hr Prof. von Boguslawski, über die medicinische Hr

Hofr. Borkheim, über die öconomische Hr Hofr. Weber, über die pädagogische Hr Oberlehrer Scholz, über die historische Hr Geh. Archiv = R. Stenzel, über die für Kunst Hr Med. = Rath Ebers, und über die technische Hr Director Gebauer. Da dieser Jahresbericht nicht in den Buchhandel, also auch wohl nicht in die Hände vieler kommt, so mögen zwey besonders die jetzige Zeit angehende Mittheilungen aus der med. Section hier nicht unerwähnt bleiben. Hr Geh. Sanitäts = R. Martini, dirigierender Arzt der Irrenanstalt zu Leubus, gibt S. 29 einige Mittheilungen über die, nach dem vorgängigen methodischen Gebrauche der Kalt = Wasser = Cur von ihm in der Anstalt beobachteten Wirkungen. Seit dem Jahre 1838, also binnen beynahe 3 Jahren, sind ihm 10 Fälle von, in Folge jener Cur entstandenem, Irreseyn vorgekommen. Während von allen übrigen dortigen (Irren =) Kranken 0,49 geheilt wurden, waren von diesen 10 (Irren =) Kranken 8 gestorben, ein einziger geheilt und 1 als unheilbar entlassen worden. Das Irreseyn hatte nicht nur durchgehens (in 9 Fällen) das Gepräge des paralytischen Blödsinns, sondern auch die Leichenöffnungen der daran Gestorbenen wiesen eine so ex = und intensive Erweichung des Gehirns und des Rückenmarkes nach, wie Hr Martini sie vorher kaum jemahls wahrgenommen. Diese Beobachtungen zeigen die Gefahr der empirischen Anwendung der Kalt = Wasser = Curen ohne genaue Kenntniß des individuellen Krankheitszustandes und ohne möglichst klare Einsicht in ihre Heilwirkung. Wo diese so wesentlichen Bedingungen fehlen, da kann die empirische Anwendung des, wie sehr auch von Priesnitz und seinen Anhängern als Universalmedicin gepriesenen kalten Wassers nicht nur nichts nützen, sondern sogar höchst nachtheilig

seyn. Hr Dr Krauß theilte ebenfalls 2 von ihm beobachtete Fälle mit, in deren einem auf die Anwendung der Kalt-Wasser-Cur gegen, durch sie beseitigte, Flechten halbseitige Lähmung eintrat, und in dem andern ein Kranker nach dem 5 Jahre hindurch wiederholten Gebrauche dieser Cur wahnsinnig wurde. — Ref. möchte denken, daß schon aus diesen wenigen Fällen, denen übrigens noch eine große Anzahl ähnlicher zur Seite gestellt werden kann, die große Gefahr einleuchte, welcher der Staat seine Unterthanen aussetzt, wenn er kein Bedenken trägt, zur Ausübung der Kalt-Wasser- und anderer Curen Laien in der Arzneykunde und Routiniers zu autorisieren.

Die andere Mittheilung ist die des Hn Geheim. Med.-R. Wendt über das Ehedem und Jetzt im Gebiete der Medicin S. 35. Bey einem vergleichenden Rückblicke auf das letzte Jahrzehend des verflossenen Jahrhunderts stelle sich in dem, zwischen der Medicin als Wissenschaft und den Aerzten damahliger und jetziger Zeit obwaltenden Verhältnisse eine nicht zu verkennende Verschiedenheit dar. In früherer Zeit sey das Vertrauen zumahl jüngerer Aerzte zur Wissenschaft unerschütterlich fest gewesen, und eben deshalb für einen großen Theil des Volkes wohlthuend, das Ansehen der Wissenschaft aufrecht erhaltend und das ärztliche Verfahren vor dem schnöden Urtheil Unberufener schützend. An die Stelle dieser Zuversicht und dieses so wirksamen Glaubens an die Wissenschaft sey in neuester Zeit ein gewisser vornehmer Scepticismus getreten und so durch eigene Schuld der an der Wahrheit der Wissenschaft verzweifelnden Aerzte die Wissenschaft selbst Nichtärzten und Halbwissern Preis gegeben. Auch in den quantitativen Verhältnissen der uns am Krankenbette zu Gebote stehenden Mittel walte

ein Unterschied ob. Die in früherer Zeit so kleinen und unbedeutenden Gaben kämen gegen die heroischen heutiger Zeit kaum in Betracht, und doch seyen durch sie schwere, auf Erethismus nervorum beruhende Krankheiten glücklich behandelt und geheilt worden. Von den im Jahre 1813 in Breslau an Typhus erkrankten Aerzten seyen die zu heroisch behandelten am ersten gestorben; die wenigen mit dem Leben davon gekommenen hätten dieses der mildesten Methode zu danken gehabt. Bey richtig erfasster Indication dürften kleinere Gaben jedenfalls sicherer und wohlthätiger als große wirken, und was nicht durch jene, schwerlich durch diese zu erzielen seyn. Die Bereicherung des diagnostischen Apparates, so wie Alles, was in neuerer Zeit geschehen, um in zweifelhaften Fällen zur Erkenntnis der Krankheit zu gelangen, verdiene unsere volle Aufmerksamkeit, so fern dieses oder jenes als Beyhilfe zu benutzende Mittel nicht als die Grundlage der Diagnostik angesehen und auf Kosten aller anderen Forschung hervorgehoben werde. Die Frage ob die practische Medicin von Jetzt gegen das Ehedem gewonnen, lasse sich nur in einer geringen Zahl von Krankheiten, über welche wir wichtige Aufklärungen erhalten, bejahend beantworten. Wie sehr man aber auch den Bestrebungen der neuern Zeit die richtigere Erkenntnis und gründlichere Behandlung einzelner Krankheiten verdanke, so habe man doch auch in neuester Zeit scheinbar geheilte Krankheiten, wie die Syphilis in ihren primären Formen, häufig wieder austauschen sehen, weil man sich eingebildet, sie durch andere, dem Quecksilber zu substituierende Mittel eben so sicher heilen zu können.

Berthold.

## S t r a s b u r g ,

chez Derivaux 1842. Histoire de l'Epidémie de Meningite cérébro-spinale observée à Strasbourg en 1840 et 1841, par Gabriel Tourdes, professeur de Médecine. 184 Seiten in Octav.

Im October 1840 stellte sich bey dem Militär zu Strasburg eine in ihrem ganzen Auftreten heftige, dem bössartigen Typhus ähnliche Krankheit ein. Sie verlief fast immer sehr rasch, erhielt sich bis in den Junius des folgenden Jahres, verbreitete sich von der Garnison auch in die Stadt und zeigte sich so tödtlich, daß allein im Militärhospitale von 196 Erkrankten 122, in der Bürgerschaft von 230 Befallenen 90 starben. Alle diese Individuen wurden plötzlich, bey sonst vollkommener Gesundheit von der Krankheit ergriffen (invasion foudroyante). Erst heftiges Kopfsweh mit Schwindel; Uebelkeit; Schmerzen im Genick, im Rücken, in allen Gliedern; Irrreden, Bewußtlosigkeit; Krämpfe, convulsivisches Zurückbeugen des Kopfes; flechtenartiger Ausschlag an den Lippen; Petechien; erst Verstopfung, später Durchfall; Fieber, Koma; große Abmagerung und Schwäche; Tod.

Bey der Heftigkeit und dem schnellen Verlauf der Zufälle war ein energisches ärztliches Einschreiten nothwendig; aber der Verf. gesteht, daß in den meisten Fällen das Aufgebot aller Hilfsmittel fruchtlos gewesen sey. Man hatte Blutentleerungen versucht, Abkühlungen durch Eis, Mercurialien, Ableitungen auf die Haut, Brechweinstein in großen Gaben, Purgantien, Opium, Chinin, beynahe immer ohne Linderung oder Rettung zu bewirken. Wenn Genesung eintrat, so schien sie eher durch einen geringeren Grad des Erkranktseyns als durch

den Einfluß der angewandten Arzneyen bedingt zu seyn. Der Leichenbefund ergab als Hauptresultat eine Ansammlung von Eiter in den Gehirnhöhlen, im Rückenmark, besonders aber an den Gehirnhäuten, wovon die pia mater ganz mit Blut injiciert, mit eiterartigen Auschwüngen und Aftermembranen umgeben und durchdrungen war. Deshalb ward hauptsächlich der Name Meningitis gewählt.

Unterscheidungen, welche zwischen dieser Form und der sporadischen, so wie auch dem typhösen Fieber Statt finden sollen, werden angegeben (S. 162).

Was nun die Ursache dieser bössartigen, in Strassburg bis dahin unerhörten Krankheit betrifft, so heben wir aus der Menge hier angegebener Berichte und Vermuthungen diejenigen Punkte hervor, welche uns am meisten in diesem Betracht entscheidend oder doch beachtungswerth erscheinen.

Ehe die Epidemie zu Strassburg ausbrach, hatte eine ganz ähnliche, wenn gleich von geringerer Ausdehnung, das Jahr zuvor zu Metz geherrscht, welche der Arzt Gasté beschrieb (S. 23). Dann trat eine für die französische Armee bedeutende Epoche ein, indem sie plötzlich einen enormen Zuwachs erhielt. Die letzten Contingente von 1834 und 1835, die sich vor der Einberufung sicher glaubten, wurden in Activität gesetzt; die Leute vom 25sten bis 26sten Lebensjahre, welche seit längerer Zeit vom Militärdienste sich befreit hielten, wurden ihren Geschäften und ihren Familien entrissen, alle jungen Soldaten von 1839 und 1840 einberufen. Vom September bis zum Januar, in einer größtentheils strengen Jahreszeit, wurden diese Bewegungen ausgeführt; die Conscriptierten durchkreuzten Frankreich von einem Ende zum andern, um sich mit ihren Corps zu vereinigen. Die Rücksichten auf die Gesundheit blie-



ben untergeordnet. Die Räume wurden überfüllt; Kleidungsstücke fehlten. Die Anstrengungen der forcierten Märsche waren zu groß. Viele litten durch Kummer, Viele durch Unmäßigkeit. Die beständigen Uebungen, um die junge Mannschaft einzuerercieren, übernahmen die Kräfte. Die Hospitäler wurden bey den verderblichen Einflüssen überfüllt. Dans tous les temps, sagt der Verf. S. 32., l'oubli des lois de l'hygiène a été plus redoutable à nos armées que le fer de l'ennemi.

Die Garnison zu Strasburg, welche am 1. Januar 1840 nur etwa 5000 Mann betrug, zählte am 1. Januar 1841 bereits gegen 8000. Nun kam ein sehr strenger Winter. Die Kälte in den Monaten December und Januar stieg bis auf  $-13^{\circ}$  und war noch im Februar  $-9^{\circ}$ . Solche Umstände und andere vielleicht minder bekannte oder untersuchte vermögen, nach allen bisherigen Erfahrungen, recht wohl einen wirklichen Typhus oder doch eine ihm analoge, das Nerven = Cerebral = und Spinal = System ergreifende Krankheit zu erzeugen.

Wie die weitere Verbreitung geschah, ist aus vorliegenden Daten nicht wohl zu erkennen. Der Verf. glaubt, es habe sich ein Miasma gebildet. Mit diesem Worte ist jedoch wenig oder nichts gesagt. Daß in der Höhe des Typhus sich ein Contagium entwickle, wird nicht leicht noch bezweifelt werden können. Der Verf. glaubt indessen in diesem Falle keines statuieren zu dürfen. Seine Gründe aber (z. B. weil das ärztliche Personal nicht sehr mitgenommen worden sey, S. 73: deux officiers de santé et cinq infirmiers seulement ont été frappés) scheinen uns von keinem besondern Gewichte zu seyn.

---

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

## 53. Stück.

Den 1. April 1844.

---

L o n d o n,

bey S. W. Parker 1842. Biographia Britannica Literaria; or Biography of Literary Characters of Great Britain and Ireland, arranged in chronological order. Anglo-Saxon Period. By Thomas Wright, M. A. 554 Seiten in Octav.

Bey dem großen Reichthume der englischen Literatur war es längst ein Bedürfnis ein Handbuch über deren Geschichte zu besitzen. Besonders fehlt ein solches für die ältere, so wohl die angelsächsische als die normannische Zeit, für welche so sehr zahlreiche Reliquien, mehr oder minder wichtig, doch stets in irgend einer Beziehung lehrreich, durch die Forschungen neuerer Gelehrten an das Tageslicht gezogen sind. Die Königliche Gesellschaft für Literatur zu London faßte daher einen sehr zeitgemäßen Beschluß, als sie im Jahre 1839 sich dahin vereinte eine Biographia britannica literaria in chronologischer, anstatt der bisher in England beliebten alphabetischen Anordnung, die Literaturgeschichte der drey Königreiche umfassend,

und mit dem angelsächsischen Zeitraume beginnend, heraus zu geben. Um den Lücken zu begegnen, welche die Biographien der Schriftsteller in der Uebersicht der Litterargeschichte stets lassen, vorzüglich aber in Zeiten, wo die Verfasser interessanter Fragmente und selbst größerer Werke unbekannt sind, wird einer jeden Periode der Litterargeschichte eine Uebersicht über deren Bedeutung und Hauptinhalt vorangestellt, welche wenigstens als eine Vorarbeit zu einer bey fernere zu erwartenden historischen Aufklärungen möglich werdenden Litterargeschichte im höheren wissenschaftlichen Sinne zu betrachten ist.

Die Königl. Gesellschaft für Litteratur hat das Glück gehabt für dieses Unternehmen einen sehr geeigneten Arbeiter zu finden, den Herrn Thomas Wright, dessen Verdienste um die ältere Litteratur seines Vaterlandes alle Kenner und Freunde derselben bereits häufig erfreuet und belehrt haben. In den *Reliquiae Antiquae* (London 1841 sq. 2 Bände in Octav) hat er gemeinschaftlich mit Herrn Halliwell eine bedeutende Anzahl bisher unbekannter Gedichte und Bruchstücke aus den angelsächsischen, normannischen und altenglischen Epochen seiner vaterländischen Litteratur heraus gegeben, so wie in den *Popular treatises on Science, written during the middle ages* 1841. Octav, schätzbare wissenschaftliche Versuche jener Jahrhunderte. Von den durch die Camden Society heraus gegebenen Werken verdanken wir demselben einige der schätzbarsten, namentlich die *Political songs* und die mit gehaltvollen Abhandlungen begleiteten Gedichte des s. g. *Walter Mapes*. Ein in Gemeinschaft mit Hn F. Michel heraus gegebener Band von *Reisen im Mittelalter*, eine *Geschichte der Stadt Ludlow* und zahlreiche verwandte Arbeiten bezeugen die kenntnisreiche Thätigkeit dieses uns

sehr willkommenen Forschers und Sammlers auf dem lange vernachlässigten, reichen Boden.

Die einleitende Uebersicht der Literaturgeschichte ist schon im Jahre 1839 unter dem Titel: 'An Essay on the state of literature and learning under the Anglo-Saxons' gedruckt erschienen. Auch ein Theil des Hauptwerkes scheint ziemlich viel früher gedruckt zu seyn als im Jahre des Titelblattes, woher denn einige der neuesten Entdeckungen oder Fortschritte der Bearbeitung der angelsächsischen Literatur noch nicht eingetragen sind. Die interessante Einleitung ergeht sich zunächst über die älteste angelsächsische Volkspoesie, die Heldengedichte so wie kleinere Lieder. Die auf der Gleichheit der Mythologie und der Sage beruhende Aehnlichkeit des Stoffes der Poesie der Angelsachsen mit demjenigen anderer germanischer Stämme hätte hier wohl hervor gehoben werden können, so wie der Beleg für den Reichthum, welchen die Angelsachsen an den auf jene gebauten Liedern besessen haben, welcher sich allein in dem Reiseliede des Sängers findet, das uns, so lehrreich es durch die Völkernamen ist, dennoch durch die mythischen und in der eben gedachten Beziehung uns am wichtigsten erscheint. Ettmüllers Ausgabe dieses Liedes, so wie dessen Uebersetzung des Heldengedichtes Beowulf in deutschen Stabreimen sind dem Verfasser unbekannt geblieben. Wir danken Herrn Wright hier für die Nachricht, daß lateinische und normannische Gedichte vom Könige Atla noch ungedruckt sind; wir zweifeln nicht, daß er oder seiner Freunde einer mit dem Abdrucke nicht lange säumen wollen.

Die angelsächsischen christlichen Dichter, deren Vorstellungsweise sich enger an ihre heidnischen Vorgänger anschließt, waren zahlreich. Wir besitzen Bruchstücke von dem bedeutendsten derselben,

Caedmon, in verschiedenen Gestalten, wie das Gedächtniß des Sängers sie aufbewahrt hatte, bis sie später in der westsächsischen Schriftsprache niedergeschrieben wurden. Andere enthält die von B. Thorpe im J. 1842 heraus gegebene Handschrift von Exeter, so wie die von demselben und später von J. Grimm bearbeitete Handschrift zu Bercelli, worin die Gedichte des Cynewulf, Abtes von Peterborough, sich gefunden haben. Aldhelm, bisher bekannt durch seine lateinischen Gedichte, ist als der Verfasser der von Thorpe nach der Pariser Handschrift im J. 1835 zu Oxford heraus gegebenen Uebersetzung der Psalmen in angelsächsische Verse bisweilen angesehen, doch nicht als solcher von Hn Wright anerkannt. Hier werden ferner gedacht als eines der schönsten angelsächsischen Gedichte, der Judith, in der von Hn Wright nicht erwähnten ersten Ausgabe von Thwaites als Prosa, in Thorpes Analecten metrisch abgedruckt. Die neu mitgetheilte kurze lateinische Hymne auf die Befehung der Angelsachsen möchte indessen wohl nicht als ein dankbarer Erguß der Enkel der Befehrten anzusehen seyn; ihre häufig im Mittelalter vorkommenden Worte: *lingua Britanniae, Fren-* *dens olim barbarie. ... Jam alleluia personat* sind dem Papste Gregorius I. (*Expositio* 6. Job. XXVII. c. 8) entlehnt. Von besonderem Interesse ist was der Verfasser über die wissenschaftlichen Aufsätze der Angelsachsen zusammen gestellt hat. Bey dem fast nur handschriftlich vorhandenen s. g. *Apuleius de herbis* hätte bemerkt werden können, daß in Thorpes Analecten ein Fragment desselben gedruckt ist.

Ein Werk wie das vorliegende gestattet keine vollständige Uebersicht, doch wird es passend seyn Einiges hervorzuheben, was dem deutschen Leser

besonders auffällt. Zunächst bemerken wir, daß es nicht ganz so umfassend ist wie sein Titel verheißt: wir finden weder über die national irländische, noch die gaelische, noch selbst die walisische Literatur, selbst nicht über deren schon von Beda anerkannten Einfluß auf die angelsächsische, irgend Belehrung darin. Der Verfasser hat hier freylich den Vorgang der meisten englischen Literaturhistoriker für sich, welche nur von einzelnen Iren, Scoten und Walisern, die in lateinischer Sprache schrieben, Kunde zu geben pflegen. Während Hr Whright Angelsachsen, die auf dem Festlande lebten, wie dem Bonifaz, Willibrord, Willehad, Willibald besondere Artikel widmet, wird der zahlreichen Scoten, welche in der Fremde den Ruf der heimischen Gelahrtheit verbreitet haben, gar nicht, oder wie Virgil, der Bischof von Salzburg, nur gelegentlich erwähnt. Der beiden Scoten Sedulius (Shiel), von denen der jüngere in der ersten Hälfte des neunten Jahrhunderts lebte, wie dessen von Perz neu aufgefundene Gedichte (s. Archiv für ältere deutsche Geschichtskunde Th. VII. S. 1006) außer Zweifel stellen, ist gar nicht gedacht. Als auf einen bisher unbekanntem Namen können wir hier auf den Lathacan Scotigena aufmerksam machen, von welchem zwey geistliche Hymnen in einer Handschrift des Alcuin zu Darmstadt neuerlich aufgefunden sind (s. ebendas. S. 859). Nicht unerheblich dürften auch die 50 ungedruckten Briefe von Alcuin und Dungal seyn, deren Perz am a. D. gedenkt.

Dem Gildas, Renniüs, Wilfrid, Beda, Alshelm sind besonders ausführliche Artikel gewidmet. Rückfichtlich des Renniüs können wir bey diesem Anlasse auf einen, auch dem letzten wohlverdienten Herausgeber desselben, Jos. Stevenson, entgan-

genen, für die Zeitbestimmung der Abfassung seiner *Historia* erheblichen Umstand aufmerksam machen, daß er im Kap. 49 den König Theudubir von Buelt als seinen Zeitgenossen nennt, dieser aber in Uffers Biographie des Königes Aelfred zum Jahre 885 vorkommt: welche Zeitbestimmung mit denen des Kap. 16 nahe überein fällt. In dem Aufsätze über Aldhelm, so wie in dem ganzen Werke des Hn Bright bemerkt man eine bey seinen Landsleuten noch immer seltene Kenntniß der älteren wie der neueren Literatur des Continentes. Für Bedas historische Werke hat sich in England in neuerer Zeit eine lebhafteste Theilnahme bewährt, theils durch Uebersetzungen, theils durch die eleganten Octavausgaben der *Historia Anglorum*, so wie der kleinen historischen Werke desselben, welche Jos. Stevenson für die Historical Society besorgt hat. Ein besonderes Verdienst des Hn Bright jedoch ist es, die erste Ausgabe eines im Mittelalter viel gelesenen angelsächsischen Compendii über Astronomie, welches ein gedrängter Auszug ist aus Bedas Abhandlung *de rerum natura*, übersetzt und abgedruckt zu haben in den für die Historical Society of Science redigierten *Popular treatises of Science written during the middle ages in Anglosaxon, Anglonorman and English*. London 1841. Octav.

König Aelfreds literarische Verdienste hat der Vf. selbst zu einer weiteren Anerkennung, oder doch, so ferne die Autorschaft zweifelhaft ist, zur Untersuchung dadurch gefördert, daß er in seinen *Reliquiis antiquis* dessen Sprichwörter zuerst abgedruckt hat. Die jenem Könige zugeschriebene Uebersetzung der Fabeln Aesops in seine Muttersprache ist bisher nicht aufgefunden und ihr Vorhandenseyn bey dem Mangel älterer Zeugnisse zu bezwei-

seln. Doch führt Hr Wright dasjenige der anglo-normannischen Dichterin Marie an, welche den Text der Fabeln des reis Alvrez in ihre Sprache übertrug, so wie eine lateinische Uebersetzung des Aesop, welche berichtet, daß rex Angliae Aelfrus in Anglicam linguam eum transferri jussit. Ein drittes Zeugniß oder doch eine spätere Erwähnung ist Hr Wright entgangen, von dem Dechanten Gerhard zu Minden, welcher in den von F. Wiggert (Zweites Scherflein zur Förderung der Kenntniß deutscher Mundarten und Schriften. 1836. Octav) abgedruckten, vermuthlich aus jenem lateinischen Text übertragenen niederdeutschen Fabeln anführt, daß 'König Aelfrus van Engelant' den Aesop in die Landesprache übersezt habe. Stolbergs Leben des Königes Aelfred, so wie Dahlmanns Erläuterungen zu den Reisen des Dithere und Wulfstan sind von dem Verfasser nicht bemerkt worden. Die eigenthümlichste und scharfsinnigste Untersuchung in diesem Werke ist unstreitig diejenige über die Lebensbeschreibung des Königes Aelfred, welche Affer's Namen in der Widmung führt, den man für den Bischof von Shireburn hält. Es ist nicht zu verkennen, daß die Ansicht des Hr Wright, daß jenes Werk nicht von dem Zeitgenossen des Königes Aelfred, sondern erst nach der Eroberung Englands durch die Normannen verfaßt sey, mancherley Gründe für sich habe; doch erscheinen sie keineswegs als solche, welche eine so wichtige Frage historischer Kritik entscheiden können. Es ist nichts, was uns hindert anzunehmen, daß jener Affer, ehe er das Bisthum Shireburn besaß (901 — 904) oder daß ein anderer gleichzeitiger Affer jene Biographie abgefaßt habe. Zur Entscheidung dieser Frage ist es wesentlich die beste Handschrift



jener Werke mehr zu berücksichtigen, in welcher die anstößigen Stellen fast alle fehlen. Diese fehlen gleichfalls in der Chronik des Florenz von Worcester († 1118), welcher einen vortrefflichen Text des Affer sehr genau excerpierte, so wie bey dem Chronisten Simeon von Durham, dessen einer Umarbeitung des Textes stellenweise entsprechende Auszüge ihrerseits beachtet werden sollten (z. B. b. S. 853. 860). Der interpolierte Text scheint nicht früher als in S. Bromptons Chronik benützt zu seyn.

Die Behauptung, daß die Abschnitte jenes Werkes, welche nicht Aelfreds Person betreffen, aus der Angelsächsischen Chronik übersetzt seyen, bewährt sich schwerlich durch genauere Vergleichung. Affer gibt mehr ausführliches Detail und ist genauer und richtiger, weshalb ich mich namentlich auf die Jahre 879 rücksichtlich der Sonnenfinsternis, 884, 886, 887 beziehe, als diejenigen Jahre kurz nach welchen Affer schrieb. Zum Jahre 885 berichtet jene Chronik den Tod des fränkischen Königes Karl und den des Papstes Marinus, während Affer richtig jenen Karlman benennt und den Tod des Papstes in das Jahr 884 setzt. Auch die Nachricht von der zwiefachen Niederlage der Nordmannen in Altsachsen im Laufe eines Jahres durch die Sachsen und Friesen, welche durch die Annales Fuldenses ad a. 884 und 885 bestätigt wird, konnte in einer englischen Chronik wohl nur ein Zeitgenosse mittheilen; Affer's Erzählung ist aber ausführlicher und deutlicher als die seiner angeblichen Quellen.

(Schluß folgt)

---

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

54. 55. Stück.

Den 4. April 1844.

---

L o n d o n.

Schluß der Anzeige: 'Biographia Britannica Literaria; or Biography of Literary Characters of Great Britain and Ireland, arranged in chronological order. Anglo-Saxon Period. By Thomas Wright, M. A.'

Als ein Anzeichen des hohen Alters dieser Biographie dürfen auch die vielen den angelsächsischen beygefügtten altbritischen Ortsnamen betrachtet werden. Ueberall ist die genaueste Kunde der Gegend, in welcher der Bischof Affer lebte, in der Biographie zu erkennen. Soll also behauptet werden, daß die Biographie des Königes Aelfred nicht von dem Bischofe Affer verfaßt sey, so wird man doch zugeben müssen, daß sie in einer so frühen Zeit geschrieben ist, daß es unerklärlich scheint, wie schon damahls ein solcher literarischer Betrug möglich war und wozu derselbe dienen sollte. Der Umstand aber, daß die Biographie nicht vollendet oder vielmehr nicht fortgesetzt ist, welcher gegen

die Autorschaft des Bischofes Asser angeführt wird, erscheint noch viel auffallender, wenn wir sie einem spätern Schriftsteller, welcher des angelsächsischen Königes Tugenden verherrlichen wollte, zuschreiben.

Ueber den Historiker Aethelweard ist Hr Bright der älteren Zeitbestimmung gefolgt und sind die Bemerkungen in des Referenten Geschichte von England, wo seine Zeit genauer bestimmt wird, übersehen. Ich ergänze hier meine dortige Bemerkung, daß Aethelweards Werk der Mathilde, Tochter Ludolfs, des Sohnes Otto des Großen und der angelsächsischen Eadgythe, gewidmet war, durch die Nachweisung, daß jene als Abtissin im Jahre 1011 starb, wie die Annales Quedlinburgenses berichten. Der Aethelweard, welcher noch im Jahre 1090 lebte, ist also ein anderer gewesen.

Ganz vermissen wir die Historia Anglosaxonum und Gesta Anglorum, deren Anführung durch Widukind und Adam von Bremen sie der angelsächsischen Periode aneignet; so wie unter den aufgezählten Büchern der kostbare, nicht dem Caldorman Alfred gehöriger Codex aureus, das neue Testament enthaltend, gegenwärtig auf der Bibliothek zu Stockholm.

Möge der folgende Band, welcher die so vieler Aufklärung bedürfende anglonormannische Literatur behandeln wird, nicht lange auf sich warten lassen.

J. M. L.

### E d i n b u r g .

1837. The seven sages, in Scottish metre. By John Rolland of Dalkeith. XXVII und 336 Seiten in Quart.

Den vorliegenden Abdruck eines längst unter dem Schottischen Volke verschollenen und höchst seltenen Buchs verdanken wir der lobenswerthen Thätigkeit des seit 1823 in Edinburg gestifteten Bannatyne-Clubs. Ref. freut sich, daß durch diesen neuen Beytrag zur Geschichte des erst kürzlich in diesen Blättern (Gött. gel. Anz. 1843. S. 721 flg.) besprochenen Romans von den sieben weisen Meistern, das Interesse für die Literatur desselben auch in Großbritannien wieder neu belebt wird, wo noch so viele hierher gehörige Denkmähler in der Verborgenheit der Bibliotheken versteckt liegen. Im Anfange dieses Jahrhunderts machte bereits Ellis (Specimens of early English Romances, Vol. 3) auf zwey Handschriften aufmerksam, von denen eine (im Britischen Museum) dem Anfange des XIV. Jahrhunderts angehört und betitelt ist: *The process of the sevyne sages* (in 4002 Versen). Diese hat bekanntlich Weber (Metrical romances, Vol. 3) bald darauf drucken lassen (Edinburg 1810), und zuletzt hat noch Dunlop (History of fiction, Vol. 2. p. 166) darauf hingewiesen. Eine andere Schottische Version unter dem Titel: *The buke of the sevyne sagis*, von einem unbekanntem Dichter des XV. Jahrhunderts, hat sich in Ms. in Edinburg erhalten. Schon der Altschottischen Sprache halber, von der so wenig Denkmähler aus jener Periode vorhanden sind, wäre ein Abdruck dieses Manuscripts wünschenswerth. An Umfang ist es kleiner als die von Weber bekannt gemachte Version; denn es enthält nur 1400 Distichen, und der sechste Meister erzählt keine Geschichte und somit auch die Kaiserin keine sechste Parabel.

Der Herausgeber des vorliegenden Drucks, D. Laing, konnte nach den sorgfältigsten Nachfor-

schungen von der Schottischen Original = Ausgabe der Seven Sages nur ein einziges Exemplar in Großbritannien aufzutreiben. Dieses gehörte einst Ritson, auf dessen Bücher = Auction (1803) der Herzog von Roxburghe es für L. 30, 10 s. (etwa 174 Rthl.) kaufte. Nach dem Tode des Herzogs kam es (1813) in die Hände eines Hn Constable für L. 37, 5 s. 6 d. Nachher gelangte Hr Heber und dann (1834) Hr Thorpe zum Besitze desselben; und jetzt befindet sich dieses vielgesuchte Buch in der Bibliothek des Hn Wilh. Heinrich Miller, der dasselbe dem Bannatyne = Club zum Abdrucke eingehändigt hat. Dieser Abdruck ist nun Seite für Seite ein genaues Facsimile des genannten Originals mit Gothischen Schriften, und auf alle Fälle, da die ursprüngliche Orthographie darin sorgfältig beybehalten ist, ein merkwürdiges Denkmal der Schottischen Sprache. Der vollständige Titel ist: The seuin Seages translait out of prois in Scottis meter be Johne Rolland in Dalkeith, with ane Moralitie efter euerie Doctouris tale, and siclike efter the Emprice tale, togidder with ane louing and laude to euerie Doctour efter his awin tale, and ane exlamation and outcrying upon the Empreouris wife efter hir fals contrusit tale. Imprintit at Edinburgh be Johne Ros, for Henrie Charteris. M. D. LXXVIII. (Hiernach ist Ebert, Bibl. Lex. II. Nr. 13,592 zu corrigieren). Cum privilegio regali. Quart. Dieser Druck ist in den nächsten sechszig Jahren nach seinem ersten Erscheinen wenigstens noch sechsmahl, jedoch mit vielfach veränderter Orthographie und modernisierter Sprache, zu Edinburg wiederholt worden; aber auch die Exemplare von diesen spätern Ausgaben gehören jetzt zu den größten Seltenheiten, und zum Theil besitzt man davon nur

noch Bruchstücke. Die Ausgabe von 1592 (prentit be Robert Smyth, 275 Seiten Sign. A—S. in Octav. Gothisch) hat am Schlusse das verschiedene Datum 1595. Das eine oder das andere ist entweder ein Fehler des Setzers, oder der Druck begann wirklich 1592, und ward erst 1595 beendet. Nur ein einziges Exemplar hiervon ist bekannt, welches Georg III. einst besaß und jetzt im Britischen Museum aufbewahrt wird. S. Ames's *Typographical Antiq.* Vol. 3. p. 1512. ed. Herbert. *Bannatyne Miscellany*, Vol. II. p. 234. Eine etwas spätere Ausgabe desselben Druckers, Rob. Smith (3. Dec. 1599), ist neben noch drey andern von John Gibson (13. May 1590), von Thomas Finlayson (17. Junius, 1606) und von Walter Finlayson (17. Jan. 1628) heut zu Tage gänzlich verschollen, und wir kennen sie nur noch aus den öffentlichen Urkunden der Stadt Edinburg, worin die Privilegien für den Druck derselben ausgestellt worden sind. S. Lee's *Memorial for the Bible Societies of Scotland*, Appendix p. 19. 23. 24 et 40. Edinb. 1824. Auch muß einst eine Ausgabe der *Seven Sages* von Andrew Hart in Edinburg 1620. Octav existiert haben, wovon die desselben Verlegers vom Jahre 1631. Octav Seite für Seite ein genauer Abdruck ist (*Scots Magazine*, January 1802. p. 43). Nur zwey Exemplare dieser letzten Ausgabe sind den Zerstörungen der Zeit entgangen; das eine gehörte Walter Scott, der einen Neudruck desselben beabsichtigte; das andere besitzt Hr D. Laing.

Von dem Schottischen Uebersetzer, John Roland, ist wenig bekannt; und dieses Wenige verdanken wir seinem eignen Prologe und dem Schlußworte zu vorliegender Bearbeitung der *Seven Sages*. Kein Schriftsteller aus den Zeiten der Revo-

lution, in denen er lebte, spricht von ihm. Wir wissen nicht einmahl, ob er im Jahre des Druckes seiner Version (1578) noch lebte; daß er diese aber schon im Jahre 1560 vollendet hatte, sagt er selbst zu Ende des Werks in den Schlußversen, welche überschrieben sind: Ane schort schawing quhair and quhen, and at quhais requeist this buik was translatit out of prois in Scottis Meter. Hieraus lernen wir zugleich, daß er nur sieben Wochen daran gearbeitet hat, und zwar in der Festung Tantallon in Ost-Lothian, zur Zeit als die Englische Flotte bey Inchkeith lag, und Leith von Schottischen und Englischen Truppen belagert wurde, d. h. im April und May 1650. Seine Worte sind:

Sa in seuin oulkis this quair was clene cōpleit  
 Out of plane prois, now keipand meteris seit  
 Within the Fort and Towre of Tamtalloun,  
 Quhen the Inglis Floit beside Inchekeith did sleit  
 Upon the sey, in that greit birning heit  
 Baith Scottis and Inglis of Leith lay at ye toun,  
 With schairp asseige, and garneist garisoun  
 On ather side, quhair sindrie loist the sweit,  
 That samin time I maid this translatioun.

Kolland berichtet ferner, daß er seine Version auf Bitten einer seiner Basen, Namens Käthe, unternommen habe, und zwar in einfachen, allgemein verständlichen Reimen, fern von aller Künsteley und ohne gesuchte und seltene Ausdrücke, die nur dem Gelehrten verständlich wären. Dieses letztere bezieht sich nämlich auf einen frühern poetischen Versuch von Kolland, Court of Venus (Edinburg 1675. Quart), der für die gelehrte und gebildete Classe von Lesern in Schottland bestimmt war, wie der Verfasser selbst zu Ende des Prologs zu diesem Buche sagt, wo er dasselbe so anredet:

For Gentlemen can richt weill thee consider.  
 For commoun folk will call the lawit and lidder.  
 Thysel self present to Nobillmen and gude,  
 And fle the sect of Rurall folke and rude.

Dieses Gedicht hatte nun die genannte Base Käthe, ane proper wenche, wie sie der Uebersetzer im Prologe zu den Seven Sages nennt, ganz ungenießbar gefunden, und den gelehrten Verfasser ersucht, etwas in einem den Damen verständlichern Style zu schreiben. Obgleich nun der galante Dhm aus Höflichkeit diese Bitte erfüllt, so kann er doch den Verdruß über die Bemerkung seiner Base in Bezug auf den 'Hof der Venus' nicht unterdrücken, und glaubt nicht zu viel zu sagen, wenn er, auf ein bekanntes Sprichwort anspielend, sein früheres Werk für zu fein und zu poliert hält, um von Jedermann verstanden zu werden:

Thairfoir trewlie my self suld haue the pyne,  
 I was to bald to cast Peirlis to the Swyne.  
 Die damahlige lesende Welt in Schottland war in jener Zeit für Poesie und für die höhere poetische Sprache überhaupt nicht sehr empfänglich; und diese Wahrnehmung bildete nach Hollands Ansicht ebenfalls einen sehr triftigen Grund für die Wahl einer alltäglichen Diction für die Bearbeitung eines viel gelesenen Volksbuchs:

Ane uther caus siclike, I wait ye ken  
 For to bring *but* it's ill that's not thair *ben*; \*)  
 Nor thair is nane I wait, in all this toun,  
 Except he have it that can put on ane gown;  
 Of ane tume tun \*\*) nane can draw out licour;  
 Nor of ane Fule to make a wise Doctour.  
 Holland mag nicht mit Unrecht die profaische Stim-

\*) *But* das Vorderzimmer, und *Ben* das innere Gemach eines Hauses.

\*\*) *Tume tun*, leere Tonne.



mung und die Geschmacklosigkeit seiner Zeit tadeln; aber er selbst gehört keineswegs zu den classischen Schriftstellern von Schottland. Dichterischer Geist mangelt ihm vor allen Dingen; und seine Darstellung ist zu weitschweifig, um von eigenem Geschmack des Uebersetzers zu zeugen, oder um Sinn für bessern Geschmack in seinen Lesern zu wecken. In den moralischen Anwendungen, welche einer jeden Erzählung folgen, kommen ganz zwecklose Wiederholungen der einzelnen Geschichten vor; doch drückt sich sein Eifer, womit er sich gegen die Kunstgriffe der Kaiserin erklärt, öfters sehr originell und mit wahrhaft Schottischem Humor aus. Hier zeigt sein Werk eine entfernte Ähnlichkeit mit den satirischen Gedichten von Burns. Ueberhaupt hat sich aus der ganzen Periode, in welcher politische und religiöse Streitigkeiten das Land so sehr zerrütteten, nichts Besseres erhalten; und dieses Bessere bildet doch immer noch einen großen Contrast mit den frühern Erzeugnissen der Schottischen Literatur, die sich bekanntlich zu Anfange des XVI. Jahrhunderts schon bedeutend gehoben hatte.

Es fragt sich jetzt noch, was für eine Bearbeitung der Seven Sages Rolland bey seiner Uebersetzung vor Augen hatte. Nach seiner eignen Aussage im Prologe sollte man glauben, es habe bereits eine ältere Ausgabe in Schottischer Prosa existiert. Er sagt:

Thairsoir my self, as now I am constrane  
 It to translait, in our tounge naturall;  
 Quhair I it fand into plane prois at all  
 Without cullour or feit, now I againe  
 In rurall ryme, to set it furth I sall.

Der Ausdruck our tounge naturall kann doch nichts Anderes als die Schottische (und nicht zugleich auch die Englische) Sprache bedeuten, und in dieser fand

Holland den Roman bereits in einfacher Prosa vor, wie er zu Ende des Prologs ganz deutlich wiederholt:

I thocht it best my pen for till assay  
 This lytill buke in verse for to compyle,  
 Quhair it befoir into plane prois was ay.

Von einer ältern Schottischen Ausgabe in Prosa ist aber gar nichts bekannt. Daher vermuthet der Herausgeber Laing, es sey die Englische Bearbeitung der Seven Sages (London bey Copland, 1550. S. Gött. gel. Anz. 1843. S. 731) gemeint. Aber dagegen streiten Hollands eigne Worte. Ein Vergleich ist hier auch nicht möglich, da von der genannten Englischen Ausgabe kein Exemplar mehr vorhanden ist. Die Reihenfolge der Erzählungen, so wie die Erzählungen selbst stimmen mit Ausnahme der letzten (die beiden Freunde) mit der *Historia septem Sapientum Romae* genau überein; und von dieser ist es auch sonst bekannt, daß sie das Vorbild fast aller Europäischen Bearbeitungen gewesen ist. Alle Scenen finden sich hier zuerst auf Römischen Grund und Boden verpflanzt, während noch der Griechische Uebersetzer verschiedene Gegenden des Orients zu Schauplätzen der eingewebten Geschichten gemacht hat. Hierauf ist indes weniger Gewicht zu legen, da auch die Hebräische Version den Roman in Indien spielen läßt, und dennoch mit der Griechischen Bearbeitung, die aus einer Syrisch-Persischen Quelle stammt, in den wesentlichen Theilen der einzelnen Erzählungen wie auch im Gange der Hauptgeschichte die größte Aehnlichkeit hat. Dieser Umstand läßt sich jetzt, da die Hebräische Version neben der Griechischen ins Deutsche übersetzt worden ist, mit Sicherheit nachweisen. Sie erschien in

## S a l l e

bey Johann Friedrich Lippert 1842. Das Buch von den sieben weisen Meistern aus dem Hebräischen und Griechischen zum ersten Male übersetzt und mit literarhistorischen Vorbemerkungen versehen von Heinrich Seugelman. X und 193 Seiten in Octav.

Was die hier mitgetheilten literarhistorischen Vorbemerkungen über die orientalischen Bearbeitungen der sieben weisen Meister, namentlich über die Hebräische, ganz besonders merkwürdig macht, ist die vom Uebersetzer hier zuerst geäußerte Ansicht, es habe nie eine Syrische Bearbeitung des Sindbad gegeben, sondern die von dem Griechen Andreopulos übersehte Syrische Quelle sey eben keine andere als die noch handschriftlich erhaltene und bereits mehrere Mahle gedruckte Hebräische, indem Syrisch für Hebräisch stehe, was auch sonst vorkomme. Das Letztere steht allerdings durch unzweifelhafte Belegstellen fest. So heißt es im Epilog zum Buche Hiob bey den LXX: *οὗτος ἐρμηνεύεται ἐκ τῆς Συριακῆς βίβλου*, was Olympiodor (Catena Gr. patrum in lib. Job, collectore Niceta, London 1637) ganz gewiß richtig so erklärt: *Συριακὴν νῦν τῆν τῶν Ἑβραίων διάλεκτον καλεῖ . . . καὶ Συρίαν δὲ τὴν Ἰουδαίαν καὶ Σύρους οἱ πολλοὶ τοὺς Παλαιστίνους ὀνομάζουσιν, ὡς Ἡρόδοτος (II, 104) λέγει· περιέμνονται δὲ Ἴνδοι καὶ Αἰγύπτιοι, καὶ Ἀραβες καὶ οἱ ἐν Παλαιστίνῃ Σύροι, τοὺς Ἰουδαίους λέγων*. Im ähnlichen weitern Sinne sind auch die Worte bey Xenophon (Cyr. 7, 5, 31) *οἱ συρισὶ ἐπιστάμενοι* zu nehmen. Selbst ein geborner Syrer, Barsalibäus, nennt das (nach Euseb. Hist. eccl. 3, 39) Hebräisch

geschriebene Evangelium Matthäi, ein Syrisches, und die LXX (Dan. 2, 4) sagen geradezu Babylonisch = Chaldäisch sey *συριστι*. S. Hupfeld in den Studien u. Kritiken 1830 S. 290 ff.

Nach dem metrischen Prolog zum Griechischen Syntipas wird dieser ein Mythograph unter den Syrern, oder vielmehr unter den weisen Logographen der Perser genannt, und der Uebersetzer sagt geradezu, er übertrage eine in Syrischer Rede geschriebene (*Συρικοῖς τοῖς λόγοις γεγραμμένην*) Geschichte, welche nach dem von Andreopoulos mit übersehten Vorworte des Syrers vorher der Perser Musos erzählt hatte. Weiter gibt der Grieche über die Geschichte des Buchs keinen Aufschluß. Aber das steht fest, daß der Syrer aus dem Persischen übertragen hat. Der Zeitpunkt dieser Syrischen Uebertragung läßt sich freylich nicht ermitteln; doch muß derselbe jedenfalls jenseit des XII. Jahrhunderts liegen, da der Griechische Text in diesem bereits vorhanden war, wie die Sprache beweist. Nun kann man (um auf den Streitpunct zu kommen) von den Hebräischen Mischle Sandabar, deren Verfasser ein gewisser Soel, also ein Jude, gewesen seyn soll, auf keine Weise behaupten, daß sie alter als das XIII. Jahrhundert sey. Hr Sengelmann führt freylich eine Stelle aus Kalonymos ben Kalonymos (welcher zu Anfange des XIII. Jahrhunderts lebte) an, worin die Sprüche Sandabars unter die bekanntesten Bücher der damaligen Zeit gezählt werden. Aber wir brauchen hier nicht nothwendig an einen Hebräischen Text zu denken; es war ja ein Arabischer, Persischer, Syrischer und Griechischer vorhanden, dem das Buch gerade seine Berühmtheit verdankte. Außerdem sagt der Griechische Uebersetzer, der ein Christ war,

geradezu, er habe den Syrischen Text Wort für Wort übersetzt (*ὡς εἶχεν αὐταῖς λέξεσιν*). Dazu bemerkt freylich Hr Sengelmann, der Griechische Uebersetzer habe durch diese Aussage alle weitem Erörterungen über den Zusammenhang seines Syrischen Originals mit der Persischen Uebersetzung und über den Verfasser der letztern von sich ablehnen wollen; denn daß er sein Original nicht wörtlich übersetzt habe, zeige der Thatbestand. Ja wohl, eben dieser Thatbestand liefert den treffendsten Beweis, daß der Grieche den Hebräischen Text, wie er jetzt in wörtlicher Uebersetzung vor uns liegt, unmöglich vor Augen haben und zugleich versichern konnte, er habe den Roman *ὡς εἶχεν αὐταῖς λέξεσιν* übertragen. Nicht einmahl Localitäten, Namen und Umstände der Erzählung treffen in den beiden Bearbeitungen zusammen. Im Hebräischen spielt der Roman in Indien am Hofe des Königs Bibur, der 80 Frauen hat, und als Greis von 80 Jahren mit Bria den Prinzen zeugt. Im Griechischen dagegen ist Kyros, der König von Persien, der Vater des Prinzen, und hat nur sieben Frauen. Dort ist die Erzählung bis zur Erziehung des Prinzen durch den Philosophen Sandabar reichlich doppelt und dreyfach so lang als im Syntipas, und dazu sind noch alle Umstände der Geschichte, so wie die Namen der sieben Philosophen, unter denen auch Aristoteles ist, gänzlich verschieden. Was ferner die einzelnen Erzählungen anlangt, so sind sie, obgleich meistens dieselben, doch auf ganz andere Weise und meistens weit kürzer dargestellt, so daß man von keinem einzigen Satze im ganzen Buche sagen kann, daß der Grieche ihn auch nur frey übersetzt habe, geschweige denn *ὡς εἶχεν αὐταῖς λέξεσιν*. Müssen wir demnach die Identität

des Syrischen und Hebräischen Textes auch aufgeben, so bleibt es doch ein verdienstliches Unternehmen des Hn Sengelmann, der das frühere Daseyn eines Syrischen Textes gar zu gern abläugnen möchte, die Hebräische Bearbeitung in einer gelungenen Deutschen Uebertragung neben dem Syntipas für eine genauere Vergleichung bekannt gemacht und so den Weg zu einer gründlicheren Erörterung der Geschichte des merkwürdigen Buchs gebahnt zu haben. Hr Professor Keller in Tübingen, dem wir die fleißigste und umsichtreichste Zusammenstellung der hierher gehörigen Nachrichten verdanken, kannte die Hebräische Bearbeitung nur aus den Notizen, welche zuletzt Voiseleur aus dem höchst seltenen Buche mitgetheilt hat. Ihm werden die jetzt gebotenen neuen Aufschlüsse über die Geschichte des Sindibad besonders erwünscht seyn, um so mehr, da er in der letzten gedrängteren Darstellung desselben, welche seiner Ausgabe von Dyocletianus Leben (oder: von den sieben weisen Meystern) von Hans von Bühel (Bibliothek der ges. deutsch. National-Literatur Bd. XXII. Leipzig 1841) als Einleitung vorangeschickt ist, den einst vorhandenen Syrischen Text ganz unerwähnt gelassen hat. Uebrigens ist diese Einleitung zum Hans von Bühel reich an Nachträgen und Berichtigungen zu des Verfassers frühern Untersuchungen über das Buch Sindibad.

G. H. B.

### F r e i b u r g ,

bey Emmerling 1843. Handbuch der Anatomie des Menschen mit besonderer Rücksicht auf Physiologie und practische Medizin von Dr Friedrich

Arnold. 1r Band, 1e und 2e Abtheilung, enthaltend die allgemeine Anatomie.

Der durch seine Arbeiten bekannte Verfasser, welcher in der beschreibenden Anatomie sich eine gewisse Autorität erworben hat, gibt uns hier die ersten Abtheilungen einer ausführlichen Anatomie und zwar deren ersten, allgemeinen Theil. Als Vorläufer einer descriptiven speciellen Anatomie enthält dieser Theil nicht allein, wie es in neuerer Zeit öfter geschehen ist, die Histologie, sondern auch eine allgemeine Uebersicht über den menschlichen Körper. Daß letztere den übrigen Theilen voraus geschickt ist, scheint ganz zweckmäßig. Ob diese Rubrik aber nicht etwas zu detailliert abgehandelt ist, will ich dahin gestellt seyn lassen. Die Absicht, den Studierenden von vorn herein eine genaue Uebersicht der Analogien und Symmetrien der Theile, der Größenverhältnisse, der einzelnen Regionen u. s. w. zu geben wird bey einer noch so genauen Beschreibung doch gewöhnlich verfehlt, da keine Anschauung dabey gewonnen werden kann, und eben bey der genauen Beschreibung so manche Benennungen gebraucht werden müssen, die bis dahin noch nicht erörtert seyn können und somit unverstanden bleiben. Daß meiste muß nachher bey der speciellen Anatomie doch wiederholt werden und das Verständniß kommt dann von selbst. Sonst enthalten die allgemeinen Betrachtungen manches Belehrende und könnten auch von Künstlern zum Studium benutzt werden. Die mitgetheilten Messungen stimmen mit den, in Krause's Anatomie weit ausführlicher gegebenen, meistens bis auf wenige Linien überein. — Verf. hat sich bey dieser Gelegenheit damit beschäftigt, gewisse Maßeinheiten aufzufinden und kommt zu folgenden Resultaten. Es gibt keine

allgemeine Maßeinheit, sondern für den Rumpf haben wir sie am Kopfe, für die Extremitäten an den Händen und Füßen zu suchen. Die Länge der Nasenbeine gibt die Einheit für den Kopf und somit für den Rumpf. Sie messen  $10\frac{2}{3}''$ , dies drey-mahl, also  $32''$ , gibt die Höhe des Oberkiefertheils des Antlizes. Wiederum drey-mahl, also  $96''$ , die Höhe des Kopfes. Wiederum vier-mahl,  $384''$ , oder  $32'$ , die Höhe des Rumpfes und Kopfes. — Die Länge des Nagelgliedes der großen Zehe ist  $13''$ . Dies mit 3 multipliciert gibt die Länge der Mittelfußknochen,  $39''$ . Wiederum mit 3 die Länge des Fußes,  $117''$  oder  $9\frac{3}{4}'$ , wiederum mit 3, die Länge des Ober- und Unterschenkels zusammen. — Die Länge des Nagelgliedes des Mittelfingers ist  $9\frac{2}{3}''$ . Dies drey-mahl genommen gibt die Länge der Mittelhand,  $29''$  und wieder drey-mahl, die Länge der Hand mit  $87''$  oder  $7\frac{1}{4}'$ . Dies vier-mahl, gibt die Länge der ganzen oberen Extremität. Der Verf. hebt diese 'wichtige Beziehung' zur Zahl 3, wie es scheint, mit einiger Vorliebe hervor. Mir will es mehr wie eine Spielerey erscheinen und sicher muß man sich sehr hüten, Folgerungen darauf zu gründen. Mögen auch die Mittelzahlen aus vielen Messungen eine solche Uebereinstimmung ergeben haben, so findet man doch in speciellen Fällen sehr große Differenzen. Nach Obigem würde die Länge der Nasenbeine, mit 36 multipliciert die Höhe des Rumpfes, und da diese beynah genau die halbe Höhe des Körpers gibt, mit 72 die ganze Körperhöhe angeben. Wenn man nun bedenkt, daß eine Abweichung der Länge der Nasenbeine um  $1''$  einen Fehler von  $6''$  auf die ganze Länge bringt, wird man leicht einsehen, wie unpassend eine so kleine und so häufig variie-



rende Masseinheit gewählt ist. Ganz dasselbe gilt von den Nagelgliedern der Zehen und Finger.

Nach diesen allgemeinen Betrachtungen geht nun der Verf. zu den zusammensetzenden Bestandtheilen des Körpers über. Ehe wir ihm im Einzelnen folgen, müssen wir einige Worte über des Verfs Stellung und Tendenz voraus schicken.

Die großen und bedeutenden Fortschritte, welche die Histologie in der neueren Zeit gemacht hat, sind an dem Verf. ganz nutzlos vorüber gegangen, ja man kann im Gegentheil leider sagen, sie haben ihn nur mehr und mehr zu einer starren Opposition geführt, die aus dem einfachen Grunde entspringt, daß der Verf. eine einmahl vorgefaßte Meinung nicht aufgeben kann. Alles, was er einmahl entdeckt zu haben glaubt, ist ihm eine unantastbare Wahrheit; alles was seit Schwann in der Ausbildung der Zellentheorie geschehen ist, was fast allen neueren allgemein anatomischen Arbeiten zum Grunde liegt, ist ihm ein leeres, auf Leuschungen und Hypothesen beruhendes, Gebäude. Schon länger kämpft der Verf. gegen diesen Aberglauben und nun, in dieser allgemeinen Anatomie, will er ihm den Gnadenstoß geben. Es ist deshalb wichtig, diese Bestrebung näher zu beleuchten, einertheils, weil sie von einem Schriftsteller herührt, der in der Anatomie einen nicht unbedeutenden Namen hat, andernteils, weil auch wir uns eine Lehre daraus nehmen können, wie vorsichtig man in der Deutung des mikroskopisch Gesehenen seyn sollte.

(Schluß folgt)

---

# G ö t t i n g e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

56. Stück.

Den 6. April 1844.

---

G ö t t i n g e n ,

den 25. Merz 1844. Von der Königlichen Immatriculations-Commission der hiesigen Universität ist unter dem heutigen Dato folgende Bekanntmachung erschienen:

Es wird hierdurch bekannt gemacht, daß im bevorstehenden Sommersemester die Vorlesungen auf hiesiger Universität in der Woche vom 22. bis 27. April ihren Anfang nehmen, und daß die Immatriculation der etwa später ankommenden Studierenden durch eine allgemeine Bestimmung auf die nächsten acht Tage nach dem Anfange der Vorlesungen beschränkt ist, späterhin also nicht mehr Statt findet.

Hinsichtlich der sofort bey der Meldung zur Immatriculation vorzulegenden Zeugnisse ist vorgeschrieben, daß:

1) die, welche das academische Studium beginnen, ein in öffentlicher Form ausgestelltes Zeugnis ihrer wissenschaftlichen Vorbereitung zu demselben und ihres sittlichen Betragens,

2) die, welche von einer andern Universität kommen, von jeder früher besuchten Universität ein öffentliches Zeugnis ihres dortigen sittlichen Betragens und Fleißes,

3) die, welche zunächst vor ihrer Ankunft hieselbst eine Lehranstalt nicht besucht haben, ein von der Obrigkeit des Orts, wo sie sich im letzten Jahre längere Zeit aufgehalten, ausgestelltes Zeugnis über ihr sittliches Betragen bezubringen haben, worin zugleich bemerkt ist, daß von ihnen eine öffentliche Lehranstalt nicht besucht sey. Dasselbe gilt von denjenigen, welche, nach einer Abwesenheit von einem halben Jahre oder darüber, auf die hiesige Universität zurückkehren, ohne inzwischen eine andere Universität besucht zu haben.

Außerdem hat jeder, der sich zur Immatriculation meldet, eine obrigkeitlich beglaubigte Bescheinigung seiner Aeltern oder Vormünder darüber bezubringen, daß er nach deren Willen die hiesige Universität besuche.

### F r e i b u r g.

Schluß der Anzeige: 'Handbuch der Anatomie des Menschen mit besonderer Rücksicht auf Physiologie und practische Medizin von Dr Friedrich Arnold. 1r Band, 1e und 2e Abtheilung, enthaltend die allgemeine Anatomie.'

Wir wollen uns deshalb, mit Uebergehung des chemischen Theiles, gleich zu dem Hauptpuncte, den Formbestandtheilen, wenden und das Wesentlichste von des Verfassers Ansichten vorsehren. Hier seine eignen Worte:

'Alle Gebilde sind ursprünglich aus soliden Kugeln zusammen gesetzt und aus denselben geworden. Die Kugeln entstehen durch die Vereinigung der

wesentlichen elementaren Bestandtheile, der Körner und der bildungsfähigen Materie, so wie auch zum Theil der Fettmolecule in bestimmter Menge, in bestimmten Verhältnissen. In der Kugel bildet sich zuerst ein lichter, zäher (?), rundlicher und immer größer werdender Kern, wahrscheinlich in Folge einer Auflösung und Umwandlung der im Centrum liegenden Körner; hierauf wird die peripherische Schicht, die Rinde der Kugel, nach und nach licht, durchsichtig, indem sich die Körner in der Peripherie gleichfalls in eine gleichförmige, glasartige Masse umändern. In den zu Bildungen bestimmten Flüssigkeiten und in den fundamentalen, d. i. rein thierischen Geweben, in dem Zellstoff, den serösen und fibrösen Gebilden, den Knorpeln, Knochen, in der Muskel- und Nervensubstanz, erfolgt eine Abplattung der Kugel an zwey Seiten und ein Zusammendrängen und ringähnliches Hervortreten der Masse im Umfange der Kugel, Sphäroidenbildung. Dadurch, daß sich die Kugeln von den Polen aus vollkommen abplatteten, erhalten sie die Form von Scheiben mit einem Ring, Discoidenbildung. Aus diesen scheibenähnlichen Ringen entstehen die stets paarig sich bildenden Primitivfasern der Gewebe, welche zuletzt wieder in moleculare Körper zerfallen (Fasergefüge); oder es entsteht aus den Ringen unmittelbar, und ohne daß sie zu Fäden werden, eine körnige Grundmasse (Körnergefüge). Die molecularen Kügelchen müssen wieder verflüssigt werden und kehren dann nothwendig in die Säfte des Körpers zurück. In denjenigen Gebilden dagegen, welche nicht als fundamentale und rein thierische bezeichnet werden können, sondern mehr einen vegetabilischen (?) Charakter haben, die an der Oberfläche des Körpers, so wie auch an der freyen Fläche der inneren Organe gelagert sind,

d. i. im Ependyma, in den Epithelien, in der Epidermis, in den Nägeln und Haaren, gestalten sich die Kugeln, ohne in die Sphäroidenform überzugehen, zu den verschiedenartigsten Körpern um, welche wir als polymorphe Bestandtheile aufführten, und die mit den bey Pflanzen vorkommenden Gestalten eine äußere Aehnlichkeit haben, durch ihre Entwicklungsweise und ihre wesentliche Beschaffenheit aber von den Zellen der Vegetabilien verschieden sich zeigen, da sie weder Hohlräume sind, noch waren; die meisten wandeln sich zu dünnen polygonalen Plättchen um, die sich in den Nägeln und Haaren linear zu Fasern, den Hornfäden, an einander reihen, und mehr oder weniger zahlreiche übereinander liegende Schichten bilden (Blättergefüge).'

An einer andern Stelle wirft der Verf. einen critischen Blick auf die anderartige Deutung des oben Beschriebenen von Seiten der Zellentheoretiker und endet mit folgenden Worten:

'Kurz, es wurden Hypothesen an Hypothesen gereiht, objective (?) und subjective Täuschungen begangen und an die Stelle gründlicher Beobachtungen Muthmaßungen gesetzt; ja man hat vielfach nicht einmahl den wahren Begriff des Wortes Elementarzelle (d. i. eines kleinen Hohlraumes mit einer selbständigen und texturlosen Wandung) festgehalten; man hat nicht dargethan, daß die Theile, welche man für Zellen erklärte, eine selbständige Wandung besitzen, man hat selbst die glasartige, homogene und durchaus nicht membranartige Rinde der soliden kugeligen Körper für die Zellhaut erklärt' u. s. w.

Also zwey Hauptpuncte werden hier vorzugsweise gegen die allgemein geltende Annahme gestellt, 1) die so genannten Zellen sind keine Zellen, sondern solide Körper und 2) die Metamorphose dieser

ursprünglichen soliden Kugeln ist eine ganz andere als fast alle Anatomen bis jetzt geglaubt haben.

In Bezug auf den ersten Punct tadelt der Verf. besonders, daß man diesen Körperchen die Natur einer Zelle vindiciere, ohne den Beweis dafür zu liefern. Man muß allerdings dem Verf. recht geben, daß dieser erste und nothwendigste Beweis nicht immer mit der gehörigen Sorgfalt an die Spitze der histologischen Erörterungen gestellt ist, nicht immer mit bestimmten und klaren Worten hervor gehoben wurde. Der Grund davon liegt aber eben darin, weil der Beweis früher hinlänglich geführt ist und weil es den Wenigsten in den Sinn kommt, daß man die wahre Natur der vorliegenden Objecte verkennen könne. Man sieht die kleinen, transparenten, runzeligen Körperchen, sieht selbst zuweilen bey den größeren doppelte Conturen der Begrenzung, sieht sie, bey verschiedenem Verhältnis der Endosmose, anschwellen oder collabieren und runzelig werden, sieht häufig den s. g. Kern an einer Stelle der Wandung anhaften, kurz man sieht eine Zelle vor sich und glaubt nicht, daß es jedesmahl wieder nothwendig sey die Beweise durchzusprechen, warum das vorliegende Object eine Zelle und keine solide Kugel sey. Die Beweise sind aber da und jeder geübte Beobachter hat sie so oft durchgemacht, daß er die Ueberzeugung auch bey andern Beobachtern voraussetzt. Man behandelt Blutkörperchen mit Wasser; sie werden farblos und verschwinden bis auf den Kern (Froschblut). Das Humatin ist also aufgelöst. Wir setzen Sodlösung zu, die Conturen werden wieder sichtbar. Es ist also nicht das Außere aufgelöst, sondern etwas aus dem Innern extrahiert. Also eine differente Schale und differenter Inhalt, mit andern Worten, eine Zelle. Man behandelt Eiterkörperchen

oder Bildungszellen des entstehenden Zellstoffs oder dgl. mit Essigsäure. So bald die Berührung erfolgt, verschwindet das Körperchen bis auf den Kern; es wird nicht allmählich kleiner, man sieht nicht allmählich die Grenze bis gegen den Kern hin vorrücken, sondern so wie die äußere Hülle gelöst ist, sieht man von einem Inhalte nichts mehr als den kleinen Kern. So kann sich nur eine Zelle verhalten. Vor kurzem noch sah ich eine interessante Erscheinung an einigen Zellen in pathologisch neu entstehendem Zellgewebe. In zwey der größeren Zellen sah ich außer dem feststehenden Kern mehrere Elementarkörnchen, welche lebhafteste Molecularbewegungen innerhalb der Zellenwandung machten. Beym Fortrollen der Zellen wurde jede Möglichkeit einer Täuschung entfernt. — Doch wozu hier solche Beweise. Sie sind zu bekannt. Auch unser Verf. kennt sie, streitet aber gegen ihre Wahrheit, und da ist natürlich an keine Ueberzeugung zu denken. In seinem Eifer hat er oft die Thatfachen und Beurtheilungen nicht einmahl richtig gelesen. So gibt er an, daß Henle aus dem Verhalten der Milchkügelchen in Essigsäure den unrichtigen Schluß mache, daß sie Kerne enthielten und eine selbständige Wandung besäßen, während Henle in der That darauf aufmerksam macht, daß man sich bey der Behandlung mit Essigsäure nicht durch das täuschende Ansehen zur Annahme von Kernen verleiten lassen möchte. — Fragen wir auf der andern Seite, welche Beweise der Verfasser für die Solidität der Primitivkugeln angibt, so sind es gar keine. Verf. hat keine besondere Haut gesehen, im Gegentheil die Kugeln immer solide. Das sind seine Beweise. Daß man nicht geneigt seyn wird, auf solche Behauptungen, den Aussprüchen der bedeutendsten Anatomen gegenüber, das

geringste Gewicht zu legen, ist gewiß sehr erklärlich. Es ist unüberlegt, waffenlos ein wohlgerüstetes Heer angreifen zu wollen.

Die zweyte Frage, über die Art der Metamorphose der Bildungskugeln, greift noch tiefer in die Grundlagen der Histologie ein. Der Verf. theilt uns eine ganz besondere Art der Umbildung mit und verwirft alles bis dahin von den Beobachtern Angegebene. In einer synoptischen Tafel hat er den Gang der Metamorphose schematisch dargestellt, wie wir ihn oben nach seinen Worten mitgetheilt haben. Auch hier ist wiederum unsere erste Frage nach den beweisenden Thatsachen. Man erwartet zuerst eine critische Beurtheilung der bestehenden Ansichten, dann eine genaue Mittheilung der gegenseitigen Beobachtungen, und endlich eine gründliche Erörterung, warum sich diese Beobachtungen nicht mit den früheren Ansichten vertragen, sondern eine neue Erklärungsweise fordern. Aber von alle diesem finden wir nicht ein Wort. Die Critik des Bisherigen geht immer nach einem Schema, etwa nach folgendem S. 209. 'Die Anhänger der Zellentheorie lassen auf eine merkwürdige und sehr willkürliche Weise die Faserbündel entweder als Fortsetzung einzelner Zellen entstehen (Schwann), oder sie nehmen an, daß die Kerne der Zellen in spirale und interstitielle Fasern, die so genannten Kernfasern übergehen (Henle). Ueber diese und andere durchaus hypothetische Ansichten siehe ic.' Solche oberflächliche und absprechende Aeußerungen haben mit einer Critik nichts gemein. So gewiß eine gründliche Critik immer zum Nutzen der Wissenschaft führt, und besonders bey den vorliegenden Fragen um so wünschenswerther ist, als noch manche Hypothesen unter den Thatsachen versteckt liegen, so fruchtlos sind oberflächliche absprechende



Urtheile, welche nur aus der subjectiven Meinung entspringen.

Die eigenen Beobachtungen theilt Verf. uns nicht in einer Weise mit, die eine Beurtheilung ihrer Zuverlässigkeit möglich macht. Wir erhalten nur die Resultate und sollen sie auf Treue und Glauben annehmen. Diese Forderung wäre nicht ungerecht, wenn es sich nicht um Beobachtungen handelte, welche hunderten der glaubwürdigsten Beobachtungen direct widersprechen und Objecte betreffen, bey welchen eine Täuschung oft vorgekommen ist. Ich habe mich bey dem Lesen der Angaben des Gedankens nicht erwehren können, daß der Verf. durch Anwendung zu starker Vergrößerungen oft in Täuschungen verfallen ist. Lesen wir z. B. den Artikel über das Flimmerepithelium, oder die Wimperkörper, wie Verf. sie nennt, so hören wir, daß Verf. darunter kelchförmige gesehen hat, wo die Cilien rund herum an der Peripherie der kelchförmigen Vertiefung stehen, und wo längliche, gleich breite, oder in der Mitte bauchig angeschwollene Streifen von der Basis zur Krone auslaufen. Daß diese bandartigen Streifen contractiler Natur seyen, und daß von ihnen die Bewegungen der Wimper und selbst gewisse Gestaltveränderungen der Wimperkörper selbst abhängen, will der Verf. mehrmahl auf das deutlichste gesehen haben. Ferner schließt der Verf. aus seinen Beobachtungen, daß die Cilien zuerst als kleine, warzenförmige Erhabenheiten aus den Wimperkörperchen hervor sprossen und dann fortwachsen. Die Gründe, welche zu der Annahme einer solchen Entstehungsweise berechtigigen, werden nicht angeführt. Jeder mit mikroskopischen Untersuchungen Vertraute wird zugeben, daß solche Beobachtungen, wo die kleinsten Details der kleinen Flimmerepithelien gesehen seyn sollen,

nur bey sehr starken Vergrößerungen vorgenommen seyn können, und daher, fürchte ich, rühren diese Teuschungen.

Es würde zu weit führen, die einzelnen Abschnitte durchzugehen, da jeder durch seinen Widerspruch gegen die herrschenden Ansichten zu weitläufigen Discussionen führen müßte. Des Verfs ganze Behandlungsweise der Histologie ist aber nicht gründlich genug um eine so ausführliche Erörterung zu rechtfertigen. Wir finden in dem Buche wenig detaillierte Beobachtungen, meistens nur Behauptungen, keine critische Erörterung der entgegen stehenden Ansichten, sondern nur Machtsprüche. So wenig ich glaube, daß die Schrift von ihrem schwachen Standpuncte aus den histologischen Lehren Nachtheil bringen kann, so wenig sehe ich, wie man sie mit nur einigem Vortheil benutzen könnte. Ich würde bedauern, unsere Literatur durch diese Schrift vergrößert zu sehen, wenn ich nicht hoffte, daß wir in den folgenden Bänden der beschreibenden Anatomie durch eine tüchtige Behandlung des Materials entschädigt werden.

D. Koblrausch.

### P a r i s,

chez Baillièrè 1843. Recherches anatomiques, pathologiques et thérapeutiques sur la Phthisie par P. C. A. Louis. Deuxième édition considérablement augmentée. XXXVIII und 688 Seiten in Octav.

Vorliegende Untersuchungen gehören zu dem Besten, was in der lezten Zeit über die Natur und Heilung der Lungenschwindsucht geleistet worden, besonders nach den Erweiterungen, die sie in dieser zweyten Auflage erfahren haben. Es sind nicht

gerade neue Entdeckungen oder Ansichten, denen wir hier begegnen, vielmehr nähere Ausführungen des bisher Bekannten und als richtig Erkann- ten; es sind Bestätigungen, Berichtigungen, Modi- ficierungen, wie sie sich aus einer vieljährigen Praxis und aus einer viele tausend Fälle umfassenden Beob- achtung, Vergleichung und critischen Beurtheilung ergaben.

Der erste Theil behandelt die pathologische Ana- tomie (S. 1—183), worin nicht nur der alterierte Zustand des Respirationsapparates, als des vor- züglichsten Sitzes der Krankheit, sondern auch der der andern Theile, wie besonders des ganzen Ver- dauungskanales, in wie fern sie gleichzeitiger Ge- schwür- und Tuberkelbildung unterworfen sind, genau dargelegt wird.

Der zweyte Theil enthält die Symptome, den Gang der Krankheit und die Diagnostik (S. 184— 610) klar geschildert und durch viele belehrende Fälle erläutert. Der Verf. verhehlt nicht, wie trotz aller Mittel, welche bisher aufgefunden worden, um die verschiedenen Stadien der Krankheit zu er- kennen und zu unterscheiden, doch hierin noch viel Unsicherheit herrsche. Er erzählt (S. 559) einen Fall, wo ohngeachtet die Phthisis bey einem jun- gen Frauenzimmer innerlich vollkommen ausgebil- det war, die Hauptsymptome nur auf ein Unter- leibskleiden hindeuteten, und wo erst die Section das Wahre heraus stellte. ‘Dieses Factum, sagt er, beweiset auf das Auffallendste die große Ma- nigfaltigkeit von Zufällen, welche die Tuberkeln auch ferne von ihrem ursprünglichen und Haupt- sitze hervor zu bringen vermögen und dasselbe nebst so vielen andern möge dazu beytragen den Eifer der Aerzte auf das Studium eines so gewöhn- lichen, so schweren Leidens hinzuwenden, dessen

gründliche Kenntniß noch so viele Arbeiten erfordert.' In einem andern Falle, wo er sich auch in der Diagnostik geirrt und das Uebel viel zu leicht genommen hatte, ruft er aus (S. 565): *Je me suis trompé, et je me tromperais peut-être encore aujourd'hui, si pareil fait se présentait à mon observation.*

In dem Kapitel, welches von den Ursachen der Phthisis handelt, zählt er alle diejenigen auf, welche als entfernte oder prädisponierende gewöhnlich angenommen werden und wägt ihre Haltbarkeit ab. Er findet jedoch, daß unter allen nur Stich halten die Erbllichkeit und das lymphatische Temperament. Letzteres sey wenigstens für Frankreich oder doch für Paris als ein Hauptelement der phthisischen Anlage zu betrachten; deshalb sey auch das weibliche Geschlecht, bey welchem das lymphatische Temperament vorherrsche, der Phthisis weit mehr unterworfen als das männliche. Was aber die veranlassenden Ursachen dieser Krankheit betreffe, als welche vornehmlich Lungen- und Brustfellentzündung, sonstige fieberhafte Aufregungen, Lungen-catarrh und Erkältung angenommen werden, so erklärt der Verf., nach sorgfältigen Erkundigungen und Vergleichen, daß weitaus in den mehrsten Fällen jene gar nicht vorhanden waren und die Entwicklung der Krankheit ohne alle solche Veranlassungen vor sich ging.

Der dritte und letzte Theil enthält die Behandlung. Es werden zuerst die in der neueren Zeit angerathenen und angerühmten specifischen Mittel betrachtet und nachgewiesen, daß keines derselben seinem Zweck entspreche. Der Verf. kann nicht umhin die traurige Wahrheit auszusprechen, daß die ärztliche Kunst bis jetzt nicht vermögend sey die Phthisis zu heilen. Er könne deshalb, sagt er

(S. 645) nur mittheilen, was seine Erfahrung (*une expérience qui malheureusement n'a rien de rigoureux*) ihn über eine präservative und palliative Cur gelehrt habe. Erstere bestehe darin, das Kind, welches entweder von phthisischen Aeltern herrühre oder eine lymphatische Anlage verrathe, frühe zu kräftigen und möglichst vor schwächenden Einflüssen zu bewahren. Die Palliativcur könne sich eigentlich nur darauf beschränken, die rasche und acute Entwicklung der Phthisis zu verhindern und zu bewirken, daß sie einen mehr chronischen Verlauf annehme, da es eine Eigenthümlichkeit dieser Krankheit sey, daß sie oft von selbst stille halte, und eine beträchtliche Zeit hindurch stationär bleibe, wobey der Kranke sehr lange ein leidliches Befinden genießen könne. Zu diesem Zwecke werden die leicht auflösenden und stärkenden Mittel nach Maßgabe der allgemeinen Therapie angerathen und weiterhin, wenn im Gange der rascher verlaufenden und heftiger um sich greifenden Krankheit schlimme Zufälle auftreten, angegeben, wie dieselben, wenn auch nur für kürzere oder längere Fristen, zu beseitigen oder doch zu mildern sind.

Was nun die so oft gepriesene und gesuchte Veränderung des Wohnorts, die Vertauschung eines kalten Climas mit einem warmen betrifft, so können wir nicht umhin hierüber den Ausspruch des vielerfahrenen Verfassers (S. 656) anzuführen: 'Diejenigen, welche die ersten und nur leichte Symptome der Phthisis darbieten, scheinen sich oft während des Winters bey ihrem Aufenthalte zu Nizza, Pisa, Rom, Hyeres, Pau u. s. w. wohl zu befinden. Aber diese Personen waren, als sie das Land, wo sie gewöhnlich verweilten, verließen, unter den relativ günstigsten Bedingun-

gen, mit Zufällen, mit denen sie sich lange unter allen Climates hätte herumschleppen können. Wenn jedoch die Symptome von längerer Dauer sind oder wenn schon auffallende Magerkeit, Fieber, Nachtschweiße eintreten, auch nachdem die Krankheit erst kurz sich gezeigt, dann ist das Resultat ganz verschieden. Das Uebel schreitet dann rasch voran und alle die scheinbar so günstigen Umstände des Klimas, des Wohnorts, der Umgebung vermögen nicht auf die immer drohender werdenden Zufälle einen wohlthätigen Einfluß auszuüben.'

### Paris,

bey Charpentier 1843. Mémoires authentiques de Jacques Nompar de Caumont duc de la Force maréchal de France, et de ses deux fils les marquis de Montpouillan et de Castelnaut; publiés, mis en ordre et précédés d'une introduction par le marquis de la Grange. Tome I. CXXVII und 511. Tome II, 592. Tome III, 489. Tome IV, 605 Seiten in Octav.

In den Archiven der Familie de la Force finden sich verschiedene Memoiren des Marschalls; einige derselben geben nur einen Ueberblick des Erlebten, oder die Darstellung einzelner Begebenheiten, andere gehen in specielle Erzählungen über. Alle aber sind entweder von seiner Hand geschrieben, oder doch von ihm durchgesehen, von seiner Hand verbessert oder ergänzt. Der Herausgeber war lange unentschlossen, ob er diese verschiedenen Memoiren, die zum Theil denselben Gegenstand mit denselben Worten wiedergeben, neben einander veröffentliche, oder durch Verschmelzung

derselben ein Ganzes bilde. Beides stellte sich als gleich mislich heraus. Da bot sich ihm ein dritter Weg: er behielt die Erzählung der umfassendsten dieser Memoiren wörtlich bey und schaltete in diese die gedrängten niedergeschriebenen Mittheilungen, so bald sie neue Ansichten gewähren, oder bey einzelnen Thatsachen länger verweilen, an den passenden Stellen ein.

Was diesen Memoiren besonderen Werth verleiht, ist die Umständlichkeit, mit welcher sie in die, bis jetzt so wenig bearbeitete, Geschichte des Protestantismus in Frankreich während der Zeit der ersten Decennien des 17. Jahrhunderts eingehen. Der Verf., dessen Erzählung vom Jahre 1571 bis fast zur Zeit der Fronde sich erstreckt, blieb bis zum Ende seiner Tage ein entschiedener Anhänger Calvins. Wie durch ein Wunder entging er als Knabe den Mördern der Bartholomäusnacht. Sein Vater und ein jüngerer Bruder, so berichtet er im Anfange seiner Memoiren, wurden neben ihm erstochen. Er selbst warf sich, hart neben dem mit dem Tode ringenden Vater, auf die Erde und verharrte unbeweglich in dieser Lage, bis der Abend nahte und mit diesem die Mörder sich entfernten. Dann tauschte er ein Versteck mit dem andern, bis er glücklich nach Guienne entkam. Kaum zum Jünglinge herangereift, vermählte sich de la Force mit der Tochter des gefürchteten Marschalls Biron, tritt gegen diesen seinen Schwiegervater an der Seite Heinrichs von Navarra, der ihn später zum Statthalter über Bearn und zum Vicekönige von Navarra ernannte. Heinrich IV. ehrte in ihm den Freund und glücklichen Feldherrn. Unter der Regentschaft von Maria trat er als Vertheidiger des Protestantismus und der bürgerlichen Rechte seiner Glaubensgenossen in Bearn und Navarra auf,

wurde auf Befehl Ludwigs XIII. in Effigie enthauptet und hinterdrein, nachdem vor Montauban die Auslöschung erfolgt war, mit dem Marschallstabe beschenkt. Dann nahm er an den Kämpfen gegen die Prinzen Theil und stritt gegen beide habsburgische Häuser am Rhein und am Fuße der Pyrenäen.

Wir begegnen hier keinen Memoiren, in denen sich die hohe historische Kunst eines de Thou, die Glätte eines Richelieu, der pikante Ton eines Richelieu, oder die Kaustik eines St. Simon ausdrücke; aber wir treffen einen wahrheitsliebenden Mann, einen offenen Krieger und treuen Sohn seiner Kirche. Der Schreiber spricht von sich stets nur in der dritten Person, schmucklos, fast nur über Thatsachen berichtend, selten in seine oder seiner Zeit Stimmungen und Ansichten eingehend. In dem ersten Bande (1571 bis 1610) beschränkt sich seine Erzählung der Hauptsache nach auf kriegerische Begebenheiten; nur bey den kirchlichen Fragen in Bearn, den Verhandlungen der dortigen Stände und dem unglücklichen Ende Birons weilte er außerdem mit einiger Umständlichkeit. Die Memoiren des zweyten Bandes verbreiten sich von dem Tode Heinrichs IV. bis zum Jahre 1622; der dritte Band führt die Erzählung bis ins Jahr 1639. Je bedeutender die Stellung wird, welche der Verf. am Hofe, dann als Haupt der Hugenotten, endlich als königlicher Heerführer gewinnt, um so umständlicher werden seine Mittheilungen.

Jedem dieser drey Bände ist eine umfangreiche Correspondenz beygegeben, welche gewissermaßen die Belegstücke für die Memoiren enthalten. Die des ersten Bandes umfaßt den Krieg im Innern und an den Grenzen, den Hof, Familienangelegenheiten; die des zweyten berichtet über das Leben zu Paris und St. Germain=en=Laye, über das Benehmen der Spanier an der Grenze der Pyre-



näen, über Frankreichs Politik zu auswärtigen Mächten, kirchliche Gegenstände, Duelle, Zwistigkeiten unter einzelnen großen Familien, politische Parteyen im Innern Frankreichs und den Wiederausbruch des Bürgerkampfes. Der letztgenannte Gegenstand gibt den Hauptinhalt der Correspondenz auch des dritten Bandes ab; mit dem Jahre 1632 mehren sich die Nachrichten über den Antheil Frankreichs am dreyßigjährigen Kriege; in dieser Beziehung sind namentlich die an de la Force gerichteten Schreiben des Feldmarschall Horn, Feuquières, Richelieus und Ludwigs XIII. von Bedeutung. Ueber die merkwürdigen Verhandlungen, welche Heinrich IV. durch de la Force mit den Moristen pflegen ließ und über welche spanische Geschichtschreiber nur kurze Andeutungen geben, finden sich in dem ersten Bande höchst interessante Mittheilungen. In Betreff der Veröffentlichung der Correspondenz erlaubt sich Ref. nur einen Wunsch auszusprechen, daß es nämlich dem Herausgeber gefallen haben möchte, eine nicht geringe Zahl von Briefen nichtsagenden Inhalts, so wie solche, die, an verschiedene Personen gerichtet, völlig gleichlautenden Inhalts sind, von der Sammlung auszuschließen.

Der vierte Band enthält nur Memoiren der beiden Söhne von de la Force, des Marquis von Montpouillan und des Marquis von Castelnaut. Die des ersteren umfassen in rascher Erzählung die Zeit von 1613 bis 1622 und bieten namentlich über den Mord des Marschall d'Ancre manche neue Aufschlüsse; die des letzteren besprechen umständlich die Wechselfälle des Bürgerkrieges während der Jahre 1621 und 1622.

Diesem letzten Bande ist ein über das ganze Werk sich erstreckendes Sach- und Namenregister beigegeben.

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

## 57. Stück.

Den 8. April 1844.

---

### Hamburg und Gotha,

bey Friedrich und Andreas Perthes 1843. Die Straußischen Zerwürfnisse in Zürich von 1839. Zur Geschichte des Protestantismus. Eine historische Denkschrift von Dr Heinrich Gelzer, ordentl. Prof. an der Univ. Basel (Motto Göthe's Wort: Das eigentliche, einzige und tiefste Thema der Welt- und Menschengeschichte, dem alle übrigen untergeordnet sind, bleibt der Conflict des Unglaubens und Glaubens). 420 Seiten\*).

Die Vorfälle in Zürich im Jahre 1839 hatten für alle etwas so Ueberraschendes, ich möchte sagen, für den ersten Augenblick so Betäubendes, daß es schwer hielt sogleich den richtigen Gesichtspunct zu gewinnen. Die verschiedensten Betracht-

\*) Mit Berücksichtigung des Werkes von Aug. Boden: Geschichte der Berufung des Dr Strauß an die Hochschule von Zürich. Frankfurt a/M. 1841. 119 Seiten — eine Schrift, die durch reichhaltige Excerpte aus Streit-  
schriften, Zeitungen und dgl. auch neben Gelzer noch  
Werth behält.

tungen drängten sich vor der Hand durch einander. Bey den so oft gehörten Klagen über religiöse Lauheit und Indifferenz, die wie eine Sündfluth über die Völker gehe, sah man hier nicht ohne Verwundern eine energische und bis zum Zuschlagen sich fortsteigernde Theilnahme der Masse an einer kirchlichen Angelegenheit; andere hatten gerade am wenigsten im Canton Zürich dergleichen Ereignisse für möglich gehalten. Ein Dritter, mehr auf dem Standpuncte des Politikers und Staatsmannes sich befindend, fand aus seiner Ferne gar Vieles in dem äußerlichen Entwicklungsgange unbegreiflich; hatte doch sogar für den in unmittelbarster Nähe sich befindlichen französischen Gesandten Mortier die ganze Revolution (so verschieden von den Pariser Emeuten) etwas Räthselhaftes. 'Es ist die erste — so drückte er sich aus — die erste und letzte Revolution der Art von der ich weiß. Da kommen große Züge, zum Theil bewaffnet, zum Theil wehrlos herangerückt. Es wird gegenseitig geschossen. In einer Viertelstunde ist die Regierung gesprengt. Das Volk ist erbittert, wüthend über seinen Verlust. Dann tritt es zusammen, viele Tausende. Ein schwarzer Herr besteigt eine Bühne; die Leute nehmen die Hüte ab; alle horchen seiner Rede schweigend zu, und gehen dann ruhig nach Hause.' Wer deutsche Besonnenheit und Mäßigung kennt, dem war das Alles nicht so räthselhaft als Hn Mortier, aber darin war man mit ihm einig: Es war das die erste und wohl auch die letzte Revolution von der man wußte.

Auf die hohe Bedeutsamkeit der Züricher Vorgänge machte noch in demselben Jahre de Wette nachdrücklich aufmerksam \*). Ja, in so fern die

\*) Dr Strauß und die Züricher Kirche. Eine Stimme

Voraussetzung, es sey an der Limmat zu einem Conflict der freyen Wissenschaft mit der Kirche gekommen, eine nicht durchaus haltbare ward, wurde von diesem Theologen wohl ein zu starker Accent auf jenes Ereigniß gelegt. 'Die Bewegung wird nicht auf Zürich beschränkt bleiben — so schrieb de Wette damahls — sie wird unaufhaltsam ihren Lauf durch die ganze evangelische Kirche nehmen und früher oder später entweder in einer neuen kirchlichen Spaltung oder in einer neuen kräftigeren Einigung ihr Ende finden.' Wenn diese Voraussetzung sich nicht in solchem Umfange bestätigt hat, so lag der Grund in der zu allgemeinen, zu abstracten Auffassung der Sache, in der Verken- nung der so zahlreichen und einflußreichen localen Momente in der Züricher Fehde \*). Werden diese, die freylich am schwierigsten zu würdigen sind, über- sehen, so ist eine schiefe Auffassung des Ganzen von vorn herein nothwendig bedingt, und eben deshalb machte auch in doppelter Weise ein falscher point de vue für jene Thatsachen sich namentlich in Deutschland immer mehr bemerkbar. Hier wurden Triumphlieder angestimmt, welche an die Gesänge der Mirjam und Debora erinnerten: Singet dem Herrn, denn er ist hoch erhöht in Israel. Es erwählte neue Götter, da war Krieg an den Thoren. Aber des Herrn rechte Hand hat die Feinde zerschlagen, sie sanken in die Tiefe wie Steine. — Man feyerte, kürzer zu reden, den Sieg der kirchlichen Rechtgläubigkeit, der protestantischen

aus Norddeutschland. Mit einer Vorrede von Dr W. M. L. de Wette. Basel 1839.

\*) Richtiger Geizler Borr. S. IV.: Jene Bewegung war nicht etwas Particuläres, vielmehr ein in schrof- fen provinziell gefärbten Zügen hervortretendes Symptom vieler Zustände unserer Zeit.

Kirche über Unglauben und Kezerey; man jauchzte, daß die Tochter Zion noch nicht eine Weide für die Straußen geworden sey (Jes. 34, 13). Dort beklagte man, in apokalyptischen Hoffnungen betrogen oder durch hohle Begriffsbestimmungen über Freyheit in die Irre geführt, einen bedauerlichen Sieg der Finsternis über das Licht, des Pfaffenthums über die Freyheit. Die Meinung nicht weniger Leute ist in der Phrase eines politischen Taschenbuches auf das Jahr 1840 ausgesprochen: 'In Zürich hat die Absetzung des berühmten Theologen Strauß, ohne daß dieser seine Stelle angetreten, einen Kampf der Bigotterie gegen die Aufklärung d. h. des Aristokratismus gegen den Liberalismus hervorgerufen, in welchem die Heucheley den Sieg davon getragen hat. — Dahin ist es mit dem aufgeklärten Zürich gekommen, dessen Hochschule ohne Rettung verloren ist, wenn dies gottselige Regiment sich wirklich halten sollte.' Und während die erst geschilderte Partey sich gerade durch das treffliche Werk von Gelzer über den Irrthum ihres Weges so ziemlich belehren ließ, ist die letzte in einer, ihr nicht gerade selten eigenen Verblendung und Zähigkeit so fest bey der vorgefaßten Meinung verblieben, daß in einem der gelesensten Blätter ein Recensent (fast möchte man sagen: Calumniant) Gelzers, diesen Autor als einen jesuitischen Panegyriker der Züricher 'Bauern- und Knüttelrevolution' angreift und, um über seine Ansicht gar keinen Zweifel übrig zu lassen, seinen Aufsatz mit dem Citate schließt:

— — Pfaffen waren's auch!

Sie waren mehr als Andere betheilligt,

Der Aufruhr schwoll, der Aufruhr ward geheilligt\*).

\*) Blätter für literarische Unterhaltung. Erster Art.

Wir haben jene divergenten und irrigen Ansichten nicht ohne nächste Beziehung auf Gelzer's Werk hervor gehoben. Man sieht, es that eine solche gründliche, actenmäßige, parteylose Schilderung der denkwürdigen Reaction des Züricher Volkes dringend Noth und — um unsere Hauptansicht in wenigen Worten voraus zu schicken — wir meinen für den Unbefangenen ist dieser Noth durch Gelzer ausreichend abgeholfen. Eben dahin haben sich (wenige vereinzelte Stimmen abgerechnet, die von einer der genannten Parteyen ausgingen) die Organe der Critik mit Recht ausgesprochen. Denn entbehrte zunächst das locale Element in den Züricher Vorgängen der richtigen Auffassung und Wägung, wer war zu diesem Geschäfte geeigneter als Gelzer? Seine ganze Stellung, seine Kenntniß des Züricher Bodens, der bey dem Drama beteiligten Hauptpersonen, seine Studien über die Geschichte der Schweiz überhaupt, befähigten ihn in ganz besonderer Weise zu dieser Aufgabe. Der Verf. hat ferner nicht, wie er sich deß im Vorworte mit Recht rühmen kann, im Interesse einer Faction geschrieben, sich bey dem Führen des historischen Griffels nicht von Leidenschaft beeinflussen lassen. Dies allein ist es ja auch, was man unter der Parteylosigkeit eines Historikers zu verstehen hat, denn daß er als freyer, urtheilsfähiger Mann sich im solonischen Sinne auf die eine Seite stellen muß, versteht sich von selbst. In diesem und keinem andern Sinne ist Gelzer gegen Strauß und die Züricher Radicalen, und nur die können ihm dies zum Vorwurfe machen, die entweder selbst zu sehr im Parteygeiste oder wenigstens von dem

Vorurtheil befangen sind, Parteylosigkeit bestehe darin, daß man weder Schwarz noch Weiß, sondern Aschgrau — Mélange sey. Ueberdem trägt die Composition des ganzen Werkes einen durchaus objectiven Charakter und läßt das eigne Urtheil des Lesers sich frey bewegen. Es sind mehr Acten, zum Urtheilsprüche vorgelegt, als dieser selbst wie von einem Halsgerichte gefällt. Denn den Vorwurf eines Berichterstatters, Gelzer gebe fast gar nichts Eigenes, sondern lauter Urkunden, Referate und dgl. haben wir zwey = bis drey mahl gelesen und trotz guter Augen eine Brille dazu aufgesetzt: so ungereimt erscheint uns dieses Urtheil. Nein, gerade dieser diplomatisch = urkundliche Charakter des Werkes, diese Fülle interessanter Mittheilungen (die übrigens immer noch aus Boden, den Gelzer wohl nicht benutz hat, sich vermehren lassen) verleihen ihm für die Zeitgeschichte so hohen Werth. Endlich wird auch Niemand der Darstellungsgabe und dem feinen, gebildeten Stile des Verfs das verdiente Lob vorenthalten.

Nach der äußeren Construction zerfällt das Ganze in drey Bücher. Das erste: Verhältnisse und Parteyen S. 1 — 108, ist weder ganz überflüssig noch zu ausführlich gehalten, wie behauptet ward. Es orientiert uns über die Localität im weitesten Sinne, führt uns eben darum aus der Sphäre des in das Blaue Redens auf die rechten Aussichtspuncte und ist der historischen Composition nach vielleicht die werthvollste Partie des Buches, das Muster einer gelungenen Einleitung zu einer historischen Monographie. Die Untertheile bilden drey Kapitel: Zürich's Kirchliche und politische Stellung, der Radicalismus, die Straußische Theologie. Obgleich auch Boden der Strauß-Lehre einige Seiten wid-

met, so könnte man doch zweifelhaft seyn, ob dergleichen Besprechungen hier durchaus an der Stelle waren; beide Verf. konnten hier mehr voraussetzen als geschehen ist. Man hat überdem bey diesem Abschnitte Gelzer den Vorwurf gemacht, er schildere den Strauß von 1840 und 41, den Strauß der dogmatischen Wüste, die sich in der Glaubenslehre erst recht aufgethan, aber nicht den Strauß von 1839, den die Radicalen vergöttert. So sey hier eine unleugbare Perfidie begangen. Nun ist es allerdings richtig, daß der Pantheismus jenes Critikers besonders deutlich erst in seiner Glaubenslehre an das Licht trat, wo Vorsehung und Weltregierung, die Eigenschaften Gottes und endlich der persönliche Herrgott selbst in den skeptischen Schmelztiegel gelegt sind — aber auf der andern Seite ist es auch nicht in Abrede zu stellen, daß alles Wesentliche der Straußischen Theologie, wenn auch im verschiedenen Grade entwickelt, schon im Leben Jesu für das kundige Auge deponiert sey. Der Critiker selbst würde jene Vertheidigung verschmähen. Werfen wir nun einen Blick auf die Partey, die ihn berufen wollte und die Gelzer so wohl im Ganzen als in ihren einzelnen hervorragenden Persönlichkeiten (Keller, Snell, Hirzel u. s. w.) so treffend gezeichnet hat. Die Radicalen waren, wie sich dieser Entwicklungsgang so häufig wiederholt — auf den Schultern des Liberalismus rasch in die Höhe gestiegen, hatten besonders seit 1832, wo die conservativeren Elemente aus der Regierung schieden, das Heft der Gewalt in die Hand bekommen und nun, auf dem Gipfel der Macht, die schwankende Leiter der Popularität von sich gestoßen. Weitausehende Pläne zur Zerfetzung und Auflösung gegebener Verhältnisse waren angelegt; von ihrem Standpuncte ganz consequent sollte



auch die Züricher Kirche in radikalem Sinne umgewandelt werden. In diesem Sinne ward schon 1836 die Berufung von Strauß versucht, im J. 1839, aber auch da nur durch 'Stichentscheid' durchgeführt. Gewis waren aber die psychologischen Motive bey den Radicalen, die Strauß riefen und den Ruf nachher vertheidigten, sehr verschieden. Bey Einigen tritt auf widerwärtige Weise eine Krähwinkelnde Eitelkeit heraus, daß die Republik Zürich das thue und wage was große Monarchien sich nicht getraut \*). Andere glaubten in ihrer Einfalt wirklich an die abgeschmackte, in der bekannten Großen = Raths = Sitzung bis zur Ermüdung vortragene Parallele zwischen Strauß und Zwingli. Der bekannte Hirzel, ein zuweilen komischer aber immer liebenswürdiger Schwärmer für Freyheit und Wahrheit und Recht, dabey fest in dem Nachjagen dieser Ideale, aber sonst ein schwankend Rohr, glaubte, nachdem er 1836 gegen Strauß gewesen war, 1839 von Herzen, daß 'der schöne Fremdling, der kein Eisenfresser sey, sondern ein sanfter, freundlicher, liebevoller Mann', dessen Zauber in persönlicher Bekanntschaft ihn umstrickt, berufen sey, eine neue Zeit für Zürich wenn nicht für die ganze christliche Welt herauf zu führen.

\*) J. B. Zehnder: Auf die Frage, warum denn wir Straußen haben sollen und warum man ihn in anderen Staaten nicht anstelle, habe ich nur zu erwiedern, daß die Monarchie und der Despotismus dunkeln, daß die Republik aber hellen Glauben haben will. Keller: In andern Staaten wird die Religion als Polizey = Anstalt betrachtet; wir sind auch in dieser Beziehung frey und die Religion hat bey uns eine höhere Stellung, ein Glück, welches wir zu schätzen wissen sollen u. s. w.

(Schluß folgt.)

---

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

58. 59. Stück.

Den 11. April 1844.

---

## Hamburg und Gotha.

Schluß der Anzeige: 'Die Straußischen Zerwürfnisse in Zürich von 1839. Zur Geschichte des Protestantismus. Eine historische Denkschrift von Dr Heinrich Gelzer.'

Nur wenige Männer, aber die in consequent-energischer Thätigkeit präsidierenden Organe im Körper des Radicalismus, wußten bey der Berufung von Strauß im ganzen Umfange was sie thaten und thaten was sie wußten. Sie glaubten nicht an die hohlen Zwingli-Reformations-Phrasen, sie wollten und erwarteten eine völlige Revolution auf religiösem Gebiete, ja sie hatten dieselbe schon kräftig vorbereitet. Und damit klar erkannt werde, wie nicht durch künstliche Machinationen der Gegenpartey, sondern durch die Verkehrtheit des Radicalismus selbst das Volk, die Masse in den gährenden, religiösen Zwist hinein gezogen wurde, ist vor Allem auf die Wirksamkeit des bekannten Scherr hinzuweisen. An die Spitze des Volksschulwesens gestellt, hatte dieser Mann, dem Ber-

stand und Thatkraft nicht abzusprechen sind, mit Consequenz die Resultate des 'Leben Jesu' in den Volksunterricht zu bringen gewußt. Die Radikalen wollten hernach selbst dies Treiben Scherr's und seiner Schüler nicht vertreten. So war es in der Neumünster-Gemeinde vorgekommen, daß bey der Kinderlehre des Antistes Füßli ein Knabe die Lehre des Geistlichen bestritt mit der Behauptung, ihr Schullehrer habe ihnen das ganz anders erklärt. Auf weiteres Befragen erfuhr man, dieser Schullehrer habe in seiner Schule in drey Stunden wöchentlich die Knaben mit der Lehre des Dr. Strauß vom Leben Jesu bekannt gemacht und als ein Knabe ihm erwidert, Herr Antistes Füßli sey doch nicht dieser Meinung, so habe der Schullehrer geantwortet: Ja, die Pfarrer wissen schon, warum sie das Alles sagen \*). Ex ungue leonem! So fand also Strauß schon bearbeiteten Boden, der ganze Plan, in dem man nur vergessen hatte, 'daß das Volk auch ein Herz hat, mit dem sich nicht spielen läßt wie mit einem Vogel,' war überhaupt klügl. berechnet. So sagt ein eiferndes Blatt nicht mit Unrecht: 'Wenn man diese Con-

\*) Vergl. Boden S. 64. Selbst das radicale Blatt 'der Republikaner' 1839. Nr. 14 nennt jenen Schullehrer einen naseweisen. Die ebenfalls ganz im radicalen Interesse geschriebene Schrift: Sieben Sendschreiben des ewigen Juden an die Züricher Geistlichen. St. Gallen 1840. (die wir noch öfter citieren) gibt viele Misgriffe Scherr's und seiner Schüler zu. S. 36: Es ist allerdings wahr, daß einzelne Lehrer unwürdige und anstößige Ansichten über religiöse Gegenstände äußerten. S. 47. Zur schwächsten Seite Scherr's gehört seine Streitlust, die zuweilen als eigentliche Streitsucht hervortrat. Er fing nicht selten Fehden über Dinge an, die außer seinem Kreise lagen, dabey verfuhr er mit einer leidenschaftlichen Hitze, gebrauchte Wendungen, machte Auslegungen, die seiner nicht würdig waren u. s. w.

stellation übersieht: Dr Strauß an einer Universität, wo er durch Geist, Talent, Consequenz die erste Stelle einnehmen mußte, an der Spitze der Aufklärung, getragen von dem Radicalismus, ausgerüstet mit einem Heere von Küstern, die sein Princip ins Volksbewußtseyn bringen: der Fürst dieser Welt hätte bey dem Ereignisse seine Rechnung gefunden\*).

Und doch ist in all diesem Treiben und Rasonnieren ein wahres Element, das sie auch oft in die Wagschale der Debatten legen, nämlich das sich oft in überraschender Weise aussprechende Bewußtseyn, daß es mit der protestantischen Kirche nicht so bleiben könne wie es ist, daß ein Gefühl unbefriedigten Mißbehagens die geweckteren Geister anwandle, daß eine gewisse kirchliche Luftschwüle über den Geistern hänge, daß man sich an die Zeitererscheinungen ungeduldig mit der Frage herandränge: Bist du es der da kommen soll?\*\*) Das ist dann aber eben die große welthistorische Lehre der Züricher Bewegungen, daß die Radicalen an den Unrechten gegangen sind, daß nimmermehr Heil für die Kirche von dorthier zu holen ist, wohin sie sich gewandt hatten, nie eine Kirche sich an den Theorien abstracter Speculation in die Höhe richten kann.

\*) Evangel. Kirchenz. 1843. Nr. 39—41. Eine Recension über das Werk von Gelzer, die hernach immer gemeint ist, wenn jenes Blatt angeführt wird.

\*\*) J. B. Z e h n d e r: Unser gegenwärtiges, religiöses System ist unzureichend, läßt Herz und Gemüth unbefriedigt. — Bey den Kanzelvorträgen geht das Gemüth meist leer aus. Es thut eine kräftige Anregung Noth. Der Katholik darf nicht nachforschen. Sein Cultus sorgt mehr für das Gemüth, dem Protestanten fehlt aber Alles wenn man ihm nicht Aufklärung gibt. Der Protestant ist ohne verständige Aufklärung schlimmer daran als der Katholik

Doch wir sind mit unsern Besprechungen schon unvermerkt in das zweyte Buch des Gelzerschen Werkes übergeschritten, welches 'die Protestation' betitelt ist (S. 111 — 314). Vier Kapitel 'die Berufung (in diesem der Bericht über die bekannte zehnstündige Große-Raths-Sitzung vom 31. Jan.), der Widerstand, der literarische Kampf, der Widerruf.' Sucht man an der Hand des Verfs tiefer in die Verhältnisse jener Tage einzudringen, so ersieht man, jene protestierenden Elemente gingen zunächst vom politischen, dann vom moralischen und zuletzt vom dogmatischen Gebiete aus. Schon seit längerer Zeit war die herrschende Parthey der Radicalen der Mehrzahl der Bevölkerung verhaßt, man war gegen die von ihnen ausgehenden Maßregeln von vorn herein eingenommen; eine durch die ganze Züricher Geschichte sich hinziehende Opposition des Landes gegen die Stadt, ein Conflict der in den meisten Schweizercantonen wiederkehrt, ist auch nicht zu übersehen. Doch nicht bloß um politischen Zwiespalt handelte es sich. So vorsichtig die Geschichte sonst mit so gehässigen Anklagen seyn muß, hier kann und muß sie, auf zu unwiderlegliche Zeugnisse gestützt, gegen einige der bedeutendsten Radicalen im Canton den Vorwurf des moralischen Leichtsinns, der frivolen Sittenlosigkeit aussprechen, die ihnen die Gemüther des einfachen biedern Züricher-Volkes entfremdet und verfeindet, ihm den unbilligen Argwohn eingefloßt hatte, jene Coterie beabsichtige auch durch jene Berufung ihre unsittlichen Theorien zu verbreiten und zu unterstützen. Die Worte Gelzers S. 172: 'Jahr für Jahr hatte man wahrnehmen müssen, wie die gesunden sittlichen Fragen, welche das öffentliche und Privatleben heilsam anfaßten, mehr und mehr sich

lösten, wie das sittliche Leben des Volkes, der Vornehmen und der Armeren, durch das Beispiel mancher Parteyführer und Regenten einem Abgrunde zugeführt werde, aus welchem kein menschlicher Arm es wieder erheben könnte. Gerade gegen die Vergehungen, welche die Familie und damit die Grundfeste des Staates am verderblichsten zerrütten, so wie sie in der Seele des Einzelnen die raschesten Verheerungen verursachen, gerade gegen sie war so zu sagen die Gesetzgebung erblindet, und während der Ernst des Gesetzes verstummte, sprach das Leben mancher Gesetzgeber um so vernehmlicher und — für Viele — um so einladender — finden auch durch die Notizen bey Boden volle Bestätigung und werden dem Wesen nach sogar von den Sieben Sendschreiben zugestanden. Viele bedeutende Männer waren in ihrem Privatleben nicht so streng sittlich, als man es billig hätte von ihnen erwarten sollen. — Einige Gesetze des Großen Rathes waren zu milde, verursachten verderbliche Folgen wie z. B. das Gesetz über Unzuchtsvergehen (S. 62. 67. u. a. a. D.). So war es denn für Strauß ein eigenes, fast strafendes Verhängnis von solchen Männer pouffiert und berufen zu werden \*); schon dieses

\*) Auch konnte man in mehreren Fällen zweifelhaft seyn, ob die Handlungsweise des Dr Strauß, diesen Verhältnissen gegenüber, eine angemessene gewesen sey. Sein veröffentlichter Brief an Hirzel, Drelli und Hitzig ist zwar das Muster eines Lehrbegriffs, der in klugen und feinen Worten noch Vieles aus dem positiven Christenthum bezubehalten scheint, ohne doch dem Denkglauben das Mindeste zu vergeben, aber daß eben Strauß, gewis von dem Verlangen getrieben wieder in einen amtlichen Wirkungskreis zu treten, so sehr den Schein zu retten sucht, macht einen widerwärtigen Eindruck. Eben so wenig geziemten einem Philosophen die den Schluß bildenden

Factum allein hätte ihm Widerstand und böse Stellung bereitet. Aber es zeigte sich nun auch auf dem religiösen Gebiete, daß die theologischen Schulen, welche man gewöhnlich Rationalismus oder moderater Supranaturalismus zu nennen pflegt, durchaus nicht gesonnen waren sich mit der destructiven Philosophie zu befreundschaften und sich unter ihre Flügel nehmen zu lassen; sie entwickelten sogar, was Mancher nicht erwartet, Energie genug um jenen zudringlichen Gast mit Bestimmtheit fern zu halten. Diese Richtungen waren es also, nicht eigentlich eine Kirche, nicht eine symbolische Orthodorie, welche in Zürich das Banner gegen Strauß erhoben. Wir bezweifeln, ob z. B. die Berufung eines Rationalisten die geringste Bewegung von Bedeutung hervorgerufen hätte. Stellte im J. 1839 die Evangel. Kirchenzeitung in ihrem Siegesberichte die Sache anders dar, so klagt sie in dem genannten Aufsätze, nach genauerer Kenntnissnahme, von ihrem Standpuncte mit Recht, daß 'eine halbkirchliche Gemüthstheologie das Wort des Tages gehabt habe', 'daß die Quanta der Semis wie das Fett oben auf geschwommen', und einer der Hauptsprecher gegen Strauß, ein Züricher Professor, der auf die 'geniale Persönlichkeit Christi' als auf den letzten Grund des dogmatischen Systems zurück geht, kommt ihr vor 'wie ein Arzt, der gegen Blutsturz und Epilepsie Himbeersaft ver-

harten Anklagen der Geistlichen und die schändliche Verachtung des Volkes 'seiner aufgeregten Masse, die von gewis nicht christlichem Kezerhaffe glühet und unter dem Deckmantel der Frömmigkeit jetzt alle möglichen, andern weltlichen Interessen verfechten will; mit dieser habe ich Nichts zu reden, des Spruches Christi eingedenk, der solcherley Menschen das Kleinod religiöser Ueberzeugung vorzulegen ausdrücklich verbietet.' — Und doch war bey jenem Schreiben auf jene Masse unfeugbar mit gerechnet.

schreibt.' Aber das ist eben das Eigene und Wunderbare in den Züricher Vorgängen, daß Himbeer- saft so große Dinge gethan hat. Unter dem Volke, besonders in den Landgemeinden war freylich noch mehr kirchliche Form geblieben, und wie immer der Sturm fast verglimmende Funken wieder zur Flamme anfacht, so geschah es auch zu Zürich, daß in dem gewaltigen Brausen der Zeit manches Herz wieder erglühte für den positiven, so hart bedrohten Glauben, daß Mancher sich frömmere fand als er gemeint hatte\*). Gewis sind darum auch die Nachwirkungen jener Ereignisse für den Canton in kirchlicher Beziehung bedeutend. Darum bleibt es aber immer wahr: wie jene Sieger am 6ten Sept. in Zürich nicht einzogen mit einem gewaltigen Sturmgeläute der Reformationzeit, sondern mit dem Liede, das an die Aufklärungszeit grenzt: 'Das ist der Tag den Gott gemacht!' — so gehörte auch ihre religiöse Ueberzeugung nicht der Helvetischen Confession oder dem Heidelberger Catechismus, sondern einem dogmatisch nur schwach gefärbten und in Bezug auf wichtige Grundlehren sich in sehr weiten Schranken bewegenden Christenthume zu. Und um auch jenes nichtige Gerede

\*) Evangel. Kirchenztg 1839. Nr. 22. 'Die Zeit in der wir leben wird immer größer vor unsern Augen; der Herr hat sein Netz ausgeworfen und es wird voll. Das ist ein herrliches Zeugnis für unser Land. Daß sich auch viel faule Fische mit einmischen, wer wollte sich das verbergen? Die Christen schießen jetzt bey uns auf wie die Pilze (ist das Scherz oder Ernst?) und viele bekommen den Glauben ins Herz, die gewis selber nicht wissen woher.' In den Berichten dieser Zeitung ist auch am ausführlichsten geschildert, wie neben dem großen, schweren, heißen Kampfe der Parteyen ein leichter Guerillakrieg in Carricaturen, Fastnachtsspielen, Spöttliedern und dgl. nebenher ging.



von 'Paffenrevolution' noch einmahl zu berühren, so sieht man leicht, daß nicht die Paffen das Volk, sondern das Volk die Paffen nachhaltig aufgeregert habe.

Das dritte Buch, die Revolution (S. 317—420) schildert die aus den Straußischen Händeln nothwendig resultierenden Folgen (weßhalb Boden diesen Abschnitt mit Unrecht ganz weggelassen hat) und zerfällt in die Abschnitte: Die Synode und das Seminar; Der neue Zwiespalt; Die Volksversammlung zu Kloten; Der sechste September; Resultate; Schluß. Wir dürfen den Raum dieser Blätter nicht in der Ausdehnung in Anspruch nehmen, welche nöthig seyn dürfte, den gründlichen Verf. Schritt für Schritt durch diese Parteykämpfe und Tumulte zu folgen, erlauben uns aber noch ein Wort über den Standpunct, von welchem die Bewegung des 6. Sept. nach unserem Erachten angesehen werden muß.

Das Ideal aller demokratischen Verfassungen ist die völlige Uebereinstimmung der aus dem Volkswillen hervor gegangenen Verwaltungsbehörden mit dem Volkswillen. Ist eine Regierung nicht mehr mit der großen Majorität des *ἄμνος* einig, so muß sie das Steuer nieder legen, oder wird, wenn sie nicht gutwillig ausscheidet, durch einen gewaltsamen Act des Volkswillens verdrängt; selbst das höchste Princip der Demokratie verkehrend steht sie von da ab außer dem Gesetze. Schwankend und wechselnd wie die Woge des Volkes selbst ist darum in solchen Verfassungen die Composition der obersten Behörden, wie die Geschichte nachweist; aber ihr Bewunderer nimmt dies Uebel gegen andere Vortheile, wie er meint, mit in den Kauf. Von diesem Gesichtspuncte aus und nicht heraus aus dem ganz verschiedenen Organismus eines monarchischen Staa-

tes ist die Gemeute in Zürich zu betrachten. Die Majestät des Volkswillens war durch die Radica- len schon entschieden verletzt, als sie eine Maßre- gel, die Berufung von Strauß, durchsetzen wollten, welche durchaus unpopulär war. 'Um in einem republikanischen Staate so etwas unternehmen zu können — heißt es sogar in den Sieben Send- schreiben S. 94 — muß man zum Voraus den weitaus größten Theil des Volks oder die Geist- lichen auf seiner Seite haben. Hier aber war kei- nes von Beiden der Fall.' Sollten sich nun aber die Radica len wirklich über den Volkswillen ge- teuscht haben, so mußten ihnen durch die Petiti- onen und Volksversammlungen — eine nicht ille- gale Maßregel, die früherhin sie selber erhoben hatte — die Augen aufgehen. Die ihnen günsti- gen Stimmen verschwanden vor der ungeheuren Uebersahl der Antistraußianer \*). Was sie früher der gemäßigten und vernünftigen Vorstellung nicht zugestanden, mußte jetzt dem stürmisch ausgespro- chenen Volkswillen entgegen gebracht werden. Der- selbe Große Rath, der Strauß berufen, pensio- nierte ihn. Nach allen diesen Vorgängen, noch am Ruder bleiben zu wollen, gegen ein solches

\*) Bey den Gemeinde = Versammlungen hatten gestimmt :

	Gegen Strauß:	Für Strauß:
In Zürich:	1198	28
— Stäfa:	644	—
— Pfäffikon:	723	4
— Neumünster:	831	3
— Sorgen:	800	18
— Uster:	896	28

und so im Verhältnis durch alle Orte. Nimmt man unn auch an, was B o d e n unparteyisch nachweist, daß hie und da, durch die Bewegung des Volkes intimidierte Straußianer gegen ihre Ueberzeugung gestimmt haben, so wird doch dadurch in dem Hauptthatbestande Nichts geändert.

Mistrauensvotum die Regierung fortzuführen, war von den Radicalen die größte Verkehrtheit. In dem Bewußtseyn nie wieder zu dem Volke in ein Verhältnis kommen zu können, mußten sie, demokratischen Principien treu, ohne auf neue Wahlen zu warten ihren Posten verlassen. Unbeweglichkeit, wie sie ihnen nachgerühmt ist, war in diesem Falle eine sehr zweifelhafte Tugend; man kann unbeweglich stehen wie ein Felsen, man kann unbeweglich stehen wie ein Klotz. Unfähig sich durch freyen Entschluß von der süßen Gewohnheit des Herrschens los zu sagen, reizten sie das schon siegreiche Volk, setzten die Bewegung, der sie doch selbst unterlagen, auf alle Weise herab, bedrohten in kleinlicher Rache die Existenz der Hochschule und bauten auf fremden Beystand die Hoffnung neuer Gewalt. Unter diesen Umständen war in einer Republik ein Conflict der Parteyen unausbleiblich und auch ohne den 6. Sept. hätte jener unnatürliche Zustand ein gewaltames Ende genommen. Schwierig ist hierbey gewis zu beurtheilen, wie weit in diesen gewaltthätigen Acten wirklich die Nothwendigkeit gebot, aber am wenigsten sollten doch, plöblich in legitimen Domino gehüllt, die über den Aufstand von Zürich den Stab brechen, die sonst Revolutionen als nothwendige Entwicklungsknoten des Völkerlebens anzusehen nur allzu sehr bereit und geneigt sind.

Wir sprechen den Wunsch aus, daß unsere Besprechung recht Viele veranlassen möge, sich in unbefangener Einsicht der Werke von Gelzer und Boden ein eigenes, selbständiges Urtheil über jene denkwürdigen Ereignisse zu bilden und zu erringen. Denkwürdig bleiben sie aber unter jedem Schwinke, denn — um mit Gelzer's treffenden Worten zu schließen: 'Das ist das Eigenthümliche und Folge-reiche dieser Erscheinung, daß die republikanische

Regierung eines protestantischen Volkes — uneingedenk aller Warnungen der letzten 50 Jahre — den Versuch machte das Christenthum durch eine philosophische Doctrin zu ersetzen, die Kirche durch die Schule zu verdrängen; sodann daß dieser Versuch an dem Widerstande des Volkes scheiterte, daß in seiner großen Mehrzahl für seine religiöse Ueberzeugung zu sterben bereit war. Diesem Volke hatte ein moralischer Instinct, der in großen Krisen meist weiter sieht als die Erwägungen der Verständigen, die Ueberzeugung gegeben, daß es sich hier, im letzten Grunde, um die Anerkennung oder Verwerfung der christlichen Kirche, also um die Frage handle: ob Staat und Schule, ob das häusliche und öffentliche Leben, ob Zucht und Sitte der Zukunft sich von dem ewigen Felsen des Christenthums lossagen dürfen? — Mit tausenden von Stimmen hat es auf diese Frage feyerlich 'Nein!' geantwortet. Gewiß, dieses laute Nein, ausgesprochen von einem ganzen Volke im Angesichte der christlichen Welt und Dessen an den sie glaubt; dieses Nein, welches Tausende mit ihrem Blute zu besiegeln bereit waren, es ist schon für sich allein eine That, die ein denkwürdiges Blatt unserer Zeitgeschichte ausfüllt.'

DI.

### T ü b i n g e n ,

in der Lauppschen Buchhandlung 1843. Forstliche Gewerbslehre, von Dr F. Ch. Hundeshagen, ordentl. Professor an der Landesuniversität zu Gießen 2c. Vierte, verbesserte, nach des Vfs Tode herausgegebene Auflage, von Dr F. C. Klaupecht, Großh. Bad. Forstrath, Vorstand der Forstlehranstalt u. Prof. an der polytechnischen Schule zu Carlsruhe 2c.

Wälder erzeugen, Wälder benutzen, Wälder beschützen und Wälder verwalten, sind allerdings sehr verschiedene Gegenstände; — man hat die erstere Disciplin bisher unter dem Namen von Waldbau; die zweyte unter dem Namen von Forstbenutzung (Forstwirthschaft, Forsthaushalt 2c.); die dritte unter dem Namen von Forstschutz und Forstpolizey und die vierte unter dem Namen von Forstdirectionslehre (Staats-Forstwirthschaft, Forst-Einrichtung 2c.) zusammen gefaßt und gelehrt und jeder die Corollarien aus anderen Wissenschaften angehängt, die zu ihrer wissenschaftlichen Begründung oder zu ihrer Verständigung erforderlich waren. — Und man muß gestehen, diese Eintheilung erschöpfte so ziemlich, einige wenige Ausnahmen abgerechnet, das ganze Feld der Forstwissenschaft. Insbesondere verstand man bey dieser Eintheilung unter dem Namen von 'Forstwirthschaft' im engeren Sinne die Art und Weise wie die Wälder, mit Rücksicht auf Dauer, erhalten, benutzt und beschützt werden sollen, wobey denn freylich der individuellen Ansicht mancher Lehrer Vieles überlassen blieb, und z. B. in der Lehre vom Forstschutz zu Zeiten auch die Lehre von der Forsttaration und Betriebs-Regulierung mit abgehandelt wurde.

Die Forstwissenschaft, arm an einem ausgedehnten, eigenthümlichen Felde, zeichnet sich dadurch vor andern, reichern Wissenschaften aus, daß sie Alles in ihr Gebiet herabzieht, was nur einigermaßen zu seiner Erweiterung gereichen möchte. Wir wollen dies nicht durchaus tadeln; — Lehrsätze kann fast keine Wissenschaft entbehren; auch ist das Wissen ein Ganzes, was nur in verschiedene Zweige zerfällt und sich lediglich durch Pflege aller Zweige auf die Höhe erheben und er-

halten kann, auf welcher es nach seinen geistigen Grundlagen stehen soll.

Allein für die Forstwissenschaft ist daraus die Folge erwachsen, daß sie ein ungemein buntscheckiges Ansehen erhalten; es ist fast keine Wissenschaft vorhanden, mit deren Federn sie sich nicht geschmückt hat; taucht eine neue auf, wie z. B. seit Adam Smith die National = Oekonomie oder die Lehre vom National = Reichthum zc., gleich dringt sie in dieselbe ein, bemächtigt sich ihrer Sprache und ihrer Eintheilung und gewinnt so — wir wollen es nicht leugnen — öfter an Schärfe und Präcision in den Bestimmungen und einzelnen Lehren, ob aber auch wirklich an wissenschaftlichem Umfang oder an neuem wissenschaftlichem Stoff? — ist eine Frage, deren Bejahung wir nicht in allen Fällen auf uns nehmen möchten.

Und nicht mag es hierbey unbemerkt bleiben: erweitert sich so das Feld der Wissenschaft, so schrumpfen und ziehen die Wälder sich immer mehr zusammen; die Wälder halten nicht gleichen Schritt mit der Wissenschaft; überspringt diese ihre natürlichen Grenzen weit und baut Systeme über Systeme zu ihrer Erhaltung und pfleglichen Benützung zc., so rodet die Art oder das Princip der Theilung und Abfindung zc. ruhig an ihrem Umfange fort und reduciert sie auf eine Größe, die zu nichts Wenigerem, als zu ihrer größtmöglichsten Benützung geeignet ist. — Ja, nicht allein extensiv auch intensiv tritt diese Waldverminderung ein: an die Stelle der Hochwälder treten Mittel = oder Nieder = Wälder, an die Stelle der Laubwälder — Nadelwälder zc. Die Lehrer der Wissenschaft oder die Vertreter der Wälder mögen durch die feinsten Berechnungen oder durch klingende Beweise

darthun, so viel sie wollen, daß nur durch naturgemäße Anzucht der edelsten Holzarten, auch nur der größte nationale oder persönliche Vortheil aus den Wäldern bezogen werden könne.

So unwiderstehlich wirkt die fortschreitende Cultur auf einen Zustand der Dinge ein, den man (kurzsichtiger Weise) wohl einen rohen Zustand genannt hat, so lange — bis die Cultur diesen rohen Zustand (wie in England) durch Kunst wiederhergestellt hat!

Worin liegt nun aber der Grund dieses factischen Rückschritts der Wälder und des doctrinellen Fortschritts der Wissenschaft, während doch andere empirische Wissenschaften, z. B. die so nahe verwandte Landwirthschaft oder die höher stehende Chemie etc. wissenschaftlich und practisch so außerordentliche Fortschritte machen und nicht bloß ihr wissenschaftliches Feld, sondern auch ihr materielles Object gleichmäßig erweitern? — Darin, daß der Werth der Wälder in naturwissenschaftlicher und ökonomischer Hinsicht zu geringe, die Wissenschaft aber in practischer Hinsicht überschätzt worden ist; man hat von dem Nutzen der Wälder zu wenig, von der Wissenschaft aber — theils an und für sich (sie ist höchst einfach in ihrem Principe) theils im Gegensatze des unwiderstehlichen Andranges der Cultur — zu viel erwartet; erst nach bitteren Erfahrungen, wie z. B. im südlichen Frankreich oder in Schottland und nach vergeblichen Abmühen, wird man die Wälder und ihre Wissenschaft auf den Standpunct stellen, der ihnen in der Reihe der Dinge und in der Reihe der Wissenschaften wahrhaft zukommt.

Nach dieser nothwendigen Abschweifung wollen wir zu unserm Vf. zurückkehren.

Nach ihm (siehe Einleitung) zerfällt die eigentliche Forstwirthschaftslehre in zwey Haupttheile: 1. in die forstliche Productionslehre (Waldbau, Forstbenutzung, Forstschutz) und 2. in die forstliche Gewerbslehre. — Den ersten Theil hier abzuhandeln, ist nicht seine Absicht (das ist schon andrer Orten geschehen), wohl aber den zweyten. Die Gewerbslehre erscheint daher als ein aus dem Ganzen (der Hundeshagenschen Encyclopädie) herausgerissener, besonderer Theil; — sie trägt zur Bezeichnung ihres Platzes im Systeme, die Nummer II an ihrer Spitze und ihre §§. sind nur Fortsetzungen von denen in der Productions u. = Lehre. Sie wird folgendergestalt charakterisirt:

‘Die Gewerbslehre begreift alle Kenntniß, welche zur grundsätzlichen Einrichtung, Handhabung und Leitung forstlicher Gewerbsanstalten (Forst- oder Waldwirthschaft) nach Maßgabe persönlicher, örtlicher und zeitlicher Nebenumstände erfordert werden oder sie belehrt überhaupt über das ganze Wesen einer wohl geordneten und geführten Forstwirthschaft.’

Ob diese Definition, als solche, sehr gelungen sey, wollen wir dahin gestellt seyn lassen, da wir uns über die Wahl des Wortes selber demnächst weiter auslassen werden. — Das zu Erklärende wird zur Erklärung selber benutzt; die Definition dreht sich im Kreise umher, und was ‘persönliche’ Nebenumstände bey einem objectiven wissenschaftlichen Gegenstande sind, will uns nicht recht klar werden.

Die Gewerbslehre zerfällt in fünf Einzeltheile, nämlich in die Lehre von

1. dem forstlichen Wirthschaftsbestande;
2. der forstlichen Statik;



3. dem forstlichen Wirthschafts = Systeme und der forstlichen Einrichtung;
4. der Forstabschätzung und
5. der Forsthaushaltskunde.

Der Verf. bemerkt selber, daß die erste, dritte und vierte dieser Lehren schon länger als besondere Theile der Forstwissenschaft vorgetragen worden wären; die zweyte und fünfte hingegen hier zum ersten Mahle als selbständige Disciplinen aufträten. — Dies fordert uns, da diese Blätter vorzugsweise den Zweck haben die Fortschritte der Wissenschaft zu bezeichnen, auf, etwas länger bey diesen angeblich neuen oder selbständigen Disciplinen zu verweilen.

‘Die forstliche Statik ist, nach des Hn Verfs Erklärung, der Inbegriff aller, den Erfolg (Ertrag, Einkommen zc.) bestimmenden endlichen Ursachen, so wie aller denselben bemessenden Verhältniszahlen oder — kürzer ausgedrückt — die Meßkunst der forstlichen Kräfte und Erfolge.’ — Er bemerkt selber, daß diese neue Disciplin in einigen Theilen zwar noch sehr der weiteren Ausbildung bedürfe, gibt aber dennoch eine Uebersicht von ihren Gegenständen und von der Art und Weise, wie sie abgehandelt werden müßten. Wir müssen, um die Leser in den Stand zu setzen selber zu urtheilen, was sie von dieser neuen Disciplin und von dem neuen Worte zu erwarten haben, diese Uebersicht in den Hauptpuncten hier mittheilen.

(Schluß folgt)

---

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

## 60. Stück.

Den 13. April 1844.

---

### T ü b i n g e n.

Schluß der Anzeige: 'Forstliche Gewerblehre, von Dr F. Ch. Hundeshagen, ordentl. Professor an der Landesuniversität zu Gießen u. Vierte, verbesserte, nach des Vfs Tode herausgegebene Auflage, von Dr F. C. Klauprecht.'

- I. In der Einleitung sollen abgehandelt werden:
1. die angenommenen Maße (und Maßen=Verhältnisse),
  2. die Gewichte der forstlichen Objecte (Holz- und Rindengewichte),
  3. der Derbrauch der Holzmassen (nach innern und äußern Verhältnissen),
  4. die Vollholzigkeit und Ausbauchung der Bäume.
- Sodann
- II. die eigentliche Statik der Forstwissenschaft selber, und zwar in drey Haupttheilen:
- A. Erster Haupttheil: Eigenthümlichkeiten und Wirkungen der einzelnen Kräfte:
1. Arbeitskräfte: a. Thierkraft; b. Menschenkraft —  $\alpha$ . Rohkraft;  $\beta$ . geistige (?) Kraft;
  2. Capital-Kräfte: a. vom Holze (Holzvorrath u.)

Steinkohlen, Torf u. c.; b. vom Boden; c. von den Gebäuden; d. von den Geräthen (?) und e. von dem Gelde.

B. Zweyter Haupttheil: Eigenthümlichkeiten und Wirkungen der verbundenen Kräfte:

1. vom Naturalertrage des Waldes;
2. von dem Reinertrage des Waldes.

C. Dritter Haupttheil: Vergleichung des Wald- und Feldertrages.

Allerdings können die Kräfte, die der Forstmann anwendet und die Erfolge, die er dadurch erreicht, als darstellbar im Raume und in der Zeit, gemessen werden, und wir haben — um uns recht bescheiden auszudrücken — auch Nichts dagegen zu erinnern, daß diese Meßkunst in einer eigenen Disciplin besonders vorgetragen werde, obwohl wir es dennoch für zweckmäßiger erachten, daß sie ihre Anwendung alle Male bey demjenigen Theile der Wissenschaft finden möge, wohin sie, ihrer Natur nach, gehört; also z. B. bey dem Waldbau, wenn die Rede von Arbeitskräften ist oder bey der Taxation, wenn die Rede nothwendig von dem Verbrauche (solider Masse) der aufbereiteten u. Holz u. s. w.

Daß der Hr Verf. sie aber hier in ihrem ganzen, in seinem Werke skizzirten, Umfange als einen wesentlichen Theil der Gewerbslehre darstellt und aufnimmt, will uns, selbst nach dem von ihm von der Gewerbslehre gegebenen Begriffe, unlogisch und unzweckmäßig erscheinen. — Soll sie in Zukunft eine eigene Disciplin bilden, so muß die Gewerbslehre da, wo sie es nöthig hat, von ihr borgen, so wie sie es auch bey anderen Wissenschaften, namentlich bey der Mathematik, thun muß, zu deren Gebiet ohnehin viele Sätze und Lehren der Statik gehören.

Doch wir müssen gerecht gegen den Hrn Verf.

seyen; er selber spricht die Ueberzeugung aus, daß diese seine Forststatik in vielen Stücken noch einer kritischen Bearbeitung bedürfe.

Die zweyte, hier zum ersten Mahle als selbstständig (S. 4 der Einleit.) vorgetragene Lehre ist die s. g. Forsthaushaltungskunde. Sie unterrichtet, nach S. 380. §. 749, über die forstwirthschaftliche Geschäftsvertheilung und Geschäftsführung und ihre Gegenstände sind:

1. die Forstnutzung; 2. die Verwendung der Forstproducte; 3. die Berechnung der Forstproducte; 4. das Forstcassenwesen; 5. das Forstculturgehäft; 6. die Forstschuhverwaltung und 7. die Forstcorrespondenz und das Forstregister=Wesen.

Das, was wir vorhin von der Forststatik geurtheilt haben, können wir hier bey der Forsthaushaltungskunde wiederholen. — Sie enthält in ihren einzelnen Theilen durchaus nichts Neues; Alles, was darin vorgetragen, ist schon in anderen Lehrbüchern, nur an anderen Orten und unter anderen Namen, abgehandelt; nur die Zusammenfassung und die Aufstellung in der Gewerbslehre ist neu und eben so wie die Forststatik in ihrem ganzen Umfange hier nicht an ihrem rechten Orte.

Bei jeder der genannten forstlichen Operationen ist, ohne Zweifel, eine besondere, aus der Natur derselben abfließende Geschäftsvertheilung und Geschäftsführung erforderlich; die Besonderheiten lassen sich in Formen (Schemata zum Culturgehäfte, zum Registerwesen, Correspondenzwesen u. s. w.) darstellen und vorschreiben; und wir haben auch hier nichts dagegen zu erinnern, daß man alle diese Förmlichkeiten zusammenfasse und als eine eigene Disciplin vortrage. Nur aber gehört sie nicht nach ihrem ganzen Umfange in die Gewerbslehre unseres Hrn Wfs; sie kann keinen integrierenden Theil derselben bilden; sie kann, im

Gegentheile, nur als eine gute Freundin derselben angesehen werden, die aus ihrem Inhalte abgibt, was jene bedarf.

Nun könnten wir auch, mit lauter Neuerungen beschäftigt, unser Urtheil über die Wahl des neuen Worts 'Gewerbslehre' für die in diesem Buche enthaltenen Lehren und Vorschriften abgeben. Wir wollen aber damit so lange Anstand nehmen, bis wir die Leser vorher ein wenig näher mit dem übrigen Inhalte der Gewerbslehre bekannt gemacht haben; sie mögen dann selber urtheilen, ob die Wahl glücklich gewesen und die Wissenschaft, die nicht ganz von der Form getrennt werden kann, dadurch gewonnen.

Zuerst wird nun von der Aufnahme des forstlichen Wirthschaftsbestandes oder des Gewerbs-Inventarium gehandelt. Diese Aufnahme unterrichtet über den ganzen Dingenbestand, der zu einer Forstwirthschaft erfordert wird, und dahin gehört: A. die Forstvermessung; B. der Wirthschaftszustand und C. die Forststatistik (nicht Statistik).

Bei dem Vortrage über Forstvermessung und Forststatistik will Referent nicht weiter verweilen. Was der Hr Vf. hierüber sagt und vorschreibt, ist nicht allein bekannt, sondern auch so umfassend und gründlich vorgetragen, daß Ref. in der That, wenn man nicht in Unbedeutenheiten und Dertlichkeiten zc. verfallen will, demselben nichts hinzu zu setzen wüßte. — Ueberhaupt muß Ref. gestehen, daß die einzelnen Lehren in diesem Buche vorzüglich und in einer schönen, angemessenen Sprache dargestellt und aus ihren Gründen vollständig entwickelt sind; die Lectüre desselben hat ihm daher viele Freude gemacht und er kann mit gutem Gewissen das Buch jedem Forstmanne empfehlen; die Form ist in dieser Beziehung gleichgiltig. — Von der Aufnahme des so genannten Wirthschafts-

zustandes nur noch ein Paar Worte. — Sie zerfällt in die Aufnahme a. des Materialfonds; b. in die Ausmittelung des augenblicklichen oder zeitlichen Gesamt-Zuwachses und c. in die Ausmittelung des durchschnittlichen Culturaufwandes. — Die beiden ersteren Operationen (a und b) sollen zwar nach der ausdrücklichen Erklärung des Hn Bfs nur überschläglic und durchaus keine förmlichen Taxations-Maßregeln (zu denen weiter unten die Vorschriften gegeben werden) seyn; sie fallen indessen ganz offenbar in das Gebiet der Taxationen, und deswegen sehen wir nicht ab, warum sie hier zum Ueberflusse im Voraus — gleichsam als ein vorläufiges Pulsfühlen des Waldes — vorgenommen werden sollen. Als Taxation können und sollen sie nicht gelten; sie können bloß zur Befriedigung der Neugier (oder zur Bollfüllung des Systems?) dienen, und dazu erfordern sie doch zu vielen Zeit- und Kosten-Aufwand, trotz der Vorschriften, die der Hr Verf. dazu ertheilt hat. Auch scheint er selber das Ueberflüssige derselben gefühlt zu haben, indem er bemerklich macht, daß, wenn Taxationen vorhanden seyn sollten, die gewünschten Resultate aus ihnen entnommen werden könnten.

Es folgen nun aus der vorhin charakterisirten Statik einzelne Lehren, die alle, mehr oder weniger, Bezug auf die demnächst vorzunehmende Abschätzung haben; ein Beleg zu dem, was wir oben über die Stellung dieser neugeschaffenen Disciplin zu der gesammten Wissenschaft geäußert haben. Dahin gehören zuerst die Holzzuwachsgesetze. Diese sind ungemein gründlich und lehrreich in Bezug auf den Hochwald, Niederwald und Mittelwald, abgehandelt. Sodann (S. 76) vom forstlichen Productions-Aufwande und (S. 77) vom forstlichen Rein- Ertrage.

Hier kommen Distinctionen und Begriffe aus Werken über National-Oekonomie vor, namentlich bey dem Productions-Aufwande, worüber wir uns weiter unten äußern werden. — S. 79 von dem Wirthschafts-Systeme und Einrichtungen. Die Eigenthümlichkeiten der Forstwirthschaften werden vollständig hervorgehoben und mit der Landwirthschaft verglichen. Bey der Aufzählung der verschiedenen Forstbetriebsarten scheint der Eichen-Pflanzwald oder der Hudewald übersehen zu seyn. — Da die Verjüngung nicht durch Besamung, sondern durch Bepflanzung in so großer Entfernung geschieht, daß der Graswuchs dadurch gefördert wird, die gepflanzten Eichen aber nicht, wie Hainbüchen zc. als Kopfholz, sondern als Stammholz und Mastbäume, auch als Lohbäume, benutzt werden, so passen weder die Regeln des Hochwaldes noch die des Kopfholzbetriebes auf ihn; er bildet eine eigene Art des Forstbetriebes und ist um so merkwürdiger, als er uralt und sicher die erste, echt deutsche Verbindung der Landwirthschaft mit der Forstwirthschaft ist, und ohne Zweifel zu einer Regelmäßigkeit in der Holzzucht und Holzbenutzung führt, wie man sie nur immer in der Idee wünschen kann und wie sie verginst, wenn die Naturwälder einmal aufhören und durch Kunstwälder, wie in Schottland (beym Herzog von Athol) ersetzt seyn werden, wirklich Statt finden werden. — So wie die Hackewalds-Wirthschaft dem Süden von Deutschland eigenthümlich ist, so ist die Eichen-Pflanzwaldwirthschaft dem Norden von Deutschland mehr eigenthümlich; hier ist Weide-Mast-Lohborken- und Bauholzgewinnung jederzeit mehr national gewesen.

Mit der systematischen Benutzung der Eichenpflanzwälder geht die systematische Anlage der Baumschulen, aus denen die Verjüngung geschieht,

gleichen Schritt, und bey ihnen kömmt die Frage von der Zweckmäßigkeit einer öfteren Versehung der künftigen Baumstämme zuerst vor.

Eben so scheint man im Süden von Deutschland mit dem s. g. Ablegen (S. 102) practisch nicht recht vertraut zu seyn, indem der Hr Verf. behauptet, daß dasselbe das ganze Jahr hindurch mit geringen Kosten betrieben werden könne und nur an rauhen, schußlosen Gebirgen vortheilhafte Anwendung finde. In dem Geburtslande dieser vortrefflichen Culturmethode — im Fürstenthum Osnabrück — würde man dem Hn Verf. dies nicht zugestehen.

Die eigentliche Wirthschafts- oder Forsteinrichtung wird S. 102. §. 625 dahin erklärt, 'daß sie alle den Betrieb einer Wirthschaft betreffenden Anordnungen, nach Maßgabe der Individualität ihres Besitzers, der Fertigkeit und der Zeit befaße.

Sie beschäftigen sich daher hauptsächlich mit

1. der Auswahl der passendsten Holzarten;
2. der Anordnung der zweckmäßigsten Betriebsweise;
3. der Festsetzung der schicklichsten Umtriebszeit;
4. dem aussehenden (Abholzung mit einem Male) oder nachhaltigen Betriebe;
5. der speciellen Einrichtung des Betriebes überhaupt;
6. dem Abtriebe der Hochwaldschläge; und
7. der Reihenfolge der Schläge und Culturen.

Von allen diesen Gegenständen wird nun im Folgenden besonders sehr gründlich und lehrreich gehandelt. Wenn dabey des Büchenhochwald-Betriebes im Fürstenthum Kalenberg (im Königreiche Hannover) und insbesondere des daselbst Statt findenden geregelten Vorreifens in die nächsten Bestände, bey dem Ausbleiben eines Samenjahres, rühmlich gedacht wird, so kann man dies Lob



nicht anders als wohl verdient erkennen. Wenn aber dabey zugleich bemerkt wird, daß in eben diesem Fürstenthume die Bäume im Schlage nicht aufgearbeitet, sondern im Ganzen, jedoch sehr vorsichtig, abgefahren würden, so ist diese Bemerkung in der dabey ausgedrückten Allgemeinheit nicht richtig, wohl aber, was die Vorsicht betrifft, mit der, eintretenden Falls, die ganzen Bäume aus dem Walde abgefahren werden. S. 120 kommt nun der Hr Verf. auf die Forstabschätzung. Hier ist er recht in seinem Elemente und hier ist sein Buch wahrhaft erschöpfend und wegen der vielen hinzugefügten Tabellen über Ausbauchung der Stämme, über den Kubik-Inhalt der Bäume, über ihren Zuwachs zc. wahrhaft lehrreich und practisch.

Forstabschätzung ist nach ihm: Ausmittelung der Ertragsverhältnisse eines Waldes nach mathematischer Berechnung, einmahl: materiell und zweitens: pecuniär. Im ersten Haupttheile — von der Forst-Natural-Ertrags-Berechnung — werden die verschiedenen Abschätzungs-Methoden (fünf an der Zahl) aufgeführt und abgehandelt. Wir können dem Verf. hierin nicht folgen, sondern müssen die Leser auf sein Buch selber mit der Versicherung verweisen, daß sie es nicht unbefriedigt aus der Hand legen werden. Dagegen wollen wir etwas länger bey dem schroffen Gegensatze verweilen, welchen der Hr Verf. zwischen der s. g. Fachwerks- und rationellen Taxationsmethode, theoretisch aufstellt. Die Verhandlungen hierüber sind noch nicht geschlossen; die forstliche Welt hat sich dieserhalb in zwey Parteyen (in die Fachwerks-Männer und in die rationellen Männer) getheilt; auf jeder Seite stehen eminente Namen und erst ganz neuerdings hat sich eine Stimme zu Gunsten der Fachwerksmethode in der Nähe des Hn Vfs ver-

nehmen lassen. Derselbe definiert die Fachwerksmethode folgender Maßen:

‘Es ist die Methode, wobey auf den Grund eines ganz speciellen Betriebsplanes, sowohl für jeden Forstort, als das Wirthschafts=Ganze, alle während eines Umtriebs= oder noch längeren Zeitraums (Wirthschafts=Turnus) nach Wahrscheinlichkeit ganz einzelne im Voraus berechnete Material=Erträge auf jenen längsten Zeitraum hin, gleichförmig (oder aber in steigender oder fallender Reihe) vertheilt werden, zu diesem Zwecke also jene ganze Umtriebszeit noch in mehrere kleinere gleiche Zeitabschnitte oder Perioden gebracht werden muß, um auf solche die Hiebszeiten und Material=Erträge feststellen zu können.’— Diese Definition oder vielmehr Beschreibung ist eben so weitläufig als die Methode selbst, worauf sie sich bezieht. Kürzer und charakteristischer für den Zweck der Aufstellung eines schroffen Gegensatzes mit der rationellen Methode hätte der Hr Verf. sie, unserer Meinung nach, dahin definieren können, daß sie die Methode sey, wobey der Material=Ertrag und die Material=Abgabe des Ganzen aus den erforschten Material=Erträgen und Material=Abgaben der einzelnen Theile (des Fachwerks) zusammen gestellt werde. Betriebspläne, Umtriebszeiten, Zeitabschnitte, Wahrscheinlichkeitsberechnungen &c. liegen darin eingeschlossen, denn ohne diese lassen die Material=Erträge und Abgaben der einzelnen Waldtheile sich nicht erforschen.

Die mathematisch=rationelle Methode hingegen nimmt, nach dem Verfasser, gar keine Rücksicht auf jene specielle Ausmittelung, sondern ‘sie regelt die laufende Material=Nutzung stets nach dem arithmetisch begründeten Verhältnisse, in welchem bey jeder Holzgattung, Betriebsart und Umtriebszeit, der ganze Holzmassen = Vorrath zum haubaren Theile stehen muß, und sie bedarf hierzu

also mehr Vorbereitungen nicht, als der Annahme (Unterstellung) einer gewissen Betriebsart und Umtriebszeit für jeden eigenthümlich bestandenen Haupttheil des Forstes für eine allernächste Zeit, so wie eine stäte Uebersicht über den angeblichen, zeitlichen Holzmassen-Vorrath in jedem dieser Haupttheile.' (Ist also die jährliche Material-Abgabe nach der Fachwerks-Methode eine Composition (aus den einzelnen Fächern), so ist sie bey der rationellen Methode eine Fraction (Nutzungs-Procent) aus dem (erforschten) ganzen Holzmassen-Vorrath mit der Betriebsart und Umtriebszeit; und die letztere Methode macht in so fern auf Rationalität besondere Ansprüche, als sie auf den (empirisch) gegebenen wirklichen, verschiedenen Waldbestand nicht Rücksicht nimmt, sondern den Wald als ein productives Ganze ansieht, was unter angenommenen und festgestellten Verhältnissen alljährlich eine gewisse Nutzung abwerfen muß).

Unser Hr Verf. spricht sich nun zwar entschieden für die letztere Methode aus, und er hat mit großer Ausführlichkeit, zur Begründung seines Urtheils die Mängel u. der Fachwerks-Methode auf der einen und die Vorzüge der rationellen Methode auf der anderen Seite, hervor gehoben. — Wir müssen indessen zu seinem Lobe gestehen, daß er dabey möglichst unparteyisch zu Werke gegangen, die Vortheile der Fachwerks-Methode eben so wenig als die Mängel der rationellen Methode verschwiegen hat und zulezt im Anerkenntnisse dieser Mängel bey den meisten gegebenen Waldzuständen, zu einem Mediations-Vorschlage zwischen beiden Methoden gelangt ist, der, deucht uns, kein geringes Zeugniß für die practische Brauchbarkeit der Fachwerks-Methode (cum grano salis) seyn dürfte.

Dieser Vorschlag besteht (S. 272) nämlich darin: 'daß man unter allen Umständen den zeitlichen jährlichen Abgabesatz mit dem wirklich auf dem

Stücke vorhandenen ganzen Holzvorrathe oder zeitlichen Material = Fonds, in rechtes Verhältnis bringe und diesen letzteren also ganz allein zum Maßstabe der zeitlichen Waldnutzung erhebe.'

Verstehen wir diesen Vorschlag recht und drücken wir ihn in ganz planem Deutsch aus, so soll er so viel sagen, als: man gebe zu keiner Zeit mehr ab, als der Wald (nach angenommenen Betriebsarten und Umtriebszeiten) ertragen kann —; und mit diesem kategorischen Imperativ werden wohl alle Theile, Fachwerks = Männer und Rationalisten, zufrieden seyn; wie es denn auch Ref. ist, der zwar nicht leugnen kann, daß er sich im Allgemeinen auf Seite der Rationalisten neige, indessen doch auch gestehen muß, daß beym starren Innehalten ihrer Grundsätze, der Wald ganz rationell zu Grunde gehauen werden könne und daher wünschen müsse, daß diese Grundsätze nur als leitende Ideen dienen mögen, um den Forstbetrieb aus dem unendlichen Einerley des empirischen Fachwerks heraus zu heben.

Alles, was der Hr Verf. bey dieser Verhandlung über die Wichtigkeit der Aufstellung richtiger Ertrags = oder Erfahrung = Tafeln (wozu er Formulare gibt); über die Massenaufnahme der augenblicklichen Holzvorräthe; über die Abschätzung des periodischen Holztrages; über die Herstellung eines Nachhaltertrages nach der Fachwerks = und rationalen Methode; über das Verfahren bey der Abschätzung von Mittelwaldungen; über die Anlage von Reservefonds u. s. w. vorträgt, ist gründlich und lehrreich und wird gewis jeden Forstmann befriedigen. — Die Königl. Preussische Instruction für die Forsttaxatoren vom Jahre 1819 erfährt bey dieser Gelegenheit eine Critik.

§. 327 geht er nun zum zweyten Haupttheil der Taxationslehre, zur forstlichen Geldertragsberechnung, über.

Ref. muß sich auch hier mit dem Verf. bey den meisten Lehren übereinstimmend erklären; nur bey einigen Gegenständen will er sich einige Zweifel oder Bemerkungen erlauben.

Die forstliche Geldertragsberechnung zerfällt nach dem Hn Verf. in zwey Theile:

- a. in die forstlichen Grund = (Werth oder Preis) Anschläge; und
- b. in die forstlichen Nutz = Anschläge.

Zuerst (S. 329) von den forstlichen Nutz = Anschlägen, wobey wiederum die Nützlichkeit der Ertragstafeln, um die Material = Erträge im ganzen Umfange des Wortes daraus ersehen zu können, hervor gehoben wird. — Sodann S. 343 u. f. vom Bodencapital oder von den forstlichen Grund = Anschlägen.

Der Hr Verf. mühet sich hier, nach des Ref. Ansicht, vergebens ab, die Leser für seine Ansicht vom Material = und Boden = Capital und von der Nothwendigkeit, diese unter allen Umständen bey der Ertragsberechnung in Anschlag zu bringen, zu gewinnen. Der Vf. sagt S. 340: 'die fortdauernde Unterhaltung eines Material = Capitals auf dem Stocke, ist für den Forstbetrieb eben so unerläßlich, als für den Landwirth das Capital für sein Inventarium an Gebäuden, Ackerwerkzeugen, Geschirr und Vieh.'

Gewiß vollkommen richtig, so bald der Hr Verf. diese Vergleichung z. B. auf die Mutterstöcke bey dem Schlagholzbetriebe oder auf die (stehen bleibenden) Samenbäume bey dem Hochwaldbetriebe zc. beschränkt; in diesem Falle sind beide (Mutterstöcke und Samenbäume) mit der Einsaat bey dem Ackerbau zu vergleichen, die auch zum Inventarium gehört. — Dies ist aber, wenn Ref. nicht irrt, nicht die Meinung des Hn Verfs. Der ganze auf dem Stocke befindliche Material = Bestand ist ihm Material = Capital. Davon kann Ref. sich aber nicht überzeugen. Der gesammte, noch nicht haubare Ma-

terialbestand, ist Erndte, aber noch nicht reife Erndte; sie hat noch eine unbestimmte Zahl von Jahren nöthig, um zur Reife (Haubarkeit) zu gelangen; (darin besteht gerade ein charakteristischer Unterschied zwischen Land- und Forstwirthschaft) und eben so wenig, wie der Landwirth die auf dem Halme stehende Frucht zum landwirthschaftlichen Inventar oder zum landwirthschaftlichen Capitalfonds rechnet, eben so wenig kann, nach des Ref. Ansicht, der Forstmann seine jungen nachwachsenden Bestände zc. zum Material-Capital seines Waldes oder zum Inventar rechnen.

Der Hr Verf. scheint hierin selber zweifelhaft gewesen zu seyn. Denn S. 364 sagt er: 'der beyrn nachhaltigen Betriebe erforderliche Aufwand eines Material-Capitals findet beyrn aussetzenden Betriebe nicht Statt oder er erscheint vielmehr in einer andern, versteckten Form in der Summe aller Discontos der Einnahme aus dem haubaren Holze.'

Dies, deucht uns, ist widersprechend. Der Aufwand eines Material-Capitals nach des Hn Verfs Ansicht, kann nicht zugleich Statt finden und nicht Statt finden; findet er wirklich, aber nur in versteckter Form, Statt, so hätte er in dieser Form, ohne Verleugnung, nachgewiesen werden müssen; nach des Ref. Ansicht aber muß er, im Sinne des Hn Verfs sowohl beyrn nachhaltigen, als aussetzenden Betriebe Statt finden.

Eben so verhält es sich mit der Veranschlagung des Boden-Capitals.

Uns dünkt, der Boden, Naturboden, hat in der Reihe der werthvollen, natürlichen Gegenstände nur in so fern wirklich einen Werth, als er für die menschlichen Bedürfnisse irgend Etwas abwirft (produciert); und so kann sein Werth allerdings durch seine Erzeugnisse, entweder aus dem Mineral- oder Pflanzen- oder Thierreiche zc., sehr verschiedentlich dargestellt werden, je nachdem er für das Eine oder

das Andere dieser Erzeugnisse benutzt werden soll. Wird er für die eine oder die andere Art dieser Benutzungsweisen ausgewählt, so bedingt diese Benutzungsweise seinen Werth; die Werthe, die er bey anderen Benutzungsweisen erhalten haben würde, fallen alsdann nothwendig weg, denn sie können ja nicht gleichzeitig eintreten; einen Naturwerth des Bodens gibt es aber nicht, wenigstens ist dem Ref. ein solcher im Preis=Courant der Dinge noch nicht vorgekommen.

Diese Ansicht ist indessen abermahls, versteht Ref. ihn recht, nicht die Ansicht des Hn Wfs. — Er will dem Waldboden noch einen unabhängigen, mit ihm gleichsam parallel laufenden, absoluten Werth beylegen, einen Werth, der durch die möglichen vorhin erwähnten, verschiedenen Benutzungs Zwecke dargestellt werde, aber doch wegfällt, wenn ein solcher anderer Benutzungs Zweck gänzlich, z. B. bey dürren Sandeschollen zc. aufhört.

Der Hr Wf. geräth hier, anscheinend, zum zweyten Mahle, zu Gunsten seines national=öconomistischen Systems, mit sich selber in Widerspruch; er sagt S. 378: 'der Preis der Wälder stehe am meisten mit der ganzen Summe des Geldwerthes vom zeitlichen Material=Vorrathe und des Bodens eben so im directen Verhältnisse, als der Preis der landwirthschaftlichen Grundstücke, mit Ausnahme der Wiesen und Obstbaumstücke (warum?), mit der Summe des wirklichen Arbeits=Einkommens und zufälligen Reinertrages.'

Von der Forsthaushaltskunde, der zweyten nach des Hn Wfs Versicherung bisher nicht als besondere Disciplin vorgetragenen Lehre, haben wir schon oben das hierher Gehörige beygebracht.

Nachdem wir so den Hn Wf. in seinem Vortrage der Gewerbslehre treulich gefolgt sind, dürfen wir uns die Frage erlauben:

Was für neue Lehren werden mit diesem neuen

Worte bezeichnet? — Sind keine neue Lehren gemeint, gewinnt dann die Wissenschaft durch Einführung desselben in der Form oder an äußerer Würde?

In einer Anmerkung zu S. 327 sagt der Hr Verf. 'die Gewerbslehre habe überhaupt den Zweck zu zeigen, wie ein forstliches Gewerbe = Capital und Arbeit auf ein Einkommen zusammen wirken.'

Diesen Ausdruck in die bisherige Sprache der Forstschriftsteller übertragen, würde etwa lauten: die Gewerbslehre zeige, wie aus einem gegebenen Walde bey zweckmäßiger Einrichtung eine nachhaltige Material- und Geld = Einnahme bezogen werden könne; und da diese zweckmäßige Einrichtung keine andere seyn kann, als eine (systematische) Betriebs- und Abgaben = Regulierung d. h. eine gehörige Waldabschätzung, so würde der Titel: 'Lehre zur Betriebs- und Abgaben = Regulierung eines Waldes' ohngefähr dasselbe bezeichnen haben, was unser Vf. in der national-öconomistischen Sprache mit seiner Gewerbslehre bezeichnen will. — Und in der That lehrt das Buch des Hn Vfs auch nichts Anders, als was andere Tarrations- = Lehrer auch schon gelehrt haben; nur — wir wiederholen es sehr gern — in einer vortrefflichen Ordnung und Uebersicht.

Wozu also nun das neue Wort für alte Lehren?

Dies fragen wir um so mehr, da uns das Wort nicht einmahl glücklich oder würdig gewählt zu seyn scheint.

Mit dem Worte 'Gewerbe' im Gegensatze von Kunst, Wissenschaft &c. verbindet man immer den Begriff von einem bürgerlichen Nahrungszweige, von etwas 'Handwerks- und Kunstmäßigen', wobey die Abstufungen von Meister und Gesellen &c. und die Bestimmungen von Lehrzeit und Lehrbriefe und die Absicht, lediglich seinen Unterhalt damit zu gewinnen u. s. w. vorkommen. Damit ist an und für sich nichts Unrechtes oder Beschämendes verknüpft; auch



ist es wahr, daß mancher Privat-Waldbesitzer seinen Wald bloß zu seinem persönlichen Vortheil und zwar so hoch, wie irgend möglich, gleich einem Gewerbetreibenden anderer Art, benützt.

Allein in unserer Sprache ist das Wort 'Gewerbe' eigentlich für die weitere Verarbeitung roher Producte vorbehalten, der Landmann, der Getreide und Vieh zc., der Forstmann, der Holz und Borke gewinnt, wird nicht ein 'Gewerbetreibender' und seine Beschäftigung nicht ein 'Gewerbe', sondern eine 'Wirthschaft' d. h. eine Einrichtung genannt, wobey es allerdings auch auf die Sustentation des Wirthschaftstreibenden, mehr aber doch noch auf die fortdauernde Erhaltung des wirthschaftlichen Objects, gerade weil es Rohproducte zu weiterer Verarbeitung liefert, ankommt. — Und deswegen, weil diese fortdauernde Erhaltung zuletzt auf wissenschaftlichen Gründen beruhen muß, steigert sich auch die Land- und Forstwirthschaft so leicht und schnell zur 'Wissenschaft', während die Gewerbe, bey gleicher Anwendung, sich zur Kunst steigern.

Insbesondere würde der Forstmann sich gegen die Einführung des Wortes 'Gewerbe' für seine Beschäftigung und Wissenschaft sträuben. — Angestellt bey großen Staatswaldungen, die nicht handwerksmäßig, sondern zum Besten der Staats-Einwohner, nicht vorzugsweise zum Gewinn der Staats-Casse, sondern zum Gewinn der zahllosen Gewerbe, die ihren Rohbedarf aus den Wäldern beziehen zc. behandelt und benützt werden, würde er es für eine Verletzung seiner Würde als Staatsdiener halten, wenn man ihn den Gewerbetreibenden, der je mehr nimmt, je mehr er verdienen kann, bezählen wollte. Und eben so würde er es für eine Kränkung ansehen, wenn er, anstatt einer Taxationslehre (die ihm so viel Kopfbrechens verursacht hat) in Zukunft eine 'Gewerbslehre' aus der Tasche zöge; er würde dabey immer an den besten Lehrmeister erinnert werden.

In Norddeutschland hat, unseres Wissens, diese neue Form auch noch keine Verehrer und Nachahmer gefunden. — In Süddeutschland ist es anders. Dort hat sie, unter andern, in dem Werke des herzogl. Leuchtenbergischen Ober-Administrations-Rathes Peter Reber: 'Der Waldschutz und die Forstdirection' betitelt, Früchte getragen, die unseren Appetit wenig in Anspruch genommen.

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

## 61. Stück.

Den 15. April 1844.

---

### T r i e r.

Druck und Verlag der Fr. Link'schen Buchhandlung. 1841. Geognostische Beschreibung des Landes zwischen der untern Saar und dem Rheine. Ein Bericht an die Gesellschaft nützlicher Forschungen zu Trier, von J. Steininger. Nachträge, mit 5 Petrefactenzeichnungen. 48 Seiten in Quart.

Die Schrift, zu welcher diese Nachträge gehören, wurde in diesen Blättern (J. 1840. S. 1401 — 1408) mit gebührender Anerkennung der Verdienste, die sich ihr Verfasser um die geognostische Kunde der beschriebenen Gegend erworben hat, angezeigt, wobey freylich der Referent nicht umhin konnte zu erwähnen, was er an der im Ganzen trefflichen Arbeit auszusetzen fand. Das Vorwort zu vorliegenden Nachträgen enthält eine Erwiderung auf diese Bemerkungen, so wie auf eine von dem Hn Prof. Noeggerath verfaßte Recension in den Berliner Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik. Wenn einige Aeußerungen des Referenten mit den in jener Recension dargelegten Ansichten überein-

stimmt, so kann ihm solches nur erfreulich seyn, ob er sich gleich gegen die in obigem Vorworte enthaltene Aussage verwahren muß, daß seine Anzeige ein Auszug aus der Recension in den Berliner Jahrbüchern sey. Referent, dem seit dem Erscheinen der Nachträge die Freude zu Theil geworden, die persönliche Bekanntschaft des geehrten Hn Verfassers zu machen, und von ihm vielfache Belehrungen und unschätzbare Beweise von Wohlwollen zu empfangen, glaubt nun um so mehr darauf hoffen zu dürfen, daß derselbe in den auch im Nachfolgenden enthaltenen offenen Aeußerungen über abweichende Ansichten, nur ein dem seinigen gleiches Streben nach Wahrheit, und nicht etwa einen Mangel an Dankbarkeitsgefühl erkennen werde.

Der erste Zusatz liefert die von einer Abbildung begleitete Beschreibung einer neuen fossilen Fisch-Species von Lebach, welche von dem Verf. *Colobodes Agassizii* genannt worden. In einem andern Zusatze sind zahlreiche neue Beyträge zur fossilen Flora der Saarbrücker Steinkohlenformation enthalten. Die 69 Nummern der früheren Abhandlung sind hier auf 83 vermehrt. Unter den neu hinzu gekommenen befindet sich eine von Hn Steininger zuerst beschriebene Art: *Syringodendron elegans*. Von ausgezeichneten Exemplaren der *Bornia equisetiformis* und der *Knorria Sellonii* sind Abbildungen gegeben. Hr Steininger ist der Meinung, daß letztere Pflanze und *Knorria imbricata* Sternb. zur nämlichen Species gehören. Was man bisher für fleischige Blätter hielt, sind nach dem Verf. Organe, welche sich ursprünglich unter der Rinde befanden: Gefäßbündel, welche sich von dem Holzkörper trennten, und durch die Rinde nach den Blättern gingen. Nach dem

Habitus der Pflanze zu urtheilen, möchte sie der Verf. zu den baumartigen Euphorbien, vielleicht zu den baumartigen Cactus zählen. Hr Steininger hatte in der Abhandlung behauptet, daß die Sagenarien und Aspidiarien baumartige Cactus gewesen seyen, und liefert hier nun zur genaueren Vergleichung eine Zeichnung des Holzfasernezes von *Cactus spinosissimus*. Es ist eine Notiz von einem schönen Calamiten mitgetheilt, der durch einen neuen Stollen einer Kohlengrube zu Neunkirchen aufgedeckt worden. Er steht senkrecht gegen die Schichten, ist ungefähr armdick, und gehört vielleicht zu *Calamites pachyderma* Brongn. Hr Steininger, der die Ansicht von Ad. Brongniart, nach welcher die Calamiten den Equiseten verwandt sind, nicht theilt, wurde durch die Untersuchung jenes großen Calamiten darin bestärkt, daß diese Pflanzengattung, wie man früher annahm, zu den baumartigen Gräsern gehörte.

In einem anderen Zusatze hat der Verfasser zur Verhütung von Mißverständnissen die Thatsachen kurz zusammen gestellt, welche über die in der beschriebenen Gegend sich findenden Lagerungsverhältnisse der Steinkohlenformation und der darüber liegenden Sandsteingebilde bis zum Muschelkalk Licht verbreiten. Der an Steinkohlenflözen reichste Gebirgsdistrict in den Umgebungen von Saarbrücken ist vorzüglich aus Kieselconglomerat und zum Theil aus einem conglomeratartigen grauweißen Sandstein zusammen gesetzt, worin der Schieferthon und die Kohlenflöze untergeordnete Lager bilden. Hr Steininger hält das Conglomerat für das Todtliegende der deutschen Bergleute, und beruft sich auf die Aussage kundiger Bergbeamten, die früher in Sachsen, Hessen, Schlesien in Diensten standen. Im Hangenden der Conglomerate

treten feinere Sandsteine auf, welche schwache Kohlenflöze führen, und von einem weit verbreiteten Kalkflöz begleitet sind. Diesen Kalk sieht der Vf. für einen Repräsentanten der Zechstein-Formation an. Im Hangenden dieses Kalkes kommen, dem Sandsteine untergeordnet, Flöze von Schieferthon mit eingelagertem Thoneisenstein vor, welche beide viele Abdrücke von Fischen enthalten, die zu den Geschlechtern *Acanthodes*, *Amblypterus* und *Palaeoniscus* gehören. Der Pal. *Freieslebeni*, der die Kupferschieferformation auszeichnet, ist noch nicht gefunden worden. Referent muß gestehen, daß er jenen Ansichten des Verfassers nicht beypflichten kann, sondern die Ueberzeugung hegt, daß das Saarbrücker Kohlengebirge zur eigentlichen Steinkohlenformation gehört, mit deren wesentlichen Charakteren es übereinstimmt. Die petrographische Aehnlichkeit der gröbereren Conglomerate mit den Conglomeraten des Todtliegenden ist allerdings zuweilen sehr groß; aber Conglomerate von derselben Beschaffenheit kommen auch in anderen Gegenden, z. B. in Schlesien, im entschiedenen Steinkohlengebirge vor, welches älter als das Rothliegende ist. Referent sieht daher auch den Kalk nur als ein der Steinkohlenformation untergeordnetes Lager, nicht als einen Repräsentanten des Zechsteins an. Fischabdrücke kommen in anderen Gegenden im oberen Theil des Kohlengebildes ebenfalls vor, z. B. in Frankreich, in dem Gebirge zwischen der Loire, Rhone und Saone. Sie finden sich hier in einem bituminösen Schiefer, den man mit Unrecht für ein Aequivalent des norddeutschen Kupferschiefers gehalten hat (vergl. gel. Anz. vom Jahre 1843 S. 687). Mit der Ansicht, welche Hr Steininger von dem Saarbrücker Kohlengebirge hegt, steht es im Zusammenhange,

daß derselbe geneigt ist, das darüber hinweggelagerte Porphyrconglomerat für ein Aequivalent der unteren Abtheilung des neuen rothen Sandsteins der Engländer anzusehen, obgleich die Uebereinstimmung mit dem Porphyrconglomerate, welches in anderen Gegenden von Deutschland, z. B. am Thüringer Walde, mit dem Rothliegenden genau verknüpft ist, nicht wohl erkannt werden kann.

In einem folgenden Zusatze theilt Hr Steininger neue Beiträge zur Kenntniss der Trappgesteine der Rheinpfalz mit, unter welchen die Bemerkungen besonders hervorgehoben zu werden verdienen, welche die Gesteine des Schaumberges bey Tholei, des Leitsberges bey Furschweiler, und die schwarzen Trappgesteine von Martinstein bey Kirn an der Nahe betreffen, welche nach ihm aus einem Gemenge von Titaneisen und Albit bestehen. Nach seinen Versuchen enthält das Gestein des Schaumberges gegen 18 Procent Titaneisen. Auf seine Veranlassung wurde auf dem Eisenwerke zu Nonnweiler versucht, dasselbe als Zuschlag bey dem Eisenschmelzen anzuwenden. Der Erfolg war aber nicht günstig, indem es einen nachtheiligen Einfluß auf die Qualität des Eisens hatte. Wenn der Verfasser dafür hält, daß das Trappgestein vom Schaumberge und von Martinstein in chemisch-mineralogischer Hinsicht gleiche Zusammensetzung mit dem Dolerite von Steinheim und Büdingen habe, so scheint dagegen zu sprechen, daß der Dolerit in der Regel Labrador und Augit enthält, wozu dann noch bey dem Gestein von Steinheim unweit Hanau ein bedeutender, von Hn von Leonhard zuerst nachgewiesener Gehalt an kohlen-saurem Eisen kommt, der nach den Untersuchungen des Referenten auch in manchen anderen Do-

leriten sich findet. Hr Steininger erklärt bey dieser Gelegenheit, daß er jene Trappgesteine der Rheinpfalz in geognostischer Beziehung keinesweges den jüngeren Basaltgebilden zuzähle, daher Referent, der durch den von dem Verfasser gebrauchten Ausdruck 'Flößtrapp-Formation' — womit man bekanntlich ehemahls die basaltischen Gebilde zu bezeichnen pflegte — irre geleitet worden, die darauf sich beziehende Bemerkung in seiner früheren Anzeige (a. a. D. S. 1407) hiermit gern zurücknimmt. Die Meinung des Verfassers, daß die Dolerite von Steinheim und Büdingen neuere basaltische Laven, und jünger als die eigentlichen Basalte seyen, dürfte durch das Vorkommen jener Gesteine nicht hinreichend begründet erscheinen.

Zulezt hat Hr Steininger noch einen Zusatz zu seiner in der früheren Schrift enthaltenen mathematischen Untersuchung über das Alter der Steinkohlenformation geliefert, bey welcher Gelegenheit von ihm auch die Ansicht Poisson's über die Abkühlung der Erde und die damit zusammenhängenden Veränderungen derselben, ausführlicher beleuchtet worden. Referent kann nicht unterlassen die Schlußbemerkung des Verfassers, welche manchen Geologen zur Beherzigung besonders zu empfehlen seyn dürfte, hier mitzutheilen. 'Für die Geologie im Allgemeinen haben Betrachtungen der Art, wie sie hier angestellt wurden, den Vortheil, daß sie zeigen, wie wenig der Naturforscher bey Erklärung der geologischen Erscheinungen hinsichtlich der Zeit beschränkt werden könne; und wie sehr also die langsam wirkenden Kräfte, die noch gegenwärtig in der Natur thätig sind, um die Oberfläche der Erde zu verändern, berücksichtigt zu werden verdienen, wenn es sich darum handelt,

aus dem gegenwärtigen Zustande der Erde, ihren früheren Zustand zu erkennen und zu beurtheilen. Es dürfte wohl auf diese Weise wahrscheinlich werden, daß kein hinlänglicher Grund vorhanden ist, von plötzlichen, gewaltsamen Veränderungen der Erdoberfläche, von geologischen Revolutionen in dem Sinne zu sprechen, wie dies so oft in den besten Schriften geschehen ist. Man wird in den Wirkungen der Flüsse und des Meeres, der Vulkane und der Kräfte, welche aus der Abkühlung der Erde entspringen, wohl während einiger Jahrtausende nur ein unendlich Kleines erkennen, das erst nach Tausenden von Millionen Jahren bedeutend wird, — ein Differential, das durch die Zeit integriert, einen endlichen Werth erhält. Aber alsdann dürften wohl diese Ursachen hinlänglich seyn, die geologischen Phänomene zum größten Theil zu erklären. Zugleich scheinen die Fortschritte, welche in neuerer Zeit in der mathematischen Physik gemacht wurden, dem Geognosten den Weg zu zeigen, auf welchem er endlich wird zu einer genaueren Kenntniß der absoluten Dauer der geognostischen Perioden gelangen können, während man früher fast allgemein glaubte, daß es unmöglich sey, mehr als das relative Alter der Gebirgsformationen zu bestimmen.'

### S c h w e r i n.

In Commission in der Stillerschen Hofbuchhandlung 1843. Jahrbücher und Jahresbericht des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Alterthümer, herausgegeben von G. C. F. Lisch und A. Bartsch. Achter Jahrgang. 271 und 159 Seiten in Octav.



Hinsichtlich des neuesten Jahrganges dieser gediegenen, in diesen Blättern schon mehrfach besprochenen Zeitschrift, genüge eine kurze Anzeige der bedeutendsten Abhandlungen, welche in demselben enthalten sind. Auch dieses Mal verdankt der Leser die größere Zahl der Mittheilungen dem unermüdet thätigen Herausgeber, Archivar Lisch in Schwerin. Von ihm sind namentlich die beiden ersten Aufsätze: 'Ueber die Stiftung der Klöster und Kirchen zu Bükow und Rühn' und 'Geschichte des bischöflich-Schwerinschen Wappens' und zwar mit dem Scharfsinn und der Belesenheit zusammen gestellt, welche in seinen historischen und diplomatischen Arbeiten vorzuwaltem pflegen. Derselbe veröffentlicht hier, nach der erst kürzlich aufgefundenen Originalhandschrift, den Bericht über eine 1535 Statt gefundene 'evangelische Visitation' der Mecklenburgischen Gotteshäuser, ein lehrreicher Beytrag zur Kirchengeschichte jenes Jahrhunderts. Von nicht geringerem Werthe ist die Abhandlung desselben über die Rostocker Chroniken des 16. Jahrhunderts. Die umfangreiche, vom Archivregistrator Glöckler zu Schwerin mitgetheilte Lebensbeschreibung des Kanzlers Heinrich Husan ist mit Liebe geschrieben und zeugt von gründlichen Studien. Die zur Ergänzung der Sammlung von Mussaeus zusammen getragenen plattdeutschen Redensarten und Sprichwörter vom Hilfsprediger Günther zu Eldena werden von einem großen Kreise von Lesern mit Dank entgegen genommen werden.

---

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

62. 63. Stück.

Den 18. April 1844.

---

## Heidelberg und Leipzig.

1843. Von der Verengerung und Schließung der Pulsadern in Krankheiten, von Friedrich Liedzemann.

Der als Anatom und Physiolog berühmte Verf., welcher ohne Frage das reichste Material über abnorme Gefäßbildung theils veröffentlicht hat, theils der Zukunft aufbewahrt, beschenkt uns hier mit einer bedeutenden Arbeit über eine Abtheilung der Gefäßpathologie, welche von großer practischer Wichtigkeit ist. Wir erhalten hier eine Monographie im eigentlichsten Sinne des Wortes, reich und erschöpfend, nicht von temporärer Bedeutung, sondern eine Grundlage für specielle Studien und etwaige fernere Arbeiten. Das reichhaltige Material hat der Verf. in dem ersten Theile der Abhandlung nieder gelegt; es sind 105 Krankheitsfälle, deren anatomischer Befund und Krankengeschichte, wo sie zu haben war, kurz, aber bündig mitgetheilt werden. Auf dieser Basis ruht der zweite Theil, Folgerungen und Betrachtungen.

Die krankhaften Zustände, welche eine Verengung und Verschließung der Arterien begründen, werden zurückgeführt 1) auf Entzündung der inneren glatten Haut der Pulsadern; 2) auf Auswüchse und krankhafte Wucherungen der inneren Haut; 3) auf Ablagerungen fester oder erdiger Concremente, oder Eiter zwischen die Häute; 4) auf Blutgerinsel, welche den Canal der Arterien, gleich Pfröpfen, verschließen.

Diese krankhaften Zustände sind wiederum keine Fundamentalursachen, sondern Folgen anderer, theils offener, theils sehr versteckt liegender pathologischer Vorgänge, welche der Verf. mit physiologischer Genauigkeit, immer auf dem factischen Material fußend, bis zu ihren Wurzeln zu verfolgen sucht. Wenn dieses Ziel nicht erreicht ist, wenn viele Zweifel ungelöst bleiben, wenn bey der Lösung einer Frage immer wieder eine neue, unbeantwortete im Hintergrunde sich erhebt, so liegt dies in der Natur solcher Untersuchungen, die wir nach dem Stande unserer Physiologie und Pathologie nun einmahl nicht bis zur Vollendung führen können. Wenn wir uns auch hie und da dem Ausgangspuncte pathologischer Zustände zu nähern glauben, die Grundursache ist noch nirgends ermittelt. Aber die Behandlungsweise unseres berühmten Verf. zeichnet sich dadurch vor so vielen andern aus, daß sie den thatsächlichen Boden nicht verläßt, die leeren Speculationen, welche oft die Schwäche der wissenschaftlichen Deduction verdecken sollen, abweist, und nicht in einem Worte Hilfe sucht, wo uns der Begriff fehlt.

Der zweyte Abschnitt des zweyten Theiles handelt von den Folgen und Wirkungen der Verengung und Verschließung der Pulsadern. Es werden die wahrnehmbaren Krankheitserscheinungen

geschildert, welche die Entzündung und Verschließung der Arterien im Allgemeinen, und der größeren Räume im Besonderen, begleiten. Es wird gezeigt, wie durch Vergrößerung der Collateralgefäße die Möglichkeit einer fortdauernden Circulation gegeben wird, und welcher Weg, bey den einzelnen Fällen, gewöhnlich dem Blute eröffnet war. Auf diesen letzten Punct beziehen sich vorzüglich die beygegebenen Abbildungen und sie sind deshalb um so wichtiger, da sie außer dem wissenschaftlichen Interesse auch ein practisches involvieren, welches der ausübende Chirurg ganz besonders im Auge behalten sollte. Die letzten Kapitel enthalten 1. den Brand in Folge von Gefäßverschließung, wobey die verschiedenen Modificationen dieses Uebels eine vortreffliche physiologische Erörterung finden. 2. Die pathologischen Zustände, welche mit der Verengerung der aorta und arteria pulmonalis in ihrem Ursprunge vorzukommen pflegen. 3. Die Verengerung und Verschließung der Kranzarterien des Herzens, wobey die s. g. angina pectoris ausführlich erörtert wird.

In den, die practische Seite berührenden Kapiteln bemüht sich der Verf. die Diagnose dieser Verengerungen und Verschließungen der Gefäße fest zu stellen und von andern Zuständen zu unterscheiden. Vieles, von ihm gesagte, wird sicher dazu beytragen, die Diagnose in Zukunft fester zu stellen, und besonders wird der Einfluß einer anatomischen und physiologischen Betrachtungsweise, wo aus den Functionstörungen eines Theils auf die Ursache der Störung zurück geschlossen wird, zu einer größeren Vervollkommnung führen. Doch scheint mir trotz aller Fortschritte die Möglichkeit einer sicheren Diagnose noch nicht für die meisten Fälle gegeben, und gewis werden wir durch freye

Anerkennung der Unsicherheiten eher zu ferneren vorurtheilsfreyen Untersuchungen und Beobachtungen geführt, als durch zu festen Glauben an eine Sicherheit, die nur zur Selbsttäuschung führen kann.

Die Liedemannsche Schrift wird Jedem, der sie fleißig benützt, eine reiche Ausbeute gewähren, Ausbeute an Material, Erfahrung und wissenschaftlicher Anregung. Wenn gleich der bearbeitete Gegenstand nur einen kleinen Zweig unserer Wissenschaft umfaßt, so hat der Verf. doch so vielseitige Betrachtungen daran geknüpft, daß die Belehrung, welche der Leser erhält, diesen Kreis weit überschreitet.

D. Kohlrausch.

### B a s e l.

Druck und Verlag der Schweighäuserschen Buchhandlung 1843. Das Leben Johannes Dekolampads und die Reformation der Kirche zu Basel. Beschrieben von Joh. Jak. Herzog, der Theol. Lic. und ordentl. Prof. an der Akad. zu Lausanne, der theol.=histor. Gesellschaft zu Leipzig ordentl. Mitgliede. Band 1. (XXIV und) 366 Seiten, Band 2. (VIII und) 307 Seiten in Octav.

Man kennt den Dekolampadius wegen seines Verhältnisses zu Zwingli und dessen Abendmahlslehre, so wie wegen seiner Theilnahme an den Sacramentsstreitigkeiten, häufig nur als ein vorübergehendes, in die deutsche Reformation nur herein ragendes Gestirn. Schon darum ist die Erscheinung des vorliegenden Werkes heilsam und dankenswerth, weil uns dasselbe belehrt, daß jene Seiten in Dekolampads Leben und Thätigkeit nur von untergeordneter Bedeutung sind, während er vielmehr der ganzen reformatorischen Bewegung in der Schweiz Halt und Ordnung gibt und zumahl

der Kirche zu Basel als Anker dient. Will man vergleichen, so ist er der Melanchthon der Schweiz, nur daß dieser bey zunehmender Entwicklung sanfter und gemäßigter, Dekolampad fester und strenger wurde. — Auch außerdem ist das Werk des Hn Herzog, der ohnehin schon rühmlich bekannt ist, von erfreulichem Werthe. Sehen wir sonach, was es enthält und in welcher Ordnung.

Das erste Buch gibt einen Ueberblick über Basels Zustände und Verhältnisse bis Ende 1522, will uns also über das Terrain orientieren, auf welchem die später ausführlich geschilderten Bewegungen vor sich gehen. Dies geschieht nach vier Seiten: politische Zustände, religiös = Kirchliches, wissenschaftliche Bildung, theologische Bewegung seit Luthers Thesenanschlag. War es hier um allgemeine Charakterisierung zu thun, so ist dieser Zweck wohl gelungen. Aber das Allgemeine ist nur eine Farbe, während die Geschichte ein Bild seyn will. An individuellen Zügen fehlt es hier. Wir finden mehr Resultat, als Entwicklung. Selbst S. 26, wo ein niedliches Klosterbild vorkommt, eilt der Schluß S. 27 einer unnöthigen Verallgemeinerung zu. Auch das müssen wir tadeln, daß von keiner bestimmten und klaren Auffassung des Wesens der Reformation ausgegangen wird. Dies war um so nöthiger, als der Verf. neben der Biographie Dekolampads das patriotische Interesse befriedigen will, die Reformationsgeschichte Basels zu verfolgen. Mit dieser geht die politische Entwicklung Hand in Hand. Also that Sonderung Noth. — Gegen das Ende unsers Abschnittes findet sich reiches Detail, nur nicht immer dem Leser so vors Auge geführt, daß diesem ein Zusammenblick möglich wird. Besonders interessant ist das Bild Glareans, eines Schöngeiz-

stes aus Erasmisscher Schule, der sich auch der Theologie annahm, doch nur um mit ihr zu coquetieren, S. 73 ff.

Erst das zweyte Buch beginnt Dekolampads Geschichte. Unser Johannes war der Sohn Herrn Hausfcheins, Bürgers zu Weinsberg, und einer Mutter aus dem Baselschen Geschlechte Pfister. Früh talentvoll und gelehrt studierte er in Heilbronn, Bologna und Heidelberg. Nur kurze Zeit war er dann als Prediger in Weinsberg und knüpfte auf mehreren Reisen Bekanntschaft mit den bedeutendsten Theologen und Humanisten an. Schon 1515 finden wir ihn eine Zeit lang als Prediger in Basel, wo er auch Gregese liest. Aber er fühlt sich in der Erasmisschen Luft nicht wohl; er selbst ist dem hermaphroditischen Desiderius zu mönchisch und katholisch. Er geht zurück nach Weinsberg und schreibt gegen das Ostergelächter, entweicht aber wegen dadurch entstandener Mishelligkeiten wieder nach Basel. Jetzt ist er befreundeter mit Erasmus, der ihn sogar bey der zweyten Ausgabe seines N. T. gebrauchen will, aber desto weniger kann er die sittliche und wissenschaftliche Rohheit der Geistlichen ertragen. Daher ist er 1518 plötzlich Prediger in Augsburg und nimmt Ecks Fehdehandschuh auf, den dieser gegen die dortigen 'canonici indocti' geschleudert hatte. Außerdem finden wir ihn bey patristischer Beschäftigung; ja die Lobreden der Väter auf das Mönchsleben bringen ihn dahin, 1520 in aller Stille als Brigittennönch ins Kloster Altenmünster zu gehen. Er fand auch da keine Ruhe, nicht einmahl nach außen. Die Frömmigkeit nach der Uhr ist ihm lästig, die dumpfen, später calumnierenden Mönche unheimlich. Zu seiner Aufrichtung dient eine fortgesetzte Beschäftigung mit den griech. Vätern, und eine Art

geistigen Mariendienstes, über den er Predigten heraus gab. Auch über das Abendmahl hält er eine ahnungreiche Predigt und schreibt über die Beichte einen Tractat. Er ist wie einer, der sucht und nicht findet. Im Frühjahr 1522 ist er dem Kloster entflohen und wird Prediger auf der Ebernburg bey Ritter Franz von Sickingen. Hier gleichsam auf der Spitze des Abentheuerlichen findet er sich innerlich zurecht. Je mehr Unruhe und Verwirrung um ihn, desto mehr Stille und Sammlung in seinem Innern. Er liest in der Messe das Schriftwort deutsch, und wie er an seinen Freund Hedio darüber schreibt, zeigt uns, theils welches Aufsehen diese Neuerung machte, theils wie klar und bewußt Dekolampad verfuhr. Er wandert nach Basel zurück, das er fortan nicht mehr verläßt. Was er außen suchte, hat er daheim in sich gefunden. Seine reformatorische Entwicklung ist darum so merkwürdig, weil sie ohne gewaltsamen Anstoß von außen her vor sich ging und weil in ihm die besten Elemente des Humanismus und die edelsten der Mystik sich verbanden. Und doch entstand aus solcher Verbindung nichts Ueberschwengliches oder Flaches! — Die Darstellung des Verfs in diesem Abschnitte ist vortrefflich. Sollen wir tadeln, so wünschten wir S. 151. §. 2. mit §. 1. verwebt, wofür (S. 224 unten) die Begründung von dem Verf. selbst gegeben wird. Besonders auszuzeichnen ist die Resumtion des Entwicklungsganges S. 199 ff.

Das dritte Buch, welches den ersten Band beschließt, schildert Dekolampads Thätigkeit in Basel vom Spätjahre 1522 bis zum Frühjahr 1526, wo der Katholicismus auf dem Gespräche zu Baden einen scheinbaren Sieg errang. In Basel fand die Sache der Reformation Schwierigkeiten, die



in Zürich nicht waren: die Abwesenheit eines Bischofes mit seinem Gefolge, eine streng katholische Universität; dabey kein hervorragender eingeborner Mann, eine altersschwache, in Gährung gerathene politische Verfassung. Daraus erklärt sich, daß die Baseler Reformation innerlich von der Zürcherischen, daß ferner Dekolampad von Zwingli abhängig wird. Ohnehin war Zwingli eine souveräne, Dekolampad eine abhängige Natur. Dieser Letztere ist anfangs Prediger, dann zugleich Rector an der Universität, wo er Exegese des N., dann auch des N. T. vor einem gemischten Auditorium liest, die Tagescontroverse der Theologie nicht vermeidend. Diese Vorlesungen sind für Basel, was für Deutschland Luthers Bibelübersetzung und Schriften. Dazu kamen mancherley Disputationen (Stör, Farel). Dekolampads Predigten sind merkwürdig, weil sie gegenüber den Extremen des todten Glaubens und der selbstgerechten Werkheiligkeit nicht von Paulus ausgehen, sondern vom ersten Briefe des Johannes. Volk und Rath sind bald für die gute Sache, feindlich ist der Clerus und die Universität; Trübung kommt durch Einmischung des Verfassungskampfes gegen die altberechtete Aristokratie in die kirchliche Reformation. Der Schluß des Buches zeigt Dekolampads Stellung in einzelnen bedeutenden Situationen. Zuerst im Kampfe gegen die (schweizerischen) Wiedertäufer. Er war schon früher mit Denk und Münzer bekannt und seine Lage wie sein Benehmen erinnert unwillkürlich an Melancthon, s. S. 300 ff.

Ungleich wichtiger und folgenreicher ist bekanntlich Dekolampads Theilnahme an dem unglücklichen Sacramentsstreite. Der Verfasser hebt an (S. 316) mit einer Würdigung Zwinglis, der wir die vollste Anerkennung schuldig sind. Wir ver-

weisen dabey auf Hn Herzogs Bemerkungen über Zwingli's Lehre von der Gnadenwahl (Studien 1839). Im Uebrigen theilt der Verf. die Ansicht, daß Zwingli seine Abendmahl'slehre von Erasmus 'zuerst' empfangen habe. Nun ist es aber an sich mißlich, über Entstehung und Fortpflanzung einer Ansicht zu streiten, die eben so wohl individuell, als angeeignet seyn kann. Den erstern Fall hat man bey Zwingli — wohl nicht ganz mit Recht — wenig erwogen. In Betreff des andern hört man häufig Erasmus als den Vater der Zwingli'schen Lehre nennen. Allein fragen wir weiter nach, so kommt man schließlich nur auf ein 'Hörensagen'. Melanchthon nämlich schrieb nach dem Marburger Gespräche brieflich die Notiz: Zwingli habe ihm gesagt, daß er seine Lehre aus Erasmus Schriften geschöpft habe. Aber konnte nicht im Verlauf jener nicht allzu unbefangenen Verhandlungen, wo die Schweizer mehr mit Auctoritäten fochten, als Luther und selbst Melanchthon angenehm war, der Name des Erasmus genannt seyn — eben nur als ein Name? Zwingli hatte, damahls die Abendmahl'slehre, wenn er sie überall von außen empfing, mindestens 10 Jahre mit sich herum getragen und verarbeitet. Wußte er da selbst noch genau zu sagen, von wem er den ersten Anstoß dazu empfing? — Wir sagen dies Alles nur, um wiederholt auf Ullmann's werthvolle Entdeckung hinzuweisen, daß es zuletzt Wessels Lehre seyn dürfte, die Zwingli zu der seinigen machte. (Vergl. Reformatoren vor der Reformation Band 2. S. 563 ff.).

Der Verf. gibt einen dankenswerthen Auszug aus Descolampads erster Schrift in der Abendmahl'sache; aber wenn er Planck's Darstellung tadelt (S. 322)\*, so können wir auch die seinige

\*) Dies geschieht noch einige Male, ohne daß, wie es

nicht loben. Dekolampad wollte auch hier, was er immer wollte, Wahrheit und Frieden — nicht 'Recht haben'. Wenn er also seine Argumente gegen Petrus den Lombarden richtet, aber Luther und dessen Angehörige meint, so können wir das nicht mit unserm Verf. 'höchst unklug und beleidigend und herausfordernd' nennen, eher möchten wir mit Planck annehmen, daß er den Gegnern, die er voraus sehen konnte, 'keinen Anlaß zur Erbitterung' geben wollte. In der That aber glauben wir, daß er guten Grund haben mochte, Luthers Lehre in den meisten Stücken — die Transsubstantiation natürlich abgerechnet — mit der früheren katholischen für identisch zu halten. Denn 1525 ist noch nicht 1536! — Das letzte Kapitel dieses Buches ist mehr im Interesse einer Baselschen Reformationsgeschichte, als einer Biographie Dekolampads.

Das vierte Buch (Anfang von Band 2) beschreibt Dekolampads Leben bis zum völligen Siege der Reformation in Basel, Febr. 1529. Die katholische Partey in der Schweiz siegte bekanntlich auf dem Badener Tage, aber die ungestüme Verfolgung des Sieges entriß ihr denselben wieder. Es gelingt nicht, den Dekolampad aus Basel zu vertreiben; er ordnet vielmehr Tauf- und Abendmahlsliturgie und benützt die neu erlangte Erlaubnis, drucken zu lassen, im Interesse der practischen Bibelerklärung, des Gottesdienstes und des Jugendunterrichts. In Betreff des letzteren ist ein Auszug aus dem Catechismus des liebenswürdigen Mannes besonders charakteristisch, S. 32 ff. In

scheint, hinlänglicher Grund dazu vorhanden ist, vergl. Bd. 2. S. 108. Planck hat die für einen Theologen seiner Zeit seltene Genugthuung, auch jetzt noch häufig — getadelt zu werden.

einer Schrift verantwortet Dekolampad die gereinigte Lehre vor dem Rathe — die Messe wird fast ganz abgeschafft. Nach außen hin den katholischen Cantonen gegenüber wird durch das Berner Religionsgespräch das von Baden paralytirt. Gegen das Schwanken des Rathes gibt in Basel das Volk durch einen Bildersturm den Ausschlag. Durch solche Trübungen und Stürme hatte der Reformator mit dem Schiffe der Kirche auch den Nachen einer neu gegründeten Häuslichkeit zu steuern. Er nahm Frau Wilibrandis Rosenblatt, verwittwete Keller, zur Ehe und hatte 3 Kinder. Auch zu seinem Diener Joh. Gundelfinger finden wir ein fast freundschaftliches Verhältnis. — Neue wiedertäuferische Bewegungen lenken die Aufmerksamkeit auf die Landschaft; auch hier gewinnt die Reformation eine sichere Stätte und Dekolampad ist es, der in einem Hirtenbrieft zu den Pfarrern redet. Die entferntesten Wellen, wenn schon die ungestümsten, tosen in der Nachtmahlsache: Syngramma und Antisygramma. Nebenstreitigkeiten mit Billikan, Pirckheimer, Luther und Andern. Endlich im Febr. 1529 consolidirt sich Basels Localreformation mit den in Städten gewöhnlichen Symptomen: eine abgestandene Rathsverfassung wird abgeschafft, eine zeitgemäße an die Stelle gesetzt; die katholischen Ueberreste entfernt man nicht ohne Gewaltthatigkeit. Sieht man nicht bey Zeiten dahin, Gottes Willen zu dem des Volkes zu machen, so tritt nachmahls die Nothwendigkeit ein, im Volkswillen Gottes Gericht zu sehen.

Das fünfte und letzte Buch umfaßt den nur noch kurzen Zeitraum bis zu Dekolampads Tode; von Febr. 1529 bis Ende Novbr. 1531. Als die Reformation sich innerlich festigte, erhielt Dekolampad die Stelle eines Pfarrers an der bischöflichen

Kirche (dem Münster) — eine 'Andeutung, daß er in gewissem Sinne an die Stelle des abgetretenen Bischofs treten solle.' Der Verf. geht sofort über zu einer ausführlichen Erörterung der Baselschen Reformationsordnung S. 154—171, ohne indessen zu bemerken, wie weit der Einfluß Dekolampads bey derselben wirksam gewesen sey. Auch die geändertey Verhältnisse der Universität, des bischöflichen Kapitels und der Klöster werden in gleicher Weise erwogen. Neue Regungen der Wiedertäuferey führen zu einigen Schärfungen der Kirchenzucht. Dekolampads Rede über die Einführung des Bannes wird im Wesentlichen mitgetheilt. Wer das Abendmahl gar nicht oder nicht in vorgeschriebener Form feyere, solle aus dem Rathe gestossen werden. Wie indessen neben der Strenge eines fast barbarischen Kirchengesetzes die Milde der Praxis herging, zeigt das Verfahren mit Servet in Betreff seiner Schrift *de trinitat. erroribus*, die in Basel gedruckt war. — Dekolampads letztes Vermächtniß an die durch ihn erneuerte Kirche ist die Synodalverfassung. Er schrieb sie nicht bloß in die Kirchenordnung, sondern führte sie zugleich ins Leben ein. Hierbey liegt es nahe, an ein Land zu denken, wo auch in einzelnen Kirchenordnungen ein synodales Institut erwähnt wird — jetzt freylich nur Liebhabern kirchlicher Antiquitäten bekannt. Wir meinen das Vaterland dieser Blätter.

War es dem Dekolampad verstattet, in der Kirche seines Staates Ordnung zu schaffen und Frieden zu stiften, so gelang es ihm auch, nach außen mindestens Waffenstillstand und Vergleich zu Stande zu bringen. Der Ausgang des Marburger Gespräches befriedigt freylich nur wenig, aber daß er nicht ganz unbefriedigend ausfiel, daß doch in der nächsten Zeit der ärgerliche Streit ruhte und daß

nicht in der Schweiz, nicht in Basel die gestillte Flamme zuerst wieder aufschlug, — das ist kein geringes Verdienst unsers Reformators. Wenn er gleichwohl den Kampf der Schweizerstaaten unter einander nicht hindern konnte, so ließ er doch nicht ab, auch in der Dunkelheit dem Sterne Gottes zu folgen. Zwingli's Nachfolger zu werden, läßt er sich nicht bereden, aber er folgt ihm bald in den höheren Frieden. Ein fressendes Geschwür, das sich in zunehmender Entzündung über den ganzen Körper verbreitete, endete sein Leben den 24. November 1531.

Wir haben unsere aphoristische Inhaltsangabe streng an das Leben des Mannes gehalten, welcher der vorzügliche Gegenstand des vorliegenden Werkes seyn soll. Aber wir können nicht verhehlen, daß unser Verf. auf eine nicht ganz zu billigende Weise die Geschichte des Reformators und der Reformation seiner Vaterstadt in einander geflochten hat. Nach beiden Seiten hin treffliche Züge, tadellose Farben, aber kein Bild! Wir finden Dekolampads Thätigkeit, aber nicht den Gang seiner inneren Entwicklung, wir finden mehr seine Bedeutung als seine Person — wir finden mehr die Geschichte seiner Zeit und seines Ortes, als die seines Lebens. Mehr als einmahl wird der Biograph zum Patrioten, während ursprünglich das umgekehrte Verhältniß die Absicht des Verfs gewesen seyn wird. Wie viele Fragen bleiben unbeantwortet, die sich z. B. über Dekolampads persönliches Verhältniß zu Zwingli aufdrängen! Wie weit Dekolampad zu und in dem Kappeler Kriege mitwirkte, wird S. 237 nur angedeutet. Die Werke des Reformators finden sich nicht vollständig aufgezählt; S. 255 Note. — Doch unsere Bemerkungen sind keine Vorwürfe; wir wollen eben nur

unsere Schrift charakterisieren. Sie will überwiegend patriotisches Werk seyn, aber sie hat als solches für Kirchengeschichte einen bedeutenden Werth. Halten wir dies fest, so werden sich die Eigenthümlichkeiten der schweizerischen Mundart (z. B. 'unentweglich' 'auffnen'), die nicht einmahl häufig sind, noch leichter ertragen lassen. — 26 Briefe von und an Dekolampad sind dem Werke beygegeben, die noch nicht bekannt waren.

Wir wünschen der schweizerischen Kirche noch viele Bücher, wie dieses — und noch viele Männer, wie den Verf. desselben. R. Kd.

### M a l t a.

1842. Theognis Restitutus. The personal history of the poet Theognis deduced from an analysis of his existing fragments. 117 Seiten in Quart.

Seitdem Welkers Scharfsinn das Verständniß der elegischen Ueberreste des Megarischen High-Tory erschlossen und den hohen Werth derselben für eine lebendige Anschauung der wirren politischen Verhältnisse seiner Heimath ins Licht gesetzt, zugleich aber die traurige Zerrüttung unserer Sammlung erwiesen hat, ist es von mehreren Seiten versucht worden, in der Aufhellung der immer noch helldunkeln Räume weiter vorzudringen. Ein solcher in mancher Hinsicht beachtenswerther Versuch ist in obiger Schrift gemacht worden, als deren Verfasser der Berichterstatter im Quarterly Review 1843, nr. CXLIV. p. 452 sqq. In John Hookham Frere, der auf Malta in Zurückgezogenheit lebt, verrathen hat.

Die vielfachen in den Ueberresten zerstreuten Züge von der Persönlichkeit des Dichters, seinen Erlebnissen und Leiden, seinen Hoffnungen und Grundsätzen lockten In Frere zu einer möglichst zusammenhängenden

Darstellung. Er sieht mit Recht in unserer Sammlung materials for an autobiography. Er läßt sie erst aus verschiedenen Anthologien und Gnomensammlungen zusammengesucht seyn, wie auch Welcker annimmt. Er vergleicht sie mit einem kostbar blasonierten alten Fenster, welches ein Gentleman auf dem Continent kaufte, der aber unglücklicherweise vergaß, daß die Felder einschließende Bley in den Kauf einzudringen. Das Fenster kam an — a chaos of painted glass, of all shapes, sizes and colours.

Freylich hatte da ein Künstler, der das Ganze noch in Integrität gesehen hatte, bey einer Restauration leichtes Spiel. Bey der Herstellung unserer Theognideischen Ruinen kommt nichts der Art zu Hilfe. Hr Frere wirkt aus den zerrissnen Stücken ein gar feines und ansprechendes Gewebe von Theognis und Kynos Persönlichkeit zusammen, das aber eben zu fein gewirkt ist, um dauerhaft zu seyn und die Probe zu bestehen. Nur zu oft schlägt er Fäden ein, die das Original nicht an die Hand gibt, und läßt den Englischen Theognis reden was sich aus dem Griechischen schwer herausdeuten läßt. Mitunter κλώθει τὰ ἀσύγκλωστα. Hr Frere gesteht, es sey ihm ergangen wie Einem, der lange in einem völlig düstern Zimmer eingeschlossen sich so an die Finsternis gewöhnt habe, daß er alle Gegenstände vollkommen deutlich unterscheiden könne. Anfänglich sey ihm Alles im Theognis dunkel gewesen, bis bey ämssigem Studium und näherer Gewöhnung erst ein Helldunkel eingetreten sey und endlich Alles sich im klarsten Lichte gezeigt habe. Hr Frere gibt selbst zu, daß nicht Jedem dasselbe Glück zu Theil werden würde.

Hr Frere hat nach der von ihm für richtig oder probabel gehaltenen Ordnung der Verhältnisse seines Dichters Lage beredt und gewandt zu schildern versucht und seiner Schilderung die in Englische Verse



übersehten Ueberreste eingefügt. Das liest sich gut, bis eine nüchterne Critik warnend mahnt, daß das Meiste doch eben nur ein Versuch ist, der zehn andere nicht ausschließt. Wäre hier der Ort, so ließe sich mit Hn Frere über manche Annahmen rechten und manche Deutung würde sich geradezu falsch erweisen. So z. B. ist es leicht, den Dichter von dem aus B. 953 flg. zusammengeheckten Skandal, als habe er in der Jugend eine Frau verführt, zu befreyen; nachzuweisen, daß die vom Theognis angeführten Simonides und Onomakritos schwerlich die berühmten Männer des Namens sind; daß die Annahme, der Dichter sey nach Verlust seiner Habe zuerst nach Suböa ins Exil gegangen, dann nach Theben (?), the Coblantz of the emigrating party, u. s. w. auf gar schwachen Füßen stehe. Damit soll aber nicht gesagt seyn, als sey nicht manches sehr sinnreich aufgefaßt und als ob ein künftiger Bearbeiter des Theognis nicht manche Unregung dem mit Liebe unternommenen Werke danken werde. Es versteht sich, daß der practisch politische Verstand des Engländer's manchen Blick in die damahlige Lage der Dinge gethan hat, der einem Andern nicht verstattet seyn würde, und daß er manches schlagend mit Verhältnissen neuerer Zeit vergleicht und dadurch erst klar erkennen lehrt.

Als Probe der Verse setzen wir B. 531 flg. her:  
(*Αἰεὶ μοι φίλον κ. τ. λ.*)

My heart exults, the lively call obeying,  
When the shrill merry pipes are sweetly  
playing;

With these to chaunt aloud, or to recite,  
To carol and carouse is my delight:  
Or in a steadfast tone, bolder and higher,  
To temper with a touch the manly lyre.

F. W. G.

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

64. Stück.

Den 20. April 1844.

---

B e r l i n.

Druck und Verlag von G. Reimer. 1843.  
Märkische Sagen und Märchen nebst einem  
Anhange von Gebräuchen und Aberglauben, ge-  
sammelt und herausgegeben von Adalbert Kuhn.  
XXVI und 388 Seiten in Octav.

L e i p z i g.

F. A. Brockhaus. 1843. Niederländische  
Sagen. Gesammelt und mit Anmerkungen be-  
gleitet herausgegeben von Johann Wilhelm  
Wolf. XXXVIII und 708 Seiten in Octav.

Seitdem die Brüder Grimm durch die Heraus-  
gabe der deutschen Sagen zuerst auf den Werth  
unserer alten volksmäßigen Ueberlieferungen auf-  
merksam gemacht haben, ist das Interesse für die-  
selben mit jedem Jahre gestiegen und hat vor-  
nehmlich in der neuesten Zeit eine Menge ähnlicher  
Sammlungen, die sich jedoch ein kleineres Gebiet  
absteckten, in den verschiedensten Gegenden Deutsch-  
lands hervor gerufen. Daß der reiche Vorrath

unserer Volksfagen noch lange nicht erschöpft ist, daß die schon bekannt gewordene Menge derselben durch fortgesetzte Beachtung und treue Aufzeichnung mündlicher Ueberlieferungen noch eine bedeutende Bervollständigung erhalten kann, davon liefern die beiden oben genannten Werke einen neuen Beweis.

Sammlungen dieser Art haben einen doppelten Nutzen. Einmahl dienen sie dazu den deutschen Volkscharakter und das innere Leben unserer Nation, so wie es sich aus alten Zeiten her bis jetzt namentlich bey den untern Ständen fortgepflanzt hat, in ein helleres Licht zu setzen; vorzüglich aber geben sie, da sich in solchen Traditionen oft, wenn auch unbewußt, altheidnische Ideen erhalten haben, eine secundäre Hilfsquelle für die Wissenschaft der deutschen Mythologie ab, welche um so willkommener ist, da die echten Quellen hier so sparsam und kümmerlich fließen. Wir schlagen diesen zweyten Gewinn besonders hoch an, wenn wir auch nicht mit dem Herausgeber der Märkischen Sagen (S. II) der Meinung sind, daß die Geschichte, wenn sie anders den Zustand des vorchristlichen religiösen Bewußtseyns der Deutschen kennen lernen wolle, sich vorzugsweise an die Volksfagen zu wenden habe. Denn diese haben für die Mythenforschung nur dann besonders Gewicht, wenn echte Quellen vorhanden sind, mit welchen sie verbunden werden können. Sonst bleibt die Sage oft unverstanden und räthselhaft; sie hat keine Bürgschaft für ihre Richtigkeit aufzuweisen, und wir können nicht einmahl wissen, ob sie wirklich aus dem deutschen Heidenthume stammt.

Des ungeachtet werden Sammler insbesondere auf mythische Volksfagen ihr Augenmerk zu richten haben. Halten wir uns nämlich frey von

einem einseitigen patriotischen Enthusiasmus, der auch das Unbedeutendste, was nur vom Volke herührt, für werth hält aufbewahrt zu werden, so müssen wir uns gestehen, der bis jetzt bekannt gemachten anderweitigen Sagen gibt es bereits eine so große Menge, daß der Charakter der Sage überhaupt und der deutschen Volks Sage insbesondere schon hinlänglich daran erkennbar ist. Hat daher eine Sage an und für sich durch ihren poetischen oder mythischen Gehalt keinen eigenthümlichen Werth, so mag sie immerhin ihrem Schicksale unbekannt zu bleiben und dereinst vergessen zu werden entgegen gehen; wir verlieren nichts dadurch. Dahin rechnen wir namentlich diese schon unabsehbare Reihe von etymologischen Sagen, die eben nur zur Erklärung eines Namens oder eines Wortes erfunden sind, ferner diejenigen, welche aus unverstandenen oder mißverstandenen Gemälden und Bildwerken entstanden sind, auch die Menge von legendenhaften Mirakeln und unbedeutenden Gespenstergeschichten und vornehmlich jene halbhistorischen oder historisierenden Erzählungen, welche das Gepräge gelehrter Sinnmischung und Erfindung tragen und also eigentlich nicht einmahl zu den echten Volksagen gerechnet werden dürfen. Freylich kann, wo mit solchen Grundsätzen gesammelt wird, bey der Sichtung sich manches Bedenken erheben; da wird es in zweifelhaften Fällen immer besser seyn das Borgesundene bekannt zu machen als zu unterdrücken.

Die Märkischen Sagen, zu welchen wir uns nun zunächst wenden, erhalten dadurch einen ganz besondern Werth, daß der Herausgeber sie zum größten Theile aus mündlicher Ueberlieferung schöpfte und vorzüglich auf mythische Erzählungen sein Augenmerk lenkte. Daher ist durch diese Samm-

lung der deutschen Mythologie ein nicht unbedeutender Gewinn erwachsen. So erscheint hier ein ohne Zweifel göttliches Wesen des Heidenthums, die wie Frigg und Freyja durch die Luft fliegende und Spinnerinnen beaufsichtigende Frau Harke, welche mit der Holle und Berta, den bekannten Wesen der deutschen Volksfage in eine Kategorie fällt und von dem Herausgeber nicht unwahrscheinlich mit der angelsächsischen Göttin Erce zusammen gestellt wird. Die Frau Gode, ein anderes göttliches Wesen der Märkischen Sage, wird dagegen mit demselben für ein Verderbniß aus Fro (d. i. Herr) Wodan oder Gwodan zu halten seyn. Am meisten haben sich indessen auch hier natürlich die untergeordneten Wesen der deutschen Mythologie im Volke lebendig erhalten. Ueber Nixen und Kobolde kommt mancher interessante Zug vor; einförmiger sind dagegen die Riesen- und Zwergsagen.

Wir heben hier besonders hervor, daß auch in der Altmark, wie in andern Gegenden Deutschlands der Aufenthalt der Todten mit dem seltsamen Namen 'Näberskruch' (vergl. Nr. 19. 62. 110) belegt wird. Der Herausgeber erklärt S. XII das Wort durch Nachbarskrug, weil der Tod in seinem Reiche vielleicht als Nachbar der Lebendigen gefaßt sey. Aber diese Deutung gibt keine sichere mythologische Anknüpfung und ist auch deshalb nicht wahrscheinlich, weil außerdem die Formen Aberskrug, Abiskrug, Nobiskrug vorkommen. Grimm erklärt in der deutschen Mythologie S. 561 (vgl. Ab. Blätter von Haupt und Hoffmann I, 295) den Namen aus abyssus, weil Abgrund ein gewöhnlicher Ausdruck für die Hölle gewesen sey. Indessen begreift man doch nicht recht, wie das fremde Wort so volksmäßig werden konnte. Ref. stellt unbedenklich das erste Wort der Composition,

in welchem jeden Falls der Eigennahme eines mythischen Wesens enthalten seyn muß, mit dem nordischen Narvi zusammen. So heißt nach Sæm. 69. Sn. 32. 70. der Sohn des bösen Gottes Loki, welcher bekanntlich auch der Vater der Unterweltsgöttin Hel war. Es möchte demnach in einigen Gegenden Deutschlands Narvi als Beherrscher der Unterwelt im Glauben da gestanden haben. Oder ist der Riese Narvi oder Nörvi gemeint, der Sæm. 34<sup>a</sup>. 89<sup>a</sup>. Sn. 11. erwähnt wird und die Nacht (Nött) zeugte, welche schwarz und dunkel war \*) nach ihrem Geschlechte? An der erwähnten Stelle der jüngeren Edda steht dieser Narvi an der Spitze einer sehr merkwürdigen kosmogonischen Genealogie, welche jedoch hier nicht weiter erläutert werden kann. — Bey weitem die meisten dieser Sagen, namentlich die der Altmark, sind rein deutschen Ursprungs. Doch möchten slawische Einmischungen nicht so sehr gering seyn, wie der Herausgeber S. V annimmt. Refer. zeichnete sich schon bey dem ersten Lesen Nr. 36. 87. 94. 136. 230 als wahrscheinlich slawisch aus. Auch tragen mehrere Koboldsfagen einen fremdartigen Charakter, nicht sowohl die Sagen von der Mahr, welche wohl Slawen und Deutschen gemeinsam sind, da sie auch in andern deutschen Gegenden, wohin erweislich nie Slawen kamen, z. B. in den Niederlanden sich erhalten haben.

Unter den angefügten Märchen zeichnen wir Nr. 12—16 aus, die zur Thiersage gehören. Namentlich enthalten Nr. 15 und 16 mehrere Abenteuer des Wolfes, welche meistens auch aus den mittelalterlichen Quellen des Reinhard Fuchs be-

\*) Der Schwarze, der Höllemohr ist bekanntlich eine alte volksthümliche Benennung des Teufels.

kannt sind. Ein neuer Beweis für die große Volksmäßigkeit dieser Dichtungsgattung. Nr. 226 der Sagen, die Erzählung vom Weltlaufe des Fuchses und Krebses, welche ebenfalls schon in einem mittelhochdeutschen Gedichte (S. Haupts Zeitschr. für D. U. I, 398 ff.) behandelt ist, hätte dazu gestellt werden können.

Auch der Anhang von Gebräuchen und Aberglauben ist für mythologische Forschungen sehr belehrend, besonders die S. 337 ff. beschriebene Sitte bey der Roggenerndte auf jedem Ackerstück ein Büschel Aehren, den so genannten Bergoden-deels Strauß stehen zu lassen, welche offenbar, wie der Herausgeber richtig gesehen hat, als die letzte Spur eines dem Wodan für den verliehenen Erndtesegen dargebrachten Opfers zu fassen ist.

Wenn die Sammlung der Niederländischen Sagen ungeachtet ihres größeren Umfangs für die deutsche Mythologie nicht so wichtig ist, wie die Sagen der Mark, so mag der Grund allerdings wohl darin liegen, daß dieses Land kein so günstiger Boden für die Erhaltung des Alterthümlichen war. Aber der Herausgeber hat auch mehr nach schriftlichen als nach mündlichen Quellen gesammelt, welche letztere doch gewöhnlich das Beste liefern, und aus jenen Alles aufgenommen, was er vorfand. Daher finden wir hier manche unbedeutende Erzählung der Art, wie wir sie oben charakterisiert haben, die füglich hätte wegbleiben können. Indessen wenn wir bedenken, wie große Schwierigkeiten die Sammlung mündlicher Traditionen macht und wie fleißig der Herausgeber seine schriftlichen Quellen, namentlich die alten Chroniken der Niederlande, benutzt hat, so sind wir ihm doch für das Dargebotene Dank schuldig, und

wir finden auch in dieser Sammlung sehr viel Bemerkenswerthes.

Der Grundbestandtheil des Sagenvorrathes der Niederlande ist freylich ebenfalls unverkennbar deutsch; aber es sind hier mehr celtische Elemente erkennbar, als wir in der Mark slawische entdecken konnten. Zu den celtischen Sagen rechnen wir besonders mehrere Traditionen von geisterhaften Wesen mit bestimmten Namen, welche durch Verwandlung ihrer Gestalt und auf andere Weise die Menschen necken. Sie erinnern lebhaft an irische Elfsagen, was nicht auffallen wird, wenn man den alten historischen Zusammenhang zwischen Siländern und Belgiern bedenkt. Der Geist Kludde (Nr. 213. 487), welcher auch Kleure heißt, ist unverkennbar dem irischen Gluricaune (irische Elfenmärchen S. XV und 85 ff.) verwandt. Daher hat auch ein ähnlicher Geist, Lodder mit Namen (Nr. 488. 489), wohl nichts mit dem nordischen Loki gemein, mit welchem ihn der Herausgeber S. 706 zusammen stellt.

Unter den übrigen mitgetheilten Erzählungen finden sich sehr naive Riesensagen; kümmerlicher leben dagegen, der Natur des Landes angemessen, die Zwerge fort. Reichlich sind die Traditionen von Kobolden, Hausgeistern, Nixen, der Mahr, und vor allen die Drachensagen. So wird Nr. 199 berichtet, wie ein Drache ein versunkenes Schloß bewacht, welches ringsum von einer Flamme umgeben ist, wodurch wir lebhaft an den von der Waberlohe umgebenen Saal der Brünhilde in der nordischen Nibelungensage erinnert werden. Nach Nr. 84 wird zu Mons alljährlich am Dreieinigkeitsfeste das Bild eines Drachen in Procession umher geführt und später nach einem Scheinkampfe erlegt, welcher gewis alte und ursprünglich heidnische



Gebrauch der von dem Ref. in seiner mythologischen Erklärung der Nibelungensage ausgeführten Vermuthung, daß der Mythos vom Drachentödter sich ursprünglich auf ein göttliches Wesen beziehe und eine natursymbolische Bedeutung habe, eine neue Stütze gibt.

Wir müssen manche andere interessante Mittheilungen, namentlich die mehrfachen Anklänge an die Sage von den Haimonskindern, welche sich besonders in Dendermonde erhalten haben, hier übergehen, und fügen nur noch hinzu, daß die beygegebenen Anmerkungen, welche theils die anderweitige Existenz der Sagen nachweisen, theils auf ihren Zusammenhang mit der deutschen Mythologie aufmerksam machen, der Art sind, daß wir ähnliche bey jeder Sagensammlung wünschen. Und sind auch einzelne Vermuthungen des Verfassers wohl etwas zu kühn, so ist doch einzuräumen, daß bey einer so fragmentarischen Wissenschaft, wie die deutsche Mythologie ist, das Meiste noch durch Combinationen und Anknüpfungen an die deutsche Volks Sage erreicht werden kann. W. M.

### W ü r z b u r g.

Verlag von Voigt und Mocker. 1843. Julius Echter von Nespelbrunn, Bischof von Würzburg und Herzog zu Franken. Von Dr Joh. Nep. Buchinger. VI und 395 Seiten in Octav.

Nach dem kurzen Vorworte, in welchem der Vf. bemerkt, daß er früher als königlicher Archivar in Würzburg gearbeitet und überdies verschiedene reichsstiftliche Archive zu benutzen Gelegenheit gehabt habe, wird sich der Leser berechtigt glauben, in dem oben genannten Werke eine der Hauptsache nach auf Urkunden gestützte, mit den wichtigsten Documenten versehene Biographie des Bischofs

Zulius zu erkennen. In diesen Erwartungen wird er sich theilweise geteuscht sehen. Es soll damit nicht gesagt seyn, daß der Verf. nicht auch aus Archiven geschöpft habe; aber er hat es nur stellenweise gethan und sich auch dann fast immer mit einer Inhaltsanzeige der wichtigsten Documente begnügt, statt letztere durch unverkürzte Mittheilung zu einem Gemeingute aller Geschichtsfreunde zu machen. Die Folge davon ist, daß einzelne Materien, z. B. das vierte Kap., welches die Verhältnisse und Verhandlungen des Bischofs mit benachbarten Reichsständen bespricht, nomenclatorisch, trocken sich heraus stellt, während ein Abdruck der hierauf bezüglichen Urkunden demselben eine besondere Wichtigkeit verliehen haben würde. Sieht man indessen von diesem, allerdings durchgreifenden, Uebelstande und von der nicht immer ganz zweckmäßigen Sonderung und Vertheilung des Stoffes ab, so wird man mit Recht dem Verf. für die belehrende, durch fließende Darstellung sich auszeichnende, Abhandlung dankbar seyn müssen.

An eine Persönlichkeit wie die von Zulius den wahren, nach allen Seiten gerechten Maßstab zu legen, wird, so lange die kirchliche Spaltung fort-dauert, schwer, ja unmöglich seyn. Als eins der kräftigsten Organe der Reaction zu Gunsten des Katholicismus wird der Bischof, je nachdem ein Katholik oder ein Protestant dessen Thätigkeit schildert, in eine wesentlich verschiedene Beleuchtung gestellt werden. Wir sind weit entfernt, dem Vf. verkehrerte Unduldsamkeit vorwerfen zu wollen; er folgt nur dem Drange seiner religiösen Ueberzeugung, wenn er in Zulius eine hohe, lautere Erscheinung an uns vorüber führt; er zeigt sich unbefangen, nach Wahrheit ringend, wenn er den Verfall der Kirchengucht, das sittlose Leben der

Katholischen Geistlichkeit in der zweyten Hälfte des 16. Jahrhunderts bespricht; er theilt selbst in dieser Beziehung, wenn er z. B. von den am Widerspruche des Domcapitels scheiternden Versuchen des Bischofs redet, die Geistlichen zur Verstößung ihrer Concubinen zu nöthigen, oder das endlich angenommene Gesetz desselben erörtert, daß niemand vor zurückgelegtem achten Lebensjahre zu einem Canonicate im Domstifte zugelassen werden solle, manche Facta mit, die nothwendig zu schärferen Urtheilen leiten, als er solche herbey geführt zu sehen beabsichtigte. Aber folgerichtig sind seine Behauptungen nicht immer und es hält nicht schwer, viele derselben aus seiner eigenen Erzählung zu widerlegen. So heißt es S. 170: 'das schwierigere Unternehmen war sicherlich die Zurückführung der von der katholischen Kirche bereits abgefallenen Unterthanen in den Schooß derselben, und gerade dieses schwierigere Unternehmen zog dem Bischofe von vielen Seiten her die bittersten Vorwürfe und Schmähungen zu. Er mußte es auf sich nehmen, für einen harten, intoleranten Mann zu gelten, der in Glaubenssachen Zwang anwende, oder für einen Feind aller Aufklärung und Gewissensfreyheit.' Und doch wird bald darauf berichtet, wie Julius, bey dessen Regierungsantritte die Hälfte der Bevölkerung des Hochstiftes dem neuen Glauben angehörte, über hundert Lutherische Prediger aus dem Lande gebracht, alle weltlichen Beamte, welche unter beiderley Gestalt das Abendmahl genossen, von ihrer Stelle entfernt, in kleineren Städten jeden akatholischen Bürger zur Auswanderung innerhalb einer gesetzten Frist gezwungen habe. Sieht der Verf. darin keine Härte, keine Intoleranz, keinen in Glaubenssachen angewandten Zwang? Und ein Herr, der also handelt,

soll nicht für einen Feind der Gewissensfreyheit gelten?

Der starke, willenskräftige, muthig für seine Kirche ringende und mit vielen großen Eigenschaften zur würdigen Behauptung seiner fürstlichen Stellung begabte Julius tritt dem Leser überall als derselbe entgegen. Ranke ist in seiner classischen Geschichte der römischen Päpste der Ansicht, daß Julius vielleicht nicht abgeneigt gewesen sey, das Beyspiel Gebhards von Cöln nachzuahmen, wenn es diesem gelungen wäre, sich in seiner anti-katholischen Stellung zu behaupten. Referent gesteht, daß er für diese, freylich nur frageweise geäußerte Meinung in der Totalität der Erscheinung von Julius keinen Beleg gefunden habe. Wenn aber der Verf. letzteren von jedem Ehrgeiz, von jedem Verlangen nach Erweiterung der ihm gesetzlich gebührenden Macht freysprechen will, so bedarf es dazu vor allen Dingen einer gelungenern Rechtfertigung des auch von Rom mißbilligten Strebens, auf Kosten des nicht minder streng katholischen Balthasar von Dernbach die Abtey Fulda mit dem Hochstifte Würzburg zu vereinigen. Vergrößerung seiner fürstlichen Macht mußte der staatskluge, zum Herrschen berufene Mann schon deshalb wünschen, weil er dadurch zugleich umfassendere Mittel gewann, mit Nachdruck gegen den neuen Glauben zu handeln.

Die Verbreitung der Lutherischen Lehre im Hochstifte, die Reichstagsverhandlungen, in welche der Bischof hinein gezogen wurde, die Reibungen der beiden Religionsparteyen, die Stiftung der Union und der Liga ist kurz und anschaulich erzählt, jedoch ohne daß irgend ein neues Moment, ein einziger Beytrag von Wichtigkeit geboten wäre. Für den interessanten Inhalt des sechsten Kapitels

(Wiederherstellung des katholischen Glaubens) den Stoff mehr zu häufen, würde dem Verf. nicht schwer habe fallen können. Die umständliche Mittheilung der Wahl von Julius, der Entgegennahme der Huldigung, der bischöflichen Consecration, die Abhandlungen über Justiz und Polizey, über Finanzverwaltung und Landtage, über Streitigkeiten des Bischofs mit der fränkischen Ritterschaft, besonders aber der Abschnitt über die Gründung der Universität und die Stiftung des Julius-Hospitals zu Würzburg verleihen dem Werke seinen Werth.

Hav.

### L o n d o n,

bey Longman. 1842. The Elements of Materia medica and Therapeutics by Jonathan Pereira. Second edition. Vol. I u. II. 1926 Seiten in Octav.

Unter dem bescheidenen Titel von 'Elementen' oder Anfangsgründen bietet vorliegendes Werk so ziemlich Alles, was man in England unter Materia medica verstehen mag, und daß es viel enthalten könne, bezeugt sein Umfang, da es zwey sehr starke, eng bedruckte Octavbände einnimmt. Genauer betrachtet findet man jedoch, daß es noch viel umfangreicher seyn könnte; denn außer dem, was man eigentlich und mit Recht 'Arzneymittellehre' nennen darf, enthält es eine große Menge anderer Dinge, die zwar zu jener in einiger Beziehung stehen, doch im wahren Sinne nicht dazu gehören. Alles kömmt hier auf den Begriff der Materia medica an. Will man darunter die vollständige und allseitige Kenntniß alles dessen, was der Arzt als Heilmittel anwendet, begreifen, so ist, bey dem jetzigen Stande der wissenschaftlichen

und technischen Einsichten, das Gebiet derselben ein endloses. Fast die ganze Naturgeschichte, ja die Physik selbst, besonders aber die Chemie, sodann die Pharmacie und Waarenkunde müßten dann als integrierende Theile in dieses Gebiet eingehen. Man hat auch keinen Anstand genommen demgemäß zu verfahren und wenn man viele neuere, ausländische wie deutsche, Schriften über diesen Gegenstand ansieht, so wird man versucht zu glauben, unsere *Materia medica* sey die *sentina gentium* fast aller übrigen Doctrinen. Wer jedoch die Ueberzeugung gewonnen hat, daß sie eine selbständige Lehre bilde und zwar die von der Wirkungs- und Anwendungsweise der Arzneimittel, der wird Alles daraus ausscheiden, was volles Eigenthum anderer Lehren ist; er wird die naturhistorischen Beschreibungen, die chemischen Zusammensetzungen und Umwandlungen, die Sammlungs- und Zubereitungsart, die pharmaceutischen Verfertigungen und Methoden nicht als hieher gehörig aufnehmen, sondern sie als anderweitig gegebene Grundlagen voraussetzen, auf sie verweisen und nur etwa kurze Resultate aus ihnen gelegentlich anführen; dagegen aber das dem Arzte unmittelbar Wissenswerthe über die Verhältnisse der Arzneien zu dem erkrankten Organismus und die rechte Art ihres Gebrauchs in möglichster Vollständigkeit nach angestrebter und critischer Benutzung der zuverlässigsten practischen Schriftsteller aller Zeiten darlegen.

Abgesehen nun von den Forderungen, die man von diesem Standpuncte aus zu machen berechtigt ist, kann man der hier angezeigten Schrift manches Gute nachrühmen. Es ist darin sehr viel Material mit Fleiß und Sorgfalt zusammen gebracht und verständig angeordnet; die neuesten,

auch deutsche, Werke sind benutzt; Vieles, was England eigenthümlich und zu wissen immerhin interessant ist, findet sich hier mitgetheilt, vorzüglich, was die Fabrication mancher chemischen Präparate betrifft. Die in den Text gedruckten Abbildungen (gegen 400 Holzschnitte) erläutern die chemischen Prozesse, die Formen der officinellen Pflanzen und Thiere nebst ihren anatomischen Charakteren (wie z. B. vom Bluteigel, spanischen Fliegen, Biber, Moschusthier, Krebs. Da der Verf. diesen, der Krebssteine wegen, aufgenommen, so ist zu verwundern, warum er nicht auch den Hund abgebildet, von welchem ja das sonst officinelle album graecum herrührt) so wie die Krystallisationen der Salze.

Indessen kann man sich nicht verhehlen, daß das Ganze eigentlich nicht mehr als eine fleißige Compilation sey und daß der Verf., was namentlich die medicinische Seite angeht, nicht immer kritisches Urtheil verrathe; wohingegen in dem chemischen und pharmaceutischen Theil Bemerkungen vorkommen, welche einen eigenthümlichen Werth behaupten.

Die Einrichtung des Werkes ist folgende: Zuerst kommen einige Tafeln mit Angabe der Schriftsteller im Allgemeinen und der für diese Lehre Epoche machenden im Einzelnen nach den Ländern geordnet. Paracelsus wird aufgeführt (p. XXXV) als a vain, ignorant, arrogant, drunken quack, fanatic and impostor. Unter der Ueberschrift: General Therapeutics geschieht Erwähnung der psychischen Heilmittel und als somatical or corporal remedies werden aufgeführt Licht, Wärme, Kälte, Electricität, Magnetismus. Dann folgen die diätetischen Agentien: Nahrungsmittel, Bewegung, Klima. Die physiologische Betrachtung be-

schäftigt sich hauptsächlich mit der örtlichen und entfernten Wirkungsweise der Mittel, mit ihrer Absorption, den die Aeußerungen modificierenden Umständen und der Anwendungsart nach den Theilen des Organismus. In der speciellen Pharmacologie wird zuerst das unorganische Reich abgehandelt und zwar vornenherein die nicht metallischen Substanzen Oxygen, Chlorine, Jodine, Brom, Hydrogen, dabey die destillierten und Mineralwasser, Nitrogen, Kohle, Alkohol, Naphtha, verschiedene Säuren, Phosphor, Schwefel. Hierauf die metallischen Substanzen: die Zusammensetzungen von Potassium, Sodium, Barium, Calcium, Magnesium, Aluminium, Antimon, Gold, Silber, Mercur, Kupfer, Wismuth, Zinn, Bley, Zink, Eisen, Mangan. Das organische Reich umfaßt die Pflanzen und Thiere, beide nach natürlichen Familien geordnet. Bey jeder Familie werden die officinellen Präparate aufgeführt, z. B. in folgender Weise: *Liliaceae*: Aloe. *Pilulae Aloës compositae*; *pilulae Aloës cum Myrrha*; *pilulae Aloës et Assafoetidae*; *pilulae aloës et ferri*; *pulvis aloës compositus*; *pulvis aloës cum cannella*; *decoctum aloës compositum*; *extractum aloës purificatum*; *tinctura aloës*; *tinctura aloës composita*; *vinum aloës*; *aloë colata*. Ein ausführliches und genaues Inhaltsverzeichnis erleichtert den Gebrauch.

### Mannheim und Paris,

bey Friedrich Bassermann, Jules Renouard 1844. Rom vart. Beiträge zur Kunde mittelalterlicher Dichtung aus italiänischen bibliotheken von Adalbert Keller. VI und 718 Seiten in Octav.



Der als eifriger und unermüdlicher Forscher auf dem Gebiete der Literatur des Mittelalters rühmlichst bekannte Verfasser gibt in diesem Werke zahlreiche Nachweisungen, Auszüge und Proben von mittelalterlichen, namentlich altfranzösischen Dichtungen, welche in Marcianischen, Riccardinischen, Vaticanischen, Casanatisehen, Barberinischen, Corsinischen Handschriften in Italien vorhanden sind, und liefert somit einen vortrefflichen Wegweiser und eine reiche Materialiensammlung für alle diejenigen, welche sich mit diesen Studien beschäftigen.

Die Auszüge betreffen Dichtungen des Karlingischen Sagenkreises, Artusische Sagen, antike Sagenstoffe, vermischte Epen, historische Dichtungen, Lyrisches und Didaktisches, Dramatisches, lassen aber wegen ihrer großen Anzahl nicht wohl eine Angabe im Einzelnen zu. Doch bemerken wir, daß sich darunter ein großer Theil des romans don chevalier au leon, nach dem Vaticanischen Codex heraus gegeben, befindet, wozu der Verfasser die übrigen bekannten Handschriften verglichen hat. Auch von mittelhochdeutschen Dichtungen begegnet uns Einiges, namentlich einzelne Strophen von Minnesingern, von Walther von der Vogelweide, Walther von Meß, Gottfried von Risen u. a., aus einer Casanatisehen Handschrift mitgetheilt, welche zugleich den im Jahre 1336 vollendeten Parzival des Klaus Wiste enthält, und der von Uhland (Schreibers Taschenbuch 1840 S. 259 ff.) beschriebenen, zu Donauöschingen befindlichen Handschrift ganz ähnlich ist.

W. M.

---

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

65. Stück.

Den 22. April 1844.

---

## Hamburg und Gotha,

bey Friedrich und Andreas Perthes. 1844. Bildnisse der deutschen Könige und Kaiser von Karl dem Großen bis Franz II., nach Siegeln und Urkunden, nach Münzen, Grabmälern, Denkmälern und Original-Bildnissen gezeichnet von Heinrich Schneider; nebst charakteristischen Lebensbeschreibungen von Friedrich Kohlrausch. Erstes Heft. VIII und 88 Seiten in Octav.

In welchem innigen Verhältnisse der selige Friedrich Perthes zu einer Anzahl der gefeiertsten Gelehrten Deutschlands stand, wie er in der Zeit der Fremdherrschaft, ungebeugt im Hoffen, Muth und Vertrauen in den Herzen Verzagender zu wecken wußte, dann, mit sicherem Blicke die geistigen Bedürfnisse der Zeit prüfend und abwägend, den mit dem Stempel seines Verlags versehenen Werken den Ruf der Gediegenheit auf dem literarischen Markte sicherte und vielverheißenden jungen Geistern die Stelle anwies, wo sie den Hammer in das Gestein zu schlagen hätten, — darüber ist in der

neuesten Zeit manche erfreuliche Mittheilung veröffentlicht, die freylich andrerseits nur dazu dient, das Verlangen nach einer genügenden Biographie des trefflichen Mannes immer von neuem rege zu machen. Einer der letzten Entwürfe des Verstorbenen war die Herausgabe einer 'Sammlung von Bildnissen deutscher Kaiser und Könige, mit charakteristischen Lebensbeschreibungen derselben für die Jugend.'

Von zwey Schwierigkeiten, welche bey der Durchführung dieses Plans hauptsächlich in Betracht kamen, die Auffindung zuverlässiger Quellen für die Bilder der Kaiser und die Gewinnung des Mannes, der um die Zeichnung den Rahmen der Geschichte schlage, dem Steinbild Leben einhauche und die getrennten Gestalten in geistiger Verknüpfung neben einander ordne, also daß sie, die er erläutert, nur als Erläuterung seines Wortes zu dienen schienen: ist die erstere nach Kräften beseitigt, die letztere völlig gehoben. Denn mit welcher Vorsicht man auch, im Gegensatze zu einem mit Recht verbreiteten Werke über die Geschichte eines deutschen Kaiserhauses, hinsichtlich der Bildwerke verfuhr, wie sorgsam auch die Hand des Künstlers aus dem verschiedenartigsten Material die einzelnen Züge zu entnehmen und zu componieren suchte, immer wird bis zum Anfange des 14. Jahrhunderts der Mangel an Porträts durchblicken. Was aber den Verf. der 'charakteristischen Lebensbeschreibungen' anbelangt, so lag unstreitig die Bürgschaft für die glückliche Lösung der ihm gestellten Aufgabe in der Art, wie dessen frühere Geschichtswerke in Deutschland aufgenommen wurden. Der Verf. bewegt sich auf einem Gebiete, mit welchem er sich vielfach vertraut gemacht hat. 'Er durfte nur, wie es in der Vorrede (S. VII)

heißt, statt des jüngeren Knabenalters, das reifere, welches dem Jünglinge nahe steht, sich gegenüber denken; denn indem man irgend eine Darstellung aus dem Leben für das mittlere Jugendalter, auf der Stufe unserer jetzigen Bildung, anzupassen sich bemüht, schreibt man eigentlich für die Empfänglichen jegliches Alters, die gerade das suchen, was hier zu geben versucht ist, nämlich das Resultat der geschichtlichen Forschung in allgemein faßlicher und ansprechender Gestalt, entkleidet von der Mühseligkeit des Studiums, welches zu der gewonnenen Anschauung geführt hat.' Ref. räumt gern ein, daß die Erfahrungen, welche der Verf. vermöge seiner amtlichen Stellung seit einer langen Reihe von Jahren zu machen Gelegenheit hatte, das sichere Erfassen des richtigen Standpunctes erleichterte; aber noch entschiedener mußte dieses durch die früheren Arbeiten desselben der Fall seyn.

In belebter Sprache, die, frey von jeder Künstlichkeit und Ueberschwänglichkeit, sich klar und schlicht bewegt, wird in dem vorliegenden Hefte das Leben deutscher Kaiser und Könige von Carl dem Großen bis auf Conrad I. an uns vorüber geführt. Kein Durchschimmern von Mühseligkeiten der Werkeltage auf dem Arbeitszimmer, kein Eingehen in minutiöse Untersuchungen. Wir begegnen einer Reihe von sauberen, mehr oder weniger ausgeführten Bildern, die Liebe für deutsches Volk und deutsches Wesen eingab und glückliche Kenntniß der Vergangenheit und dessen, was die Gegenwart erheischt, ausführen half. Es würde unnöthig seyn, aus einander zu setzen, daß eine Schilderung der Persönlichkeit dieser Fürsten, ihres Strebens und Schaffens, nicht möglich ist, ohne, wie es geschehen, die Zustände des Volks, welches sie beherrschten, die Richtungen der Zeit, in wel-

cher sie athmeten, in die Erzählung hinein zu ziehen.

Wer den richtigen Ton anzuschlagen versteht, auf welchen eine gesunde Jugend horcht, der hat zugleich den Weg gefunden, auch Erwachsene durch Belehrung wohl zu thun. Beide Forderungen weichen keinesweges so wesentlich von einander ab, wie nur zu häufig angenommen wird. Sie begegnen sich vielmehr in den wichtigsten Momenten und wie die Poesie des Märchens und der Legende dieselbe Sehnsucht und Wehmuth in dem Herzen des Knaben wie des Jünglings weckt, so hängt es nur von dem Erzähler ab, daß jedes Blatt der Geschichte für beide gleich beredt spreche. Das verstanden so manche Chronisten und Memoiren-schreiber der früheren Jahrhunderte; darin liegt das Geheimniß der unwiderstehlichen Gewalt, mit welcher ein Muntaner und Joinville, die Mönche von Saint-Denis und die Verf. von ober- und niederdeutschen Chroniken den Leser aller Zeiten zu fesseln wissen. Ueberall ist die gelehrte, citatenschwere Form einer geschichtlichen Abhandlung leichter zu finden, als die gefällige, auch über verworrene Gegenstände mit Anschaulichkeit sich verbreitende Darstellung, die nur aus einem Durchdringen des Ganzen hervor gehen kann und nur dem Kenner die Genauigkeit voran gegangener Studien verräth.

### S e n a ,

bey Friedrich Frommann. 1841 — 1844. Handbuch der Weltgeschichte von Friedrich Straß, fortgesetzt von Wilhelm Havemann. Auch unter dem Titel: Handbuch der neueren Geschichte von Wilh. Havemann. Erster Theil. 1841.

XII und 523. Zweiter Theil. 1842. XII und 587. Dritter Theil. 1844. XII und 612 Seiten in Octav.

Die Fortsetzung der von einem Anderen begonnenen literarischen Arbeit ist mit Schwierigkeiten manigfacher Art verbunden, die nur dadurch vermindert oder der Hauptsache nach beseitigt werden können, daß der Verf. in allen wesentlichen Punkten mit den Ansichten seines Vorgängers übereinstimmt und, indem er die von diesem eingeschlagene Methode als die zweckmäßige erkennt, sich nach Kräften und so weit es überall seine Eigenthümlichkeit gestattet, derselben anzuschließen sich beeifert. Letzteres war in vollem Maße bey dem Unterzeichneten der Fall, der in seinem Vorgänger den hochbetagten, an Erfahrung reichen Schulmann verehrt, auf dessen Winke einzugehen er sich mit Freudigkeit bestrebte.' 'Ich glaube, sagte der Herr Professor Straß in der Vorrede des ersten Bandes, ich glaube, durch den schriftlichen Vortrag nicht nur studierenden Jünglingen, sondern überhaupt gebildeten Lesern jeder Classe so wohl zur klaren und genügenden Uebersicht der allgemeinen Geschichte überhaupt, als beliebiger Abschnitte derselben, endlich auch zum Nachschlagen und zur näheren Kenntniß einzelner Gegenstände nützlich zu werden.' In diesen Worten war mir die Richtschnur für meine Arbeit geboten und da ich eine geraume Zeit hindurch, ehe ich zur academischen Thätigkeit berufen wurde, in den oberen Abtheilungen eines Gymnasiums den historischen Unterricht ertheilt hatte, so wird man mir nicht als Ueberschätzung meiner selbst vorwerfen, wenn ich in manchen wesentlichen Beziehungen der mir gestellten Aufgabe entsprechen zu können glaubte.

Denn wer die Forderungen und Bedürfnisse der Classe von Lesern, für welche er schreibt, gründlich kennen zu lernen Gelegenheit fand, dem ist eben dadurch die Erreichung seines Zieles um ein Bedeutendes erleichtert.

Es lag mir ob, die Ergebnisse meiner Studien, in einem der Aufgabe entsprechenden Zuschnitt, klar und verständlich dem Leser vorzuführen, fern von aller Citaten = Gelehrsamkeit. Nur hin und wieder, wenn Richtung und Ansichten der Zeit, oder eines mächtig in dieselbe eingreifenden Geistes in einem scharf gefaßten Ausspruche sich kund gaben, glaubte ich diesem den kleinen Raum einer Anmerkung anweisen zu dürfen. Aus eben diesem Grunde habe ich biographische Notizen vielleicht zahlreicher eingeflochten, als es in Büchern ähnlicher Art Sitte ist. Die Auffassung anbelangend, so war ich von der Ueberzeugung durchdrungen, daß mir nicht bloß obliege, durch eine Reihenfolge von Erzählungen und durch Beleuchtung des geistigen Zusammenhanges der Begebenheiten zu belehren, sondern überall auf die gebietenden Principien in der Geschichte der Völker hinzuweisen, auf Recht und Sitte und wie nur aus diesem und dem innigen Durchdrungenseyn von der Wahrheit des geoffenbarten Wortes in christlichen Staaten wahre Freyheit erwachsen könne. Ich weiß sehr wohl, daß eben hierin die verschiedensten Parteyen ihre Stichwörter gefunden zu haben wäñten; aber ich weiß auch, daß es nicht schwer fällt, in eben diesen Stichwörtern die Lüge von der Wahrheit zu sondern. Was die äußere Darstellung betrifft, so mußte diese, der Natur der Sache nach, von der meines Vorgängers in gleichem Grade verschieden seyn, als der der Erzäh-

lung zum Grunde liegende Stoff in Stamm und Aesten so wesentlich verschieden ist und es, trotz der inneren Verwandtschaft, schwer fällt, über die Entwicklung des Lebensganges altgriechischer Staaten und Frankreichs im Jahre 1830 auf die nämliche Weise sich auszulassen. Es sey mir verstatet, in dieser Beziehung eine Auseinandersetzung zu wiederholen, die sich in meinem Vorworte zum dritten Bande findet. 'Je mehr ich mich in meinen Erzählungen den Begebenheiten der Gegenwart näherte, um so sorgfältiger mußte ich mich hüten, das vorgesteckte Ziel nicht aus den Augen zu verlieren. Ich durfte nicht vergessen, daß ich nicht vor academischen Zuhörern spreche, wo es weniger auf ein schrittweises Erörtern äußerer Begebenheiten, als auf Zusammenstellung von Resultaten, weniger auf Verknüpfung der Einzelheiten, als auf Uebersichten ankommt, wo endlich die Facten der Hauptsache nach nur als Grundlage oder Folgen des inneren Entwicklungsganges der Völker erscheinen. Zwischen dem academischen Vortrage und der in den meisten Handbüchern ähnlicher Art befolgten Methode wollte die Mitte behauptet seyn. Daß mir dieses nicht immer gelungen, fühle ich selbst, hoffe aber eben hierin, wegen der Schwierigkeit des Gegenstandes, einer billigen Nachsicht zu begegnen.'

Ein dem dritten Bande beygegebenes, über alle drey Bände sich erstreckendes Register wird manchem Leser nicht unerwünscht seyn.

Wegen nachfolgender Druckfehler und Irrthümer, deren Verbesserung die Entfernung vom Druckorte nicht gestattete, glaube ich auf die Nachsicht des Lesers rechnen zu dürfen. S. 51 findet sich in der Ueberschrift fälschlich Gustav III. statt Gustav IV.



S. 53. Z. 6 von oben ist Wilhelm statt Friedrich, S. 172. Z. 7 von unten Junius statt Julius zu lesen. S. 287 ist zu berichtigen, daß nicht der eberne Marcuslöwe, sondern die steinernen Löwen vor dem Arsenal aus dem Piräus stammen. S. 344 muß es Maria Feodorowna statt Katharina, S. 365. Z. 11 von unten Ludwig statt Lucian, S. 416. Z. 11 von unten Erzbischof statt Erzherzog, S. 432. Z. 13 von unten Großfürstenthum statt Großherzogthum heißen. Havemann.

### S c h w e r i n.

1843. Beitrag zur Geschichte der Ostenschen Güter in Vorpommern, aus Urkunden zusammengestellt durch Albrecht Maltzan, Reichsfreiherrn u. Mit drei Stammtafeln. VI und 19 Seiten in Octav.

Diese kleine, dem Archivar Lisch in Schwerin gewidmete Schrift, welche vornehmlich die Beylegung eines schon lange obwaltenden Processes bezweckt, enthält schätzbare Mittheilungen über das adlige, auch in der Geschichte von Braunschweig = Lüneburg mehrfach hervor tretende, Geschlecht derer Maltzan und wird namentlich dem Freunde Pommerscher Specialgeschichte durch eine Reihe sorgfältig aufgestellter genealogischen Tafeln der genannten Familie erwünscht seyn.

---

### B e r i c h t i g u n g.

- S. 580. Z. 5 von unten lies: Lehnsätze statt Lehrsätze  
 S. 581. Z. 3 von unten: ,die statt .Die

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

66. 67. Stück.

Den 25. April 1844.

---

L e i p z i g.

Typis G. Staritzii. 1843. Corporis positionem in genibus ulnisque in praxi obstetricia non esse negligendam. Programma, quo ad orationem audiendam etc. invitat D. Woldem. Ludov. Grenser. 28 Seiten in Quart.

Der löblichen Sitte folgend, nach welcher neu ernannte Professoren sich in einem Programme vernehmen lassen, wählte der durch anderweitige Arbeiten bereits rühmlich bekannte Verf. als Thema die sogenannte Knie = Ellenbogenlage, um ihren Nutzen für geburtshilfsliche Zwecke näher zu betrachten. Er findet diesen zuvörderst bey der Einbringung des Katheters unter gewissen Verhältnissen, welche die Application desselben in der gewöhnlichen Lage nicht zulassen, als: a) wenn der Kopf des Kindes entweder die Harnröhre und den Blasenhalß drückt, oder durch sein stätes Gegenliegen Verziehung oder Verschiebung und eine andere Richtung jenes Ganges bewirkt; b) bey Zurückbeugung der schwangern Gebärmutter; c) bey

zu tiefem Stande des Uterus und seiner Beengung im kleinen Becken; d) bey zu stark nach vorne überhängender schwangern Gebärmutter (Hängebauch). Ferner wird die Knie = Ellenbogenlage für die Application der Klystiere per anum sich nützlich erweisen, wenn der Mastdarm durch Beckengeschwülste, durch die retrovertierte Gebärmutter zusammen gedrückt wird, so daß in der gewöhnlichen Lage die einzuspritzende Flüssigkeit durchaus nicht beygebracht werden kann. Drittens macht sich die in Rede stehende Lage geltend bey Reposition der retrovertierten sowohl schwangern als nicht schwangern Gebärmutter; viertens bey Zurückbeugung des vorgefallenen schwangern und nicht schwangern Uterus, eben so bey der Reposition der Cystocele und Enterocele vaginalis. Sechstens ist die Knie = Ellenbogenlage sehr wichtig bey der Wendung, wo sie besonders Ritgen gerühmt hat, und es sogar für fraglich hält, ob man die Wendung nicht für gewöhnlich in der Knie = Ellenbogenlage machen sollte? Unser Verf. will sie aber nur da annehmen lassen, wo die Wendung weder in der Rücken = noch Seitenlage ausgeführt werden kann; nützlich ist sie daher bey Hängebauch und bedeutender Neigung des Beckens. Auch für die Reposition des vorgefallenen Nabelstrangs schlägt der Verf. die Knie = Ellenbogenlage vor, indem er der Meinung ist, daß, während in dieser Lage der vorgefallene Nabelstrang zurück gebracht wird, kein anderer Theil desselben wieder vorfallen könne. Eben so soll die Lage gewählt werden, wenn ein vorgefallener Arm auf die gewöhnliche Weise nicht zurück gebracht werden kann. Endlich meint der Verf. diese Lage könnte auch benutzt werden, um Kopflagen in derselben zu verbessern (einzurichten):  
 ‘Quodsi nimirum in pelvi angusta facies supra

ejus introitum fronte antrorsum et oblique versa offertur, iniquam hanc capitis positionem in intervallo quodam a doloribus libero ita mutandi, ut cranium descendat, periculum facere omnino licebit: quem laborem parturiente genibus ulnisque innixa faciliori negotio manu perfici posse, quam in ulla alia corporis positione, consentaneum est;’ was wohl der Knie- = Ellenbogenlage zu Liebe behauptet ist. Hat doch der Verf. überall darauf aufmerksam gemacht, daß diese Lage von den Schwängern auf die Dauer nicht vertragen werde: sollte nun die Einrichtung (mutatio capitis incumbentis positionis), wenn sie überhaupt möglich, sich so rasch ausführen lassen? — Daß die Anwendung der Knie = Ellenbogenlage von einigen Aerzten ‘nimis extendi et commendari’, erkennt der Verf. am Schlusse seiner Abhandlung selbst an und führt Belege dazu vor; besonders (und mit Recht) werden diejenigen getadelt, welche bey Hängebauch und bey dadurch bewirktem Verweilen des Kopfes auf dem obern Rande der Schambeine die Zange in der Knie- Ellenbogenlage anzulegen rathen. — Uebrigens ist die Abhandlung in gutem Latein, wie man es von Leipzig aus nicht anders gewohnt ist, geschrieben und erfüllt auch durch die eingestreuten literarischen Bemerkungen ihren Zweck, den Verf. nicht allein von der practischen sondern auch von der wissenschaftlichen Seite kennen zu lernen. Bemerkten wollen wir noch, daß die Abhandlung so eben deutsch bearbeitet vom Verf. in des funfzehnten Bandes erstem Hefte der neuen Zeitschrift für Geburtskunde mitgetheilt worden. v. S.

**K l a g e n f u r t.**

Druck, Lithographie und Verlag der Johann

Leon'schen Buchhandlung 1843. Kärnten's römische Alterthümer in Abbildungen. Herausgegeben von M. F. von Sabornegg=Altenfels, k. k. Landrath, und Grafen Alfred Christalnigg. I. Heft. X Seiten Text und acht Steindruck-Tafeln in Folio.

Ein dankenswerthes Unternehmen, dem nur zu wünschen wäre, daß die Sachkenntnis seiner Herausgeber ihrem patriotischen Eifer entspräche! Zwanzig Hefte, gleich dem vorliegenden, sollen sämtliche jetzt bekannte römische Ueberreste in Kärnthten enthalten: ein Sammler widmet dazu seinen Schatz von Zeichnungen, die er seit mehren Jahren aus allen Theilen des Landes zusammen gebracht hat, ein anderer durch seine Vorliebe für das Alterthum ausgezeichneten Edelmann hat es auf sich genommen, die bisher noch nicht gezeichneten Römersteine, Münzen, Geräthe u. s. w. durch geübte Hand abbilden zu lassen; sollte sich nicht noch ein Dritter zu diesem Bunde finden, der einem Werke, für das sich das ganze archäologische Publicum Europas interessieren muß, auch eine Beschreibung beygäbe, die den Ansprüchen eines solchen Publicums genügte, oder wenigstens die Blößen verbürge, die der unverkennbare Wille der Herausgeber, auch dem Gelehrten zu genügen, nur desto deutlicher hervor treten läßt? Daß es ihnen nicht an Beobachtungsgabe fehlt, zeigen die treffenden Vergleichen, die sie zwischen einzelnen Theilen der mithrischen Vorstellungen, die sich unter diesen Bildern befinden, und andern bekannten Mithrasdenkmählern gemacht haben; aber woher kennen sie diese? aus Seels Mithrasgeheimnissen und Wagners Handbuch der Alterthümer aus heidnischer Zeit, zwey Büchern, die sich in den Händen derer, für welche solche Citate doch allein bestimmt seyn

können, wohl am Wenigsten finden mögen! Weber Niklas Müllers Aufsatz über das Mithräum von Heddernheim — nicht Heddersheim, wie die Verf. wiederholt schreiben — noch der von Kreuzer über das Neuenheimische — gerade die beiden, welche ihnen die meisten Vergleichungspuncte darboten — scheinen ihnen auch nur dem Namen nach bekannt zu seyn; auch des letzteren Symbolik führen sie schwerlich aus Autopsie an, da sie statt seiner einen 'Kreuzer' citieren; und selbst von ihres Landsmanns von Hammer Memoire sur le culte solaire de Mithra (publié par Spencer Smith, Caen et Paris 1833) wird dieses ungewis, da nicht nur das Citat C. VIII S. 49 statt C. VII S. 95 falsch, sondern auch für den, der Hammers Zeichnung Pl. X mit der hier Taf. III. 1 gegebenen vergleicht, der schwankende Ausdruck: daß 'von Hammer diesen Stein wahr scheinlich aus einer ungenauen Zeichnung gekannt habe', unbegreiflich ist. Neben solcher Fahrlässigkeit nimmt sich dann sehr seltsam die umständliche Breite von Beschreibungen aus, wie Taf. III. 2: 'eine nackte schreitende männliche Figur, mit wehender Chlamys, die rechte Hand erhoben und mit einem Blicke bewaffnet, im Begriffe, die zu ihren Füßen sich windenden Giganten zu vernichten', oder Taf. V. 1: 'zwey im Laufe begriffene Pferde ziehen eine Biga, in der ein kräftiger jugendlicher Mann steht, welcher mit der Rechten die Pferde leitet, in der Linken aber eine Lanze hält; hinter diesem steht ein Mann mit einem Schilde; an die Biga ist rückwärts eine menschliche Gestalt mit den Füßen befestigt, welche geschleift wird' u. s. w. deren schlecht verhülltes Tappen im Finstern lebhaft an Lichtenbergs 'nacktes Weibsbild, so von einer bösen Gans gebissen wird' erinnert; — oder sollten

die Herausgeber wirklich Gründe gehabt haben zu zweifeln, daß das eine Bild Zeus, das andere den Leichnam des Hektor vorstelle? Aus ihrer Abbildung ist freylich — vielleicht aus unzeitiger Züchtigkeit — nicht zu ersehen, ob der geschleifte Körper einem Manne oder Weibe angehört; wenn jedoch schon die vorausfliegende Victoria — hier Genius genannt — mit Kranz und Palme kein Bedenken gegen jene Auslegung übrig läßt, so fehlt es auch den übrigen Besonderheiten der Vorstellung, wie Hektors Unbärtigkeit und dem hinten stehenden Bewaffneten nicht an Analogien auf der ilischen Tafel und andern Monumenten, während die Biga auf römischen Denkmählern dieser Scene sogar Regel ist; vergl. Wieseler, die Reliefs der Ara Casali, S. 16 flg. Und was sollen wir endlich von der Latinität unserer Erklärer halten, wenn wir zu Taf. VIII. 1 Folgendes lesen: 'es wird auf diesem Steine eines Decurio der Virunenser Erwähnung gemacht, der in Rom in einer Meuterei (in jecatione?) umkam'?! Die Inschrift lautet: Dripponio. Maximo. et. Juniae. C. F. Batejæ. uxori. C. Maximio. C. filii. Juniano. decurioni. Virunensium. defuncto. Romæ. in. legatione. ann. XXX u. s. w. Mit minderer Sicherheit möchten wir in dem Namen des Decurio die Tribus Julia herstellen, die man in den Zügen von filii erkennen könnte; doch wäre es immerhin der Mühe werth noch einmahl nachzusehen, ob nicht auf dem Steine stehe: Maximio. C. F. Jul. Juniano, da wir Mitglieder dieser militärischen Tribus wenigstens aus dem benachbarten Emona (Laibach) bey Orelli Ampl. Coll. T. II. p. 15 finden. Das Verdienstlichste, was von Seiten der Herausgeber in dem vorliegenden Hefte geleistet ist, ist unstreitig die Situationskarte, auf

welche die antiken Straßenzüge der Peutingerischen Tafel und des Itin. Anton. durch Kärnthén nach den neueren Forschungen eingetragen und die Fundorte römischer Alterthümer, namentlich Meilensteine und Spuren ehemahliger Niederlassungen verzeichnet sind; doch ist auch hier noch manches ungewis, wohin wir ganz besonders die von dem Texte selbst als eigene Vermuthung bezeichnete Stellung der Orte Beliandrum nach Friesach, und Matucajum nach Treibach rechnen. Schon die Entfernung von 14 Millien, welche derselbe nach der T. P. zwischen beiden Orten setzt, wäre für die auf der Karte angegebene Distanz derselben zu groß; bey näherer Ansicht der T. P. selbst aber können gerechte Zweifel entstehen, ob Matucajum überhaupt auf der Straße zwischen Beliandrum und Virunum liege und nicht vielmehr die obige Entfernung für die letzteren beiden Orte unmittelbar zu verstehen sey. Für unser Auge wenigstens — und auch Mannert hat nicht anders gesehen — fällt Matucajum ganz in die Straße, die von Ovilia über Noreja nach Virunum führt, während die von Juvavia über in Alpe und Beliandrum laufende erst jenseits Matucajum in jene mündet; und so dürften die bey Treibach gefundenen Denkmähler vielmehr für die Stätte von Beliandrum zeugen, wogegen Matucajum eher mit Reichard in die Gegend von Eberstein zu setzen wäre.

R. Fr. H.

### Strasburg.

Imprimerie de G. Silbermann 1843. Code historique et diplomatique de la ville de Strasbourg. Tom. I. Première partie. Chronique d'Alsace. Imprimé aux frais de la ville de Strasbourg. XXX und 236 Seiten in Quart.



Es konnte nicht fehlen, daß der edle Eifer, mit welchem seit geraumer Zeit von Seiten der Regierung Frankreichs die Veröffentlichung von neuen, die Revision von schon früher bekannten Quellen für die Geschichte dieses Reichs betrieben ward, die größeren städtischen Gemeinden daselbst zur Nachahmung weckte. In gleichem Grade, als der dritte Stand sich seiner politischen Bedeutung, des überwiegenden Einflusses auf die Gesamtbildung des Staats bewußt wurde, mußte in ihm das Verlangen rege werden, die geschichtliche Entwicklung seiner Institutionen, die allmähliche Gestaltung der Stellung, welche er zu den übrigen Ständen einnimmt, nach Möglichkeit zu verfolgen. In diesem Sinne hat die neueste Zeit mehr als eine treffliche Sammlung von Quellen und Bearbeitung der Geschichte größerer Reichthümer in Frankreich entstehen sehen. Aus derselben erfreulichen Richtung ist das vorliegende, auf Kosten von Strassburg gedruckte, von Schützenberger, dem Maire dieser Stadt, mit einer, die äußere Geschichte und die inneren Verhältnisse der Bürgerschaft während früherer Jahrhunderte erläuternden, Einleitung versehenes Werk hervor gegangen. Es hält schwer, sich eines tief schmerzlichen Gefühls zu erwehren, wenn man die deutsch abgefaßten Chroniken einer Stadt, welche Jahrhunderte lang mit Augsburg und Nürnberg, Lübeck und Ulm den Mittelpunkt des deutschen Bürgerlebens abgab und aus welcher, ob auch die Sprache sich wandelte, die Bande, welche an die Stammbrüder knüpfte, zerrissen wurden, bleibende Denkmale von der Blütenzeit deutschen Bürgerlebens reden, mit französischem Titel und französischer Einleitung versehen und in einer Sauberkeit, einer Eleganz hervor treten sieht, die lei-

nem ähnlichen Werke deutscher Städte zu Theil geworden ist.

Der Verf. der Einleitung, hinsichtlich welcher zu wünschen wäre, daß sie sich weniger aphoristisch und mehr in schrittweiser Erörterung über die Durchbildung der Verfassung von Strasburg verbreitet hätte, gibt uns zugleich zwey Abhandlungen über die Persönlichkeit und Lebensverhältnisse von Closener und Jacob von Königshoven, deren Chroniken bruchstückweise in diesem Bande enthalten sind. Closener anbelangend, dessen Chronik hier nach der Handschrift der königl. Bibliothek zu Paris abgedruckt ist, so beschränkt sich der Herausgeber vornehmlich auf Mittheilungen aus der zu Strasburg 1829 erschienenen Abhandlung Strobels, *De Frid. Closneri, presbyt. argent., chronico germanico*; seinen Nachrichten über Königshoven hat derselbe eine diesen Gegenstand umfassende Abhandlung des gelehrten Oberlin und die Einleitung, welche Schilter dem Abdrucke dieser Chronik voranschickt, zu Grunde gelegt. Vorliegender Abdruck ist nach der von dem Chronisten selbst angefertigten Handschrift vorgenommen. Beide Chroniken werden übrigens, wie schon oben angedeutet ist, hier nicht vollständig wieder gegeben, so daß der Werth der neuerdings veranstalteten, in der Bibliothek des literarischen Vereins zu Stuttgart enthaltenen, Veröffentlichung in keiner Hinsicht geschmälert wird. Weil nur der Zweck vorlag, dem *codex diplomaticus* von Strasburg eine allgemeine Uebersicht der Geschichte des Elsass hinzu zu fügen, begnügte man sich damit, die auf Strasburg und den Elsaß bezüglichen Erzählungen zusammen zu stellen.

Was die Fortsetzung dieses Werkes anbelangt, so soll zunächst eine Sammlung von Urkunden und Diplomen folgen, welche sich auf die politische Ge-

schichte der Stadt beziehen. 'Une seconde série, publiée simultanément avec la première, comprendra 1) les titres, diplômes et documents relatifs à la constitution politique, administrative et civile de la commune; 2) les titres et documents relatifs à la juridiction de la ville; 3) le droit strasbourgeois; 4) les documents et titres relatifs aux monuments de la ville.'

Hav.

### G ö t t i n g e n ,

bey Huth 1843. De Philoxeno Cytherio, Dithyramborum poeta. Scripsit Ludov. Aug. Berglein, Brunopolitanus, Reg. Seminar. Philolog. nuper sodalis. 77 Seiten in Octav.

Unter den Attischen Dithyrambikern der Aristophanischen Zeit ist Philoxenos von Kythera ohne Frage der bedeutendste. Von ihm besitzen wir noch verhältnißmäßig die meisten genaueren Nachrichten und die ansehnlichsten Bruchstücke. Er verdiente eine so sorgfältige Untersuchung wie sie Hr Berglein ihm in obiger Dissertation gewidmet hat.

Herr Berglein sucht zuerst die Lebensumstände des Dichters möglichst klar zu erörtern, prüft dann die Eigenthümlichkeit der Poesie desselben nach den Nachrichten der Alten und den erhaltenen Ueberbleibseln, weist dem Dichter die ihm zukommende Stellung in der Reihe der Dithyrambiker an und sucht zum Schlusse die oft und zwar schon von den Alten selbst mit dem Kytherier verwechselten gleichnamigen Celebritäten genauer zu sondern, als es bisher geschehen war.

Die Abhandlung ist nicht in Hast zusammen geschrieben, um den Anforderungen des Gesetzes zu genügen. Herr Berglein hat seinen Gegenstand

mit Ernst und Liebe gepflegt und ein Schriftchen geliefert, durch welches die Griechische Literaturgeschichte eine schätzenswerthe Bereicherung erhält. Man sieht es dem Büchlein an, daß sein Verfasser sich eine Uebersicht über die Griechische Literatur erworben, daß er namentlich die Entwicklung des Dithyrambus mit Aufmerksamkeit verfolgt und über manchen schwierigen Punct selbständig nachgedacht hat. Was er speciell über seinen Dichter erforscht hat, gibt ein ziemlich vollständiges Bild dieser bedeutenden Persönlichkeit. Auch Philoxenos Dithyrambik hatte den Halt verloren und einmahl über das Maß hinausgeschritten war sie in Stoffen und Formen unstät und verschwimmend, nur daß Andre es noch ärger trieben und Philoxenos Andre durch sinnreiche Erfindungen überbot.

Am besten sind wir noch von dem *Κύκλωψ* und dem *Λείπνον* unterrichtet. Namentlich das über das erste Gedicht von Herrn Berglein Ausgeführte ist wohl gelungen. An die critische Behandlung der Ueberreste des zweyten hat sich Herr Berglein mit Recht nicht gewagt, wohl aber hat er die Anlage und Tendenz des Ganzen schärfer zu bestimmen gesucht. In den über andere weniger bekannte Gedichte gemachten Bemerkungen sind manche Irrthümer selbst der bedeutendsten Forscher mit Glück widerlegt. Indes ist die Untersuchung zu schwierig, um überall vor Fehlgriffen sicher zu seyn und in allen Puncten Licht schaffen zu können. Z. B. in der p. 37 fast aufgegebenen allerdings bösen Hesychischen Glosse glaubt Ref. ziemlich wahrscheinlich herstellen zu können: *μεσαύχενος κυνός ασκούς* statt *νέκνας* und dann in der Erklärung *περιβαλλόμενον τὸ σχοινίον*. Unge- nügend sind auch die in der vielfach besprochenen Stelle des Hermestianax über Philoxenos gemachten

Conjecturen. Daß p. 15 vermuthete *οἷα τινα-  
χθεις Ὀρτυγίη* würde ohne den Zusatz *ἔρωτι* den  
gewünschten Sinn nicht haben; ohne jenes würde  
man an die auf Sicilien erlittene Strafe denken.  
Auch die p. 60 vorgeschlagene Verbesserung der  
folgenden Worte: *ὄν Γαλατειῆς αὐτοῖς μηλι-  
δίοις τήκετο καὶ προγόνοις* ist nicht glücklich,  
obschon der Gedanke getroffen scheint, den Herr  
Berglein unterlegt: *amorem quo tabescebat in  
Galateam una cum ovibus suis*. Daß können  
aber die Worte in jener Fassung nicht wohl aus-  
drücken. Vielmehr würde man verstehen: *amorem  
quo cum ipsis ovibus Galateae tabescebat*.

Am gelungensten scheint uns der letzte Abschnitt,  
wo die drey namhaftesten Homonymen, der Leu-  
kadier, dann Eryxis Sohn und der Pternokopis  
benannte Parasit, der in der mittleren Komö-  
die eine Rolle spielte, bis auf einige zweifelhafte  
Nebepuncte überzeugend geschieden werden. Der  
berühmte Schlemmer, Eryxis Sohn, wird mit  
dem Leukadischen Gourmand, dem Verfasser einer  
*καινὴ ὄψαρτυσία* in epischen Versen, identificiert  
und des Kytherischen Dichters *Λεῖπνον* als Ver-  
anlassung der Confusion des Andern mit dem Di-  
thyrambiker angesehen. Hierbey hat Herr Berg-  
lein Herrn Bergk und Meineke einige Versehen  
klar nachgewiesen.

Auch auf die Darstellung ist Fleiß verwardt.  
Daß Colorit ist im Ganzen lateinisch, obwohl  
nicht ohne Flecken, die ein so eifriger Philolog wie  
Herr Berglein ist, in der Zukunft leicht beseitigen  
wird. Besonders wird er auf einen leichtern und  
natürlicheren Fluß der Rede sein Augenmerk rich-  
ten müssen.

Fr. W. S.

## P a r i s,

bey Gide. 1841. Archives du Muséum d'histoire naturelle, publiées par les Professeurs - administrateurs de cet établissement. Tome II. Livraisons 1 — 3. 460 Seiten nebst 23 Steindrucktafeln in Quart.

In St. 187. des Jahrg. 1842 dieser Blätter haben wir zuletzt von diesen Archiven gesprochen. Die neuen Lieferungen enthalten: 1) Description des Crustacés nouveaux ou peu connus, et remarquables par leur organisation, conservés dans la Collection du Muséum d'histoire naturelle; par MM. Audouin et Milne Edwards. Besonders seit dem Jahre 1817 hat sich durch die reisenden Naturforscher, welche von der Administration des Museums in die verschiedenen Gegenden Asiens, Africas und Americas gesandt worden, die Sammlung der Crustaceen dieses Instituts vermehrt, so daß diese Sammlung eine der reichhaltigsten genannt werden kann. Mehrere interessante Formen daraus bilden den Gegenstand dieser Abhandlung. — 2) Nouvelles Recherches sur l'organe électrique du Malaptérure électrique par M. A. Valenciennes. Eine genaue anatomische Untersuchung des Zitterwelses ergab, daß das electriche Organ zu beiden Seiten, zwischen der Haut und den Seitenmuskeln gelegen ist, und von der Stirn und den Kiemen bis an die Basis der Schwanzflossenstrahlen sich erstreckt. Das Organ besteht aus 2 häutigen Schichten. Die äußere ist eine aus einem zelligen Gewebe dünner sich kreuzender Blättchen zusammen gesetzte Membran; diese Blättchen lassen Maschen zwischen sich, welche mit einer gelatinösen Flüssigkeit getränkt sind; die Membran ist gedoppelt, indem sie an ihrer untern Fläche mit

einer silberigen Aponeurose überzogen ist, welche aus sehr starken, gekreuzten, bis an die Afterflosse sich erstreckenden Fibern, besteht. Die innere Schicht ist nicht eine einfache Membran, sondern sie besteht vielmehr aus 6 — 7 über einander gelegenen Lamellen, welche leicht unter sich und von den unterliegenden Muskeln getrennt werden können. Diese Lamellen sind aponeurotisch, ziemlich straff, aber dünn, und ihre Oberfläche wird durch Aufsaugen von Wasser flockig. Zwischen beiden Hauptschichten laufen die Gefäße und Nerven; der Nerv kommt vom 8. Paar, entspricht dem Nerven der Laterallinie anderer Fische, welche hier fehlt, und verzweigt sich sehr fein in das electrische Organ. Die Lamellen der inneren Schicht erhalten aber außerdem noch Zweige von den Intercostalnerven. —

3) Notice sur un voyage dans l'Arabie heureuse, entrepris par M. P. E. Botta, naturaliste voyageur du Muséum. — 4) Plantes de l'Arabie heureuse, recueillies par M. P. E. Botta et décrites par M. J. Decaisne. — 5) Recherches physico-chimiques sur la teinture, par M. Chevreul (Anz. 1840. St. 154. u. 1842. St. 187). — 6) Second mémoire sur les Kaolins ou Argile à porcelaine, sur la nature et l'origine de cette sorte d'argile, par MM. Alex. Brongniart et Malaguti (Anz. 1842. St. 187). — 7) Nouvelles recherches sur le Nautilé flambé (Nautilus Pompilius Lam.), par M. A. Valenciennes.

Obgleich die Schalen dieses Mollusks in den Meeren in Uebersuß vorhanden sind, so kannte man doch das Thier nur nach wenigen oberflächlichen Bemerkungen Rumphs aus dem J. 1705, bis Hr Dwen (Memoir on Nautilus pompilius 1832. Quart) eine Anatomie nach einem Exemplare lieferte, welches Hr Bennet im J. 1829 bey Erromanga (neuhברי-

dische Insel) gefunden hatte. Hr Meder in Batavia erhielt zufällig 2 Exemplare dieses Thiers von Neu-Guinea und schickte davon eins an das Museum in Leyden, das andere aber an das in Paris. Dieses letztere Exemplar unterwarf Hr Valenciennes einer sehr genauen anatomischen Untersuchung, welche des Hn Dwns Zergliederung hin und wieder berichtigt und completiert. Dieser Untersuchung gemäß entwirft Hr Valenciennes sodann den folgenden zoologischen Charakter dieses zu der Ordnung Cephalopoda tetrabranchiata gehörenden Thiers: Genus Nautilus: Corpus oblongum, infra posteriusque pallio membranaceo, in siphonem gracilem postice porrecto, obtectum. Caput superum tentaculis numerosis cirrigeris in fasciculos octonos fastigiatis, coronatum. Oculi bini, magni, sessiles bitentaculati. Nares in vaginam elongatam, cirrum aemulantem infra oculos. Auris externa? fossulam versus, inter oculos et nares. Os corneum, vel ad apicem mandibulae calcareo - corneum, labio fimbriato crumeniformi circumtectum. Tubulus excretorius, vel infundibulum inferum parietibus inferne solutis, scelete cartilagineo suffultum. Branchiae quatuor. Testa discoidea, spiralis polythalamia. Anfractus contigui. Septa transversa antice concava: marginibus plus minusve undulatis, simplicibus et nec non lobatis, vel foliaceo - lobatis: syphone calcareo interrupto, aut continuo, lamellas septorum perforante. Dieses genus gehörte hauptsächlich der Vorwelt an, denn während die Zahl der noch lebenden Arten auf 2 (N. pompilius und N. umbilicatus) sich beschränkt, umfaßt die der fossilen mehr als 60. — 8) Recherches sur le développement des os et des dents, par M. Flourens. Der Verf. folgert aus den durch



Füttern mittelst Färberröthe bey Tauben, Schweinen u. s. w. angestellten Versuchen, daß die Knochen bey ihrem Wachsthum in die Dicke nur lagerweise zunehmen, und zwar so, daß indem äußerlich eine Schicht sich neu bilde, innerlich der Canalis medullaris durch Resorption innerer Schichten sich vergrößere. Aehnlich wachse der Knochen der Länge nach durch schichtweise Anlagerungen an die Enden der Knochen, wobey sich dann durch Resorption der Markkanal in denselben verlängere. Diese Resorption werde durch die Membrana medullaris, die Bildung aber durch das Periosteum vermittelt, — indem das Periosteum in Knorpel und dieser sodann in Knochen sich verwandle. Die Membrana medullaris sey nur eine Fortsetzung des Periosteum und könne in abnormen Fällen auch der Bildung des Knochen vorstehen. Der Callus werde, wie der Knochen selbst, vom Periosteum gebildet. Eben so bilden sich die Zähne, indem die dem Periosteum entsprechende Pulpa schichtweise verknorpelt und verknöchert. Die vom Verf. angestellten Versuche sind höchst interessant; allerdings beweisen sie eine schichtweise Bildung der Knochen, aber sie sind nicht im Stande den Beweis zu liefern, daß die Knochen, wenn sie einmahl gebildet sind, nicht auch noch ferner Veränderungen in ihrer Substanz erleiden können, welche durch die in ihr Statt findende Gefäß- und Blutvertheilung vermittelt wird. Eben so wenig sind sie geeignet die Thatsache zu widerlegen, daß bey Knochenbrüchen die Gefäße in den Knochen selbst und an den Bruchenden, wenigstens bey Säugethieren, an der Callusbildung Theil nehmen, und daß nach gänzlicher Entfernung eines Knochen die benachbarten oder umgebenden Weichtheile die Regeneration des Knochen vermitteln können.

Berthold.

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

68. Stück.

Den 27. April 1844.

---

L e i p z i g,

bey Fr. Fleischer 1844. Untersuchungen und Erfahrungen im Gebiete der Chirurgie von Dr Friedrich Pauli.

Sehr beliebt ist jetzt die Methode, unter der Firma von Untersuchungen, Erfahrungen, Beobachtungen, Ergebnissen, Beyträgen u. s. w. eine Reihe von einzelnen Materien zusammen zu stellen, einige Raisonnements daran zu knüpfen und so ein Buch in die Welt zu setzen. Wir begegnen solchen Schriften in jedem Zweige unserer Wissenschaft, und, der Natur der Sache nach, am häufigsten in dem practischen Gebiete. Wenn nun auf solche, ich möchte sagen, beyläufige Producte eine strenge Critik keine Anwendung findet, wenn sie nichts anderes prätendieren, als einige Beobachtungen und subjective Ansichten kund zu thun, so verhält es sich doch anders mit solchen, die unter dieser Firma eine Gelegenheit suchen, fremde Beobachtungen anzuseinden und zu verdächtigen, eigene Meinungen mit Arroganz an deren Stelle zu setzen

und, statt mit wahrer Critik, mit bloßen Behauptungen wissenschaftliche Lehrsätze anzugreifen. Die Schrift des Verf. gehört zu diesen Letzteren und es sey mir daher erlaubt, ihre wesentliche Richtung critisch zu beleuchten.

Die Schrift soll uns Untersuchungen und Erfahrungen liefern. Letzteres ist theilweise der Fall, denn einige Krankengeschichten sind gut und lehrreich; aber bey weitem nicht alles, was Verf. als solche gibt, ist Erfahrung, wie ich bey den speciellen Fällen nachweisen werde. Untersuchungen enthält die Schrift aber fast gar nicht, denn was Verf. als solche ansieht, sind meistens subjective Behauptungen gegen fremde Ansichten und Erfahrungen. Der Verf. sagt selbst, daß er schon früh gelernt habe nur das zu glauben, was er mit eigenen Sinnen wiederholt wahrnahm (S. 249). Das ist eine ganz schöne Sache für die subjective Ueberzeugung und eine gute Brustwehr gegen eigene und fremde Täuschung. Aber der Verf. ist im Irrthume wenn er meint auf diesem Wege fremde Beobachtungen widerlegen zu können. Für sich braucht er sie nicht zu glauben; darüber ist er nur sich selbst Rechenschaft schuldig. Will er aber auftreten und sagen, ich glaube dies oder jenes nicht, so muß er beweisen, daß es falsch sey, sonst stellt er nur eine subjective Meinung gegen eine andere und damit ist nichts gewonnen. Es gibt nur wenige Menschen, die durch ihre Autorität einer so ausgesprochenen Meinung einiges Gewicht geben können, und zu diesen wird sich der Verf. nicht rechnen wollen.

Die Schrift enthält im buntesten Gemische die verschiedensten Artikel, wie sie den Verf. gerade interessirt zu haben scheinen. Zum Theil sind es Fragen, die der gründlichsten Erörterung bedürfen

und leider zu häufig in der neuesten Zeit zum Gegenstande abgerissener und oberflächlicher Besprechung gemacht sind. Dahin gehören z. B. Contagium, Schielen, Kopfverletzung und Trepanation, über das Glück in der Chirurgie u. s. w. Der Verf. bringt dabey größten Theils nur Bekanntes vor, und wo er eine eigenthümliche Betrachtungsweise eintreten läßt, verallgemeinert er seine einzelnen Erfahrungen gewöhnlich so, daß das Ergebnis dadurch unsicher wird. Gegen anders Denkende ist er sehr intolerant, verfolgt ihre Worte bis in die größten Kleinigkeiten, oft mit Spitzfindigkeit Widersprüche hervor suchend und wo das nicht helfen will, leugnet er ihnen ihre Sache ins Gesicht ab. Wir müssen einige Beispiele dieser Art von vermeintlicher Critik mittheilen (S. 37). Unter der Rubrik Darmdurchlöcherung critisirt der Verf. einen von Osius mitgetheilten Fall, wo nach  $22\frac{1}{2}$  Stunde, nach heftiger Entzündung, die Durchlöcherung eingetreten seyn soll. Verf. glaubt nicht, daß dies so schnell geschehen könne, aber wie erklärt er hier den Vorgang? Die Person war bis zur Erkrankung nach allen Aussagen ganz gesund gewesen; sie hatte einen Streit mit ihrem Sohne, wurde danach plötzlich krank und starb nach  $26\frac{1}{2}$  Stunde,  $22\frac{1}{2}$  Stunde nach den ersten Erscheinungen heftigen Erkrankens; die Section ergab 3 Löcher von Hanssamenkern-Größe im obern Theil des jejunum und ausgebreitete Entzündung. Die Erklärung des Verfs ist folgende: Der Sohn hat die Mutter auf den Bauch geprügelt und einen Darmriß (3 Hanssamene große Löcher!) veranlaßt. Zwar sind bey dem Streite Personen gegenwärtig gewesen, die das Gegentheil aussagen, aber was macht das unserem Verf. aus! Er sagt: 'Niemand zeugt gern gegen einen Sohn, der seine Mutter

mißhandelt haben soll, besonders wenn sie daran gestorben ist. Außerdem war das Zeugnis nicht eidlich abgelegt, also nicht von absoluter Gültigkeit? — So weit kann also vorgefaßte Meinung führen, daß man Aussagen für Lügen und drey kleine, rundliche Löchelchen für eine traumatische Darmruptur erklärt.

In dem Kapitel über *inversio uteri* finden sich ähnliche critische Bestrebungen. Der Verf. ist nämlich durch einen Fall, in welchem 4 Aerzte nicht über die Diagnose zwischen *inversio* und Polyp ins Reine kommen konnten, und der sich bey der Section als Polyp erwies, zu der Ueberzeugung gekommen, daß die Diagnose sehr schwierig sey, und wendet nun diese Waffen gegen alle diejenigen, welche einen invertierten Uterus mit Erfolg entfernt haben wollen. Er sucht den Beweis zu führen, daß alle diese Fälle zu den Polypen gehören; daneben sucht er zu beweisen, daß eine *inversio uteri* nie anders vorkommen könne, als unmittelbar nach der Geburt oder durch einen großen und schweren, im *fundus uteri* angehefteten, Polypen. Bey dem in G. v. Siebold Journal V. 2 mitgetheilten Falle wird gesagt, man habe an dem abgebundenen Stücke die *tubae Fallopii* deutlich erkennen können. Dies hält der Verf. nun für eine Unwahrheit, da früher gesagt sey, der *fundus uteri*, sammt den Trompeten, seyen durch Brand gänzlich zerstört gewesen. Diese Aussage ist aber 6 Tage vor der Entfernung des Stückes gemacht, also zu einer Zeit, wo die Tuben noch nicht sichtbar seyn konnten. Es kann damit also entweder nur die Stelle bezeichnet seyn sollen, wo man die Tuben erwartete, oder die Aussage ist überhaupt eine unrichtige und übereilte. Ob aber nachher eine anatomische Untersuchung das Vorhandenseyn der Tu-

ben nachgewiesen, oder nicht, können nur die Beobachter wissen, nicht unser Verf., und wird ohne weitere Gründe diese Angabe geleugnet, so gibt man den Beobachtern entweder die größte Unwissenheit oder absichtliche Unwahrheit Schuld. — Ein solches Verfahren wird man aber nicht mit Critik verwechseln wollen. — Den zweyten Fall desselben Journals erzählt der Verf. gleichfalls und verfolgt ihn mit nichts sagenden Bemerkungen. Er findet es unter andern auffallend, daß man nach 5 Wochen die Patientin besuchte, um sich zu überzeugen, ob man sich nicht in der Diagnose geirrt habe, und sagt: also jetzt erst wollte man sich von der Richtigkeit der Diagnose überzeugen? — Auch dieser Fall wird ohne weiteres unter die Polypen verwiesen.

Den Fall von Portal in Palermo behandelt der Verf. eben so verächtlich. Portal sagt, die abgebundene Gebärmutter sey im pathologischen Cabinet der Universität nieder gelegt. Darauf erwidert unser Verf.: 'Solche Cabinetstücke, mit denen man keinem Vernünftigen imponieren kann, sind Schreckschüssen vergleichbar, die nur Kinder und alte Weiber in Furcht setzen.' Sollte es nicht manche Vernünftige geben, die einer bestimmt gemachten, und durch ein Präparat zu kontrollierenden, Aussage nicht eher zu widersprechen wagten, bis die Sache näher untersucht ist?

Ein Fall von Dr. Bettinger, dem Verf. mitgetheilt, gibt den klarsten Beweis einer inversio uteri, die 4 Jahr nach der Geburt des jüngsten Kindes zuerst Krankheitserscheinungen veranlaßte, also vorher entweder gar nicht oder in unmerkbarem Grade vorhanden war. Der Fall wurde durch die Section erwiesen. — Was ist nun dagegen zu sagen? Unser Verf. ist nicht in Verlegenheit. Die

Frau, bald nach der Geburt des letzten Kindes von ihrem Manne getrennt, lebte in einer Wirthschaft, wo täglich neue Versuchung über Nacht liegt, — eine außereheliche Schwangerschaft, verheimlichte Geburt, Ziehen am Nabelstrange u. s. w., kurz eine aus der Luft gegriffene Geschichte um eine Thatsache damit zu widerlegen. Mord und Ehebruch müssen herhalten, um die Thatsachen nach des Verfs Sinn zu erklären. — Die angeführten Beyspiele werden hinreichen, meinen Ausspruch zu rechtfertigen, daß des Verfs Bemerkungen gegen fremde Mittheilungen eher allem andern, als einer gesunden Critik, gleichen.

Wenn wir somit in dieser Beziehung der vorliegenden Schrift keinen Werth beylegen können, so werden wir uns zu den mitgetheilten Krankheitsfällen und practischen Bemerkungen wenden müssen, um einige Ausbeute zu gewinnen. Aber da ist es leider auch sehr sparsam. Nur wenige Krankheitsfälle sind von besonderem Interesse, die meisten gewöhnlich und die daran geknüpften Betrachtungen oft voreilig, oft durch Vorurtheile befangen. Die physiologischen und pathologischen Erklärungen sind oft sehr kühn, oft sehr beschränkt, die Beyträge zur Diagnose oft unhaltbar. Wir wollen einige Fälle durchmustern.

Zuerst finden sich 4 Fälle von Lähmung des n. facialis. Die beiden ersten enthalten nichts Besonderes; bey dem dritten soll nach einem halben Jahre noch ein süßlicher Geschmack geblieben seyn, wobey der Verf. ausruft: 'wieder ein Beweis, daß der n. facialis nicht rein motorisch ist.' So leicht nimmt es die Physiologie mit den Beweisen nicht, sonst würde es schlecht um diese Wissenschaft stehen. Was hat denn ein süßer Geschmack mit einer Lähmung zu thun?

Der vierte Fall betrifft eine Fractur der pars petrosa mit nachfolgender Gesichtslähmung. Der Verf. behandelt diesen, an und für sich interessanten Fall, ausführlich, weshalb ich ihn kurz mittheilen will. Der nachherige Patient fällt von einem Wagen und bleibt bewußtlos liegen; eine nicht unbedeutende Blutung, nach der Aussage des Fuhrknechtes mindestens ein Schoppen, erfolgt aus dem rechten Ohr; der Verletzte erbricht sich. Nach  $\frac{3}{4}$  Stunden kann er, von mehreren Personen unterstützt, nach seiner 1 Stunde entfernten Wohnung geführt werden. Nach 7 Stunden findet ihn unser Verf. blaß, aber bey Bewußtseyn und die Fragen mit Stottern beantwortend. Verwundung oder Hirnschalenbruch war nirgends aufzufinden, nur Blutunterlaufung um das Ohr und bis zum Halse. Die Ohrblutung hatte aufgehört, aber das Kopfkissen war von frischem, hellrothem Blute genetzt. Bey einer mäßig antiphlogistischen Behandlung traten keine Gefahr drohenden Zufälle ferner auf und der Kranke besserte sich. Am 5ten Tage der Behandlung bemerkte Vf. eine Verziehung des Gesichtes in Folge einer eingetretenen Paralyse des n. facialis, welche nach einem halben Jahre noch nicht vollkommen geheilt war. Nun die Erklärung des Falles. Zuerst die Ohrblutung. Verf. behauptet, sie müsse eine arterielle gewesen seyn, und von der Verletzung eines sinus durae matris müsse man wegen der hellen Farbe des Blutes ein für alle Mal absehen. Dagegen muß ich nur bemerken, daß Verf. die Blutung selbst gar nicht beobachtet hat, und bezweifle, daß die Queichheimer Fuhrknechte und Landleute auf die Unterscheidung des venösen und arteriellen Blutes eingeübt sind. Das Blut auf dem Kopfkissen war aber schon einige Zeit mit der Luft in Berührung gewesen und da



fällt der Farbenunterschied fast ganz weg. — Der Verf. fährt nun fort die Quelle seines arteriellen Blutes zu erforschen. Aus einer Arterie des Gehirns selbst oder der *meningea media* konnte das Blut nicht herrühren. Eine Zerreißung des Trommelfelles schien vorhanden zu seyn, da der Kranke bey dem Schnutzen der Nase Luft und den Schall seiner Worte durch das Ohr dringen fühlte. (Gibt es denn nicht leichte Mittel um eine solche Diagnose auf objective Weise fest zu stellen?) Durch die Sugillation wird es dem Verf. wahrscheinlich, daß Blut durch den *canalis Fallopii* aus dem *foramen stylomastoideum* in das Zellgewebe und die Haut unter dem Ohre gedrungen sey. Die Lähmung des *n. facialis* deutet auf ein Zurückbleiben von Blut im *canalis Fallopii*, welches, weder entleert noch resorbiert, auf den Nerven drückte. Kurz die Blutung erfolgte aus den zerrissenen *arteriae tympanica* und *stylomastoidea*. Der Verf. hat sich wohl bey dieser Behauptung die Größe dieser Gefäße nicht klar ins Gedächtniß zurück gerufen. Wie sollten Gefäßchen, die in ihrem Ursprunge  $\frac{1}{4}$  Linie dick, in der *pars petrosa* aber viel kleiner sind, einen Schoppen Blut liefern! Auch irrt der Verf. wenn er meint, neben dem *n. facialis* sey im *canalis Fallopii* so viel Raum, daß Blut dabey her und zum *foramen stylomastoideum* heraus laufen könne, um am Halse eine Ekchymose zu bilden. Auch von dieser Passage hat der Verf. wohl eine etwas zu großartige Vorstellung. — Der Grund, weshalb sich der Verf. in alle diese Schwierigkeiten verwickelt hat, ist der, daß er einen Fall, der sich durch die Annahme einer Fractur des Felsenbeins am einfachsten erklärt, zum Beweise gegen diese Annahme hat benutzen wollen.

Auf den folgenden Seiten theilt der Verf. Beobachtungen über die Lähmung des n. oculomotorius mit. Bey diesen Zuständen findet der Verf. die Muskeln, welche vom n. oculomotorius versorgt werden, außer Thätigkeit. Das Augenlid hängt, das Auge schielt nach außen und kann weder nach innen noch gerade nach oben, noch gerade nach unten, noch schief nach unten, d. h. in den Richtungen, nach welchen die musc. rectus internus, superior, inferior, levator palpebrae und obliquus inferior thätig sind, bewegt werden. Hier vermischt der Verf. Beobachtung und Supposition, denn der m. obliquus inferior hat mit den genannten Bewegungen nichts zu thun. Er rotiert den Augapfel und stellt die Pupille etwas nach außen und oben, nicht schief nach unten, wie der Verf. annimmt. — Nach der Durchschneidung des m. rectus externus nimmt das Auge in diesen Fällen seine normale Stellung nicht wieder ein und der Verf. meint, man würde dies vielleicht erreichen, wenn man den rectus externus durchschneide, aus dem internus aber ein Stück ausschneide, 'indem nicht mehr so viel Nervenkraft für den zusammen geheilten und somit verkürzten Muskel nöthig seyn dürfte, als zuvor.' Was doch die Nervenkraft sich muß gefallen lassen! Hier dürfte der obliquus superior eher der Schuldige seyn. — Bey dieser Gelegenheit macht der Verf. auch auf die Wirren aufmerksam, die rücksichtlich der ptosis und des lagophthalmus bestehen, tadelt die Lehrbücher und behauptet, die ptosis sey immer Symptom der Paralyse des n. oculomotorius, der lagophthalmus (Verf. schreibt das lagophth. so wie das vomer) immer Symptom der Paralyse des n. facialis. Wenn er auch nachher zu Gunsten der s. g.

mechanischen ptosis eine Ausnahme macht, so bleibt doch diese Behauptung sehr einseitig.

Ueber ophthalmia gonorrhoeica, aegyptiaca und neonatorum erfahren wir, daß sie sich kaum von einander unterscheiden. 'Immer ist es eine conjunctivitis blenorrhoeica, die man vor sich hat, und erreicht diese conjunctivitis einen hohen Grad, so kann sie ansteckend werden. Es muß als ein Irrthum angesehen werden, wenn man die ophth. gonorrh. von einer Tripper-Metastase abgeleitet hat, denn die Harnröhren-Schleimhaut und die Conjunctiva haben keine nähere Verwandtschaft. Es ist immer Uebertragung. Hat man gesehen, daß der Tripperaußfluß beym Erscheinen der Augenentzündung aufhörte, so ist dies lediglich einer starken Erkältung und dergl. zuzuschreiben. Die ophth. neonator. entsteht lediglich durch Verunreinigung der Augenlider mit Vaginalschleim von Müttern, die während des Geburtsactes an fluor albus benignus litten, oder durch Augenschleim daran Leidender. Alle andern Veranlassungen, deren man in Handbüchern zu Duzenden aufgezählt hat, sind nicht stichhaltig.' — Diese nackten und gänzlich unmotivierten Behauptungen verurtheilen sich hinreichend selbst. Glaubt denn der Verf. durch seine Autorität Fragen entscheiden zu können, die durch die gründlichsten Erörterungen bis jetzt nicht haben zum Schluß gebracht werden können?

S. 45 zieht der Verf. wieder zu Felde. 'Man hat sowohl angeborene abnorme Lähmung, als die angeborene abnorme Trennung organischer Theile für Hemmungsbildungen erklärt. Man sieht aber, daß hierin ein Widerspruch liegt; denn will man consequent seyn, so darf man nicht nach Belieben einmal widernatürliche Cohärenz und dann wieder

naturwidrige Trennung organischer Theile der Hemmungsbildung zumessen.' — Einiges Studium der Entwicklungsgeschichte würde den Verf. belehren, daß hier nicht nach Belieben verfahren ist, und würde ihm die Unannehmlichkeit ersparen, Widersprüche zu erheben, welche Unbekanntschaft mit dem besprochenen Thema zur Schau tragen. Atresieen sollen immer auf Hypertrophie der betreffenden Theile beruhen, und doch theilt Verf. selbst einen Fall von atresia ani mit, in welchem der größte Theil des intestini recti, die m. transversiperinaei, der levator intestini recti und der coccygeus fehlten. Wer möchte das Hypertrophie nennen?

Der Fall von Hydrophobie ist recht interessant. Die Bemerkungen dabey enthalten aber viel Einseitiges. So findet man darunter die Behauptung, eine venerische Ansteckung könne nur bey verletzter Schleimhaut erfolgen. Verf. findet es wahrscheinlich, daß das Contagiöse sich mit dem Eintritte des Todes verliert. Ueber das Wesen der Hydrophobie bringt der Verf. folgenden Passus bey: 'Müßte ich meine Meinung über das Wesen der Hydrophobie abgeben, so würde ich sagen: das aus der Wunde entwichene Wuth-Contagium wandere nach dem n. vagus oder einem Cervical-Geflechte und entzünde diese Nerven u. s. w.' Da der Verfasser durch nichts gezwungen war, eine solche Meinung zu äußern, hätte er sie wohl am besten unterdrückt.

Doch ich werde zu ausführlich, wenn ich dem Verf. in der bisherigen Weise folge; auch glaube ich, daß zur Motivierung meines Urtheils genug geschehen sey. Der Verf. hat dies Buch geschrieben, theils um Krankheitsfälle aus seiner Praxis mitzutheilen, theils um sich einmahl Luft zu ma-

chen, alte Ansichten nieder zu werfen, Mängel aufzudecken, Inconsequenzen anzufechten und neue Ideen, neue diagnostische Mittel, neue Methoden der Wissenschaft darzureichen. Schade daß er bey der Beurtheilung der eigenen Leistungen nicht eben so streng war, als bey fremden. Er eifert z. B. gegen die Männer, die hinter dem Studiertische ihre Methoden und Diagnosen machen, und doch will es mir scheinen, als ob es ihm selbst auch zuweilen so gegangen wäre. Wenn er z. B. als diagnostisches Mittel angibt: 'Bey inversio uteri ist immer die Mündung der Tuben aufzufinden,' so glaube ich nicht, daß dies der Erfahrung entnommen ist, muß aber dabey bemerken, daß der Verf. dies auch nicht behauptet. Wer oft erfahren hat, daß man bey gesundem, aufgeschnittenem uterus das ostium uterinum der Tuben nur schwer auffinden kann, und sich nun den invertierten, angeschwollenen, beschmutzten Uterus denkt, an dem man nicht einmahl die Gegend kennt, wo man die Tubenöffnung zu suchen hätte, wird mir vollkommen beystimmen. Aber an solchen Behauptungen ist der Verf. reich.

Hätte unser Verf. die wichtigeren Krankengeschichten und Operationsergebnisse in einem Journal bekannt gemacht, seine Raisonnements aber gespart, so hätte die Wissenschaft keinen Schaden genommen, und manches Verkehrte wäre ungesagt geblieben.

Nun nur noch ein Wort über die angehängten Aphorismen. Verf. scheint durch die etymologische Bedeutung des Wortes Aphorismen (von ὀρίσειν, begrenzen, beschränken) zu dem Glauben gelangt zu seyn, es seyen dies Sätze, in welchen man beschränkte Ansichten niederlegt. Er hätte dies nicht thun sollen, denn Manche glauben aus solchen Kurz

gefaßten Sentenzen auf den Ideenkreis eines Menschen zurück schließen zu dürfen. Ich will nur einige dieser Sätze als Belege folgen lassen.

4) Das Studium der Medizin ist vielleicht minder schwierig wegen der großen Anforderungen, die man an den Arzt macht, als wegen des finanziellen Aufwandes, der dabey erheischt wird.

6) Dissertationen fördern im Allgemeinen die Wissenschaft sehr wenig u. s. w.

7) Praktiker in Universitätsstädten wissen, daß die Professoren nicht infallibel sind.

11) Die Medizin muß, um zu gedeihen, in ihre alten hippokratischen Rechte eingesetzt werden, d. h. man muß beobachten können, ohne Recepte zu schreiben.

13) Die subtilen anatomischen Entdeckungen der neueren Zeit haben der praktischen Medizin nichts gefrommt. (Ref. dachte dabey unwillkürlich an die Anatomie des Felsenbeins)

14) Ebenfowenig werden die chemischen Untersuchungen, die man nun in Berlin so eifrig mit Excretionsstoffen anstellt, die Medizin fördern.

16) Damit das Studium der Anatomie minder trocken und ermüdend wäre, würde es wohl ersprießlich seyn, stets damit die Lehre der Physiologie und Chirurgie zu verbinden. (So geschah es in London, bis H. Cooper zuerst die Ungründlichkeit dieser Methode einsah und die Vorlesungen trennte)

19) Die Rationalität mit Hippokrates im Munde und die Feder zum Receptschreiben hinter dem Ohre, dieß ist das Bild gar vieler Aerzte.

46) Das asthma Millari scheint eine intermittens larvata zu seyn.

47) Es gibt kein *asthma thymicum*. Es ist ein *thema mysticum*. (Wäre als Scherz recht gut.)

51) Daß *post hoc, ergo propter hoc* hat bisher die ganze Medizin vorzüglich aufrecht erhalten.

67) Sogenannte Eselsohren sollte man nur an solchen Blättern in Büchern anbringen, auf welchen Absurditäten sich befinden. In mancher medizinischen Schrift bedürfte es alsdann nur eines einzigen Eselsohrs, das aber alle Blätter umfaßte.

68) Die therapeutische Weisheit mancher Aerzte scheint sich im *oleum jecoris aselli* zu erschöpfen. Wäre man hiernach nicht berechtigt, dieses Mittel *oleum jecoris asini* zu nennen?

Doch ich muß den Leser wegen dieser Citate um Verzeihung bitten. Solcher Aphorismen sind 80 vorhanden.

Die dem Buche beygegebenen 4 Lithographien stellen 2 Individuen vor und nach der Rhinoplastik dar. Verf. hätte uns die Bilder sparen können, da er selbst wissen muß, wie wenig solche Zeichnungen eine Anschauung von dem wahren Aussehen zu geben pflegen.

D. Kohlrusch.

### B ü r i ch,

bey Meyer und Zeller. 1843. *Scholiorum Theocriteorum pars inedita, quam ad codicis Genevensis fidem edidit T. Adert, Schol. Norm. A. et in Gymn. Genev. Professor. VI und 94 Seiten in Octav.*

Schon Jf. Casaubonus kannte den Genfer Cod. der Scholien zu Theokrit und er so wohl als Walckenaer und Ruhnken hatten längst einzelne werthvolle Notizen aus ihm mitgetheilt. Wüste-

mann wußte sich eine Collation der Scholien zum ersten Idyll zu verschaffen, gelockt durch die Angabe J. Senebiers Catal. des manuscrits de Genève 1779. p. 49, wonach der Codex Pindari Grammatici scholia ad Dionysium Thracem scripta enthalten sollte. Seine Erwartungen wurden geteuscht; die Scholien waren äußerst fehlerhaft geschrieben und schlechter als die bekannten. Darum hat Herr Aldert wohl daran gethan, uns mit einer vollständigen Abschrift zu verschonen. Er gibt nur die inedita und fügt aus der in Deutschland völlig unbekannt gebliebenen Ausgabe des Franzosen Gail (Paris 1828) Alles hinzu, wodurch die gewöhnlichen Scholien vervollständigt werden.

Der Genfer Codex, angeblich aus dem XIV. Jahrhundert, enthält die Hesiodischen Gedichte und vitam Pindari cum Graecorum versuum conspectu quodam. Das wird wohl das seltsame Aushängeschild des Senebier veranlaßt haben. Aber Herr Aldert hätte uns sagen sollen, ob die vita Pindari mit den bekannten stimme? Vielleicht holt er das gelegentlich nach. Unsere Scholien unterscheidet Herr Aldert durch A und B als prior posteriorque *Msti ἐξήγησις*, — ein etwas unklarer, nicht näher erklärter Ausdruck. Die Pariser Scholien, genau abge sondert, sind elende Dinge von Moschopulos und Triklinios und Consorten. Man suche ja keine Goldkörner alter Cregeten in diesen Trivialitäten. Nichts desto weniger werden sie den Critikern behilflich seyn, die alte Ueberlieferung von dem neuen Byzantinischen Texte schärfer zu unterscheiden. So viel Referent bekannt, wußten wir bisher gar nicht, daß jene Gelehrten den Theokrit commentiert hatten.



Die Genfer Scholien hingegen bieten in der That einzelne werthvolle Notizen, unter denen leicht die Angabe in dem Scholion zu XVII, 121 das Interessanteste seyn dürfte, indem wir daraus lernen, daß Ptolemäos Philadelphos seinen Aeltern wie seinen Schwestern Arsinoe und Philotera einen *παμμεγέθης ναός* erbaute, wie er nach Letzterer auch die Stadt Philotera am rothen Meere nannte. Diese Notiz, aus *Lykos ἐν τῷ περὶ Νέστορος* geschöpft, ist von Herrn Petronne scharfsinnig erläutert und es ist recht, daß Herr Aldert p. 87 — 90 den kleinen Aufsatz vollständig mitgetheilt hat.

Sonst beschränkt sich das Meiste auf kleine Berichtigungen oder Bereicherungen der gedruckten Scholien. Hinter dem Texte hat Herr Aldert in Anmerkungen den Gewinn angedeutet, Verbesserungen versucht und sonstige Observationen angeknüpft. Hier stößt man sehr oft auf Unhaltbares und Verfehltes, obschon auch einzelne gute Bemerkungen vorkommen. Herr Aldert ist in den Grammatikern noch nicht recht zu Hause. So irrt er z. B. zu IV, 16, wenn er den Vers des Kallimachos herstellen will: *Προίκιον ἐνδυνέως εἶδαρ ἔρωτος ἐών*, indem er übersieht, daß nothwendig *πρώκιον* in den Worten liegen muß, wofür eben der Scholiast sich auf den Dichter beruft. Die Stelle ist schwerlich zu restituieren. Denn auch was Herr Hecker *Comment. Callim.* p. 146 seq. versucht hat, genügt nicht.

F. W. S.

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

## 69. Stück.

Den 29. April 1844.

---

P a r i s,

bey Fortin 1842. Anatomie et physiologie du système nerveux de l'homme et des animaux vertébrés; ouvrage contenant des observations pathologiques, relatives au système nerveux et des expériences sur les animaux des classes supérieures; par F. A. Longet. T. I. VIII und 942. T. II. 698 Seiten in Octav.

Das vorliegende, sehr ausführlich wie die Seitenzahl beider Bände zeigt, und fleißig gearbeitete Werk des Verf., der schon durch mehrere gekrönte Preisschriften im Bereiche der Physiologie bekannt ist, bezeichnet ziemlich den Standpunct der Neurologie, den diese gegenwärtig, wenigstens in Frankreich, einnimmt. In solcher Beziehung und wegen des reichhaltigen Inhalts überhaupt und seiner Tendenz zum Fortschritte, wenn auch keine neue Anhöhe erstiegen wurde; und weil eine Uebersetzung fern liegt und auch nicht nöthig seyn dürfte, erscheint es billig, ihm, unter geduldiger Begleitung einer bescheidenen Critik, eine größere Aufmerksam-

keit zu widmen. Der Verf. hat seiner Arbeit ein breites Terrain gegeben; außer der reinen anatomischen Beschreibung, die umfassend genug ist, wird ihr anormaler Theil nicht unberührt gelassen. Auf die Entwicklung des Nervensystems im Allgemeinen (meistens nach den trefflichen Vorarbeiten Niedemanns), auf die Physiologie, auch in so fern diese der Psychologie den Weg bereitet, mit besonderer Betrachtung des Apparats der sensilen und motilen Functionen, nebst Hinweisung auf die Structur und chemische Zusammensetzung ihrer Träger, ferner auf eine fortlaufende vergleichende Anatomie, wenn auch nur in Umrissen, auf eine fleißige Zusammenstellung mehr oder weniger bekannter pathologischer Ergebnisse ist gehörige Rücksicht genommen, so daß dem Lehrenden und Lernenden eine gute Uebersicht gewährt wird. Die Literatur ist reich und genügender als man sie gewöhnlich bey den Franzosen antrifft.

Hinsichtlich der Entwicklung des Nervensystems wird die Ansicht von Serres, daß diese von der Peripherie zum Centrum Statt habe, gegen die, welche sie bestritten, vertheidigt, wenn auch nicht durch eigene Beobachtungen bestätigt. Galls Meinung, daß die graue Substanz als die matrix der weißen zu betrachten sey, findet zu viel Widerspruch, um sie ferner haltbar machen zu können. Nach den bisherigen Beobachtungen über diesen Gegenstand lassen sich folgende Schlüsse im Allgemeinen aufstellen: Es besteht bey dem Embryo ursprünglich keine bekannte Relation zwischen der Hirn=Rückenmarks=Achse und den Nerven. Das peripherische N. S. ist schon deutlich genug, während das centrale kaum sichtbar ist. Bey Mißgeburten kann das erste vorkommen und das zweyte fehlen. Der *nisus formativus* organisiert jeden

Theil an seiner Stelle, es gibt eine Succession der Entwicklung, aber der eine Theil ist nicht die Efflorescenz des andern.

Es scheint, daß die graue Substanz nicht vor der weißen existiere, eher möchte das Gegentheil wahr seyn. Eine feste Substanz kann eine andere feste Substanz nicht ernähren. Die Cerebrospinal-Achse des Menschen bietet, ehe sie ihre eigenthümliche Form erhält, in ihrer successiven Entwicklung, fast die verschiedenen Formen desselben Organs bey den Wirbelthieren der verschiedenen Classen dar. — Für die Lehre Bells über die motilen und sensilen Nerven spricht der Verf., unter einigen Modificationen, entschieden sich aus, indem er sie historisch und physiologisch beleuchtet. In dem Abschnitte, der von der Art der Thätigkeit dieser beiden Agenten handelt, stellt sich als Resultat heraus:

1) daß die Kraft, welche ein motiler Nerv leitet, nur allein nach der Richtung der Primitivfasern ihre Thätigkeit und Wirksamkeit äußert, d. h. von der Mitte nach dem Umfange, niemahls im entgegen gesetzten Sinne;

2) daß die Primitivfasern mehrerer motiler Nerven, die sich zu einem Plexus oder einem Stamme vereinen, ihre Kraft darin der ganzen Länge nach isolirt kund geben, d. h. daß die excitatorische Kraft der einen sich nicht der anderen mittheilt. — Die Frage, zu welcher Zeit ein Bewegungsnerv, der nicht mehr mit der Cerebrospinal-Achse zusammen hängt, seine Excitabilität verliere, d. h. sein Vermögen, Contractionen hervor zu rufen, sobald man direct ihn reizt, beantwortet der Verf. nach eigenen Versuchen mit der galvanischen Batterie an Hunden und Kaninchen dahin, daß dies binnen

vier Tagen geschehe. Hinsichtlich der sensiblen Nerven beobachtete er, daß sie an ihrem Ursprunge und in einem gewissen Abschnitt ihrer Bahn noch wirksam seyn können, wenn ihre Endfasern schon fühllos geworden sind.

Bekanntlich gibt es Beispiele in Menge, daß Menschen noch das Gefühl verlornen Glieder zurückbehalten; so z. B. hatte ein Mann, dem vor 13 Jahren der Arm amputirt worden, immer noch das Gefühl seiner Finger und als ob seine Hand sich in gekrümmter Lage befände; ein anderer, dem der rechte Arm von einer Kanonenkugel zerschmettert und hinterher amputirt wurde, empfand noch nach 20 Jahren starke rheumatische Schmerzen in diesem Gliede, wenn das Wetter sich änderte. Diese Thatsachen beweisen, daß die örtlichen, durch sensitive Fasern erzeugten Sensationen von der Ordnung abhängen, in welcher sie an der Cerebrospinal-Achse entspringen, nicht aber von ihrer relativen Lage in der Peripherie. Die Durchschneidung der Nerven in vielen Fällen von Neuralgie ist daher ohne Nutzen. — Im 4ten Kap. von der mikroskopischen Anatomie bemerkt der Verf., daß die Ansicht von der Canal- oder Röhrenform der primitiven Nervenfasern, die schon längst und zuerst angenommen, dann verlassen, wieder hervor gezogen, abermahl bestritten wurde, jetzt endlich die Oberhand gewonnen zu haben scheint. Das Historische dieses langen wissenschaftlichen Kampfes ist mit Umsicht geschildert. Die Vericosität der Fasern wird verworfen (sie ist Product der Behandlung), Lenet fand nur fibres rectilignes; dies hindert indes nicht, mit Mandl (s. dessen Anat. microscop. 3. livr.) anzunehmen, daß es zwey Ordnungen derselben gibt, die eine mit einfachem, die andere mit doppeltem Contour.

Das Innere der letzteren läßt keine Kügelchen wahrnehmen und ihre Oberfläche ist ganz eben; neben der äußeren Linie bemerkt man eine zweite innere Linie. Die Primitivfasern der wirbellosen Thiere haben diesen Doppelcontour nicht, während ihn die Wirbelthiere beständig haben. Die Fibern mit einfachem Contour sind nicht so zahlreich, durchsichtiger und etwas grauer als die vorigen, Mandl traf sie vorzüglich im Sympathicus magnus an; zerrissen oder zusammen gedrückt bilden sie leicht Haufen von Kügelchen, in Wasser aufbewahrt werden sie fast immer varicos. Mandl schlägt vor, diese Fibern die grauen zu nennen, indes ohne Bezug auf die Ansicht, welche Remak zuerst von solchen zu begründen versuchte. Der Verf. stellte mit Mandl vergleichende Untersuchungen über die Primitivfasern der Bewegungs- und Gefühlsnerven bey Thieren an, wiewohl er aber die verschiedene Function derselben für unbestreitbar hält, konnte er doch keine materielle Verschiedenheit entdecken. Nach der Meinung der meisten Mikrographen letzter Zeit, wie Lenet, Mandl, Valentin, G. Burdach ist der Inhalt der Nervenröhren ein liquider, sobald er möglichst frisch untersucht wird; ob er aber ein stehender oder beweglicher sey, darüber ist noch nichts auszusagen. — Mandl fand in der grauen Substanz eine graue und weiße; die gestaltlose graue ist sehr feinkörnig und findet sich in großer Menge in der Rindensubstanz, der sie ihre Farbe gibt. Die weiße gestaltlose Substanz war vor Mandl und Longets Beobachtungen noch unbekannt, sie soll sich nicht allein in der Rinde, sondern zuweilen selbst im weißen Marke finden, und große halbflüssige Massen, die sich leicht in Tröpfchen auflösen, bilden. Ob hierbey nicht auch wieder eine Teuschung obwalte, wie es so häufig

bey mikroskopischen Untersuchungen geschieht, wollen wir dahin gestellt seyn lassen.

Die Betrachtung der peripherischen Endigung der Nerven, die von C. Burdach und Valentin fast mit Sicherheit festgestellt zu seyn scheint, führt zu dem Schlusse, daß die Nerven im Allgemeinen und im eigentlichen Sinne des Wortes an der Peripherie nicht enden und ihr centrifugaler Theil mit dem centripetalen ungetrennt sich vereinigt, eine Beobachtung, die er selbst auch durch eigene Versuche will bestätigt gefunden haben. Die chemische Analyse der Gehirnschubstanz von Conerbe, die neuerdings sich geltend zu machen suchte, scheint schon wieder durch eine neueste von Frémy verdrängt zu werden. Die unmittelbaren Principe, die dieser mittelst Alkohol und Aether gewann, sind: 1) eine weiße Materie, die er *acide cérébrique* nennt, 2) Cholesterine, 3) eine eigenthümliche Fettsäure, *oléophosphorique* genannt, 4) Spuren von Olein, Margarin und fetten Säuren. — Lassaigue stellte chemische Versuche mit den Halsganglien des Pferdes an, er fand darin größtentheils Fibrine, in geringer Menge Albumine, dann auflösliche Albumine, Spuren fetter Stoffe und phosphorsauren und kohlensauren Kalk. — Den bisherigen Ansichten und Wahrnehmungen über die Nervenkraft ist ein ausführlicher Abschnitt gewidmet. Prevost, Beraudi, Lemberg und Sobert glaubten im Nervensystem auch eine magnetische Kraft bemerkt zu haben, der Verf. stellt sie in Zweifel, eben so wenig huldigt er der Ansicht von der Identität der Nervenkraft mit dem electricischen Fluidum. Nach eigenen Experimenten und nach Prüfung Anderer folgert er, daß bislang kein directer und gewisser Beweis für die Hypothese, daß electricische Strömungen in den Nerven existieren,

gegeben, daß Electricität und Nervenkraft nicht identisch, daß es aber verwegen sey, jegliche Analogie zwischen beiden zu leugnen. Das Neurilem, welches schwache electriche Ströme leitet, vermag das Nervenprincip nicht zu leiten (?); die Electricität ist aller Wahrscheinlichkeit nach nur ein einfaches Erregungsmittel der Nervenkraft an sich, und ihre Action muß als eine solche betrachtet werden, die mit der der mechanischen und chemischen Reize Aehnlichkeit hat. Ref. ist der Ansicht, daß das Electricon sicher nur ein Begleiter und Hilfsagent des Bioticon, aber für den Organismus, wie für die Natur überhaupt, ein gleich nothwendiger ist.

Nachdem der Verf. historisch treu und unbefangen und genügend dargestellt hat, was bis dahin über die Structur und Thätigkeit des Nervensystems im Allgemeinen bekannt und als gültig anerkannt worden, geht er zur descriptiven Anatomie über, die in Hinsicht ihrer Vollständigkeit kaum etwas zu wünschen übrig lassen möchte. Sömmerrings Hirn- und Nervenlehre, von Valentin umgearbeitet, erscheint zwar Ref. genauer noch und tiefer eingehend in mancher Beziehung, dagegen hat aber unser Verf. sein Werk durch eine Menge pathologischer Ergebnisse in allen Phasen des Nervensystems lehrreich zu machen gesucht. Unserer Meinung zufolge ist diese Verbindung zwar nicht zu tadeln, aber sie zertheilt das Interesse und überladet das Werk als ein Handbuch der Anatomie; es würde angenehmer seyn, wenn die pathologische Abtheilung ein Buch für sich bildete, dann freylich verlöre es seinen selbständigen Werth, indem die hier benutzten Beobachtungen fast ohne Ausnahme fremdes Gut sind. Da auch überall auf die Entwicklungsgeschichte, die vergleichende Anatomie und die geschichtliche Ausbildung dieser



Wissenschaft Rücksicht genommen wird, so wird zu vieles zusammen gedrängt und kann es daher nicht ausbleiben, daß hier und dort manche Lücke geblieben und viel und längst Bekanntes wiederholt wird. Die vom Rec. entdeckten Chordensysteme werden zwar erwähnt, aber sie sind nicht selbst genug beobachtet, und haben daher nicht die Würdigung gefunden, welche sie unbedingt fordern, indem der Verf. noch nicht ahnen, viel weniger wissen konnte, daß ganz entschieden nur in ihnen der größte und bedeutendste Theil der physiologischen und psychologischen Fragen und Räthsel, die in dem Organ der Organe von der Natur dem Geiste vorgelegt sind, gelöst werden können und sicher gelöst werden.

Der Verf. glaubt aus seinen vielfältigen mit dem Galvanismus angestellten Versuchen mit Sicherheit folgendes Resultat ziehen zu dürfen und so die Bellsche immer noch etwas schwankende Ansicht fest zu stellen: 1) die vorderen Wurzeln und vorderen Stränge (er nimmt nur vordere und hintere an und läßt die mittleren nicht als besondere gelten), welche gegen mechanische Reize unempfindlich sind, erregen heftige Contractionen durch den an ihren freyen Enden angebrachten Galvanismus, und diese unempfindlichen Theile des Nervensystems stehen ausschließlich in einem Rapport mit der Bewegung; 2) die hinteren Wurzeln und mit ihnen correspondierenden Stränge, welche, mechanisch gereizt, sehr empfindlich sind, veranlassen keine Muskelcontraction, wenn man die galvanische Kraft auf ihre freyen Enden einwirken läßt; die Functionen dieser Wurzeln und Stränge stehen ausschließlich in Beziehung zur Sensibilität und nicht zur Bewegung.

(Fortsetzung folgt.)

---